BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 14. 1842

München 1842
4 Bavar. 125 h-14/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331519-7

10331519

10331519

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Vierzehnter Band.

14.15
1842

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

2?

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

10331519

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1842.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331519

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Jänner.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira, Teneriffe and a long the shores of the Mediterranean, including a visit to Algiers, Egypt, Palestine, Tyre, Rhodes, Telmessus, Cyprus and Greece, by W. R. Wilde, in II. Volumes. Dublin 1840.

Der Verfasser des eben genannten Reiseberichtes, Licentiat des königlichen Collegiums der Wundärzte in Irland, hatte bey seinem Besuche einiger der interessantesten Inseln und Küstengegenden von Afrika so wie des westlichen Asiens und Griechenlandes einen Zweck vor Augen, dessen consequente Verfolgung seinen Beschreibungen der schon so vielfach von Reisenden besuchten und beschriebenen Gegenden einen ganz eigenthümlichen Werth verleiht. Er begleitete als Arzt den Herrn Robert Meiklam Esq., welchem zur Wiederherstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit eine Reise in Länder von milderem Klima angerathen und durchaus nöthig war. Auf einer Jacht von 130 Tonnen, die ein Eigenthum des Herrn Robert Meiklam, mit allen Bequemlichkeiten für gesunde wie für kränkliche Reisende versehen war, trat Hr. Wilde seine Seefahrt am 24. September 1837 zuerst nach Lissabon und den Inseln Madeira und Teneriffa, dann nach den südlichsten Küstengegenden des Mittelmeeres an. Ueberall, wohin er kam, waren das Klima, die Beschaffenheit der Lebensmittel, der Wohnungen und anderer solcher Verhältnisse ein Hauptgegenstand seiner sorgfältigen Untersuchungen; denn seine Reise sollte ja zunächst nur der Gesundheitspflege und Erheiterung eines seiner ärztlichen Leitung anvertrauten Freundes dienen, und eine öffentliche Mittheilung jener Beobachtungen konnte dann auch für andre Leidende, welche zu ihrer leiblichen Stärkung oder heilsamen geistigen Anregung die gleichen Gegenden besuchen wollen, von Nutzen seyn. Wir heben in dem nachstehenden gedrängten Auszuge aus Wildes Reiseberichte Beydes, sowohl die für Diätetik und Gesundheitspflege wichtigen als auch jene Momente der Beobachtungen hervor, welche das geistig Aufregende betreffen, das dem Reisenden durch die erwähnten Länder sich als inneres Heilmittel darbietet.

Auch der Gesündeste wird, wenn er sich der Bay von Biscaja auf einem Segelschiffe nahet und des Seefahrens noch nicht gewohnt ist, erfahren müssen was Krankheit sey, denn an diesem Punkte des Begegnens der verschiedenartigen Strömungen ist das Meer in unaufhörlicher starker Bewegung. Hr. Wilde mochte von der Krankheit noch mehr gelitten haben denn sein kränklicher Freund, als endlich nach dreytägigem Herumkreuzen ihre Jacht in den Hafen von Corunna einlief. Der Fremdling in dieser Stadt, wenn auch die Stimmung seines Gemüthes durch äußeres oder inneres Leiden eine getrübte seyn sollte, wird dennoch durch den Reiz des vielen annehmlich Neuen, das ihm hier begegnet, sich bald erheitert fühlen. Der Nordländer, der vor Kurzem seine Heimath bey schon eingetretener Kühle des Herbstes verließ, athmet hier bereits die milde Luft eines südlichern Landstriches, der ihn mit seinen der Gesundheit zuträglichen Früchten erquickt; die Kleidung der Biscajer, vor allem die wahrhaft zierliche Weise in welcher die Frauen ihren Kopf schmücken, die Stadt selber mit ihren ansehnlich breiten Straßen, der mächtige Leuchtthurm in ihrer Nähe, der in seinem hohen Bau eines der merkwürdigsten Werke des Alterthums, den Pharos des Herkules einschließt, gewähren dem Auge eine

große Ergötzung; das nahe Schlachtfeld von Corunna, auf welchem der kriegskundige John Moore im Jahre 1809 den Tod des Helden starb und der berühmte William Napier schwer verwundet in die Gefangenschaft der Franzosen gerieth, weckt in jedem Engländer Erinnerungen von einer wenigstens eben so sehr erhebenden als niederschlagenden Art. Denn bey dem damaligen Rückzuge vor dem überlegenen Feinde zeigte sich die heldenmüthige Tapferkeit so wie die Kriegskunde an dem kleinen brittischen Heere in einem glänzenderen Lichte, als bey manchem seiner Siege an dem übermüthigen Feinde. Die Krankheiten, welche nach Wilde's Beobachtungen in Corunna am häufigsten vorkommen, sind Leiden der Brust; Fieber und epidemische Krankheiten gehören zu den seltnen Erscheinungen. Bey der Anlage zu Brustleiden mag die allgemeine Gewohnheit des Tabakrauchens nicht sehr zuträglich seyn, denn der hiesige Tabak, dessen Bau und Zubereitung zu Cigarren Tausende von (meist weiblichen) Händen beschäftigt, ist sehr stark und man raucht denselben auf spanische Weise, nicht aus Pfeifen, sondern klein geschnitten, aus kleinen, an ihrem Ende angezündeten Papierröllchen. Das hiesige Krankenhaus fand sich in sehr mittelmäßigem Zustand; die Kranken, fast so lange noch der Athem aus und eingeht, rauchen ihren Tabak. Die Aerzte in Corunna sind in Madrid gebildet und graduirt.

Der Wind vom Gebirge und von der Nordsee her fieng bereits an rauher zu wehen als es für den kränklichen Begleiter unsers Reisenden zuträglich erschien, darum lichtete man am 10. Oktober die Anker und schon am Morgen des 12ten lief das Schiff in die Mündung des bräunlichschmutzigen, ansehnlich breiten Tajo und in den sichern Hafen von Lissabon ein. Der erste Eindruck, den der Anblick des von Schiffen aller europäischen Nationen belebten, großen Quai von Soudra auf den Fremden macht, ist ein sehr mächtiger: namentlich findet sich dort der Engländer von ganzen Schaaren seiner Landsleute und von einer großen Zahl der vaterländischen Schiffe umgeben. Mehrere imposante Gebäude, vor allen die Kirche von Estrella ziehen das Auge an; die Orangengärten, die Menge der andern Gewächse einer wärmeren Zone, namentlich die noch mit ihren großen weißen Blüthen prangende Datura arborea, die Haine der Cypressen, die zum Verkauf dargebotenen Südfrüchte bezeugen von allen Seiten die Kraft des Bodens und der ihn bestrahlenden Sonne; der Himmel ist so durchsichtig und klar, daß unserm Engländer der Schein des Vollmondes fast so hell erschien, als der Glanz der vaterländischen Sonne, wenn dieser, in solch herbstlicher Jahreszeit, durch die dunstreiche Atmosphäre der brittischen Eilande sich ergießt. Die gesündeste Gegend der portugiesischen Hauptstadt ist ohnfehlbar das an ihrem westlichen Ende, hoch über dem Fluß gelegene Quartier von Buenos Ayres. Bey allen Annehmlichkeiten, deren sich der Fremde in Lissabon erfreut, fehlt es ihm auch nicht an mannigfachen Anlässen zu Empfindungen der entgegengesetzten unannehmlichen Art. So fand unser reisender Arzt wenigstens in der Jahreszeit, in welcher er hier war, den Unterschied der Temperatur des heißen Tages so wie der Nachtstunden, eben so wie der zwischen den beschatteten und den von der Sonne beschienenen Stellen (in den Gebäuden zwischen den Zimmern der Nord- und der Südseite) so auffallend groß und empfindlich, daß die größeste Vorsicht nöthig ist, um sich nicht beständigen Erkältungen auszusetzen. Auch die portugiesische Art die Speisen zu bereiten fällt dem Fremden in der Regel sehr lästig; es duftet und schmeckt da Alles nach Knoblauch und nach Anis, oder ist wegen des häufig beygemischten scharfen Weinessigs fast ungenießbar, denn ohne diese, im Uebermaaß angewendeten Zusätze vermag keine portugiesische Küche zu bestehen. Oefters ist man genöthigt, sich in Ermangelung der genießbaren Speisen nur an dem Brod und Früchten, so wie an dem trefflichen, leichten Wein des Landes schadlos zu halten, oder an dem guten Trinkwasser, das die prachtvolle Wasserleitung von Alcantara in Menge zur Stadt führt, und mit welchem die biscayischen Wasserträger jedes Haus versorgen. Die Zahl der verwilderten Hunde, welche man früher dulden mußte, damit sie die Gassen von den aus den Häusern herausgeworfenen Abgängen der Küchen und Schlachthöfe reinigten, hat sich zwar in neuerer Zeit, seit der Anlegung von Abzugsgräben und dem wohlthätigen Einschreiten der Polizey sehr vermindert, doch ist sie immer noch groß genug, um am Tage das Auge durch den wi-

derwärtigen Anblick, bey Nacht das Ohr durch ihr Geheul zu beschweren. Ein Gegenstand, der nicht nur widerwärtigere Empfindungen als die verwilderten Hunde, sondern das Gefühl der tiefesten Trauer erregt, ist häufig das armselige portugiesische Volk in seinem jetzigen Zustand selber. Der alte Glaube hat sich in einen Unglauben aufgelöst, der nach allen Seiten geistige Verödung zur Folge hatte.

Unter den öffentlichen Vergnügungen von Lissabon verdient die gut bestellte Oper sammt dem Ballet einer Erwähnung. Als vorzügliche Sehenswürdigkeiten rühmt Herr Wilde den köstlichen Altar von St. Johann in der Kirche von St. Rochus und die Kathedrale von Belem. Auch bey dem Korkkloster und in dem damals meist von Engländern bewohnten Cintra machte unser Reisender einen Besuch und besah dann von hier aus noch die majestätische Kirche von Mafra mit ihren Bildhauerwerken. — Als Arzt und Menschenfreund interessirte er sich auch sehr für das neuerdings wohl eingerichtete Krankenhaus, so wie für die Armenschulen der Hauptstadt.

Es war jetzt Zeit, auch die portugiesische Küste zu verlassen; unser junger Arzt, mit der Zärtlichkeit einer Mutter, welche mit dem kranken Kind auf dem Arme die sonnigsten, gegen die Winterstürme geschütztesten Stellen aufsucht, damit das Kranke am belebenden Strahl sich erquicke, verließ mit seinem leidenden Freund am 20. October die Küste von Portugal und fand sich nach 4 Tagen schon in der Nähe des südlichen Ufers von Madeira, bey Funchal.

Möge die Erwartung eines Freundes und Bewunderers der in erhabener Schönheit und reichster Fülle zugleich prangenden Natur auch noch so hoch gespannt gewesen seyn, dennoch wird dieselbe bey dem Anblick von Madeira sich noch übertroffen finden. Die pfeilerartigen Felsen des Basaltes, mit ihren Grotten und Bogengewölben, mit ihren abgerissenen oder in gliederartigen Absätzen aufeinander gethürmten Kugelmassen und strahlenartig aus einander laufenden Gliedern erscheinen auch dann noch dem Auge schön, wenn sie aus der Mitte einer Einöde sich erheben, deren Boden selbst die Frühlingszeit nur einzelne Grashalme entlockt, oder von

welcher nur die Mitte des Sommers die Eisdecke hinwegnimmt. Hier, an der Küste von Madeira, hat die architektonisch bildende Natur ihren wundervollen Bau zur Grundlage eines Paradieses gemacht, das in immer grünender Herrlichkeit über den dunkelfarbigen Substructionen der Basaltfelsen und vulkanischen Schlacken dastehet. Mit einem Getöse, das dem fernen Donner gleicht, gehen die Wogen der Meeresbrandung in den Bogengewölben der Felsen aus und ein, oder sie lösen sich mit zischendem Geräusch an den gähen Felsenwänden und Pfeilern in ein träufelndes Gewölk auf, an welchem alle Farben des Regenbogens sich zeigen. Die Stadt Funchal liegt an einer kaum merklichen Einbiegung der Küste, mitten im dunkeln Grün der Orangen- und Citronenwaldungen, der Kaffeeplantagen und der großblätterigen Bananen. Ueber der Stadt erhebt sich als mächtige Pyramide der Kirchberg, dessen weißes Gebäude von Wallnußbäumen umgeben ist; jenseits dieses Berges und den Hügeln der Weinpflanzungen so wie der Obstgärten erhebt sich der ungleich riesenhaftere Hintergrund des Hochgebirges, auf seinen Gipfeln und in seinen Schluchten mit grünenden Waldungen bedeckt, aus denen die Bäche und Quellen in Wasserfällen herabstürzen. Während unsre Reisenden auf die Ankunft eines Bootes vom Ufer her warteten, bemerkten sie dort am Lande eine lebhafte Bewegung, ein Hin- und Herrennen des Volkes und zugleich eine schlammige Trübung des klaren Gewässers der Bay. Ein mächtiger Gebirgsstrom hatte sich von der Höhe herab in sein vorhin ganz leeres Bette ergossen; kein Regen war unten an der Küste gefallen; der Himmel erschien überall klar und heiter, nur auf einem Punkt des Gebirges hatte sich eine Wolke niedergelassen und aus dieser ergoß sich die Fluth, die sich jetzt über das Flußbette ausbreitete, auf dessen noch so eben trocknes Gestein die Bewohner ihre Kleider und Wäsche zum Trocknen hingelegt hatten. Aehnliche, plötzlich hervorbrechende Fluthen der Gebirgsströme rissen schon zuweilen ganze Gebäude hinweg und zerstörten die Pflanzungen der fleißigen Bewohner.

Unserem reisenden Arzte, der bey Allem, was ihm auf seinem Wege begegnete, zunächst mehr an seinen leidenden Freund und andere Kranke als an

sich, den Gesunden dachte, mußte allerdings das herrliche Madeira als eine Stätte erscheinen, in welcher es gut ist, sich Hütten zu bauen. Keine andere Gegend, so urtheilte er, kann geeigneter seyn, die Leiden eines kranken, geschwächten Leibes zu erleichtern, ein verwundetes Herz zu trösten, den gesunkenen Muth von neuem zu erheben. Und wenn noch kurz vorher, unter dem regnigten und neblichten Himmel, unter dem Druck der vom Kohlendampf verunreinigten Luft an der Themse jede Hoffnung auf Wiedergenesung aus vieljährigem Leid ganz erloschen war, hier, bey dem Einathmen der trocknen, balsamischen Luft, im Anblick des immerwährenden Frühlinges erwacht sie bald von neuem.

Der Kranke kann auf dieser wunderschönen Insel je nach seinem Bedürfniß die Vortheile der verschiednen Climate genießen, ohne sich ihrem Nachtheile auszusetzen. Ist es vor allem die Wärme, die zur Genesung ihm dient, dann wählt er zu seinem Aufenthalt eines der Wohnhäuser der Stadt. Hier genießt er mit allen Sinnen die Gaben eines tropischen Himmels. Denn wenn ihn selbst die Krankheit an sein Zimmer und Ruhebett fesselt sieht er die Fenster seiner Vorzimmer und die luftigen Hallen der Gallerien von den Schlingpflanzen der verschiedensten warmen Länder der Erde umsponnen; der Duft des Heliotropiums wie des wohlriechenden Oelbaumes (Olea fragrans) und der Orangen dringt zu ihm herein; das Chor der gefiederten Sänger verstummt niemals; sein Tisch ist täglich von Früchten besetzt, die er zum großen Theil noch niemals mit Augen gesehen und welche unter einander eben so durch Wohlgeschmack als ihre Blüthen an Pracht der Farben und Gestalten wetteifern. Außerdem versorgt ihn das Meer wie das Land mit den besten leichtverdaulichsten Speisen aus dem Thierreiche; ein höchst zuträgliches Getränk für die meisten Kranken, welche der Stärkung bedürfen, ist nebst dem trefflichen Wasser der hiesige Wein, von welchem Madeira die verschiedensten Sorten erzeugt, unter denen der weiße, an der Südseite der Insel wachsende der gesündeste, der süße Malmsey der wohlschmeckendste, der rothe Tintawein, eine Mittelsorte zwischen dem Claret und dem Porto der gemeinste ist.

Sobald der Kranke sich soweit gestärkt findet, daß er das Ruhebett und Zimmer zu verlassen vermag, dann erhöht sich sein Genuß an den Naturschönheiten dieses Landes mit jeder Stunde. In Funchal findet sich fast auf jedem Hause eine Art von Thurm, der mit einem guten Fernrohr versehen ist, durch welches man weithin über das Meer und Gebirge zu schauen vermag. Ein erfrischender Seewind weht in das luftige Gemach des Thurmes beständige Kühlung herein; selbst die Wärme der Mittagsstunden wird hier gemildert. Wenn endlich der Wiedergenesende allmählich auch zu weitern Spaziergängen sich stark genug fühlt, dann stehet ihm zu diesen eine Auswahl frey, wie kaum an einem andern Orte. Funchal, seitdem die gebildeten Völker Europas hieher die Lust ihrer Sinnen aus allen Welttheilen brachten, gleicht in seiner Umgegend einem reichen botanischen Garten, in welchem die Gewächse des heißern Amerikas neben denen aus Afrika, Asien und Australien nicht bloß ihre Blüthen entfalten, sondern, was bey uns in Europa niemals geschieht, ihre köstlichen Früchte reifen. Die Fußwege durch diese paradiesischen Gärten laufen meist an Kanälen hin, gefüllt mit dem klaren frischen Wasser des Gebirges, selbst die breiten Strassen der Stadt sind gut gepflastert und reinlich. Die mittlere Temperatur des Jahres ist in Funchal 15° Reaumur. Die Temperatur der einzelnen Tage und selbst die der verschiedenen Jahreszeiten ist nur einem äußerst geringen Wechsel unterworfen, der Thermometerstand fällt während der Nacht nur selten über einen oder zwey Grade R.; sein niedrigster Stand im Winter, vor Sonnenaufgang ist 8° Wärme; in Funchal selber regnet es äußerst selten, noch seltner ist es, daß ein solcher Regen einen ganzen Tag anhält; selbst der Thau fällt so sparsam, daß man Wäsche bey Nacht im Freyen trocknet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Jänner.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Fortsetzung).

Obgleich aus der eben gegebenen Beschreibung hervorgeht, daß Funchal und seine unmittelbare Umgebung vornämlich zu einem Winteraufenthalt für Kranke geeignet sey, bietet diesen dennoch auch die heißere Jahreszeit auf dieser Insel eine Menge der annehmlichsten, heilsamsten Wohnplätze dar. Die Landhäuser auf den Hügeln und Gebirgen sind dann, *je höher sie liegen*, desto kühler; dort fällt der Thau stärker, die Trockenheit der Luft ist durch die Wasserdämpfe, welche aus den quellenreichen Waldungen aufsteigen, gemäßigter.

Der Aufenthalt auf Madeira scheint zur Milderung, ja selbst zur Heilung der meisten chronischen Krankheiten geeignet; selbst für die ersten Stadien der Lungensucht gilt dieses, und auch noch dann, wenn für die Leidenden dieser Art keine eigentliche Genesung mehr möglich ist, kann das Klima von Madeira das Leben auf eine kaum zu erwartende Weise verlängern. Hievon gaben die letzten Lebensjahre des wackern Naturforschers, Dr. Heinecken, einen Beweis. Als demselben mehrere der einsichtsvollsten Aerzte in England das Leben abgesprochen, als sie einstimmig ihm die unvermeidliche Nähe des Todes angekündigt hatten, eilte er mit seiner Lungensucht nach Madeira. Hier lebte er noch, bey einem nach seinem Maaße erträglichen Wohlbefinden 9 volle Jahre, bis er einst, als er nach der benachbarten Insel Porto Santo eine Fahrt gemacht hatte, um dort Fossilien zu sammeln, auf dem Rückwege in seinem offnen, kleinen Boote von einem heftigen Sturm überfallen und so durchnäßt ward, daß er in Folge der Erkältung während der darauf folgenden Nacht starb. Seinem schon früher ausgesprochenen Wunsche gemäß unternahm Dr. Renton, ein geschickter Arzt, die Oeffnung seiner Leiche, dieser fand zu seinem Erstaunen, daß die eine Lunge fast ganz verschwunden, die andere aber in einem solchem Zustande war, daß er gar nicht begreifen konnte, wie bey solchem Befinden der Respirationsorgane noch ein Leben möglich gewesen sey. In solchen Fällen genügt dann freylich nicht der kurze Aufenthalt von einigen Wochen oder Monaten, sondern ein wohl Jahre lang dauernder, während bey andern, noch nicht so tief eingehenden Leiden des Unterleibes und der Brust, so wie der sogenannten der Nerven öfters schon nach wenig Wochen eine günstige Wendung merklich wird. Ein Reconvalescent, der länger auf Madeira weilte, sollte nicht vor der Mitte des Juny nach dem kalten, feuchten England zurückkehren. Der viele Zuspruch der reichen Engländer auf der schönen Insel hat die Forderungen der hiesigen (meist portugiesischen) Bewohner so hoch gesteigert, daß der Aufenthalt in diesem Augenblick selbst nach der Schätzung eines Engländers theuer zu stehen kommt. Die Ueberfahrt von England nach Madeira ist durch die Dampfschiffahrt zwar nicht in Beziehung auf die Geldkosten, wohl aber auf den Zeitaufwand sehr erleichtert worden, denn regelmäßig an jedem Montag fährt ein Dampfschiff von Falmouth nach Lissabon ab, auf welchem ein Platz in der ersten Kajüte mit der Verköstigung 15, einer in der zweyten Kajüte 9 Pfund St. und 10 Schillinge kostet. Von Lissabon nach Madeira fährt das Dampfschiff alle 14 Tage ab und kehrt wenige Tage nach der Landung seiner Passagiere wieder zurück. Auf diesem Dampfschiff kostet der erste Platz 10, der zweyte sammt Kost 7, das Verdeck 3 Pfund Sterling.

Unser Reisender, so wie sein Freund, an welchem die geistige Aufregung, welche der Anblick des Neuen gewährt, zusammen mit dem Einfluß des milden Klimas bereits anfiengen, ihre wohlthuende Wirkung zu offenbaren, wollten die Gelegenheit das nahe Teneriffa zu sehen nicht ungenützt vorüber gehen lassen, am 5. November begannen sie dorthin von Madeira aus ihre Fahrt. Schon am Morgen des darauf folgenden Tages erblickten sie den so oft beschriebenen Pic von Teneriffa, welcher von Norden her gesehen nicht die Form eines Kegels sondern jene eines zackigen Felsenblockes hat, dessen Gipfel weit über die gewöhnliche Region der Wolken emporragt. Noch am Abend desselben Tages legte sich das Schiff bey St. Cruz vor Anker, am darauf folgenden Morgen stiegen unsre Reisenden bey demselben Molo ans Land, an welchem Nelson in der unglücklichen Affaire von 1797 seinen Arm verloren hatte. Die Bauart der wahrhaft sauberen, ziemlich ansehnlichen Stadt läßt alsbald ihre ersten Begründer, die Spanier errathen, denn sie ist im sarazenisch-spanischen Geschmack; auch den hiesigen Bewohnern, einem sehr wohlgestalteten Schlage von Menschen, sieht man alsbald ihre spanische Abkunft an.

Wichtiger noch als St. Cruz erschien unsern Reisenden aus ärztlicher Rücksicht das kleine, am Fuße des mächtigen Pic gelegne Städtlein Oratava. In der That, wer die ernste Stille in der Mitte der erhabensten Naturschönheiten sucht, der findet hier reichlich was er begehrte. Die Häuser des Städtleins sind zum großen Theil Paläste, vormals bewohnt von hochadelig spanischen Geschlechtern, anjetzt aber meist verlassen und verödet; auf den Wappenschildern über den prachtvollen Portalen grünt das Moos, in den Höfen wie auf den Vorplätzen wächst hohes Gras. Durch jede Gasse des Städtleins ergießt sich ein Strom von klarem Wasser und verbreitet angenehme Kühlung. Hier in der Nähe steht jener oft erwähnte Drachenbaum, welchen man mit Recht als einen der ältesten vegetabilischen Bewohner unseres Planeten betrachtet; sein viele Jahrhunderte alter Stamm hat 47 englische Fuß im Umfange. In seiner Art scheint auch dieser uralte Baum für die lebensverlängernde Kraft des hiesigen Klimas zeugen zu können. Die Luft ist auf Teneriffa noch weniger feucht als in Funchal, das Hygrometer zeigte einen Stand, den Dr. Heinecken während seines 9jährigen Aufenthaltes auf Madeira nur ein einziges Mal beobachtete und jener Grad der Trockenheit ist hier ein ganz gewöhnlicher. Während Madeira vorzüglich durch die vielen aus andern heißen Ländern der Erde eingeführten Gewächse zu einem Lustgarten wird, zeichnet sich Teneriffa durch eine größere Mannigfaltigkeit der einheimischen Pflanzen aus, deren Arten von der außerordentlichen Milde und Gedeihlichkeit des Klima's zeugen. Mit Recht zieht Herr Wilde aus seinen Beobachtungen den Schluß, daß ein Aufenthalt in Teneriffa vorzüglich für solche Kranke, sehr heilsam seyn müsse, welche an einer Affection der Luftröhre, verbunden mit vielem Auswurf, oder an einer Erschlaffung der Schleimhäute der Organe des Mundes und Halses leiden, welche nicht selten bey Solchen gefunden werden, die sich durch vieles lautes (öffentliches) Sprechen und Singen übermäßig angestrengt haben.

Allerdings mag der erhabene Reiz des Pic de Teneriffa für Reconvalescenten, deren Gemüth von solcher Schönheit leicht gerührt wird, ein verführerischer seyn; sie müssen sich jedoch mit dem Anblick dieser Majestät von unten und ferne her begnügen, oder können, sobald die Kräfte dieß erlauben, auf guten Maulthieren von zuverläßigem Schritte, Wanderungen in die Region der Weinberge und der andern Pflanzungen machen, welche den unteren, allmählig ansteigenden Theil des herrlichen Berges bekleiden. Das eigentliche Besteigen des 13000 Fuß hohen Gipfels müssen sie Gesunden überlassen, welche, bey der außerordentlichen Klarheit der Atmosphäre, ein an der Küste stehender Beobachter durch das Fernrohr bis zur höchsten Höhe begleiten kann, denn die Beschwerden des Weges, der zuletzt nur zu Fuß über die zerrissenen Lavamassen und die Bimssteinasche zurückgelegt werden kann, sind nicht gering. Dagegen ist auch der Lohn, welchen der Reisende am Ziel seines Weges empfängt, ein unbeschreiblich großer, denn jener Aussicht, welche man auf dem Pic, nicht nur über die Insel Teneriffa sondern weithin über das Meer und die canarischen Inseln genießt, kommen nur wenige auf Erden gleich. Unser reisender Arzt war mit seinen Führern und

Begleitern am Nachmittag von Oratava aufgebrochen und fand sich am nächsten Morgen auf der Spitze des vulkanischen Kegels, bey dessen Basis er die Sonne hatte aufgehen sehen. Die Kälte und Dünne der Luft war in den letzten Stunden der Nacht, so wie unmittelbar vor Sonnenaufgang überaus empfindlich; das Thermometer war bis auf 7° unter dem Gefrierpunkt gesunken. Die canarische Föhre, von welcher de Candolle die Erwartung hegt, daß sie selbst in Schottland gedeihen würde, findet sich am Pic bis zu einer Höhe von 5000 Fuß; fast bis zum Gipfel desselben grünt noch der Retamaginster (Cytisus rubigenus).

Nur ein Uebelstand oder vielmehr ein Mangel, welchem allerdings bald abgeholfen werden könnte, erschwert den Kranken, welche in Teneriffa Erleichterung oder Genesung suchen, ihren hiesigen Aufenthalt, dieß ist der Mangel an Wohnungen. Auf der ganzen Insel finden sich nur zwey Gasthäuser zur Aufnahme und Bewirthung von Fremden bereit, das eine in St. Cruz, das andere in Oratava, dessen Besitzer und Gastgeber ein gewesener Schauspieler ist. Der spanische Adel, dem die großen, meist leerstehenden Häuser gehören, hat sich, noch immer festhaltend an den Vorurtheilen seines Standes, welcher dadurch an seiner Ehre gekränkt werden könnte, bey all seiner Armuth noch nicht entschließen können, fremde Miethsleute aufzunehmen. Dennoch fanden unsere Reisenden im Wirthshaus von Oratava zwey kranke Engländer.

Der kränkliche Freund unsers Arztes fühlte sich schon durch die bisherige Reise, bey welcher er sich, namentlich in Teneriffa, mancher Anstrengung beym Bergsteigen ausgesetzt hatte, so ermuthigt, daß seine Seereiselust statt befriedigt zu seyn nun erst recht erwacht war. Und wem sollte dieß nicht begegnen, wenn ihm ein mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstetes Schiff als Eigenthum zu Gebote stünde. Bey Gelegenheit der Seefahrt nach Gibraltar, welche am 22. Nov. von Funchal aus begonnen wurde, empfiehlt H. Wilde als das beste Mittel gegen die Seekrankheit folgendes Verhalten. Man lege sich, sobald man die ersten Vorboten des Uebels bemerkt, auf den Rücken in sein Lager, jedoch nicht mit offenen, sondern mit geschlossenen

Augen, weil das Sehen der schwankenden Bewegungen eine Hauptursache des Schwindels und seiner Erbrechen erregenden Wirkung auf den Magen ist. Dabey darf zwar der Magen nicht ganz leer seyn, weil dieses sogar gefährliche Folgen haben könnte, doch hüte man sich auch ihn zu beschweren; man nehme ein wenig gebratenes Fleisch und Schiffszwieback zu sich, trinke, jedoch immer nur in einzelnen Schlucken, etwas kaltes Wasser oder Wasser mit Branntwein, hüte sich aber sorgfältig vor allen warmen Getränken. So kann man selbst bey stark bewegtem Schiffe die Krankheit vermeiden und sich allmählig so an das Element gewöhnen, daß man von spätern Anfällen verschont bleibt.

Am 5ten December passirte das Schiff die Strasse von Gibraltar und legte sich bald nachher im Hafen dieser wohlbefestigten Stadt vor Anker. Bey ihrem 11tägigen Aufenthalt in Gibraltar genossen die Reisenden alle die gewöhnlichen, geselligen Vergnügungen in dieser ganz auf heimathliche Weise eingerichteten englischen Colonie. Einer rühmlichen Erwähnung fand H. Wilde die Bibliothek und das Lesezimmer werth, welche sich in diesem Nest der Skorpionen (so beliebt es ihm Gibraltar zu zu nennen) finden. Doch beklagt er sich, daß neben den zahlreichen englischen Blättern nur eine einzige irländische Zeitung und auch diese nur aus besonderer Vergünstigung gegen ein irisches Mitglied der Committe zu dem Journalzimmer ihren Zutritt gefunden habe.

Was den Hauptpunkt des Aufmerkens unsers Reisenden, die klimatische Beschaffenheit von Gibraltar und ihren vermuthlichen Einfluß auf die menschliche Gesundheit betrifft, so ist sein Urtheil in dieser Hinsicht keineswegs für das „Nest der Skorpionen“ günstig. Er selber und noch mehr wohl sein kränklicher Freund fühlten sich durch den schnellen Austausch des herrlichen Clima's von Madeira gegen das von Gibraltar auf eine höchst unangenehme Weise afficirt; hier regnete es täglich und der höchste Thermometerstand, welchen er beobachtete, war 12° R. Dies ist kein Aufenthaltsort für Kranke, die ein milderes Klima suchen; abgesehen von den häufig herrschenden Epidemien, sind Krankheiten der Brust

die gewöhnlichste Ursache des Todes bey den hier garnisonirenden Engländern.

Es war dieses der Hauptgrund zu dem baldigen Aufbruch unserer Reisenden aus Gibraltar; sie verließen dasselbe am 14ten December, um bald möglichst in Algier wieder in ein zuträglicheres Klima zu kommen. Der Anblick der mit Schnee bedeckten Gebirge von Granada und der vielen Schiffe, die sich zugleich aufgemacht hatten, um durch die Meerenge zu gehen, hätte für sich allein großen Reiz gehabt, wäre nur der angenehme Eindruck nicht so sehr durch das Gefühl der Kälte gestört worden, welches der rauhe aus Nordosten strömende Wind erregte. Als endlich, verspätet durch Windstille, das Schiff am 19. December den Hafen erreicht hatte, mußten sich unsere Reisenden, weil sie aus Gibraltar kamen, das mit so vielen Ländern in unmittelbarem Verkehr steht, zu ihrem großen Verdruß einer fünftägigen Quarantäne unterwerfen. Hätten sie auf ihrem Herwege nur wenige Stunden in Algeziras verweilt, dann wären sie dieser unangenehmen Hemmung entgangen. Bey dieser Gelegenheit regte sich auch die nationale Empfindlichkeit, als man am 22ten, da die Engländer gerade bey Tafel saßen, ihnen von Seiten des Sanitätscollegiums sagen ließ, sie möchten augenblicklich bey dem benachbarten Lazareth sich einfinden, und als der Sanitätsarzt sie etwas rauh darüber anließ, daß sie mit ihrem Erscheinen gezögert hatten.

Unter den Bewohnern von Algier, deren Zahl man, mit Einschluß der 7000 Mann des französischen Militärs zur Zeit des Hierseyns unserer Reisenden auf 30000 schätzte, zogen die Aufmerksamkeit des H. Wilde am meisten die Mauren an, die er als einen besonders schönen, kräftigen Schlag von Menschen schildert, und welche auch dadurch sein patriotisches Interesse erregten, daß so viele von ihnen, wegen des beständigen Verkehrs mit Gibraltar, das Englische ganz geläufig redeten, und hierbey so richtig, daß sie selbst das th, den gewöhnlichen Stein des Anstosses für andere fremde Nationen, gleich gebornen Engländern aussprachen.

Die Stadt, auf einer Anhöhe gelegen, mit ihren sarazenisch gebauten Häusern, ansehnlichen

Säulenhallen und platten Dächern, über welche hin und wieder die schlanken Minarets emporragen, macht einen höchst angenehmen Eindruck; der Markt, mit all den reichen Erzeugnissen des Meeres wie des fruchtbaren Bodens, zeuget von der Kraft und Milde des Klima's, was aber den jetzigen Anbau und die Benutzung des viel versprechenden Landes betrifft, so beklagt unser Reisender, daß es hierzu an englischen Capitalien, schottischen Aufsehern und an tüchtigen Arbeitern aus Irland fehle, denn, so behauptet er, die Franzosen sind weder für den Handel noch für den Ackerbau recht geeignet; die wenigen Anbauer, die sich hier finden, sind entweder Spanier aus Majorka und Minorka, oder Malteser. So liefert dieses herrliche Land, welches bey zweckmäßiger Benutzung eine vielfach größere Bevölkerung, als die jetzige ist, überflüßig ernähren könnte, kaum den zehnten Theil des Getreides, welches in einem halben Jahre consumirt wird. Auch der Handel befindet sich in sehr unvollkommenem Zustand, während derselbe, wenn man Algier wenigstens auf mehrere Jahre zu einem Freyhafen gemacht hätte, gewiß zu einem kräftigen Aufschwung gelangt wäre. Unser reisender Engländer läßt aber bey jeder Gelegenheit seine nationale Verstimmung gegen die jetzigen Inhaber von Algier merken; er spricht von den häufig bey den höhern wie niedern Beamten derselben vorkommenden Unterschleifen und Betrügereien und erinnert bey dem Mißtrauen, welches das Volk des Landes in die Zuverläßigkeit der Franzosen setzt, an die Worte, welche der Pascha Mahomed im Jahre 1720 zu dem damaligen französischen Consul in Algier sprach: meine Mutter handelt mit Schöpsenfüssen, mein Vater mit Rindszungen, beyde aber würden sich schämen eine so nichtswürdige Zunge zu verkaufen, als die deinige ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Jänner.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Fortsetzung.)

In Beziehung aber auf den Vortheil, welchen Frankreich aus dem theuer erkauften Besitz von Algier zieht, erwähnt er jenes Pferdes, welches ein Schotte an einen guten Freund verkauft hatte. Der Käufer, nachdem er das Geld bezahlt hatte, fragte den Verkäufer, ob das Roß wohl auch Fehler *an sich habe*?

Ich weiß nur zwey, antwortete dieser, der eine ist der, daß der Gaul, wenn er auf der Weide ist, sich so schwer einfangen lässet.

O, sagte der Andere, dagegen gibt es schon Mittel; aber welches ist der zweyte?

Der zweyte Fehler, sagte der Andere, ist der, daß, wenn du ihn gefangen hast, er kaum einen halben Penny werth ist.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir übrigens bemerken, daß uns H. Wilde nicht bloß in seinem Urtheil über die dortigen französischen Einrichtungen hart und einseitig befangen erscheint, sondern daß er dieses, wie sich bey anderer Gelegenheit zeigt, in noch viel höherem Grade in Beziehung auf gewisse deutsche Niederlassungen und Einrichtungen ist. Der Engländer will in den meisten Fällen überall nur sein England und Englands Herrschaft sehen.

Doch wir müssen vor Allem noch dessen erwähnen, was H. Wilde über seinen Lieblingsgegenstand, über das Klima und den Gesundheitszustand so wie über die Heilanstalten von Algier sagt. Diese Bemerkungen verdienen um so mehr Beachtung, da sich voraussehen läßt, daß, wenn Frankreich noch einige Jahre diese Besitzung behält, Algier zu dem Rufe gelangen werde, ein vorzüglich günstiger Aufenthaltsort für Kranke zu seyn, auf welchen sich auch mit leichter Mühe alle Bequemlichkeiten und geselligen Annehmlichkeiten des Mutterlandes übertragen lassen. Was übrigens zuerst das Klima von Algier betrifft, so ist dieses auf keine Weise an Milde und Heilkräftigkeit mit jenem von Madeira zu vergleichen. Denn obgleich die Wärme während des Sommers auf 23° bis 26° R. steigt, und, wenn der Südwind wehet, fast unerträglich ist, sind dennoch die Monate Januar uud Februar so kalt, daß man am Morgen das Land mit Reif bedeckt sieht. Die regnigte Jahreszeit fällt in den November; während des Decembers, von welchem unsre Engländer einen Theil hier zubrachten, war die mittlere Wärme am Tage 12°, sie sank jedoch am Abend auf 9° bis 10° R. Die hier herrschenden Krankheiten sind intermittirende Fieber, die sich aus der sumpfigen Luft der Ebene erzeugen, öftere Rückfälle machen und nicht selten Diarrhöen, Wassersucht, so wie unmäßige Anschwellungen der Milz zur Folge haben. Anhaltende Fieber sind zum Glück selten, eben so wie die Opthalmien, obgleich die vorherrschend weiße Farbe der Häuser den Augen bey Sonnenschein überaus lästig fällt. Das hiesige Militärspital ist wohl eingerichtet, sehr geräumig und hat eine herrliche Lage in den ehemaligen Garten des Dey; die Krankenpflege durch die barmherzigen Schwestern fand H. Wilde der rühmlichsten Erwähnung werth.

Um der mit dem Januar steigenden Kälte auszuweichen, segelten die Reisenden am 28ten De-

cember von Algier ab, und landeten am 6ten Januar des Morgens im Hafen von Malta (La Valetta). Der heutige Feyertag gab dem Hafen vieles Leben; unzählige Boote mit Malteserinnen, in ihrem besten Schmucke, fuhren hin und her. Schon am folgenden Tage wurden die Anker von neuem gelichtet und am 13ten Januar 1838, nach einer sechstägigen glücklichen Fahrt, lief die schnell segelnde Jacht in dem Hafen von Alexandrien ein. Fast das erste, was die Aufmerksamkeit und die eigenthümliche Theilnahme des Arztes in dieser vormals so herrlichen Stadt der Ptolemäer anzog, das war die Menge der Blinden und die noch größere der Einäugigen; wohin er nur seinen geübten Blick richtete, da bemerkte er bey der niedern Volksklasse die Zeichen der noch fortwährenden oder die Folgen der vorübergegangenen Ophthalmie. Seine Bemerkungen über die Sehenswürdigkeiten von Alexandria enthalten nichts Neues. Eine Art von Lehre für reisende Engländer lag in dem Bemühen der Maulthiertreiber und des Dragoman der beyden Reisenden von dem (seit mehreren Jahrhunderten) am Boden liegenden Obelisken, der als eine der „Nadeln der Kleopatra“ bekannt ist, Bruchstücke zum Mitnehmen abzuschlagen. Jene Leute wunderten sich sehr, daß diese Engländer den gewöhnlichen Geschmack ihrer Landsleute nicht theilen wollten, denn daß H. Wilde gegen diese barbarische Zerstörung aller Kunstwerke sey, das bezeugt er auch bey einer andern Gelegenheit in seinem Reiseberichte, da wo er von der Sammellust einiger englischer Seeleute spricht, die sich von der aus carrarischem Marmor gehauenem Gruppe der heidnischen Könige, welche in St. Cruz die Statue der Madonna umgeben, die wohlgebildeten Nasen abgehauen hatten, um sie als Andenken mit in die Heimath zu nehmen.

Es war jetzt, im Januar, jene Zeit des Jahres gekommen, in welcher selbst Aegypten zwar nicht an Kälte, wohl aber an einer Abkühlung der Nächte zu leiden hat, welche dem Gefühle, das durch die Wärme des Tages verwöhnt ist, ganz empfindlich fällt. Unsere Reisenden traten ihre Nilfahrt, zuerst im Machmudikanal, dann bey Adfe auf dem weltberühmten Flusse selber in den zwanziger Tagen des Januar an. Die Landschaft an

beyden Ufern des Stroms war jetzt von einem üppigen Grün der Felder und Wiesen bedeckt, wie dieses bey uns der May und der Juny erzeugen, während aber am Tage die Wärme auf 20° R. stieg, sank sie bey Nacht auf 7° herunter. Ein solcher schneller Wechsel der Temperatur kann auf den kränklichen Fremdling nicht anders als sehr nachtheilig einwirken, weßhalb diese Jahreszeit am schicklichsten zu einer Reise nach Oberägypten benützt wird, wo alsdann die Temperatur der Tage und Nächte für das Gefühl des Europäers noch die erträglichste ist.

In Cairo, wohin H. Wilde in Begleitung seines pflegbefohlenen Freundes am 24. Januar kam, war es eine seiner ersten Angelegenheiten, die dortigen öffentlichen Heilanstalten und berühmten medizinischen Schulen kennen zu lernen. Er besuchte zuerst das Hospital und Medizinal-Collegium zu Kassr el Ajin, welches damals unter der Leitung und Pflege zweyer trefflicher deutscher Aerzte (beyde aus Bayern gebürtig), des Dr. Pruner und Dr. Fischer*) stund. Diese wohleingerichtete Anstalt läßt, nach dem Urtheil unsers reisenden Arztes, ein günstigeres Licht auf die Menschenfreundlichkeit und Liberalität des Pascha und auf die Fortschritte, welche Aegypten unter seiner Herrschaft in wahrer Bildung gemacht hat, fallen, als so manche andere kostspielige Unternehmung dieses so oft durch eigene wie durch fremde Schuld irre geleiteten Mannes. Das schöne, große, zweystöckige Gebäude, $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt, liegt in der Nähe von Ibrahim Pascha's Landhaus, umgeben von herrlichen Anlagen. Eine der Seiten des über 300 Fuß im Quadrat haltenden Gebäudes, so wie ein Theil seiner Fronten ist für die Wohnungen der Studirenden und zu Hörsälen bestimmt. Der Morgenbesuch bey den Krankenbetten hatte so eben begonnen, H. Wilde begleitete die Aerzte auf demselben und fühlte sich zu dem Bekenntniß gedrungen, daß er niemals ein reinlicheres, besser geordnetes und besser beaufsichtigtes Krankenhaus gesehen habe als dieses. Dasselbe dankte seine damaligen Vorzüge großentheils seinem Oberaufseher, dem Dr. Pruner. In

*) Ein Schreib- oder Druckfehler im englischen Original verwandelt diesen Namen in Sischer.

Kassr el Ajin so wie in dem correspondirenden Hospital im Frankenquartier der Stadt zusammen können bequem 1500 Kranke verpflegt werden, nämlich in dem zu Kasse el Ajin 1200, in dem der Stadt 300. Damals, als der englische Reisende hier war, belief sich die Zahl der an Augenkrankheiten Leidenden auf 100 und nur an wenigen unter diesen zeigten sich acute Ophthalmien. Dagegen beläuft sich im Herbste, wo diese Art von Leiden an der Tagesordnung ist, die Zahl der meist acuten Augenkranken in dem größeren Hospital öfters auf 700, ja nicht selten kommen an einem einzigen Morgen 300 derselben und bitten um Aufnahme. Offenbar ist die Krankheit epidemisch; sie stellt sich periodisch ein zur Zeit der Chamsim-Winde, vornämlich aber im Herbste, wenn sich beym Fallen des Nils schädliche Dünste aus dem stehenden Wasser erheben. Jedes Jahr fast erscheint die Krankheit mit einem andren eigenthümlichen Charakter, und ist an Heftigkeit und Zeit der Dauer verschieden; jenen Typus, unter welchem sie zuerst sich zeigt, behält sie dann auch insgemein bey. Nach diesem Charakter wird sodann von den hierbey wahrhaft sorgfältigen Aerzten das allgemeine Heilverfahren: die Nothwendigkeit oder die Entbehrlichkeit der Aderlässe u. s. w. bestimmt. Ein prädisponirender Grund der Krankheit liegt in der (erblichen) Beschaffenheit des Auges bey der hiesigen niedern Volksklasse. Die Mißbildung der Augenwimpern, an denen sich nur wenige unordentlich bald mehr ein- bald auswärts gestellte und gekrümmte Haare finden, hängt mit einer krankhaften Beschaffenheit des Augenliedes so wie andrer benachbarter Theile des äußern Auges zusammen; die Haarwurzeln leiden hierbey; die Absonderung der Drüsen ist gestört. Selbst an den Augenbrauen verräth sich diese Disposition, denn diese sind auch ganz dünn, ja zuweilen ganz der Haare beraubt. Hiezu kommt dann die Wirkung der Sonnenstrahlen, deren Heftigkeit sich namentlich die Männer, mit ihrem Tarbush, an welchem keine Spur von Schirm ist, aussetzen, dann der feine Sandstaub, welcher vorzüglich beym Wehen des Chamsims die Luft erfüllt. Dazu kömmt eine fast beyspiellose Vernachlässigung der nöthigen Reinigung des Auges. Aus Vorurtheil oder Gewohnheit wäscht man schon bey Kindern niemals die Augen und ihre Umgegend; hier häuft sich der Schmutz auf eckelhafte Weise an, Fliegen setzen sich in Menge an die Augenwinkel; man hält es für schädlich, sie hinwegzuscheuchen. Selbst bey jenen Waschungen, welche die Moslims vorschriftmäßig vor dem Gebet verrichten, vermeiden sie es sorgfältig, die Augen naß zu machen, während sie die Arme bis zum Ellbogen, die Füsse, den Nacken, die Mitte des Schädels und die Gegend hinter den Ohren reinigen. In der Gewohnheit der hiesigen Frauen, sich die Spitzen der Augenwimpern zu färben, kann keine Veranlassung zu der Krankheit liegen, denn im Ganzen findet man, daß die Frauen, auch dann wenn sie den ganz gleichen schädlichen Einflüssen sich aussetzen, ungleich weniger der Krankheit unterworfen sind als die Männer. Außer den Aderlässen, welche nur in dringenden Fällen angewendet werden, sind als die wirksamsten Heilmittel die Auflösungen des salpetersauren Silbers, des Zinkvitriols und die aqua saffarina erkannt worden. Ueberhaupt müssen, sobald mit der Eiterung eine Erweichung der Hornhaut sich einstellt, adstringirende Mittel angewendet werden. Wenn, abgesehen von den ungünstigsten Fällen, eine vollkommene Heilung nicht möglich ist, dann stellen sich als Folgen der Krankheit triefende Augen oder eine mehr oder minder große Trübung der Hornhaut ein; Kataракten kommen seltener vor als man erwarten sollte.

Die Apotheke des Krankenhauses ist musterhaft eingerichtet und vollständig, mit all den besten und wirksamsten Arzneymitteln versorgt. Unter der Leitung des Professors der Pharmazie wird ein großer Theil der Präparate von den Studirenden der Anstalt selber gefertigt. Der am Gebäude gelegene vortreffliche botanische Garten, so wie der anderweitige reiche Lehrapparat für materia medica, giebt den Studirenden Gelegenheit, sich hinlänglich mit den Naturerzeugnissen bekannt zu machen, aus denen die Heilmittel bereitet werden; damit sie in der praktischen Anwendung der Chemie desto besser begründet werden, sendet man sie eine Zeit lang in die großen chemischen Fabriken des Landes, namentlich in die des Salpeters und Chlorkalks.

Eine ganz besondere Schwierigkeit war bey der Errichtung des, für die ärztliche Schule unentbehrlichen anatomischen Theaters zu bestehen. Die Religion der Moslims verwehrt in vielen Fällen fast die Berührung, geschweige gar die Zergliederung der menschlichen Leichname. Mehemed Ali wendete sich zuerst an seine Priester, mit der Anforderung, daß sie dem Volk dieses Vorurtheil benehmen sollten und als diese hartnäckig sich weigerten etwas zu fördern, das so durchaus gegen das Gesetz des Propheten sey, ließ er ihnen sagen, daß, wenn sie auf ihrem Kopf bestünden, er Befehl geben würde, daß zunächst ihre Leichname, wenn sie gestorben wären in die Anatomie gebracht werden sollten. Dieses wirkte; die mohammedanische Priesterschaft hatte von nun an nichts mehr gegen die unerhörte Einrichtung ihres Herrschers einzuwenden. Außer der Sammlung anatomischer Präparate findet sich auch ein naturgeschichtliches Museum bey der Schule.

Die Zahl der Studierenden an der ärztlichen Schule belief sich, als Hr. Wilde sie besuchte, auf 300, welche nicht nur freye Wohnung und freyen Tisch haben, sondern auch auf Mehemed Ali's Kosten gekleidet werden, und noch überdieß eine monatliche Besoldung empfangen, deren Betrag sich nach dem Maaß ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse richtet. Ihre Kleidung ist eine militärische; jedesmal am Freytag (dem Sabbath der Moslim) entläßt man sie aus der Anstalt. Der Unterricht ist an 7 Professoren vertheilt, deren meist französische Vorträge, welche großentheils niedergeschrieben sind, ein eigner Dolmetscher ins Arabische übersetzt. Doktor Fischer und Pruner zeichneten sich unter jenen Lehrern aufs Rühmlichste aus. In der That diese ärztliche Schule, zugleich mit manchen andern Lehranstalten, in einem Lande, welches vor Kurzem noch unter so tiefer Barbarey begraben lag, verdient jene ruhmvolle Anerkennung, welche unser englischer Arzt über sie ausspricht; sie wird ein bleibendes Ehrendenkmal ihres Begründers, des edlen Clot Bey seyn.

Nicht so befriedigend als die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuser erschien unserm reisenden Arzt der Zustand des Morostan oder Irrenhauses. Dieses alte Institut, das schon im Jahre 1280 durch den Chalifen Nasr Mohamed II. als Bewahrungs- und Versorgungsanstalt für Rasende begründet wurde, hatte bis dahin noch nicht an den wohlthätigen Verbesserungen Theil genommen, welche in neuerer Zeit so manche öffentliche Anstalten Aegyptens erfuhren. Ja man darf sagen, es stehet tief unter jenem Zustand, in welchem zu Sultan Kulasons Zeit und durch die Vorsorge desselben solche Pfleganstalten waren; denn damals war nicht nur jeder Kranke der Behandlung eines Arztes übergeben und wurde durch besonders hiezu angestellte Wärter ernährt und möglichst wohl verpflegt, sondern selbst auf das Gemüth der Unglücklichen suchte man wohlthätig einzuwirken, indem ein Musikchor, das sich auf der Plattform im innern Hofe befand, von Zeit zu Zeit (nach regelmäßigen Absätzen) seine lieblichen Tonweisen anstimmte. Anjetzt finden sich die Rasenden, jeder einzeln, in kleinen gemauerten Käfigen, vor denen ein dickes, eisernes Gitter angebracht ist, an starke Ketten geschlossen, welche, wie bey bösartigen Hunden oder wilden Thieren an ein eisernes Halsband befestigt sind. Oefters muß eine einzige solche Kette zwey solche Unglückliche festhalten; indem sie durch ein Loch der Zwischenwand von dem Halse des Einen nach dem des Andern hinüberreicht, so daß die rasenden Bewegungen von diesem auf Jenen und umgekehrt von Jenem auf diesen übergetragen werden. Ganz nackend oder in die Lumpen des Gewandes gehüllt, das sie bey der Einkerkerung in den Käfig trugen, liegen und kriechen die Elenden in dem Schmutz und Unrath, der nur selten und unvollkommen hinweggeräumt wird, verzehrt von Ungeziefer. Selbst ihre Ernährung scheint mehr der Wohlthätigkeit der am Morostan Vorübergehenden, als eigentlichen Verpflegern überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Jänner.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Fortsetzung.)

Auch den Fremden macht gewöhnlich sein Führer auf diese Einrichtung aufmerksam; er kauft sich dann von den Leuten, die außen vor dem Eingang eine Sorte des schlechtesten Brodes feil bieten, mehrere Stücke desselben, nach welchem, gleich bey seinem Eintritt in den Hof, die armen Rasenden ihre abgezehrten Hände durch das Gitter hervorstrecken und das sie mit der Begierde eines wilden Thieres verschlingen. Daß unter solchen Umständen kaum jemals eine Heilung zu erwarten sey, begreift sich von selber; der erste Funke des wieder erwachenden Selbstbewußtseyns muß in der Fluth des Jammers, in die sich der Leidende versenkt siehet, alsbald erlöschen. Man darf nicht vergessen, daß diese so furchtbar mangelhafte Anstalt zunächst unter der Leitung der mohammedanischen Priester und Diener der Moschee steht, zu welcher sie als alte Stiftung gehörte. An der Betrachtung des Wahnsinnes so wie seiner Behandlung haftet ein altes, religiöses Vorurtheil des Islams, welches sich zwar an den der europäisch-ärztlichen Disciplin unterworfenen Anstalten, nicht aber hier in der Stiftung des Morostan hat besiegen lassen. Zum Glück ist, wie dieß schon Wilkinson bemerkt und dem dumpfsinnig ergebenen Fatalismus der Mohamedanen zuschreibt, die Raserey in Aegypten verhältnißmäßig selten.

Bey aller bisher angewandten Vorsicht kommt dennoch die Pest noch fast jährlich nach Aegypten. An dieses furchtbare Uebel wurde unser Reisender, so lange er in Cairo im Hotel des Hrn. Manson wohnte, täglich durch den Anblick eines treuen Hundes erinnert, welcher 6 Monate vorher einem von der Pest befallenen Franken alle Dienste eines Krankenwärters erwiesen hatte. Der Mensch genas, da bekam das Thier pestartige Zufälle; selbst Pestbeulen. Man sperrte es in das Zimmer ein, das der Kranke bewohnt hatte; aus diesem entkam es, und wurde nun auch wieder gesund, doch ist ihm eine Art von Lähmung und ein periodisches Zittern als Folge seiner Krankheit zurückgeblieben.

Uraltes, Schädliches wie Harmloses, mischt sich hier in Aegypten häufig mit einem eben so schädlichen oder unschädlichen Neuen; noch finden sich, wie zu Herodots Zeiten, auf dem Dach einiger Gebäude, (namentlich der Moscheen bey den Begräbnißplätzen) Behältnisse aufgestellt, in denen man Futter und Trinkwasser für die Vögel des Himmels hinstellt, noch die, von demselben alten Geschichtsforscher an den Scythen beschriebene Unsitte, sich durch den Dampf der Hanfblätter (von Cannabis sativa) zu betäuben. Dazu ist in der neuern Zeit den Aegyptern, wie allen Völkern des Orients, die Angewöhnung an das Rauchen des Tabaks und das Trinken des Kaffees gekommen. Hr. Wilde macht hierin eine Ausnahme von vielen (wenigstens frühern) Aerzten seines Vaterlandes; er hält nicht nur diese beyden Genüsse des Orientalen, so wie man in Aegypten sie findet (mit Ausnahme des anstrengenden Rauchens durch die Wasserflaschenpfeife oder Schischisch), für unschädlich, sondern wird sogar ein Lobredner des Kaffeetrinkens, insofern diese unschuldige Aufregung der Nerven vielleicht den verderblichen Genuß der geistigen Getränke, welchem der Europäer ergeben ist, verdrängen könnte. Einheimische Opiumesser fand er in Aegypten selten.

Für kränkliche wie für gesunde Fremde ist Unterägypten, wenn sie dasselbe zur günstigen Jahreszeit, im September und October, oder von Mitte Februars bis Mitte des Aprils besuchen, ein zuträglicher Aufenthaltsort; die milde Luft, das durch Filtration gereinigte und abgekühlte Wasser des Nils, die herrlichen Früchte des Landes und die Fülle so wie die Vortrefflichkeit der andern Nahrungsmittel, dann die Wohlfeilheit derselben, eignen jenes Land selbst zu einem Genesungsort für weniger bemittelte Reisende. Und wie reich ist diese Gegend der uralten Weltwunder an jenen innerlich aufregenden Elementen, welche selbst ein tief gebeugtes, entmuthigtes Menschenherz aufrichten und freudig machen können! H. Wilde und sein Begleiter genossen im reichen Maaße diese Elemente, sie betrachteten, mit tiefer eindringendem Verständniß als der größte Theil der Reisenden, die Mumiengräber bey Sackhara. Unser Arzt bereicherte hier, gleich bey seinem ersten Eintritt in die Gräber, seine Privat-Sammlung mit den sonderbar abnorm (so wie bey manchen der unvollkommenen Säugthiere) gebildeten Armknochen eines Mumienkörpers, der bey seinem Leben einem etwa 25jährigen Manne angehört haben mochte, auf dessen vornehmen Stand der kostbare Mumiensarg schließen ließ. Auch von den Steinplatten, mit denen die Wände der Grabgewölbe ausgelegt sind, und auf denen (nicht auf den Felsenwänden selber) die Hieroglyphen ausgearbeitet sind, nahm derselbe mehrere mit sich, zum Theil solche, welche von einigen französischen Reisenden, die vor kurzem hier einen antiquarischen Raubbau hielten, zurückgelassen waren, und der Freund des Alterthums möchte es fast beklagen, daß die neuern Sammler die Natur dieser Hieroglyphentafeln, welche so außerordentlich fein zusammeugefügt waren, entdeckt haben, weil auf diese Weise bald eine Menge der Gräber ihre Zierrathen verlieren werden. H. Wilde gehört auch unter jene geringe Zahl von Reisenden der neuern Zeit, welche die zweyte Pyramide von Ghizreh, die des Cephenes erstiegen haben; ein Unternehmen, welches nicht nur mit großer Beschwerde, sondern mit wirklicher Gefahr verbunden ist.

Ueber Mehemed Ali und den Einfluß seiner Regierung auf Aegypten urtheilt H. Wilde gerecht und billig. Er erinnert an den Zustand des Landes und seiner Bewohner unter der türkischen Herrschaft, wie dieser von Volnay und andern Reisenden des vorigen Jahrhunderts beschrieben wird und zeigt, daß dieser in der That kein besserer gewesen sey, denn der jetzige. Er verschweigt keineswegs das Tadelnswürdige, das an der Regierung des Vizekönigs Jedem zu sehr in's Auge fällt, übersieht aber auch nicht die wahrhaft großen Eigenschaften und die Verdienste um die geistige Bildung seiner Unterthanen an jenem Manne, der mit Napoleon und Wellington gleichzeitig (im Jahre 1769) die Bahn des Lebens betrat.

Bey ganz günstigem Winde fuhren unsere Reisenden am 7ten Februar des Morgens von Alexandria ab, um nach Rhodus zu gehen, welches gerade in dieser Jahreszeit das lieblichste, annehmlichste Klima genießt. Das Schiff hatte nur erst einen kleinen Theil seines Laufes zurückgelegt, da wurde es am 8ten von einem heftigen Sturme ergriffen, welcher dasselbe am 9ten an dem bey solchem Wind unzugänglichen Hafen von Rhodus vorbeyschleuderte, und mit Pfeilesschnelle an die Bay von Symi trieb. Nicht an dieser Insel selber, sondern zwischen ihr und der Küste von Kleinasien, an der kleinen Insel Vurnos, in der Bucht von Vavarra suchten und fanden die mit dieser Gegend des Meeres nur wenig bekannten englischen Seeleute einen sichern Ankergrund und eine gegen den Sturmwind geschützte Lage. Auf Vurnos, das etwa $\frac{3}{4}$ englische Meilen lang ist und dessen höchste Punkte nur gegen 400 Fuß über den Meeresspiegel ansteigen, lebt eine kleine, aus wenig Familien bestehende Colonie von Griechen; ein patriarchalisch aussehender Greis von 80 Jahren, der Vater von 19 lebenden Kindern, ist an ihrer Spitze. Der einzige Besitz, von welchem dieses harmlose, von der übrigen Welt weit abgesonderte Völklein sich nährt, besteht aus einer Heerde von 1000 Stück Schafen und Ziegen, welche auf Vurnos und einigen noch kleinern Inseln seiner Nachbarschaft ihre Weide finden. Ihre Wohnungen sind armselige Hütten, ihr Kirchlein ist ein enges, steinernes Gebäude, das auf einem Hügel liegt. Mit ihren türkischen Nachbarn auf dem Festland leben diese armen Christen im friedlichsten und freundlichsten Einverständniß. Ganz

nahe bey Burnos, auf der kleinen Insel Patelina, zeigen sich die Ruinen einer ansehnlichen Stadt, welche von den Genuesern erbaut und von ihnen selber zerstört ward, als sie dieses Besitzthum im 16ten Jahrhundert verlassen mußten. Hier finden sich die Gemäuer mehrerer griechischen Kapellen mit alten, von der Hand der Türken sehr gemißhandelten Freskogemälden. Am Ufer der Insel zeigen sich in großer Menge die in allen Farben des Regenbogens spielenden Pyrosomen. Auch noch auf einem andern, kegelförmigen Felsen, in einem Seitenarme der Bucht, finden sich die Reste von Befestigungswerken aus den Zeiten der Ritterorden. Das hier nahe liegende Festland ist an vielen Stellen mit den Trümmern von Landhäusern und andern Gebäuden bedeckt, welche zu ihrer Zeit einen überaus angenehmen Aufenthalt gewährt haben müssen. Auch ist diese wildschöne Gegend fast ganz von Menschen verlassen; in dem kleinen Dörflein Darchia, das an einem tiefen, engen Arme der Meeresbucht liegt, lebt nur etwa ein Duzzend türkischer Familien. Auch diese bewiesen den Fremdlingen eine große, zuvorkommende Freundlichkeit. Sie hatten noch niemals Kanonen abfeuern hören, und waren deßhalb über den Donner derselben nicht wenig erstaunt. Ein kleiner Fluß, in welchem eine Flußschildkröte (Emys decussata) häufig lebt, mündet nahe bey dem Dorfe in's Meer; an seinen Ufern grünet das Gesträuch des Oleanders; in den Gartenanlagen des Dorfes stund der Mandelbaum in voller Blüthe. Das Klima dieser Küstengegend fand H. Wilde noch milder und für das Gefühl annehmlicher, als jenes von Alexandria. Ein anziehender Anblick für den Freund der Jagd sind namentlich die großen Schaaren der Feisenrebhühner.

Der Sturm hatte sich gelegt, ein günstiger Wind führte das Schiff am 16. Februar wohlbehalten in den Hafen von Rhodus. Dem Klima dieser herrlichen, mit allen Gaben und Schönheiten der Natur gesegneten Insel läßt unser reisender Arzt volle Gerechtigkeit wiederfahren; dasselbe ist auch in den heißen Monaten des Jahres ein für Kranke wie für Gesunde höchst zuträgliches, denn die Hitze steigt fast niemals über 21° R., weil der frische Luftzug zwischen dem Meere und dem hochansteigenden Gebirge im Innern der Insel die Atmosphäre kühlt; der Sirocco wird niemals auf Rhodus empfunden; dazu kommt noch die Menge der schattigen, von Quellen und Buchten durchströmten Waldungen und Gebüsche. Die Insel wäre, dieß bezeuget das hier gedeihende Gewächsreich, eines solchen Anbaues fähig, daß sie eine Bevölkerung von 600,000 Einwohnern reichlich und gut ernähren könnte, während die jetzige Zahl der Bewohner sich kaum auf 30,000 beläuft und auch diese sich jährlich vermindert, weil die Erpressungen und Auflagen der türkischen Regierung ganz unerträglich sind. Damit sie diese hohen Abgaben nicht entrichten dürfen, lassen die Rhodiser den herrlichen Boden lieber ganz ungebaut; sie kaufen selbst den größten Theil des ihnen nöthigen Getreides von auswärts her; Baumwolle wird nur so viel gebaut, als für den inländischen Bedarf hinreicht; die höchst unbedeutende Ausfuhr beschränkt sich auf Seeschwämme und einige wenige Arten von Baumfrüchten. Bey jeder günstigen Gelegenheit flüchtet sich wieder eine griechische Familie in eine Gegend, wo sie vor den räuberischen, alle Mittel und allen Muth zum Leben dahinnehmenden Erpressungen der türkischen Pascha's gesichert zu seyn hofft.

Auf Rhodus findet sich, freylich gerade nicht zum Vortheil des schönen Eilandes, eine ganze Colonie von Aussätzigen (Leprosen.) Ein wohlgesinnter griechischer Christ hat an einem abgelegenen Punkte der Insel ein ansehnliches Stück Landes angekauft, auf welchem sich die Unglücklichen dieser Art aus den verschiedensten Gegenden der asiatischen Küstenländer und Inseln versammeln. Auch soll sich auf dem Hochland der Insel ein Dorf finden, in welchem der größte Theil der Bewohner, wie man glaubt, durch den Einfluß des dortigen Trinkwassers an Elephantiasis leidet. Epidemien herrschen selten auf Rhodus.

Von Rhodus fuhren die Reisenden am 19ten Februar hinüber nach dem asiatischen Festland, in die Bucht von Marmorizza. Die Umgegend ist hier ganz schweitzerisch, man sieht sich in eine Alpennatur von erhabener Schönheit versetzt; die Mee-

resbucht gleicht einem stillen See unserer Hochlande; selbst der starke Frost, der in der einen Nacht eintrat, zeugte von der Nähe eines Alpengebirges. Die Bewohner der Stadt, bey welcher ein alter stattlicher Thurm an die Zeit der einst hier mächtigen Johanniterritter erinnert, sind Türken; ein großer, ansehnlicher Schlag von Menschen. Ein vorzüglich wichtiges Erzeugniß ihres Landes ist der treffliche Honig, der in Menge nach den verschiedensten Gegenden der Türkey ausgeführt wird. Von der alten griechischen Stadt Physkos, welche in der Nachbarschaft von Marmorizza lag, finden sich nur wenige, mit Gebüsch überwachsene Trümmer. Zur Bucht von Karagatsch beträgt der Weg zur See von Marmorizza aus zehn englische Meilen, während beyde Buchten von Ost nach West nur durch eine sandige, kaum eine halbe Stunde breite Landzunge getrennt sind. Wahrscheinlich ist das breitere und hohe Vorgebirge, das sich im Süden an diese Landzunge anschließt, und dieser ganzen Halbinsel die Form eines Hammers giebt, in einer nicht gar fern vergangenen Zeit eine Insel gewesen, welche erst durch das allmählige Anschwemmen des schmalen, sandigen Striches mit dem Festland vereint wurde. Die Bucht von Karagatsch macht noch einen großartigeren Eindruck als die von Marmorizza, weil in jener das Alpengebirge unmittelbar von der Ebene aufsteigt; ein Theil der Berge ist bis zur Höhe hinan mit Wald und Buschwerk bewachsen, von grünen Schluchten durchzogen, in welchen Bächlein hinabrinnen, auch wäre die Bucht von Karagatsch zur Aufnahme ungleich größerer Schiffe geeignet, als die von Marmorizza. Von besonderm geologischem Interesse erschien unsrem Reisenden ein Felsen, der zu unterst aus Grünstein besteht, über welchen sich ein ganz vorzüglich schöner, edler Serpentin, über diesen ein grauer Marmor aufgelagert findet, der sich an einer Stelle wie ein tief in die unten liegenden Gebirgsarten eingeschnittener Canal in diese hineinsenkt, daselbst ihre Schichten wie gewaltsam zur Seite schiebt und ihnen ein seltsam gekrümmtes Aussehen giebt. Weder Stadt noch Dorf findet sich an der Bay von Karagatsch; nur die Zeltenhütten der Turkomanen sieht man hin und wieder zerstreut, denn dieses wandernde Hirtenvolk weidet hier seine Heerden und

nährt sich zugleich von der Jagd wie vom Holzfällen.

Das armselige, meist von Griechen bewohnte Makri, welches in der Bucht von Glaukus, an die Stätte des alten Talmessus liegt, konnte für unsern reisenden Arzt zwar zunächst nur ein pathologisches Interesse haben, welches jedoch in hohem Maaße durch jenes aufgewogen ward, das dieser Gegend durch ihre imposante Natur und durch ihren Reichthum an Bauwerken des Alterthums verliehen ist. Jene Bucht erschien unsern Reisenden ungleich tiefer und umfassender als dieß unsere Land- und Seekarten erwarten ließen; die Gebirge ragen hier bis in die Region des ewigen Schnees hinan, ihre schroffen, nackten Wände geben der Gegend bey aller Erhabenheit zugleich ein wildes, düsteres Ansehen. Schon das bleiche Aussehen der Bewohner von Makri läßt auf die Ungunst des hiesigen Klimas schließen. Dieses ist, wegen der unmittelbaren Nähe der Schneegebirge, rücksichtlich der Temperatur ganz außerordentlich schnellen Wechseln unterworfen; unmittelbar auf jene Hitze, welche die Strahlen der Sonne in solchen Stunden, in denen der Wind vom Meere her wehet, erzeugen, tritt mit dem Wind vom Gebirge her, eine durchdringende Kühlung ein; dem sumpfigen Boden, der an die Anhöhe von Makri angränzt, entsteigen Dünste, welche gewöhnlich, während den Morgenstunden, die Atmosphäre trüben und jene Wechselfieber veranlassen, an denen vom May an der größte Theil der Bewohner leidet. Die Pest richtet hier fast jedes Jahr große Verheerungen an, sie hatte noch kurz vor der Ankunft des englischen Schiffes in Makri geherrscht; ein Dorf in seiner Nähe war durch die Seuche ganz entvölkert. Vormals war Makri ein Durchgangspunct der Depeschen und Sendungen, welche zu Wasser aus Aegypten und Syrien kamen und zu Lande nach Konstantinopel, so wie umgekehrt befördert wurden. Unsere Reisenden waren im Anfang des März hier und fanden die Witterung überaus unfreundlich.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Jänner.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Fortsetzung.)

Doch bey diesem Allen war der Genuß, welchen der Anblick und der Besuch der prachtvollen, noch auf seltene Weise wohlerhaltenen Ruinen von Talmessus gewährte, ein ungemein hoher. Namentlich haben es die Bewohner jener alten Stadt, welche durch ihren Weinbau wie durch ihre Wahrsager und Zeichendeuter berühmt war, verstanden, die Gräber ihrer Todten auf eine Weise zu schmücken, die dem verwesenden Fleisch eine unverwesliche Ehre der vergötternden Kunst anzulegen suchte. Die in den Felsen gehauenen Gräber tragen meist die Form der Tempel. Unter den vormaligen öffentlichen Gebäuden nimmt noch jetzt das alte Theater einen hohen Rang ein.

Auf einer kleinen Insel, nahe bey Makri, finden sich die Gemäuer der Festungswerke und Wohnungen, welche hier die Johanniterritter erbauten. Ein heftiger Sturm trieb das Schiff auf seiner Weiterfahrt von hier in die öde, nur von einigen armen, griechischen Hirten bewohnte Bucht von Kalamacki. Die kleine Insel Kastellrosso, in dessen engem, zugleich aber trefflichem Hafen dasselbe am 5. März Anker warf, genießt ein ungleich gesünderes Klima als die Bucht von Makri. Ein wohl erhaltenes Kastell, das die Ritter nach ihrer Vertreibung aus Rhodus hier erbauten, zusammen mit der von rothfarbigen (eisenhaltigen) Adern durchzogenen Kalkfelsenmasse, hat diesem Eilande seinen Namen gegeben. Seine 8000 Einwohner, die mit Ausnahme einiger weniger türkischen Familien griechische Christen sind, nähren sich durch Handel und Schiffahrt, welche beyde durch die Lage und Vortrefflichkeit ihres Hafens sehr begünstigt werden. Der Boden ist übrigens so arm, daß alle zur Unterhaltung des Lebens nöthigen Gegenstände von auswärts zugeführt werden müssen.

Ein besonders günstiges Urtheil fällt unser Arzt von seinem Standpuncte aus über Beyrut, dessen Lage und Klima ihm so vortrefflich erschien, daß daß er jener Stadt zum Winteraufenthalt bey weitem den Vorzug vor Alexandria und Algier giebt. Das Fahrzeug unserer Reisenden, welches als eine Art von Kriegsschiff betrachtet wurde, hatte zwar statt 14 nur 9 Tage Quarantäne vor der syrischen Küste zu machen, doch beschlossen sie diese Zeit nicht müßig an einem Orte liegend zuzubringen, sondern während derselben allmählig südwärts zu seglen, denn auch die Tage einer Fahrt an der Küste hin werden unter gewissen Bedingungen von jenen der Quarantänezeit abgezogen. Jener ungünstige Wind, welcher das Schiff an der Stätte des alten Tyrus, bey dem jetzigen Zur festhielt, kam unsern Irländern nicht ungelegen, denn sie gedachten hierbey an jene beliebte Annahme, nach welcher ihr Volk seinen Ursprung von einer Colonie der Phönizier herleitet. Doch konnte der jetzige Zustand dieser alten Mutterstadt vieler handeltreibender und Inseln bewohnender Völker gerade keinen besonders erfreulichen Eindruck erregen, denn jene vormals reiche Königin der Meere ist zu „einen nackten Felsen und zu einem Wehrd geworden, darauf man die Fischergarne ausspannt.“ Ein großer Theil der Stätte, worauf Tyrus begründet war, ist jetzt von Meereswellen und Meeressand bedeckt, denn Hr. Wilde überzeugte sich durch seine Forschungen, daß hier wie

an einigen andern der von ihm besuchten Küstengegenden, namentlich der von Talmessus, so wie von Kakara, Beyrut, Cäsarea u. a. das Meer nicht zurückgewichen sey, sondern im Gegentheil Land gewonnen habe. Unter Andern hatte auch schon Graf Berton bey seinem Aufenthalt an dieser Küstengegend aus der Aussage der Taucher und Schwammfischer den Schluß gezogen, daß ein Theil des Gemäuers, welches den Molo des nördlichen Hafens bildete, anjetzt vom Meere bedeckt sey und gerade hier war es auch, wo Hr. Wilde eine untermeerische Ruine entdeckte. Auch die geringe Breite der Halbinsel in ihrem jetzigen Zustande spricht für jene Ansicht, obgleich unser Reisender die Lage der eigentlichen Altstadt Tyrus etwas landeinwärts annimmt, in der Gegend des etwa 150 Fuß hohen Hügels Marschuck, auf welchem anjetzt, statt der alten Akropolis eine Moschee steht, während nur die Hafenstadt auf der Halbinsel lag. Von jener Altstadt, nach der noch jetzt die Richtung eines vormaligen, nun in Trümmern liegenden Aquäductes hinweist, gilt das prophetische Wort, daß sie ganz zerstört und niemals wieder gebaut werden sollte; das insulare Tyrus ist noch jetzt, im Vergleich mit andern Ortschaften der nachbarlichen Küste ein nicht unansehnliches Städtlein. Von alterthümlichen Ueberresten findet sich außer den Trümmern der Wasserleitungen und der landeinwärts, nahe bey der vormaligen Altstadt gelegenen Grabmäler kaum noch eine Spur, denn das, was noch vorhanden war, das hat ein Pascha von Akre zu Schiffe dorthin bringen lassen, damit es einigen der von ihm aufgeführten Bauwerke zur Zierde diene.

Ein besonderes antiquarisches so wie naturhistorisches Interesse gewähren die Untersuchungen, welche Hr. Wilde an Ort und Stelle über das Material anstellte, aus welchem die Tyrer ihre kostbare Purpurfarbe gewannen. Es gelang ihm mehrere jener kesselartigen, in den Sandstein gehauenen Eintiefungen in der Nähe des Ufers aufzufinden, in denen aller Wahrscheinlichkeit nach die Purpurschnecken zerrieben wurden. Bey diesen Resten der alten Purpurmühlen zeigten sich in unermeßlicher Menge die Schaalen und Schaalenstücke des Thieres, welches, ehe man es in die Mühlen oder Mörser brachte, aus seinem Gehäuse herausgenommen wurde.

Die genauere Betrachtung zeigte, daß jene ächten Purpurschnecken keine andere Art gewesen seyen als Murex trunculus, wiewohl auch aus andern der einheimischen Seeschnecken, wie aus Buccinum lapillus, Scalaria Clathrus u. A. Purpurfarbe gewonnen werden konnte.

Unser reisender Arzt hatte aus Vorsorge für seinen Freund zum Besuch von Palästina jene Zeit des Jahres ausgewählt, in welcher nach seiner Ansicht die Witterung dieses Landes für europäische Reisende am zuträglichsten ist: den Monat März. Zwar fällt in der Regel in die Tage vor der Mitte des März bis in die Mitte des Aprils eine Zeit des Regens, und es ist deßhalb der Vorsicht gemäß, den Aufenthalt im gelobten Lande, wenn dieser keiu sehr langer seyn kann, in jene Zwi chenperiode zu verlegen, welche zwischen Ende des Winters, dessen Schneemassen so manche Gebirgswege unzugänglich machen, und die Zeit der Spätregen hineinfällt. Eben jetzt stund auch das Gefilde von Saron in seinem höchsten Blumenschmucke da; ein bunter Teppich von scharlachrothen Anemonen, orangefarbenen Tulpen, unterwebt mit weißen Cistusrosen, blauen Schwertlilien und den vielfachen Arten der Asphodillen und Lilien bedeckte die ganze, herrliche, mit so manchem Heldenblute getränkte Landschaft, die sich zur Rechten an die Ebene von Ascalon anschließt. In Ramlah fanden die Reisenden eine gastfreye Aufnahme im dortigen Convent der Franziskaner, so wie zu Jerusalem im lateinischen Kloster, das im Besitze des nämlichen Ordens ist. Auch unser Reisender vertieft sich, bey seiner Beschreibung der heiligen Stadt in die so oft von neuem aufgenommene Untersuchung über die Identität des heiligen Grabes und Golgathas mit den jetzt unter diesem Namen innerhalb der heil. Grabeskirche verehrten Stätten. Die Gründe, welche derselbe, gestützt auf eine genaue Prüfung mit eigenen Augen für jene Identität anführt, müssen jedem Unbefangenen einleuchten und ihn zu der Ueberzeugung bringen, daß in dem Lande, welches seit ältester Zeit und bis zu unsern Tagen den Gräbern der theuern Verstorbenen eine so aufmerksame Beachtung widmet, auch das Andenken jenes Grabes und jener Leidensstätte von Geschlecht zu Geschlecht, einige Jahrhunderte lang (bis zu Constan-

tins Zeiten) fortgepflanzt wurde, welches nicht nur Einem und dem Andern, sondern allen Völkern und Zeiten unter den Gräbern das theuerste seyn mußte. Selbst bey den Oelbäumen in Gethsemane, deren umfangsreichste er für die ältesten hält, die man auf Erden beobachtete, hält er es als Botaniker nicht für unmöglich, daß sie ein 1900 jähriges Alter haben könnten.

Bey der Beschreibung der sogenannten Gräber der Könige macht unser Reisender auf die große Aehnlichkeit aufmerksam, welche die Grabeskammern der Aegypter, Phönizier, der Hebräer und der ältesten Griechen in ihrem gemeinsamen Grundplane mit jenen alten Gräberhallen haben, welche man hin und wieder in Irland aufgefunden hat. Die Grabmähler im Kidron-Thale, das sogenannte des Absalom, des Sacharjah und des Josaphat erinnerten H. Wilde so wie manche frühere Reisende durch ihre Bauart und Verzierung sehr an ähnliche Bauwerke, welche er in Aegypten gesehen. Auch ihre *Aehnlichkeit mit* den Grabmählern von Talmessus und Petra kennt er an.

Gerade zu der Zeit, als H. Wilde sich in Jerusalem aufhielt, wurde daselbst eine Entdeckung gemacht, welche nicht nur von einem großen archäologischen Interesse war, sondern welche jenem sammellustigen Reisenden Gelegenheit gab, einige für ihn höchst werthvolle Gegenstände den bereits auf dieser Reise erworbenen Schätzen hinzuzufügen. Einige Knaben, welche im Thale Ben Hinnom nahe bey Hakeldama, dem Blutacker, der für ein Begräbniß der Pilger und Fremdlinge bestimmt war, gearbeitet hatten, waren auf ein Grabmahl gestossen, dessen Eingang vielleicht seit vielen Jahrhunderten unter Schutt begraben lag, über welchen sich eine grüne Rasendecke hinzog. Dieses Grabmahl war ganz aus einem Stück in Felsen gehauen und auch seine Thüre war, wie bey den sogenannten Gräbern der Könige, mit der Felsenmasse aus einem Stück, jedoch so eingerichtet, daß sie nicht, wenn der Leichnam in der Grabeskammer beygesetzt war, auf immer geschlossen werden, sondern bey verschiedenen Gelegenheiten wieder geöffnet werden konnte. Der Giebel, wie die ziemlich roh gearbeiteten Säulen des Gebäudes sind von dorischer Ordnung; am Architrav finden sich jene Verzierungen von Blumenwerk, welche für die Grabmähler der Hebräer aus einer gewissen Zeit charakteristisch erscheinen. Die arabischen Entdecker des Grabmahles, wahrscheinlich in der Hoffnung Schätze in seinem Innern zu entdecken, hatten in den untern Theil der mächtig großen Steinplatte, welche die Thür oder den Thorweg bildete, eine große Oeffnung hineingebrochen, durch welche auch unser Reisender mit seiner Begleitung, versehen mit Fackeln, hineindrang. Im Innern des Grabmahles fand er eine geräumige, länglich viereckige Halle, an deren drey Seiten mehrere Kammern in den Felsen gehauen waren, deren jede einen geräumigen Sarkophag enthielt. In diesen Sarkophagen zeigten sich mehrere Lagen von sehr gut erhaltenen Todtengebeinen, zwischen denen offenbar Kalktünche war angebracht worden, die man wahrscheinlich auf die einzelnen Leichname gleich bey ihrer Beysetzung geschüttet hatte. Was jedoch bey diesem Allen als das Merkwürdigste erschien: die Schädel, welche sich in den Sarkophagen der verschiedenen Reihen der Kammern fanden, gehörten offenbar verschiedenen sogenannten Menschenracen an; sämmtliche Schädel in der innern Reihe waren von der äthiopischen Abart, die der andern Reihen hatten die Form, welche sich an den Schädeln jenes Mittelschlages zwischen der kaukasischen und der mongolischen Race findet, der aber durch die jetzigen Turkomanen repräsentirt wird. Unser reisender Arzt konnte der Begierde nicht widerstehen, einige dieser Schädel mit sich nach Irland zu nehmen; er selber packte zwey derselben in sein Taschentuch, mit zwey andern belud sich ein gefälliger Bäcker, welcher an diesem Tage sein Führer gewesen war und beyde brachten ihre Ladung glücklich an der Thorwache vorüber in die Stadt hinein zum lateinischen Kloster. Bey seiner Zurückkunft nach Europa übersendete H. Wilde seinen Fund dem berühmten Prichard, der sich mit den Forschungen über die Schädelbildung der verschiedenen Menschenschläge vielfach beschäftigt hat, und dieser bestätigte das schon vorhinerwähnte Resultat. Nach der Vermuthung des H. Wilde, welche Vieles für sich hat, war jenes Grabmahl wahrscheinlich zur Beysetznng der in Jerusalem während der jüdischen Feste anwesenden Fremdlinge bestimmt

gewesen und die Leichname dieser Fremdlinge wurden nach ihren Landsmannschaften zusammengelegt.

Die Angaben über die Zahl der Einwohner von Jerusalem lauten fast bey jedem Reisenden so viel anders, daß man schon hieraus gewahr werden kann, wie schwer es auch noch bey den jetzigen polizeylich besseren Einrichtungen des Orients sey, hierüber etwas Sicheres zu erfahren. H. Wilde begnügt sich mit einer Angabe in sehr runden Zahlen, indem er die Gesammtsumme der Einwohner auf 35,000 setzt, darunter 10,000 Juden, 10,000 Mohamedaner, 10,000 Christen, und mit Einschluß der hier garnisonirenden Truppen 5,000 Fremde seyn sollen. Die Zahl der Juden, und noch mehr die Zahl der Christen, mag hierbey wohl zu groß angesetzt seyn, wiewohl jene der ersteren durch die beständigen Einwanderungen aus den verschiedensten Ländern während der ägyptischen Herrschaft sehr zugenommen hatte. Nach einem vormaligen türkischen Gesetze, auf dessen Erfüllung im 16. Jahrhundert ziemlich streng gesehen wurde, sollten immer bloß 300 Juden in Jerusalem wohnen dürfen; damals wußte dieses merkwürdige Volk sein innig tiefes Sehnen in dem theuren Lande der Väter, wo nicht zu leben, doch wenigstens in ihm begraben zu werden, nicht anders zu befriedigen, als daß es ganze Schiffsladungen mit den Gebeinen der Seinigen nach Palästina sendete, damit sie im heiligen Boden und zwar vor allem, wenn dieses möglich war, im Thale Josaphat bey Jerusalem begraben würden.

Herr Wilde näherte sich den Israeliten, welche er in der „Stadt Davids“ fand, nach der sie ein Patriotismus der höhern Art hingeführt hatte, mit einer so theilnehmenden Liebe wie wenig andere christliche Reisende. An welchem andern Orte der Erde könnte auch dieses Volk ein größeres Interesse erregen, als dort, wohin es allein zu Hause gehört. Ueberall sonst, in andern Ländern reden

die Juden die Sprache des Volkes, unter welchem sie wohnen, nur in Jerusalem sprechen sie hebräisch, und diese Sprache ihrer Väter wird von ihnen so geliebt und geehrt, daß sie selbst den christlichen Missionären mit Aufmerksamkeit zuhören, sobald sie mit ihnen hebräisch reden, denn, so sagen sie, der heiligen Sprache können wir nicht widerstehen. „Seit Titus Zeiten“, so meynt unser Engländer, „haben die Juden in diesen Ländern nicht so viele Vorrechte genossen, als unter der Regierung des Mehemed Ali.“ Dieser hatte ihnen auch endlich den Wunsch gewährt, dessen Erfüllung ihnen Jahrhunderte lang versagt worden war: den Wunsch, eine Synagoge in Jerusalem bauen zu dürfen, und zwar auf einen Platz der Stadt, auf welchen sie ein altes Eigenthumsrecht durch früheren Ankauf geltend gemacht hatten, das ihnen die Türken beständig streitig machten. Dieser Platz ist kein anderer, als, nach der unter den Juden fortbestehenden Ueberlieferung, die Stätte worauf in den Zeiten ihrer Väter ihre Schule stund. Als man den Schutt hinwegräumte, da fand man unter demselben viele Bogengewölbe und Säulen, welche nach der Meynung dieser neuern Bauleute Theile der Judenschule des ältern Jerusalems gewesen seyn sollten. Und warum sollte es nicht möglich erscheinen, daß dasjenige, welches von festerer Dauer ist, als steinerne Bogengänge und Säulen: das Wort der von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Ueberlieferung sich auch über diese Stätte erhalten habe? Auch H. Wilde, wie viele seiner Landsleute, hegt die Hoffnung, daß den Israeliten bald von neuem das Land ihrer Väter eine liebe Heimath werden könne.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Jänner.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachträglich haben wir aus der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 24. April v. J. einen Vortrag mitzutheilen, welchen Hr. Professor Spengel

Ueber die unter dem Namen des Aristoteles erhaltenen ethischen Schriften

gehalten hat.

Von den drey Schriften ethischen Inhalts, den zehn Büchern Ἠθικῶν Νικομαχείων, den zweyen Ἠθικῶν μεγάλων, den sieben oder acht Ἠθικῶν Εὐδημίων, welche denselben Gegenstand behandeln, hat die erste vor den beyden übrigen solchen Vorzug erlangt, daß letztere in der ganzen Zeit keinen Erklärer gefunden haben, nicht einmal einzeln und gesondert erschienen und darum nur in den Gesammtausgaben zu finden sind. Und dennoch ist ihre gegenseitige Vergleichung, da Inhalt und Art der Behandlung in allen fast gleich bleibt, ebenso anziehend, als zum Verständniß förderlich. Sicher hat man zum Theil auch den schlimmen Zustand des Textes dieser Vernachlässigung zuzuschreiben; eine fleißige Lectüre der Eudemien und Magn. Mor. mußte die große Zahl von Fehlern anschaulich machen, auf Vergleichung von Handschriften dringen, um dadurch wie durch eigene Kraft das ganze lesbar zu machen; jetzt haben wir kaum gelegentliche Beyträge und bis Immanuel Bekker, welcher mit Hülfe zweyer Handschriften manchem nachgeholfen hat, hatte man nur den unveränderten Abdruck der Editio princeps von Aldus.

Um so erfreulicher ist es, daß Schleiermacher bey seiner Kritik der bisherigen Sittenlehre auch auf diese Schriften geführt wurde und sie einer nähern, kritischen und philologischen Untersuchung würdigte; von ihm, dem scharfsinnigen und gewandten Dialektiker und Denker ließ sich erwarten, daß er keine Seite unerforscht lassen würde, und wenn sein Ergebniß auch nicht befriedigen sollte, er sicher alle Mittel und Wege angeben würde, wodurch man zu einem letzten uns möglichen Ergebniß gelangen könnte.

Nach Schleiermacher hatte ein jüngerer Gelehrter, H. Pansch, doch ohne von seinem Vorgänger, dessen Nachlaß damals noch nicht gedruckt war, etwas zu wissen, sich an diese Untersuchung gemacht; der ersten Abhandlung, welche die Nikomachien umfaßt, sollte eine zweyte und dritte über die Eudemische und große Ethik folgen; sie sind bis jetzt nicht erschienen. Der Verfasser hält das VIII. und IX. Buch περὶ φιλίας für ein eigenes Werk, das erst durch die Redaction späterer den Nikomachien einverleibt worden sey; die zweyte Behandlung der ἡδονή aber im X. Buche sey nicht von Aristoteles, der nicht zweymal in demselben Werke das nämliche besprochen haben könne, sondern wahrscheinlich von dessen Sohne Nikomachus, daher die Benennung Nikomachische Ethik.

Aristoteles beruft sich in der Politik wiederholt und überdieß am Anfange der Metaphysik auf das, was er in der Ethik vorgetragen hat; daraus sollte sich, möchte man glauben, wenn anders das citirte vorhanden ist, das, was er seine Ethik nannte und als solche gehalten wissen wollte, deutlich ergeben. Die angezogenen Stellen finden sich in den ethischen Schriften, ohne daß sogleich damit die Entscheidung gegeben wäre; sie sind, da der Inhalt

im allgemeinen derselbe ist, in der einen wie der andern, und die zwey wichtigsten Stellen (Pol. II, 1. Metaph. I, 1.), welche eine Hinweisung auf das V. und VI. Buch der Nikomachien enthalten, entscheiden hier um so weniger, da diese Bücher wörtlich in den Eudemien wiederkehren und erst diese auffallende Erscheinung aufzuklären ist, um zu wissen, welchem der beyden Werke sie ursprünglich zukommen, nicht zu erwähnen, daß auch bey Verschiedenheit der Form dieselbe Sache in den drey Sittenlehren vorgetragen seyn konnte.

So sicher aber für die Nikomachien und Eudemien sich aus diesen Citaten ergibt, daß beyde gleiche Ansprüche zu machen haben, eben so sicher folgt aus der einen Stelle, daß die sogenannte große Ethik nicht von Aristoteles stamme, und hier treffen wir sogleich den ersten bedeutenden Unterschied dieses Buches von den beyden andern. In der Metaph. I. I. pag. 981. b, 25 lesen wir: *εἴρηται μὲν οὖν ἐν τοῖς Ἠθικοῖς τίς διαφορὰ τέχνης καὶ ἐπιστήμης καὶ τῶν ἄλλων τῶν ὁμογενῶν. οὗ δ' ἕνεκα νῦν ποιούμεθα τὸν λόγον, τοῦτ' ἐστὶν ὅτι τὴν ὀνομαζομένην σοφίαν περὶ τὰ πρῶτα αἴτια καὶ τὰς ἀρχὰς ὑπολαμβάνουσι πάντες.* Dieses bezieht sich aber auf Nicom. VI, 3., oder Eudem. V, 3., wo die Mittel, wodurch wir zur Einsicht und Wahrheit gelangen, aufgezählt und im Verlaufe des ganzen Buches genauer entwickelt werden: *ἔστω δὴ οἷς ἀληθεύει ἡ ψυχὴ τῷ καταφάναι ἢ ἀποφάναι πέντε τὸν ἀριθμόν· ταῦτα δ' ἐστὶ τέχνη, ἐπιστήμη, φρόνησις, σοφία, νοῦς· ὑπολήψει γὰρ καὶ δόξῃ ἐνδέχεται διαψεύδεσθαι.* Dagegen haben die Magn. Mor. I, 35. pag. 1196. I, 34., wo sie auf denselben Gegenstand kommen, die merkwürdige Abweichung, daß die *τέχνη* ganz fehlt, und an deren Stelle die aus den Nikomachien verwiesene *ὑπόληψις* aufgenommen ist: *τούτων δὴ διωρισμένων μετὰ ταῦτα λεκτέον ἂν εἴη, ἐπειδὴ ὑπὲρ ἀληθοῦς ἐστὶν ὁ λόγος, καὶ τἀληθὲς ὡς ἔχει σκοπούμεθα· ἐστὶ δὲ ἐπιστήμη, φρόνησις, νοῦς, σοφία, ὑπόληψις· περὶ τί δὴ ἕκαστον τούτων ἐστίν·* es fehlt aber hier *τέχνη*, weil der Verfasser dieses Wort mit *ἐπιστήμη* gleichstellt, und von den Dingen, welchen Aristoteles *τέχνη* beylegt, *ἐπιστήμη* aussagt. Aristoteles kann also bey Erwähnung des Unterschiedes von *τέχνη* und *ἐπιστήμη* sich nicht auf die Magn. Mor. berufen, in welchen erstere gar nicht genannt und ihrem Begriffe nach mit letzterer gleichbedeutend angenommen ist.

Nikomachische Ethik.

Von allen Erklärern wurden die Nikomachien unbedenklich als das ächte Produkt des Aristoteles angenommen, der Zweifel traf bisher nur die beyden andern Schriften desselben Inhalts; zwar den Beweis der Aechtheit hat Niemand in seiner Strenge geführt, weil auch Niemand glaubte für ein Werk, aus welchem aristotelischer Geist vorzüglich entgegen zu wehen schien, innere und äußere Belege sammeln zu müssen, um mit Mühe das zu beweisen, was jeder aufmerksame Leser aristotelischer Bücher gleich anfangs von selbst erkennt. Dieses ist einem künftigen Bearbeiter nicht mehr so leicht gemacht, nachdem Schleiermacher in seiner Abhandlung nichts geringeres darzuthun sucht, als daß die Magn. Mor. den ältesten Anspruch zu machen haben, aus Aristoteles Nähe zu stammen, wenn sie auch nicht von ihm selbst geschrieben seyn sollten, die Eudemien in einer etwas spätern Zeit, wo die politische Richtung des Philosophirens ganz aufhörte und die Sittenlehre selbstständiger hingestellt werden mußte, von einem ziemlich unfähigen, der es möglich hielt, ohnerachtet des veränderten Standpunktes das Schema eines frühern Werkes beyzubehalten, ausgehen, daß die Nikomachien dagegen am meisten von der Strenge der Behandlung abweichen, und die drey Bücher endlich, welche in beyden letztgenannten Werken gleichlautend sich vorfinden, ursprünglich den Eudemien gehören und aus diesen in die Nikomachien übergetragen sind.

Diesen Sätzen völlig entgegengesetzt ist unsere aus wiederholter Forschung entstandene Ueberzeugung, daß die Nikomachische Ethik die ächte Sittenlehre des Aristoteles enthalte, und unbedenklich, wie dem Inhalte, so der Form nach von ihm ausgehe, die Eudemische aber am Umfange nicht viel geringer, von seinem Schüler, Eudemus dem Rhodier, verfaßt, jene in Gestalt einer Umarbeitung mit eigenen einzelnen einverwebten Fragen und Lösungen wie-

dergebe, wie derselbe auch andere Schriften seines Lehrers auf dieselbe Weise bearbeitet hat, ferner die drey fraglichen Bücher wahrscheinlich den Nikomachien zukommen, in den Eudemien aber ausgefallen sind, die dritte endlich, die kleinste aber sogenannte große Ethik nur einen spätern Auszug nicht der Nikomachien, sondern der Eudemien bildet. Ist es auch schwerer, als man sich gewöhnlich vorstellt, ein ächtes Werk als solches zu beweisen, so wird es um so leichter seyn, die auf selbes gemachten Angriffe abzuwehren und auf diese Art dem Autor sein Eigenthum zu sichern.

Nach der Definition der εὐδαιμονία wird zur Tugend, welche die besondere Thätigkeit des πολιτικός in Anspruch nimmt, übergegangen und diese nach den verschiedenen Seelenkräften getheilt. In der Seele des Menschen gibt es Vernunft und ein an sich zwar unvernünftiges aber der Vernunft folgendes; im ersteren sind die geistigen, im letzteren die ethischen Tugenden. Diese erhalten ihre Tüchtigkeit dadurch, daß sie in der Mitte zweyer Extreme liegen, welche durch den ὀρθὸς λόγος bestimmt und erkannt wird. Der ὀρθὸς λόγος führt nothwendig auf die geistigen Tugenden, deren Abbild er ist. Mit dieser ausführlichen Untersuchung über die ethischen (II — V die Gerechtigkeit allein umfaßt ein ganzes Buch) und geistigen (VI) Tugenden ist nach aristotelischem Begriffe das Wesen der Ethik dargethan, und man hat nach der im Eingange gemachten Eintheilung, strenge genommen, nichts mehr zu fordern. Aber nach einer dem Aristoteles auch sonst nicht ungebräuchlichen Uebergangsformel faßt er am Anfange des VII. Buches den Gegenstand von einer neuen Seite auf, um was nicht ausgeschlossen werden kann, aber auch mit der frühern Eintheilung sich wenig passend vereinigen läßt, nachzuholen; dieser Nachtrag bildet die zweyte Hälfte der Ethik, welcher die Untersuchungen über ἐγκράτεια, φιλία und ἡδονὴ umfaßt.

Zuerst wird angegeben, was auf dem Gebiete der Ethik besonders zu meiden sey, die κακία, ἀκρασία, θηριότης, wovon erstere aus ihrem Gegensatze ἀρετὴ klar ist, letztere als unmenschlich selten erscheint, so daß man nur die ἀκρασία mit ihrem Gegensatze ἐγκράτεια bleibt, und diese war

es, welche er einzuführen beabsichtigte, wovon diese keine rechte Tugend, jene keine rechte Untugend ist, beyde aber doch in der Moral nicht füglich übergangen werden können; sie umfaßt den größten Theil des Buches cap. 1 — 11, woran sich die Abhandlung über Lust und Schmerz, ἡδονὴ καὶ λύπη, knüpft cap. 12 — 15.

An diese reiht sich in den nächsten zwey Büchern VIII. und IX die ausführliche Untersuchung über die Freundschaft, φιλία. Ihre Aufnahme in die Ethik wird im ersten Kapitel gerechtfertigt, daß auch sie eine Tugend oder wenigstens mit Tugend im Leben unentbehrlich, endlich auch etwas schönes und lobenswerthes sey.

Der φιλία folgt die ἡδονὴ, X, 1 — 5., voraus wird die Wichtigkeit und ihr genauer Zusammenhang mit der Ethik erörtert, warum sie durchaus nicht umgangen werden könne. Man sieht schon aus dieser Einleitung, daß sie von der früh ern Abhandlung im VII. Buche nichts weiß oder nichts wissen will; dazu rechnen wir noch den höchst wichtigen Unterschied im Resultate; hier wird gezeigt, daß die ἡδονὴ zwar nicht das ἄριστον, nicht das ἀγαθὸν sey, aber auch nicht alle ἡδοναὶ schlecht und verwerflich, einige καθ' αὑτὰς αἱρεταὶ seyen. Dagegen hat die frühere Abhandlung den Zweck zu beweisen, daß die ἡδονὴ nicht nur nichts schlechtes an sich sey, sondern, obschon es schlechte ἡδοναὶ gebe, gleichwohl das ἄριστον oder ἀγαθὸν seyn könne.

Nach Beendigung der Lehre der ἡδονὴ kehrt Aristoteles dahin zurück, wovon er ausgegangen ist, zur εὐδαιμονία, die jetzt nach dem Gesagten ihre vollständige Aufklärung erhalten kann, und er deutet mit den Eingangsworten an, wie er alles bisher vorgetragene vertheilt wissen wolle X, 6: εἰρημένων δὲ τῶν περὶ τὰς ἀρετᾶς τε καὶ φιλίας καὶ ἡδονὰς λοιπὸν περὶ εὐδαιμονίας τύπῳ διελθεῖν. Daß hier nicht zufällig das zunächst in die Augen fallende aufgenommen sey, sondern absichtlich der Inhalt der gesammten Ethik dargestellt werden soll, zeigt die Wiederholung cap. 10: ἆρ' οὖν εἰ περὶ τούτων καὶ τῶν ἀρετῶν, ἔτι δὲ καὶ φιλίας καὶ ἡδονῆς ἱκανῶς εἴρηται τοῖς τύποις, τέλος ἔχειν τὴν προαίρεσιν οἰητέον. Wenn die

Erwähnung der ἡδονὴ nach der φιλία aussagt, daß von der frühern Erläuterung derselben im siebenten Buche Umgang genommen werden soll, so kann man fragen, warum die ἐγκράτεια verschwiegen ist, gewiß nicht, weil auch sie wie die ihr dort beygegebene ἡδονὴ nicht hier stehen soll, also das siebente Buch gar nicht hieher gehöre, sondern wahrscheinlich, weil sie zur ἀρετὴ gerechnet, als Anhang unter jener zu suchen ist.

An dieser Durchführung der Ethik ist nicht der Mangel an Consequenz zu tadeln, nur die doppelte Wiederholung der ἡδονὴ ist störend, aber sie macht das Werk nicht mangelhaft, sondern vielmehr überfüllt.

(Schluß folgt.)

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Schluß.)

Unser Reisender hatte Gelegenheit, einem Trauerfeste der Israeliten in Jerusalem beizuwohnen, an dem Jahrestage eines schweren Unglückes, das ihre Brüder in Saphet durch ein früheres, großes Erdbeben traf. Es erregte in ihm ganz besondere Empfindungen, als er hier, in der Nähe des Berges Sion jene Psalmen Davids in ihrer alten Sprache und vielleicht auch Tonweise singen hörte, welche da, auf diesem von den Bezeugungen des Geistes geheiligten Hügel gedichtet und zuerst gesungen wurden. Doch alle diese Gesänge tönten wie eine tiefe, innige Klage. Würde ich gefragt, so ohngefähr fährt er fort, welcher Gegenstand es gewesen sey, der auf all meinen Reisen in fremden Ländern das höchste Interesse für mich hatte, den tiefsten Eindruck auf mich machte, so müßte ich sagen: dieß war die Klage eines Juden bey den Steinen des

zerstörten Jerusalems. Welches innere Element war es, welches dieses Volk so viele Jahrhunderte lang mitten in all dem Elend, unter welchem es, zerstreut in fremden Ländern seufzte, fortbestehend und aufrecht erhielt? — Kein anderes als die Hoffnung! — Was wäre der arme, verachtete Jude, was wäre überhaupt der Mensch ohne dieses Element, das allein unserm Wesen sein unveräußerliches Anrecht an ein Leben der Ewigkeit gibt.

Bey Gelegenheit seiner Berichte über die Juden in Palästina erwähnt H. Wilde auch des ehrwürdigen Dr. Burton, welchen seine lebhafte Theilnahme an den Schicksalen dieses Volkes erst vor wenig Jahren zu einer Reise nach dem heiligen Land veranlaßte. Als er in Jerusalem war, hatte er noch 5 Guineen in seiner Tasche und mit dieser geringen Summe wanderte er überall, wo dieß durch das Zwischentreten des Meeres nicht unmöglich gemacht war, von Syrien bis zu seiner Vaterstadt Dublin. („Burton's Narrative." Dublin, 1838.)

Der damalige kriegerische Zustand des Landes verhinderte unsre Reisenden einen Ausflug in die Nähe von Jericho — an den Jordan und an die Ufer des todten Meeres zu machen. Sie beschränkten sich deßhalb auf einen Besuch in Bethlehem und in der Gegend des alten Ethane (den sogenannten Gräbern des Salomon), so wie bey den Salomonischen Teichen. Auch das was H. Wilde als Resultat seiner eigenen Beobachtungen von dieser kleinen Auswanderung uns mittheilt, läßt uns in ihm den scharfsichtigen, wohlwollenden Reisenden erkennen; möchte es ihm nur nicht am Ende seiner Reiseberichte, da wo er von dem südöstlichsten Europa spricht, widerfahren seyn in Ermanglung eigner Beobachtungen, wozu ihm sein kurzer Aufenthalt keine Zeit ließ, gewissen böswilligen fremden, obgleich landsmännischen Einflüsterungen Gehör zu geben, welche fast jedem Urtheil der Engländer über jene Länder ihr häßliches Gepräge aufdrücken.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Jänner.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die unter dem Namen des Aristoteles erhaltenen ethischen Schriften, vorgetragen von Hrn. Professor Spengel.

(Schluß.)

Man wollte den Nikomachien die beyden Bücher der φιλία entziehen, die einst als besondere Abhandlung für sich bestanden haben sollen und erst durch die Redaction später von Theophrastus, Hermippus, Andronikus oder andern einverleibt worden wären. Der Zusammenhang der φιλία mit der Ethik ist im Eingange vollkommen gerechtfertigt, dieses und anderes muß der Verf. jener Hypothese als fremden Zusatz betrachten, ohne dadurch zu vermögen, den innern Zusammenhang dieser mit der Ethik zu zerstören. Während er vergebens einzelne Ausdrücke zu seinen Gunsten zu wenden sucht, hat er andere Stellen, die dieser Annahme widersprechen, so wie die Haltung des Ganzen in Beziehung auf die Ethik übersehen. Die verschiedenen Staatsverfassungen und ihr Einfluß auf Freundschaft werden darum näher entwickelt, weil sie in die Ethik, diese in die Politik fällt. Dazu kommt, daß auch die beyden übrigen Ethiken die Freundschaft ausführlich darstellen, selbst Stobäus in seinem Abrisse der peripatetischen Ethik kennt sie, erwähnt manches aus Theophrastus und andern Autoren und zeigt dadurch, daß diese Schule die Freundschaft als ein nothwendiges Bindungsmittel der Ethik betrachtete.

Und was ist durch die Trennung dieser Bücher gewonnen? nichts, als daß man dadurch zeigen könnte, das von Diogenes erwähnte Buch περὶ φιλίας, oder die drey des Anonymus seyen unsere zwey Bücher. Dagegen ist durch diese Losreißung viel verloren, die Freundschaft gehört in die Ethik, und sie wurde früher II, 7. nur angedeutet, weil sie ausführlich dargestellt werden sollte. Aristoteles beabsichtigte überhaupt, in seinem zweyten Theile der Nikomachien (VII — X.) Gegenstände zu erörtern, die nicht in die erste von ihm gemachte Reihe fallen, aber doch zur Ethik gehören und darum nicht füglich übergangen werden können, nämlich die ἐγκράτεια, φιλία und ἡδονή. Je bestrittner diese Punkte waren, um so genauer mußten sie erörtert werden.

II.

Eudemische und große Ethik.

Das erste Buch handelt von der Bestimmung der Eudämonie als dem höchsten Gute, das der Mensch zu erstreben hat, das zweyte von den menschlichen Kräften, dem vernünftigen und unvernünftigen Theile, woraus sich die Eintheilung in ἠθικαὶ und διανοητικαὶ ἀρεταὶ ergibt, ferner daß die Tugend in der Mitte zweyer Extreme liegt, die Aufzählung dieser, welche im dritten Buche sämmtlich mit Ausnahme der Gerechtigkeit erklärt und nachgewiesen werden, so daß die ersten drey Bücher der Eudemien den Inhalt der ersten vier der Nikomachien nur auf andere Weise wiedergeben.

Mit dem vierten Buche beginnt die oben bemerkte wörtliche Uebereinstimmung mit den Nikomachien und geht das fünfte und sechste durch, was dort das fünfte, sechste und siebente ist. Wenn meh-

rere Handschriften von diesen drey Büchern nur die Aufschrift nicht die Worte selbst geben, wie sie nach diesen auch Bekker übergangen hat, so bedeutet dieses nur, daß viele Abschreiber die unnöthige Mühe, dasselbe zweymal zu schreiben, zu vermeiden suchten; dasselbe ist in der Rede des Isokrates vom Vermögensumtausche geschehen. Das siebente Buch cap. 1 — 12 handelt von der Freundschaft, entsprechend dem achten und neunten der Nikom. in eigener selbstständiger Form, wenn auch der Inhalt wenig von jenen abweichend ist, gerade wie die ersten drey Bücher im ganzen dasselbe enthalten. Mit VII. 13., welches in vielen Handschriften das achte Buch der Eudemien ist, wird die Frage aufgeworfen, ob man die Tugend auch mißbrauchen könne; cap. 14. ist von der εὐτυχία, endlich cap. 15 von der καλοκαγαθία die Rede, die zwar vollendet ist, keineswegs aber einen das Ganze umfassenden Schluß gibt, wonach das Werk entweder als vom Verfasser unvollendet, oder als verstümmelt zu betrachten ist.

Vergleicht man nun die ersten drey Bücher und das letzte für sich uud mit den Nikomachien, so ist Uebereinstimmung und Abhängigkeit von diesem so entschieden, daß es keines Beweises bedarf. Der Verfasser, wer er auch ist, hat die Absicht, eine Ethik im Geiste der Nikomachien zu schreiben. Daher gilt ungeachtet mancher Aenderung immer doch dasselbe.

So würde diese Ethik dem Inhalte nach wenig Schwierigkeiten erregen, wären nicht jene drey mit den Nikomachien völlig gleichlautenden Bücher.

Hier sind folgende Fälle möglich:

Entweder sind sie dieser Ethik ganz fremd, und sie besteht nur aus vier Büchern als ein Ganzes, wie Diogenes nur eine Ethik aus vier (nach andern Handschriften aus fünf) Büchern kennt, und dieses ist Titze's Meynung.

Oder sie gehören ursprünglich hieher und sind aus diesem Werke in die Nikomachien übergetragen was Schleiermacher zu beweisen sucht; in diesem Falle müßte (gegen Schleiermachers Urtheil) angenommen werden, daß die ächten Bücher der Nikomachien verloren gegangen sind.

Oder endlich es ist das Entgegengesetzte geschehen; die Eudemien haben ihren Inhalt, der in den drey Büchern vorliegt, verloren, und sind später, da sich dieselben Gegenstände in den Nikomachien behandelt fanden, aus diesen ergänzt worden; dieses ist unsere Ansicht.

Die erste Hypothese widerspricht der Absicht und Einrichtung des ganzen Werkes; überdieß muß Titze alle Stellen, welche Berufungen auf jene drey Bücher enthalten, für Einschaltungen späterer Redaction erklären, und er ist den versprochenen ausführlichen Beweis für immer schuldig geblieben; er konnte ihn nicht liefern. Ihm sind nämlich die ersten drey Eudemischen Bücher identisch mit den von Diogenes erwähnten dreyen περὶ ἀγαθοῦ, welche bekanntlich Platonische Lehren, die Aristoteles und andere aufgeschrieben hatten, enthielten, folglich ausser allem Verband mit der Ethik stehen; diesen habe Aristoteles das Buch über die Freundschaft beygefügt und dadurch ein ethisches Werk zu Stande gebracht.

Diese ohne alle Kenntniß des Gegenstandes, (kaum sollte man glauben, daß Titze die Eudemien durchgeblättert habe) ausgesprochene, aber mit desto größerer Zuversicht hingeworfene Meynung, zugleich ein Muster, wie man über Aristoteles alles vorzubringen für erlaubt hält, trägt ihre Vernichtung in sich selbst; wollte aber Jemand diese Annahme besser als ihr Urheber begründen, so ist zu bedenken, daß diese Ethik die geistigen Tugenden gleich den ethischen im Eingange ankündet, gleichwohl aber von jenen gar keine Erwähnung geschieht, von diesen die Gerechtigkeit stillschweigend übergangen wird, so daß man der Forderung, auch diese müßten gleich allen übrigen behandelt werden, durchaus nicht entgehen kann.

Dagegen hat Schleiermacher's Vermuthung unerwartet viel anziehendes; ich stehe nicht an, diesen Theil seiner Abhandlung als den vorzüglichsten anzuerkennen, alles übrige scheint mir entschieden verfehlt. Sind die drey gleichen Bücher den Eudemien

eigen, den Nikomachien aber untergeschoben, so verlieren wir die doppelte Untersuchung der ἡδονὴ in letzteren; sie erscheint dann an dem geeigneten Orte im zehnten Buche und der Verfasser der Eudemien hat diese wie manches an andere Stelle gesetzt, und nicht unpassend mit der ἐγκράτεια und ἀκρασία, worin sie besonders auftritt, verbunden, wozu wir noch, was hiebey vorzüglich der Beachtung werth ist, bemerken, daß in den Nikomachien nirgends auf das Erscheinen der ἡδονὴ im siebenten Buche hingewiesen wird, in den Eudemien dagegen bereits III, 2. p. 1231. b, 2. ihre Verbindung mit der Enthaltsamkeit im voraus angekündigt ist: ἀκριβέστερον δὲ περὶ τοῦ γένους τῶν ἡδονῶν ἔσται διαιρετέον ἐν τοῖς λεγομένοις ὕστερον περὶ ἐγκρατείας καὶ ἀκρασίας.

Noch wichtiger und fast entscheidend wirkt der Umstand, den Schleiermacher zwar erkannt, aber nach seiner Ueberzeugung, die große Ethik sey die Vorgängerin der Eudemien, nur nicht in seiner Bedeutung gewürdigt hatte, daß die Magn. Mor. mit Ausnahme des Anfangs in der gesammten Folge und Ordnung sich überall strenge an die Eudemien, nicht an die Nikomach. anschließen, in diesen drey Büchern aber, wenn sie den Nikomach. ursprünglich sind, eine entschiedene Hinneigung zu diesen bilden. Sind dagegen diese Bücher den Eudemien eigen, und den Nikom. aufgedrungen, so ist das Räthsel gelöst. Ich halte dieses für den größten Beweis, den der, welcher diese den Eudemien zuschreiben will, vorbringen kann. So bedeutungsvoll aber diese Gründe erscheinen, und ihr Gewicht nicht verkannt werden darf, so können sie doch dem gegenübergestellt, was sich für das Gegentheil vorbringen läßt, unserm Urtheile gemäß, keine Ueberzeugung gewähren.

Wir haben nämlich, da weder aus der Sprache, noch aus dem Inhalte im ganzen sich ein sicheres Urtheil ergibt, vorzüglich darauf zu sehen, ob nicht in dem erhaltenen Theile der Eudemien selbst Spuren sich vorfinden, welche zeugen, daß der Inhalt dieser Bücher zwar im ganzen mit den Nikomachien derselbe, die Ausführung aber, wie in den

andern Büchern, so auch hier von diesen im einzelnen abweichend gewesen ist. Wenn nämlich die Nikomachien in dem frühern und spätern Theile Berufungen auf diese drey Bücher enthalten und alles diesem gemäß dargestellt ist; die Eudemien gleichfalls öfter auf diese verweisen, in ihnen aber nichts enthalten ist, worauf wir verwiesen werden, so haben wir damit einen sichern Beweis, daß jene controversen drey Bücher den Nikomachien, nicht den Eudemien zufallen; d. h., daß die ächten Bücher letzterer verloren gegangen und später aus ersteren ergänzt worden sind. Hier lehrt nun allerdings eine genaue Vergleichung, daß die Eudemien nicht vollständig sind und daß das, worauf verwiesen wird, z. B. der Unterschied von οἰκονομικὴ πολιτικὴ und φρόνησις (Eudem. I. 8.), die Erwähnung von καλοκαγαθία (Eud. VII, 15) gerade da behandelt werden mußte, wo wir jetzt die mit den Nikomachien gleichen Bücher finden.

Da die Eudemien in den ersten drey Büchern, ferner im siebenten und im achten (über die Freundschaft) unläugbar mit der großen Ethik in näherer Verbindung stehen, als die Nikomachien, und die Grundlage, auf welche jene gebaut ist, bilden, in ihnen aber manches angekündigt ist, was in den Zwischenbüchern stehen mußte, aber nicht zu finden ist, so folgt, daß die fraglichen drey Bücher, welche in den Nikomachien enthalten sind, nicht den Eudemien ursprünglich eigen gewesen seyn können, sondern aus jenen ergänzt worden sind; der Verfasser der Magn. Mor. aber, der sonst so genau überall sich an die Eudemien anschließt, hält sich in der Mitte an die Nikomachien, weil schon zu seiner Zeit kein vollständiges Exemplar der Eudemien vorhanden war, er sich also an jene halten mußte, geht dagegen sogleich, wo seine Eudemien wieder beginnen, auf dieß über, und bleibt auch im Folgenden bey ihnen.

Die einfache und natürliche Annahme, Eudemus sey der Verfasser dieser Ethik, ist um so gesicherter, als wir aus Ammonius wissen, daß Eudemus mehrere dem Aristoteles gleichnamige Bücher

geschrieben hat, und völlig entscheidend ist, daß nach Alexanders Aussage das letzte Werk, gleich unserer Ethik, den Titel *Εὐδήμεια Ἀναλυτικά* geführt habe.

Mit dieser äußern sicher stehenden Angabe stimmt der innere Zustand des Buches überein; Eudemus lieferte auch von der *φυσικὴ ἀκρόασις* eine Umarbeitung, die Simplicius noch besaß, und aus welcher er viele und beträchtliche Bruchstücke anführt. Da diese Fragmente unbezweifelt und für uns die sicherste Grundlage von den Schriften des Eudemus sind, scheute ich die unangenehme Mühe nicht, alle erhaltenen Stellen auszuziehen und mit den Worten des Aristoteles zusammenzustellen, theils um einen deutlichen Begriff einer solchen Umarbeitung von einem der vorzüglichsten Schüler zu erlangen, theils um die Anwendung auf unsere Ethik zu machen; die nähere Vergleichung lehrt, daß die Ethik auf dieselbe Weise wie die Physik umschrieben und umgearbeitet ist.

Eudemus hält sich in den Hauptlehren strenge an Aristoteles und weicht z. B. in diesen Büchern, so weit sie erhalten sind, in keiner bedeutenden Frage von ihm ab; sein Streben ist, dasselbe auf andere Art wieder zu geben, manches weiter auszuführen, Neues hinzuzufügen, besonders Schwierigkeiten, die man aufwerfen konnte, hinwegzuräumen; darum finden wir mehrere historische Notizen als Erläuterung.

Manche Aussage in der großen Ethik möchte auf eine von Aristoteles nicht weit abliegende Zeit hinweisen, wenn nicht Sprache und Einkleidung mehr einer weit späteren eigen wären. Gewiß haben nicht die nächsten Nachfolger des Aristoteles das höchste Gut mit *τὸ ἄριστον ἀγαθὸν*, summum bonum bezeichnet, wie hier wiederholt geschieht. So tüchtig der Verfasser ist, den Kern der

Gedanken überall herauszufinden und er dadurch mehr als die Eudemien anspricht, so unbeholfen zeigt er sich in der Darstellung dieser, und bewegt sich häufig im Kreise; überhaupt ist die Form, wie jede Seite darthut, in diesem Abrisse tief unter der der beyden andern ethischen Werke, was eine besondere Bearbeitung des Buches im Einzelnen darlegen müßte. Wenn schon dadurch jeder Gedanke verschwindet, als hätten wir hier nur eine aus den mündlichen Vorträgen des Aristoteles entstandene Abschrift, so noch mehr, wenn man beachtet, wie diese Ethik den Nikomachien und Eudemien nachgebildet ist. Während der Anfang auf beyde zugleich Rücksicht nimmt, auch einiges eigenes vorbringt, tritt mit dem zehnten Capitel des ersten Buches bis zum vier und dreyßigsten ein sichtbares Festhalten an die Eudemien ein, obschon auch hier einzelne Ausdrücke zu finden sind, die nur den Nikomachien entnommen werden konnten. Man vergleiche nur die Folge der Tugenden, die in beyden bis auf unbedeutende Abweichung dieselbe ist. Von I, 34. bis II, 7. p. 1193, 39 — 1206, 35. I. in den drey controversen Büchern folgt die große Ethik den Nikomachien, um sodann wieder zu den Eudemien zurückzukehren. Bey diesem sichtbaren Anklleben der Magn. Mor. an die beyden andern uns erhaltenen Ethiken, und der eigenen Form der Darstellung wird der Gedanke, daß wir vielleicht in allen drey Werken nur Nachschriften von Schülern aus verschiedenen mündlichen Vorträgen des Aristoteles zu suchen haben, die Geltung, welche diese Ansicht in unserer Zeit besonders erlangt hat, für die Zukunft nicht weiter behaupten können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Jänner.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachträglich haben wir aus der Sitzung der historischen Classe am 20. November v. J. die von dem Herrn Legationsrath v. Koch-Sternfeld vorgelegte Fortsetzung *) der

historischen Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft

mitzutheilen.

Mölk, die heutige Abtey und Stadt. Die Osterburg. Das alte Austuris. St. Severin. Die Genesis von Oesterreich. Die Grafschaft und die Grafen von Beilstein. Ihre Einwanderung. Bel und Belenus, sein Cultus und Patronat bey den Norikern. Rückblick auf die Genealogien Bajoariens.

Den geschichtlichen Wahrnehmungen, welche sich uns, auf dem im Eingange dieser Erinnerungen bezeichneten Wege **), und unter den angegebenen Gesichtspunkten, stets aus der Gegenwart in eine ferne Vergangenheit zurückblickend, darboten — senden wir jetzt abermals eine etwas umständlichere Erörterung voraus, weil es Fragen betrifft, welche in der Vorgeschichte Oesterreichs überhaupt wichtig für sich, und noch mehr in ihren Folgerungen sind, und die von den bayerischen und österreichischen Geschichtsforschern zwar zum Theil längst besprochen, und, bey von einander sehr abweichenden Meynungen, auch in unsern Tagen mehrseitig verhandelt wurden, zum Theil aber, da man den geographischen und historischen Zusammenhang nicht auffaßte, ganz unbeachtet geblieben sind, — oder es bleiben sollten?

Es war an einem heitern Sommermorgen, im August 1839, als wir vom unscheinbaren Flecken Marbach, der, links der Donau, gegen Osten das Burggebiet der Stamm-Herrschaft Persenbeug, nun auch ein kaiserliches Familiengut, begränzt, und am Fuße der hoch oben gegen Böhmen thronenden Wallfahrt Maria Tafel liegt, in einem kleinen Kahn, (vulgo Weitzenzille,) zwischen Ips, Klein- und Großpechlarn, die hier gleich einem Binnensee sich ausbreitende Donau hinabgleiteten; war sie doch hier so ruhig und traulich: und eine halbe Meile weiter oben, an der bösen Beuge, so tobend und brandend! *) In der

---

*) S. N. 246—250 d. gel. Anz. v. J. 1840.

**) S. Nr. 21 und Nr. 184 u. f. dieser Blätter vom J. 1840 bezüglich auf den Standpunkt.

*) Beszenbiuge; — in der Folge, und insbesondere in der spätern Kanzleysprache: Persenbeug: — ist unstreitig die schlimmste aller Beugungen, an welcher sich, auf ihrem Laufe durch Oesterreich, die Donau bricht. Kein Wunder, daß da, wo die Natur so gewaltig und aufbrausend erscheint, auch der Mensch, ihr freywillig oder nothwendig in den Weg tretend, sich, und seinen Muth, und seine Kraft einsetzen muß, um seiner Bestimmung zu folgen, und sich Bahn zu brechen. Seit unvordenklichen Zeiten war Persenbeug der Sitz der in der Gegend gebietenden Dynasten: z. B. der Markgrafen Engelschalk und Wilhelm, wie Sigharts von der Semt und Ebersberg; und das vielbesprochene Boigerich, links der Donau, gegen Böhmen sich ausbreitend, ungefähr wie einst das kleine Reich des Markomannen und römischen Günstlings Vanius, ist, wie Osteriche, aus einem Localnamen entsprungen; nichts anderes, als die Landschaft um die böse Boige oder Beuge.

Bucht von Mölk stiegen wir ans Land, da war für einige Tage unser Standquartier. Wohlbedacht hatten wir uns Tages vorher, oben bey Grein, (Burg und Flecken,) vom schönen und geselligen Leben auf dem Dampfschiffe getrennt, wie öfter; denn bey Forschungen der Art muß man sich, und der Natur, und der Geschichte allein angehören, — und nichts gleicht dem Eindrucke von alter Herrlichkeit und Macht, welchen Mölk, die Burgabtey, heute noch, wenn man sich derselben auf dieser Seite, von Westen her, und zu Wasser nähert, erweckt. Ungewiß, ob der norische und römische Name Namare hieher an- und einschlägt, ist es desto sicherer die Magalicha civitas, (vielleicht hunischer oder slavischer Abkunft,) *) welche sich zuerst aus einer Urkunde des Jahres 861 nach Christo hier kund gibt. Die Kirche vor allem, und ein Drittheil der Stadt, in deren Nachbarschaft, links der Donau, bereits auch St. Emmeram von Regensburg begütert war, gehörte zu Salzburg; wohl schon durch Carl den Großen c. 789 dem Bischof Arno zugewiesen. **) In Folge der Niederlage der Teutschen, im Jahre 907, war dann Mölk, ein Hauptwaffenplatz, in die Hände der Magya-

*) „In terra Hunorum, — magalicha civitas, — in Slavinia —“ so werden alle diese Ortschaften bis zur Enns herauf in den Urkunden des 8. u. 9. Jahrhunderts bezeichnet: s. die akad. topographische Matrikel aus dem Codex der Juvavia ꝛc. München 1841. Ob in Magalicha, in einer Urkunde von 861 zum erstenmal so genannt, zu einer Zeit, als die Magyaren bereits mit Macht in Pannonien vor-, und, vom mährischen Herzog Rastizlaw geführt, sogar durch Böhmen bis an die Ostgränze von Teutschland vordrangen (862), nicht die Wurzel des Namens Magyar zu vermuthen wäre? Slavischer Abkunft dürfte aber der Name jedenfalls seyn. Magiel bedeutet in Polen ein Rollbrett, eine Mang; Mogela (daher Mögling) einen Felsenhügel: cumulus satis magnus — besagt eine mecklenburg. Urkunde.

**) „Magalicha, Megalica“ — ist, (sagt die angeführte Matrikel,) die älteste Benennung, welche sich urkundlich von Mölk erhalten, und die sich auch dem nahen aus dem südlichen Bergrevier kommenden Bache mitgetheilt hat. Es ist bey näherer Ansicht der Urkunden kaum zu begreifen, wie man öfter, und noch in unsern Tagen, Mölk

ren; aber im Verlaufe der zweyten Hälfte des 10. Jahrhunderts durch die Babenberger, wieder unter die teutsche Herrschaft gekommen. Das ist bekannt; weniger der innere Zusammenhang dieser Ereignisse, und ihre Beziehung auf die umliegende Landschaft und auf die fernste Vorzeit derselben. Wie gesagt, auch der minder geübte Forscher ahnet alsobald, daß Mölk und seine Umgebung zwischen der Donau, Trasen und Erlaf, der Schlüssel zur Genesis Oesterreichs, und daß Oesterreich (Austria), wie wir es heute in seiner Größe, und in seiner Fülle von Kraft, Schönheit und Wohlstand schauen und begreifen, namentlich aus der Umgebung von Mölk hervorgegangen ist. Mit wenig Worten, Mölk ist der Standpunkt, um mit völliger Sicherheit über die Bedeutung der nahen, nur allzulange verkannten Osterburg; — um sofort über die Lage des römischen und vorrömischen, fernhin wachenden und befehlenden Austuris; — um, wie sich doch alles Mächtigere, in Zeit und Raum, aneinander kettet, über die einstmalige Herrschaft Peilstein, (richtiger Beilstein,) und über das Her- und Aufkommen dieser gewaltigen, durch ganz Teutschland verzweigten, zunächst aber gegen den barbarischen Osten aufgestellten Dynastie — urtheilen zu können.

Darum mögen wir Entschuldigung finden für die Umständlichkeit, womit wir vorerst den Ausflug nach Osten, über die Bielach, zur Osterburg, und dann jenen weitern gen Süden, nach dem kaiserlichen Familiengut Leonhart im Forst — beschreiben zu müssen glauben. *)

Die Bielach kömmt, gleich der Ips, der Erlaf, der Trasen, **) von dem südlichen, die

mit Medling, Medelicha, Burg und Flecken am östlichen Eingang des Briel (Brühl) bey Wien, zwar auch eine der ersten Erwerbungen der Babenberger, verwechseln konnte. Auch Calles: s. Annalium Austriae etc. P. I. p. 274., war schon in diesen Irrsal gerathen. Medling war früher, als Mölk, in die Hände der Teutschen gekommen: daher die teutsche Namensendung. Es steht gleichfalls auf römischen Fundamenten.

*) Immer unter Zugrundlegung der alten topographischen Karte von Math. Vischer.

**) Pelagum, (am Pölaberg;) Bielacha; die Ips

Steyermark von Oesterreich scheidenden Gebirgszuge, und mündet nördlich, eine halbe Meile unter Mölk, in die Donau. Landeinwärts, eine Meile vor dieser Einmündung, wird die Bielach durch ein Bergrevier, das zwischen ihr und der nordöstlich auslaufenden Trasen und der Donau gelagert ist, gegen Westen gedrängt; und sie dient so, auf dieser Seite, dem hier steil ansteigenden Revier gleichsam zum Wallgraben, während die Donau, in ihrer nordöstlichen weiten Ausbeugung von der linksseitigen Wachau bis zur Mündung der großen Crems noch viel tiefer eingegraben, von dem rauhen und schroffen einstmaligen Markomannen- und Quadenland scheidet. Um nun auf dieses von der Natur, wie längs dem Ufernoricum und der Germania magna gegenüber, kaum irgendwo, so ausgezeichnete und wohl bewahrte Hochland zu gelangen, lenkten wir, von Mölk aus, jenseits Lostorf, einstweilen rechts die herrliche Schalaburg und ihr mit Beilstein verwandtes Stammgebiet unbeachtet lassend, (pagus Pielaha a. 1043) links von der Heerstrasse in das Thal der Bielach hinab; die Albrechtsburg, wahrscheinlich ein babenbergischer Anbau, und den Hunold- oder Heinrichstein, der einst auch eine Veste trug, jetzt aber die Pfarrkirche der Gegend trägt, vorüber. Jenseits des Flußes das Schloß Bielachhag, und das Dorf Wintpassing, (Wintpozzingin a. 1108; wie viele gleichen Namens und Ursprungs finden sich nicht in Bayern und Oesterreich!) rechts lassend, führt eine verfallene Strasse an einigen ärmlichen Hütten entlang, und eine steile bewaldete Leite hinan, keine Ahnung von dem gewährend, was höher oben in dieser Bergschlucht zu schauen seyn möchte. Doch plötzlich, an einer Wendung des düstern Pfades, wird man durch den Anblick von hochaufragenden Mauertrümmern, als den Vorwerken eines gewaltigen, noch ziemlich ferne stehenden Burgstalls überrascht. Mit jedem Schritte vor- und aufwärts entwickelt sich aber nun mehr und mehr dieß Chaos von Ruinen, und bald stehen wir an den eingesunkenen Schwibbögen der Vorhut: jetzt das von Koth und Schlamm starrende Viehtrett einiger Beysassen. Ein dreyfaches, an dem Felsenriff der tief unten hinschleichenden Bielach heraufgethürmtes, und von cyclopischen Mauern getragenes Bollwerk ist hier, heute noch, sehr deutlich zu unterscheiden. Rechts am Eingange sprudelt aus der höhern Berglähne eine mit Gewölben und Wohnungen fest überbaute Quelle hervor; und das war einst wohl der bewegendste Fund, um eben hier eine Burg aufzubauen, und sie, das lange Mittelalter hindurch, auch sorgfältiger zu erhalten.

Der weite und tiefe Zwinger, von Gebüsch und Farrenkraut überwuchert, und früher vielleicht der Tummelplatz zahmen Gewildes, läßt in seinem äußern, jetzt völlig zerrissenen, Gemäuer noch die einstmaligen Wehrgänge, die Lug- und Ausfallthürme, die Scheuern und Stallungen, ja selbst eine Capelle wahrnehmen. Seiner Mitte entsteigt aber, auf platt behauenem Felsen, die hohe innere Burg, mit vielen Gemächern und Räumen, aus welchen, auf der Nordseite über einen tiefen Graben, eine Brücke zu der noch höher auf einem Hügel stehenden Altenburg führt. Diese ist jedoch nichts anders, als ein ungeheurer runder, aus der grauesten Vorzeit stammender Thurm, mit einer (später) aus gemeißeltem Gestein im zweyten Stockwerk, und der Mittelburg zugekehrten Pforte; wahrscheinlich auch unterirdisch mit jener, und mit dem im nahen Brunnenhause, zu dem ebenfalls über Tag eine der Wehrmauern führt, in Verbindung. — Noch ein paar hundert Schritte bergan, und noch einmal über einen tiefen Graben, und wir stehen im weiten Hofraum der zur vorliegenden Burg gehörigen Maierey, die sich zunächst durch einen Baumgarten unmittelbar an das Acker- und Wiesengelände der weiten Hochebene schließt. *)

---

heißt an ihren Quellen Oisen; an ihrer Mündung Ises, (pons;) Treisma, Trigesima, Trasen: Arelape, Erlapha: diese Flüsse trugen ihre Namen, welchen uraltes norisches Etymon zum Grunde liegen mag, von ihren Mündungen rückwärts zu ihren Quellen (öfter ist das der umgekehrte Fall in der Hydrographie); ein Beweis von einer jener Urepochen, da die Bevölkerung nicht mehr auf den Gebirgskämmen, sondern in den Thälern, an den Flüssen, hinzog und sich ansiedelte.

*) Noch ist da die Wirthschaft im ununterbrochenen lebhaften Betriebe, auf 1400 unmittelbar zustän-

Und der Name dieses in unerdenklicher Zeit gegründeten, und trotzig dem Westen zugekehrten Horts, der, wie die allmähligen Zubauten weisen, schon im früheren Mittelalter zu einem stattlichen Stammeigen eingerichtet wurde? — Es ist der Osterberg oder die Osterburg; so, und nie anders genannt; vom Volke aber viel, und gleichsam mit Ehrfurcht, besprochen; während die Annalen der österreichischen Geschichte, bis zum 14. Jahrhunderte herab, derselben kaum einmal erwähnen. Und doch ist diese Osterburg eines der bedeutungsvollsten und großartigsten Denkmäler des Landes; und, von Westen her, der Schlüssel des besagten Bergreviers, das, im engern Umfange, mit dem Dorf Alletsberg, über Hohenegg bis zum Aggsbach; im weitern Umfange und in nordöstlicher Richtung, über den berufenen Aggstein, das Kl. Langegg bis Rossitz und Mautern, (die alte verschollene Eparespurch! *) und bis zur hohen Warte von Göttweich, reicht; auf drey Seiten von furchtbaren Abgründen und Schluchten, auf der vierten, gegen das Wiesen- und Ackergelände der Trasen, allenthalben auf antiken Fundamenten, mit einem Kranz von Burgen und Vesten teutschen Idioms umgürtet ist.

digen (österr.) Jochen, (neben der Nutzung zu Jagd ꝛc. auf 2000 Jochen Waldung;) täglich mit 6 Pflügen, nach Bedarf, mit hundert und mehr Robbathen zur Erndte; 700 Schaafe, die Ochsen zur Bespannung und einige Zuchtrinder machen den Viehstapel aus. Die Mittelburg dient zum Schüttboden der hier aus- und auch fernher beygebrachten Körnermassen.

*) Diese Eparespurch bewahrte den einst, wie heute noch, höchst wichtigen Uebergang der slavischen Handelsstrasse von Stein und Crems, links der Donau, auf deren rechtes Ufer; und der heutige Flecken Mautern, mit der großen Zollstätte, entstand unmittelbar auf diesem Burggebiet. Aus Anlaß einer Stelle in unserer Geschichte der Salzwerke, München 1836, worin wir das von K. Arnulf aus dem Nachlasse der geächteten Markgrafen Engelschalk und Wilhelm an Cremsmünster vergabte Eparespurch, so wie das im Jahre 906, (s. auch Rettenpacher) bey erneuerter Regulirung der Donauschifffahrt, benannte Eparespurch Monum. boic. T. XXVIII. P. II. 203) irrig auf Ebersberg an der Traun deuteten, hat uns seither der als gründlicher Geschichtsforscher wohl bekannte Capitular Stülz von St. Florian auf diesen Irrthum aufmerksam gemacht, was wir ihm hiemit öffentlich verdanken. Aventin u. Calles, (I. 202. 275.), von dem dem Bischof von Passau zugehörigen Portorium in Ebersperg sprechend, machten sich schon dieser Verwechslung schuldig; ja noch früher Bernardus Noricus. Die Kirche zu Mautern ward dann dem hl. Agapit, dem Patron von Cremsmünster, geweiht, wie auch von Stülz bemerkt, aus der Urkunde des Bisch. Pilgrim von 985 (Mon. boic. Tom. XXVIII. P. II. 88.) hervorgeht. Der Laut einer zweyten Urkunde von 985 l. c. p. 209: „Mutarun et quod eparespurch nominatur, sursum de viuntestala a termino Sti. Michaelis rosseza deorsum usque chlepedorf etc.“ läßt auch keinen Zweifel übrig. In Beziehung auf die weiland gleichfalls passauische Herrschaft Ebersberg an der Traun bemerkt Hr. Stülz, daß es in den Urkunden nie als Ebersperg, sondern stets als Ebilesiberg, Ebilsperg, Ebelsberg, erscheint. Einer der ersten, der von Ebersberg redet, sey Aeneas Sylvius, der, in seiner wunderlichen Sucht, die Ortsnamen lateinisch zu geben, womit er es nicht immer genau nimmt, von einem mons aprorum und mons planicierum redet, wie bey Schauenberg von einem mons pulcher. Darauf gründe sich dann die Nachricht des Lazius, daß Sighart von Sempt und Ebersberg, in Bayern (wo auch das Flüßchen Ebrach als der wilde Eber eine große Rolle spielt s. Oefele rer. boic. scriptores T. II.) das Schloß an der österr. Traun gebaut, und es in memoriam gentilitii apud Boios castri Ebersperg genannt habe: eine Hypothese, die also noch einmal geprüft zu werden verdient.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Jänner.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung.)

Dergleichen sind, in der nähern Umgebung der Osterburg, Schönbühel, an der Mündung der Bielach, für Canubiaca gedeutet, Wolfstein und Hohenegg, dieses auch von großem Umfang; mit den Ortschaften Gerolding (Gerold!), Mauer, (für sich sprechend,) Stein, Umbach, (Uccinespach;) in der fernern Abdachung gegen die Trasen: Goldegg (Cholduli), Carlstätten, (dazwischen der Enichelberg, die Wiege des Verfassers des österreichischen Fürstenbuchs, Jans Enenkel, und Kriegberg;) Oberwölbing, (meist Welmich;) u. s. w. In Bielachhag hat sich dieses Gehäge von Vesten gegen die Niederungen an der Bielach und Trasen noch namentlich erhalten. Gegen die Donau, nordostwärts, wird die Hochebene durch den Aggsbach (Accussapah) gleichsam gespalten *); die gleichnamige Carthause unten in der Schlucht diente den Wanderern zu Land und Wasser als Zuflucht; während sich jenseits des Baches vom hohen Aggstein herab Schrecken und Gewalt über sie verbreiteten.

Rundumher gewährt diese Hochebene eine überraschende Fernsicht: gen Westen bis zum Waldsaum der Enns, gen Norden über die Donau, auf den nach Böhmen jäh und breit ansteigenden Berg des Manhart, aus welchem zunächst ein Giebel, Ostrang, — und der Jauerling, (einst Ahornica, dann Jauernik ꝛc.) emporragen, gen Osten über die reichen Fruchtböden der Trasen, gen Süden auf die vom Oetscher (Ozan *) und Schneeberg beherrschten Steyreralpen im Hintergrund; näher, über die rauhen Brühle von Zelking hinein, auf das in sich abgeschlossene Weide- und Forstgebiet von St. Leonhart. Nur auf einen Augenblick kann, heute von der Heerstrasse aus, die sonst überall verborgene Osterburg entdeckt werden.

Und wer waren die einstmaligen Eigenthümer dieser Herrlichkeiten zu Osterburg mit Hohenegg? So weit die geschriebene Geschichte hinaufreicht, ist es eine einzige Nachricht, im Codex der salzburgischen Abtey Michaelbeuern bewahrt, welche hierüber in dem Augenblick, als einer der letzten Sprößlinge dieser Dynastie, mit dem Tode ringend, noch seiner Seele und der Kirche gedenkt, Kunde gibt.

---

*) Aggsbach. Auch links der Donau, gerade gegenüber, mündet ein solcher. Es ist an diesem Strome und in dieser Gegend merkwürdig, daß links und rechts und zunächst an seinen Ufern mehrere gleichnamige Ortschaften liegen, was auf eine ehmalige engere Verbindung untereinander schließen läßt. Nicht sowohl Brücken, als die hier stationirte römische Donauflotte mochte dazu beygetragen haben: z. B. Krumpnußbaum, Pechlarn, diesseits Osterberg, jenseits Ostrang, Ostra, gegen Böhmen, Aggsbach; Kaunberg, (mons Commagenis) etc. Vom Cusus, heute die Gusen, links der Donau wird noch anderwärts gesprochen werden. Accusus, Aggsbach, in der Nähe des Cusus.

*) Ozan, slav. Geschwür oder eine schroffe Bustel; ganz der Natur getreu.

„Notum — berichtet der Codex — quod Comes Fridericus de Pilstein pro remedio anime sue — in hora mortis suae, tradidit propriam famulam n. Alheit de Techsin cum liberis suis et cum omni posteritate sua super altare Sti. Michaelis in Biwern ad censum V. denar. singulis annis persolvendum. Actum est hoc in castro suo Osterperch ubi infirmitate decubuit.“

Techsin (vulgo Tering), ein Flecken an den Quellen der Mänk, liegt im südlichen Theil der weiland Grafschaft „Peilenstein“ oder St. Leonhart, auch „am Aigen“ genannt. Biwern ist die von den Ahnherren der Beilstein gestiftete Abtey Michaelbeuern, oben, im Salzburggau*). Die Zeit jenes Vermächtnisses von Todes wegen wird später bestimmt werden.

Da in Beziehung auf die weiteren Schicksale von Osterburg und Hohenegg in der Folge öfter die Rede seyn wird: so mag hier die Bemerkung genügen, daß die erlauchten Grafen von Montecuccoli als Herren der Herrschaft Mitterau an der Bielach seit dem 17. Jahrhundert auch die Eigenthümer jener Gebiete seyen. **) Es ist, unserer Ansicht nach, vielmehr die frühere Geschichte des Osterbergs, und der Osterburg, die Zeit nämlich, ehe und wie sie in den Besitz der Grafen von Beilstein gekommen, um was es sich hier frägt. — Was sollen wir nun vorerst wieder aus dem Namen schließen? Wäre er teutschen Ursprungs, so ließe sich darüber und dafür gar manches bemerken; jedenfalls, daß eine wichtige, nach Osten gelegene, oder den Osten beherrschende, Markung damit angedeutet werde. Aber wer sagt uns: seit wann —, nach welchem Ereignisse; — durch welchen teutschen Volksstamm und Heerführer?? Vom Rhein, vom Westreich, bis an die ungarische Gränze wiederholt sich allerdings in manchem Gau- und in vielen Ortsnamen die Orientirung nach Osten; wiewohl von sehr verschiedenen Standpunkten und Anlässen aus: was bey näherer Untersuchung zu interessanten Folgerungen in der Culturgeschichte führen kann. *)

*) Das Michaelbeurer-Amt zu Mölk befaßt heute noch mehrere Grundholden in der Gegend.

**) Jener Graf Montecuculli am 1. Aug. 1664 der Sieger über den Vezier Achmet Kiuprili bey St. Gotthart in Ungarn. Philipp Hueber in seiner Austria ex archivis mellicensibus illustrata, Lipsiae 1722, im topogr. Anhang, sagt: Osterperg, an. 1368. modo Osterburg, castrum elegans et excelsum ad Pielaham fluv. uno et dimidio milliari Mellicio distans illustrissimi et excell^mi D. D. Fr. Raym. Marchionis de Montecuccoli.“ Und von „Hochenegg: ao. 1318, arx elegans et munita edita colli insistens, ex qua in circumadjacentem regionem jucundissimus prospectus patet cis nemus Cetium etc. Hohenegg scheint dermalen einem noch schnellern Verfall zu unterliegen, als Osterburg.

Aus spätern Urkunden (bey Hueber I. 56) geht hervor, daß im Jahre 1318 ein Hr. Conrad der Eysenputtl auf der Osterburg saß; sein Bruder Stephan aber, mit seinen Söhnen Conrad und Stephan, auf Purkstall an der Erlaf.

Die Isenputel waren alte Ministerialen der Grafen von Beilstein, wie die von Albrechtberg, Goldeck, Pfelaberg, Wesen, Kuenberg, Rabenstein, Zelking, Potendorf, Lerchenfeld, Chuevarn, Randeck, Simesfelden, (Sinuweveld) etc., dieß- und jenseits der Donau.

*) Auch unten in Krayn, zwischen der Sau und Laybach erhob sich eine Osterburg. Im Sachsenlande, an der östlichen Gränze der Altmark, wo die Biese in die Uechte fällt, ragt noch eine Osterburg auf; der Haltpunkt des gleichnamigen umliegenden Gaus, und auf welcher ein Graf Sigfried II. eine lange Reihe von Dynasten schloß, die man für den Stamm der spätern Veltheime ansieht. Auch den Namen dieser Osterburg haben einige der teutschen Mythologie allzuviel zutrauende Gelehrte von der Göttin Ostara abgeleitet, während uns in diesem Bollwerk eines jener fränkischen Denkmäler erscheint, welche schon die Merovinger Behufs ihrer von Westen nach Osten ausgebreiteten Herrschaft gegründet haben möchten. Nicht erst unter Carl dem Großen ward, wie Adelung herkommen läßt, in Teutschland die Art und Weise, sich nach Ost, West, Süd, Nord zu orientiren, geläufig; sie reicht in das graueste Alterthum hinauf: die Westfalen, die Ostfalen; der Nordgau, der Sundergau ꝛc., und möchte das Etymon hievon wohl dem aus Asien durch Mitteleuropa ziehenden

Der vielfältig vorkommende Name Osterwiz, in jenen Gegenden, deren Bevölkerung zum Theil slavischen Ursprungs ist, scheint jedoch auch einer andern Ableitung fähig. *)

Um uns kurz zu fassen, so greifen wir aus der römischen Vorgeschichte Unterösterreichs ein hier kaum fremdartig lautendes Schlagwort — „Austuris“ — heraus. Die Notitia dignitatum veteris imperii, das weiland kaiserliche Staatshandbuch, berichtet uns nämlich, daß den Befehlen Sr. Herrlichkeit, des Herzogs von Oberpannonien und des Ufer-Noricums unter andern auch die leichten Reiter von Comagena, der Flottenpräfekt von Arelape, und der Tribun der zu „Austuris“ aufgestellten Cohorte unterstanden. **) Und wenige hundert Jahre später (a. 509) erzählt der Abt Eugip im Leben des hl. Severin, daß dieser Mahner

---

Tauern, als zugleich dem ältesten Völker- und Sprachzuge, vindicirt werden können? Osterhofen in Niederbayern z. B. war eine der Residenzen der Agilolfinger; die berufene Oster-Wiesen, im Osten von Burgkirchen gegen Altötting; Ostermuting, auf dem Weilhart, der in den Urkunden oft vorkommende Hauptort der dort zu Haigermos gesessenen Pfalzgrafen, Stammgenossen der Beilsteiner. Ein Landsasse Ostagowo erscheint c. 750 im Atergau; sein Sohn Wolf; cod. juv. Eine weitere Ableitung von der Ostere oder Ostara, der Göttin der Liebe, der wiederkehrende Frühling, der Mond in der germanischen Mythologie, ließe sich hier gleichfalls verfolgen: und die Verehrung der Ostara auf Osterberg wäre wohl denkbar. Näher läge aber dennoch das von den Bayern und Franken schon im frühen Mittelalter im Latein mit plaga orientalis und australis, im Teutschen mit Osterland bezeichnete Land zwischen der Enns und der Leitha. Aventin in seiner Nomenclatura, nimmt Ost und oriens geradezu mit aust und oust als gleichbedeutend: laut der Urkunde.

*) Die Wurzel von Osterwiz scheint vielmehr slavischer Abkunft: Ostrow, (Ostrau in Mähren) abgesondert, Insel; Ostre, Ostrzek, Ostroke, befestigt, mit Gräben und Pfählen umgeben; Ostrog: Wiz, vicus, wich. Ortschaft, oder wizka kleiner Thurm. Um die vier Weltgegenden zu bezeichnen, nennen die Slaven: Sonnenaufgang wychod, Untergang západ, Mittag poledne, und Mitternacht, pùlevcy.

**) „Sub dispositione spectabilis Ducis Pannoniae primae et Norici ripensis — equites promoti Comagenis — item praefectus classis arlapensis — in Norico ripensi Tribunus cohortis Austuris etc.“

v. Muchar, in seinem römischen Noricum II. Bde., Grätz 1825, spricht, auf dieselbe Stelle sich berufend, von einem Oberberg an der Bielach zwischen Trasmauer und Mölk, ohne sich weiter auszulassen.

In dem vergleichenden geographischen Wörterbuch von Bischof und Möller wird Astura als ein Ort im Noricum aufgeführt. Mannert, in seiner ältesten Geschichte Bajoariens ꝛc. 1807 verbreitet sich gegen Osten nur bis Laureacum: ebenso Andr. Buchner in seiner Geschichte von Bayern. In einigen Manuscripten, z. B. in dem von Mölk wollte man Casturis, (Ober- und Unterkasten liegen bey St. Pölten), in andern sogar Castunis lesen, und so verstieg man sich in der Deutung bis zu den heißen Quellen in der Gastein. M. Velser führt die Stellen an, ohne sich auszusprechen. S. auch Christ. Gewoldi delineatio Norici veteris etc. ao. 1619. Frhr. v. Hormayer: Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten 1823, liest (II. Heft S. 134) Asturis, und deutet es auf Greifenstein und Höflein bey Zeiselmauer; unter Beruf auf Schönwiesner und Schaukegel. Im Namen Aggstein glaubt er einen ungarischen Heldennamen zu erkennen. Niemand scheint diesen in der österreichischen Geschichte so ausserordentlich thätigen und viel bewanderten Gelehrten, der übrigens bey seinem wunderbaren Gedächtnisse in der Combination der historischen Charaktere, Ereignisse und Revolutionen glücklicher ist, als in der alten Topographie und Geographie, auf die Osterburg bey Mölk, auf ihre Lage ꝛc. aufmerksam gemacht zu haben. Im III. Hefte S. 56 kömmt Frhr. v. H. abermals auf Asturis zu sprechen. In einer eben so lebendigen als anziehenden Schilderung der Person läßt er hier den heiligen Severin auftreten, ohne jedoch den Schauplatz und seine Bewohner selbst zu beschreiben: und alsobald entführt er den Mann Gottes von Asturis hinweg nach — Faviana. Von der Osterburg hatte er keine Ahnung; und auch kaum von St. Leonhart im Forst eine Anschauung.

zum wahren Christenthum, bald nach Attilas Tod, und während sich dessen Söhne um das Reich stritten, und so die Donauprovinzen von Ober- und Unterpannonien mit Krieg überzogen, plötzlich, aus dem Orient herkommend zu „Asturis“, einer Stadt im Ufernoricum, erschienen; da einige Zeit verweilet, dann, stromabwärts, zuerst nach der Stadt „Comagenis“, und, auf weitere Einladung, nach „Favianis“, der Hauptstadt selbst gezogen. *)

Ohne diese beyden in ihrer Aechtheit unbestreitbaren Berichte nach ihrem innern Zusammenhang, und nach den damaligen Zuständen der römischen Herrschaft längs der Donau im Ufernoricum und in Oberpannonien und ihrer städtischen Bevölkerung gehörig ins Auge zu fassen: haben Cuspinian, Pagius', Lambecius, Jordan ꝛc. den Limes rechts der Donau ganz und gar verkannt, und Austuris — links derselben, zu Stockerau gesucht. Würde sich dieser große Irrthum in der Vorgeschichte Oesterreichs noch einiger Autorität zu erfreuen haben, wie etwa die Ableitung Heimburgs von den Hunnen; *) wahrlich, die politische und militärische Geographie der Römer in jenen an die Germania magna gränzenden Gegenden, und in jenen Perioden, würde fortwährend sehr wesentlichen Mißverständnissen unterliegen und zu neuen verleiten.

Es gereicht daher dem Scharfsinn des Jesuiten Marcus Hansiz, des Verfassers der Germania sacra, zur großen Ehre, bereits vor anderthalbhundert Jahren in der Geschichte der Hochkirche von Passau (I. 69) die Lage von Asturis an der wahren Stelle aufgefunden; und nicht minder theilen v. Falkenstein, in seiner Geschichte von Bayern (1763 I. Th.), Vitus Winter in seiner Geschichte des Christenthums in Oesterreich, (Landshut 1815) die Ehre, sich für diese Stelle neuerdings und ganz bestimmt entschieden zu haben. Indem diese drey Geschichtschreiber das alte Austuris in der heutigen Osterburg an der Bielach erkennen; hatten sie kaum Gelegenheit, an Ort und Stelle selbst sich umzusehen: um so mehr schien es uns, die wir davon hinlänglichen Augenschein eingenommen, und hiebey eine überraschende Ueberzeugung gewonnen haben, obzuliegen, auch hierüber und hiemit der Geschichte Zeugniß zu geben. **)

---

*) Ex vita Sti. Severini. Bey Falkenstein: Cap. I. Tempore, quo Attila Rex Hunnorum defunctus est, (ao. 454,) utraque Pannonia confinia Danubii rebus turbabantur ambiguis; ac primum inter filios etc. — — Tunc itaque sanctissimus Dei famulus Severinus de partibus Orientis adveniens, in vicinis ripensis et Pannoniorum partibus, quod Asturis dicitur oppido morabatur etc. — — Coepit tota mentis humilitate praedicere, (civibus,) ut hostium insidias imminentes orationibus et jejuniis et misericordiae fructibus inhiberent. Sed animi contumaces desideriis carnalibus inclinati etc. etc.

Inde ad proximum, quod Commagenis appellabatur, oppidum declinavit etc. Zwischen Asturis und Commagena lagen allerdings noch andere Ortschaften; aber sie waren vielleicht schon in den Händen der Barbaren, und nicht mehr in denen der Römer, und jedenfalls nicht im Augenmerk des hl. Mannes. Hoc (oppidum) Barbarorum intrinsecus consistentium, qui cum Romanis foedus inierant custodia servabatur arctissima etc.

Cap. II. His auditis habitatores oppidi memorati etc. — Tali ergo — divino plebs servata praesidio etc.

Cap. III. Eodem tempore civitatem nomine Favianis saeva fames etc.

*) S. deßhalb unsere Wahrnehmung in den gel. Anz. Jahrg. 1840 Nr. 246 ꝛc. über Carnunt und Heimburg.

Der Name Asturis steht übrigens in der alten Geographie nicht allein: Astura u. Asturii in Italien und Spanien. Hier, im Noricum, — und zunächst den beyden Ufern der Donau, könnte Asturis auch mit Stura, die Steyer analog seyn. Eine Veste, Steyeregg, steht noch links der Donau im Mühlviertel gegen Unterösterreich.

Daß in den Namen Asturis und Commagenis, durch die vielfache Zahl, ein Bergrevier, ein Höhenzug, angedeutet werde: haben bereits frühere Forscher bemerkt.

**) Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß nun Hr. Prof. Buchner in seinem später herausgegebenen Documentenbuche I. 46 Asturis mit der Osterburg in Verbindung bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Jänner.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung.)

Wird unter diesem Gesichtspunkte unsere eben beschriebene Wahrnehmung auf dem Bergrevier der Osterburg einleuchtender: so mag ein Rückblick auf den antoninischen und theodosischen Strassenatlas, auf der Strecke von Vindobona bis Laureacum an der Enns, noch sicherer zum Ziel führen.

Es zog nämlich die römische Heerstraße aus Pannonien in das Ufernoricum durch und über Vindobona, später Faviana (Wien;), Cetio, (am nordöstlichen Abhang des Kalenbergs), Comagenis (am westlichen Abhang, gegen das Tulnerfeld;) über Piro Torto, (vielleicht Klein-Schönbühel;) Trigisamo (Trasmauer, unstreitig:) Namare, vielleicht Mölk, Arelape, (Großpechlarn an der Mündung der Erlaf;) Pons Ises (am Ausfluß der Ips); locus felix, (an der Laizing bey Niederwallsee) über Laureacum (Lorch) und Blaboriaco (Ebelsberg u. s. w.). Daß in den auf uns gekommenen Abschriften von jenen Strassentafeln gar manche Zwischenstationen fehlen, daß die Namen- und Meilenzahlen anderer unrichtig sind: worauf es hier nicht ankömmt; das ist augenfällig. Aber an zweyen Leitungssätzen muß hier festgehalten, und ein dritter damit verbunden werden. 1) Diese römische Heerstraße zog sich durchaus am rechten Ufer der Donau herauf, und übersetzte sie nirgends; — 2) da die römischen Kaiser Pannonien früher, als Noricum, erobert, auch jenes sehr hoch gehalten und auf dieser Gränze die feindlichen Anfälle mehr, von Westen her zu besorgen und abzuwehren hatten; so zeigen sich noch jetzt, was wir schon bey dem Wienerthore von Carnunt oder Heimburg bemerkten, alle römischen nach Westen gekehrten Festungswerke sowohl in ihren Anlagen, als in ihrer spätern Restauration, in einem weit sorgfältigern Charakter; wie denn heutzutage aus ähnlichen Motiven Oesterreich dieselbe Strategie verfolgt; 3) darf man neben dieser Reihe von Stationen, worin und woraus sich alle Waffengattungen mit ihrem Materiale leicht bewegten, noch zunächst der Donau und ihren Schluchten, gewisse zur Nachhut bestimmte und vorgeschobene Lager- und Waffenplätze, ja nicht übersehen.

Und wo hätte sich zu diesem Behufe in der Begränzung des Ufernoricums und Oberpannoniens von Natur aus ein Terrain besser geboten; wo wäre, im Falle der Noth, selbst eine bedeutende Bevölkerung sicherer und länger geborgen gewesen als auf den Höhen der Osterburg? Aber nur für Fußvolk, für eine Cohorte, war dieses Bergrevier geeignet, während zu Comagena, in der Verflächung des cetischen Bergzuges gen Westen, die Reiterey, und an der Mündung der Erlaf ein Theil der Donauflotte, ein anderer zu Laureacum, ein dritter unten bey Carnunt ꝛc., so recht an ihrem Platze waren.

Betrachten wir nun auch das Auftreten des hl. Severin in dieser Gegend etwas näher. Der kluge, für seinen Beruf überaus landes- und volkskundige Mann und Seher, kannte die Unsicherheit

der Heerstrassen längs der Donau unter jenen Zerwürfnissen nach Attila's Tod und er zog es daher vor, aus dem Orient durch Istrien und Illyrien herauf, und die steyerischen Engpässe hindurch, wahrscheinlich am Gabromagus, heute Spital am Pyrn vorüber?) ins Ufernoricum vorzubrechen, und hier, zu Austuris, in einer zwar festen, aber von den Barbaren sehr bedrohten, Stadt, deren in Liederlichkeit versunkenen Bewohner die Gefahr nicht sahen, Busse und Bekehrung zu predigen. Unter ganz ähnlichen Verhältnissen war ja St. Severin später von Bojodurum (bey Passau) aus wo er sich zunächst am Inn eine Zelle erbaut, um nach dem damals sehr wichtigen Castell Cuculle am obern Ivarus zu gelangen, nicht den Inn und die Salzach entlang, sondern im Innern des Landes, durch den Atergau und die Hallstatt hinauf=, und von dort erst nach Juvavo, wie hier nach Faviana, zurückgewandert. *)

Allein alles das, womit der fromme Diener des Herrn, in Wort und Werken, in und außer der Kirche, zu Austuris vorangieng, fand bey den dortigen verstockten Bürgern keinen Eingang; (sie pochten wohl auf ihre feste Lage;) und so nahm er seinen Wanderstab, verkündete demnächst die Zerstörung von Austuris, und begab sich zur nächsten Stadt Comagena. Hier lag noch eine römische Besatzung, welche mit den bereits über die Donau eingebrochenen Barbaren in einer Art von Waffenstillstand unter strengster Wachsamkeit lebte. Hier kaum angekommen; ward St. Severin vom nacheilenden Küster von Austuris, seinem ehemaligen Hauswirthe, mit der Nachricht, daß diese Stadt bereits untergegangen sey, erreicht. Um so bereitwilliger unterzogen sich nun Soldaten und Bürger von Comagena den Bußübungen des gottergebenen Mannes, und siehe da! ein Erdbeben setzte gleichzeitig die Barbaren in und außer der Stadt dermassen in Schrecken, daß sie sich, in der Dunkelheit der Nacht, einander selbst aufrieben. Das Volk, auf Gott

*) S. deßfalls unsere Erörterung in der kleinen Schrift: Salzburg unter den Römern, München 1815; und in den bayer. Annalen; Jahrg. 1835. (Vaterlandskunde) „über die wahre Lage des alten Cuculle und seine Umgebung ꝛc."

und auf sich vertrauend, war gerettet. *) Königstätten, ohne Zweifel, ist heute der Ort, in dessen Nähe dieses ganz natürliche Wunder statt gefunden. — **) Nach solchen Thatsachen sind die spätern germanischen Einwanderungen im Noricum, und die eingeborne Bevölkerung desselben, zu beurtheilen.

Zu jener Zeit ward die Hauptstadt Faviana von einer Hungersnoth heimgesucht, und man eilte, den Mann Gottes von Camagena über die Berge herbeyzurufen ꝛc. ***)

*) S. in früheren Noten die Hinweisung auf den Text Eugips.

**) Die topographische Bezeichnung Comagena wiederholt sich noch öfter in den Urkunden des 8. 9. u. 10. Jahrhunderts: z. B. Mon. boica Vol. XXVIII P. II. 88. c. 985. „Decimatio — interjacentis provinciae inter Anesum flum. et comagenum montem sinodiae percontans etc. und p. 208 aus derselben Zeit. „In Marcha Liutbaldi Marchionis, (des ersten Babenbergers in Oesterreich,) — Mutarum et quod Epurispurch nominatum et ita per latum in australem (sic!) plagam ad deserta montana — — Postmodum autem a septem collibus ab occidente civitatis Zeizenmare (Cetium) sursum ad australem plagam Chunihohestorf (Königsdorf, heute Königstätten) et sic usque in Cacumen montis Comageni etc. — Locumque piscationis husonum, (der delikaten Donauhausen;) quam hactenus tullonenses suis vendicabant usibus etc. Die Bürger von Tuln, zur Zeit der ersten Markgrafen, Engelschalk, Wilhelm, Aribo, die Hauptstadt Civitas der Gegend, und dann der Sitz der passauischen Domainenverwaltung in Oesterreich. Der Name Tuln darf aber nicht an das nordische Tulle erinnern: er kömmt vom nahen Bache, von den Slaven Dolina genannt.

Ueber die Bollwerke zu Comagena, und am Caumenberg ꝛc. c. 791 den Hunnen abgenommen und über die dortigen Gränzen zwischen den Diöcesen von Passau und Salzburg nach Ausspruch K. Ludwigs ao. 829 hat Calles: P. I. 150. 151 — 177, die Stellen aufgeführt.

***) Den natürlichen Zusammenhang dieser Hungersnoth mit dem Ausbleiben der Kornschiffe aus Rhätien, (von Hohenau bey Wasserburg am Inn,) haben wir im J. 1827, wie bekannt, in einem besondern Aufsatze im Hübschmann'schen Schreibkalender, woraus dann das v. Hormayerische Archiv schöpfte, nachgewiesen.

Bey so schlagenden materiellen Gründen für unsere Behauptung dürfte es einer ganz wohlverständigen etymologischen Zugabe kaum bedürfen, daß nämlich Austuris von den teutschen Einwanderern leicht in Austerberg und Austerburg, und sofort in Osterburg modulirt, und im Latein des Mittelalters eben so schulgerecht durch Austria bezeichnet werden konnte. Ja, die heutigen Philologen möchten diese Ableitung sogar weniger anstößig finden, ais die vom deutschen Ostland, und Oesterreich; weil Austria eigentlich Südland bedeutet, übrigens aber, in den Urkunden als Ostland längst das Bürgerrecht erhalten hat. *)

Der geschichtliche Leitfaden führt uns einsweilen von St. Severin und der Osterburg wieder auf Mölk und zu einem andern Ausflug zurück. Wir folgten von da, in südlicher Richtung, und der gleichnamigen Ache (die Mölk) ungefähr zwey Meilen entlang, in ein links von den hochbewaldeten Schroffen des Brühls, und den drohenden Ruinen von Zelking **) umdüstertes Thal, in dessen Schlunde, zwischen Wildenstein und Zwerbach, sich die aus den südlichen Bergen kommenden Wasser, die Mölk und die Mönk, vereinigen. Welche Ueberraschung, als sich jenseits und nach einer Wendung gen Ostsüd, bey dem Austritt aus der Schlucht, ein weites, freundliches, und überaus heimathliches sonniges Thalgelände vor uns aufthat. Rund umher von bewaldeten Hügeln geschützt und begränzt, besteht es im Innern, von der Mölk und Mönk bewässert, zumeist aus Weiden und Wiesen, mit einödigen Höfen und zwey größern Dorfschaften, die zu Ruprechtshofen und zu St. Leonhart ihre Pfarrkirchen haben: zwey Kirchen St. Martin und St. Aegydi stehen in der Nachbarschaft. Unverkennbar ist das der Kern jener einstmaligen Grafschaft Beilstein, von welcher die Urkunden sprechen; während das Volk dieses Gebiet, heute wieder, wie nordöstlich Weinzierl, eine der kaiserlichen Hausdomainen, nur unter dem Namen St. Leonhart im Forst kennt. Selbst die Burg Beilstein ist fast ganz verschollen. Wir entdeckten das weitläufige, aber schon seit 3 — 400 Jahren zerstörte Burgstall jenseits der Fürstenmühle auf einem von der Mönk untergrabenen Vorsprung des südöstlichen Bergreviers, und erkannten in den Fundamenten des Hauptbau's ein römisches Castell. Die klugen Römer waren, als sie sich im Noricum festsetzten, eine so wirthbare, sichere und den Eisengewerken so nahe gelegene, wenn auch schon von jeher bewohnte, Markung nicht vorüber gegangen: und wahrscheinlich sind die noch wenig gekannten zwey Römersteine, heute an der östlichen Kirchenmauer von St. Leonhart aufgestellt, und, durch ihre Größe und schöne Sculptur merkwürdig, mit anderm Baumateriale von jenem Castell herbeygeführt worden. *) Von den vielen umliegenden Burgstallen zweyten Rangs wollen wir vor der Hand nur Frankenfels am Nodersbach im Süden; später ein freysingischer Marktflecken, und Frankenstein im Westen zwischen Scheybs und Gamming bemerken. — Rabenstein, Plankenstein, Weissenburg, Wasen, Scheuerberg, heißen andere. Das Burgstall an der Erlaf übertrifft sie an Alter und Umfang insgesammt.

*) Das französische Autriche steht in der Abstammung also auch der Osterburg oder dem Austuris näher als der Austria, Südland. Sehr auffallen muß es, daß Abt Beissel in seinem berühmten Chronicon gotwicense der nahen Osterburg mit keiner Sylbe, dagegen jener in Sachsen und an der Uichten, umständlich gedenkt.

**) Die mächtigen Ministerialen von Zelking hatten später auch die nahe Grafschaft von Schala inne. Slavisches Element umher: Zelking (zaloga, Brustwehr, Rückhalt?) Mazelstorf, Pezenkirchen ꝛc.

*) Beyde antike Denkmäler, von gleicher Größe, 5 1/2 Fuß hoch, 3 1/2 Fuß breit, haben oben rein gemeisselte Hautreliefs von Spitzgiebeln; wie ähnliche Hueber von Mölk abbilden ließ. Im Giebel des einen Monuments zeigt sich ein schöner lockiger Frauen- oder Jünglingskopf, von der Schrift ist nur noch: D. M. LIB. zu lesen. Der andere Giebel zeigt einen stehenden Adler, die Fittiche zum Fluge hebend, wie die Legionsadler. Die Schrift lautet ungefähr: M. SEXTIO VETTONANO. AI VI. AEL CET AN. LXX. ET. VINDAE TERT. CON. LI. . . . MARCIA . . . . etc. Also an einen Befehlshaber der älischcetischen Reiter, und an seine Gemahlin erinnernd. Wir wissen nicht, ob dieser Denkmäler irgendwo in einer österr. Topographie gedacht wird. Die Carthäuser von Mauerbach und Gaming, welche bey ihrer Stiftung im Anfang des 14. Jahrh.

Ueber das Aufkommen dieser Grafschaft „Peilenstein im Forst“*) hatten die älteren österreichischen Geschichtschreiber, und selbst die spätern Codices von Passau, wie sie von einander geschöpft haben, irrige Nachrichten verbreitet, die, wesentlich aus den bayerischen Quellen und aus jenen der Gebrüder Pez, berichtigt und erläutert werden müssen. Der österreichischen Chronik von Veit Arnpek zufolge habe Leopold III., der Schöne zugenannt, der fünfte Markgraf Babenbergischen Stammes (er regierte von 1075 — 1096 und war mit einem Sohne und sechs Töchtern gesegnet, die er sämmtlich mit Land und Leuten ausstattete,) einen tapfern Mann, den Grafen Conrad, den Rauhen aus Bayern herbeygerufen, und ihm mit der Grafschaft Beilstein seine Tochter Euphemia gegeben. Diese Ehe sey kinderlos geblieben, und die Grafschaft alsbald wieder dem Lande heimgefallen. Eine andere Tochter, Sophia, die junge Wittwe des Herzogs Heinrich von Kärnthen, habe der Markgraf an Grafen Sieghart, genannt Scharfach, unter Ausstattung mit der benachbarten Grafschaft Schala vermählt. Diese Ehe wäre mit Kindern und Enkeln gesegnet gewesen. Der Codex sextus von Passau, (Mon. b. Vol. XXIX. P. II. 313) enthält dieselben Nachrichten**) mit einigen Varianten.

Dagegen bemerken wir folgendes. Zwar ist es Fridrich, ein Sohn des Grafen Fridrich von Tengling und Bruder des Grafen Sighart I. von Burghausen, welchen Fridrich, gestorben um das Jahr 1109 die Urkunden zuerst als Grafen von Beilstein, und dann seinen Sohn Conrad I. als solchen nennen; aber wohl aus keinem andern Grunde, als weil die Zunamen oder Prädicate der Geschlechter von ihren Besitzthümern erst in der zweyten Hälfte des XI. Jahrh. gewöhnlicher wurden. Indessen weiset die nun mehr aufgeklärte Genealogie der Grafen von Beilstein nach, daß sie in Oesterreich im Hauptstamme erst um das Jahr 1206, mit Grafen Fridrich dem Junker, in einem der Nebenstämme aber, und zwar in dem verschollenen Möringer weiblicherseits (mit Adelheit von Mörn und Möring *) erst um die Mitte des 13. Jahrh. erloschen. Da, wie wir dargethan haben, die Grafen von Beilstein unter andern jenen Markgrafen Siegfried oder Sighart, der unter K. Heinrich III. gegen die Ungarn so reiche Lorbeern, und auch für sich an der Leitha und March Land und Leute errang, aber, um 1048, allzufrüh dahin gerafft wurde, zu ihrem Ahnherrn zählen, und, vielen Wahrnehmungen nach, sich ihr Geschlecht unmittelbar an die ersten aus Westen, von der bayer. Traun, in das Ostland vor- und hinabgerückten Dynasten anreihet; so sind dort die Beilstein gleich den mit ihnen allenthalben in Rangbesitz und Erbgang Hand in Hand auftretenden Playen, um einige Jahrhunderte älter, als die Babenberger selbst.

---

hierherum viele beilstein. Renten erhielten, gesellten dem hl. Leonhart auch den hl. Bruno bey. Die große Kirche und ihre Umgebung deutete über und unter der Erde auf Alterthümlichkeiten.

*) Im Begriff: Forst und Freyforst, liegt immer der heimathlichen Volkswirthschaft; die Regel: im Bannforst die Ausnahme; was man den Fiscaljuristen und Staatsmonopolisten nicht oft genug sagen kann.

**) Calles: Austria P. I. 427. Rauch script. rer. aust. I. Des Markgrafen Leopold III. Gemahlin, und die Mutter dieser zahlreichen Nachkommenschaft war die vielbesprochene Itha, ungewiß, ob aus peilsteinischem oder playnischen Geblüte, auf einem Zuge nach Palästina verschwunden.

Hueber von Mölk meldet von diesem Peilenstein ad an. 1524 nur: Comitatus quondam insignis et amplus; nunc penitus arx diruta Castro Kälberhart vicinalis, DD. Comit. de Auersperg. Den Fürsten Auersberg gehört heute auch Purgstall an der Erlaf.

*) Maximilian Fischer, in seiner beurkundeten Geschichte von Kloster-Neuburg, Wien 1815. Thl. II. S. 88. (und nach ihm M. Filz in s. Gesch. d. Abtey Michaelbeuern,) nimmt die um 1190 vorkommenden: Chunradus Comes de Pilstein, und Sifridus Comes de Moringin — als leibliche Brüder an; während wir den Zweig von Möring von einer, dem Namen nach unbekannten Schwester der Brüder Fridrich und Sigfrid von Beilstein ableiteten. (S. uns. Beytr. III. 129.) Der Beilsteine und Playen letztes Jahrhundert ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Jänner.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung.)

Aber die diesem erlauchten Hause, das nach jener blutigen Katastrophe in Ostfranken, nach Bayern zurück, und dann auch stromabwärts gewandert ist, so nachhaltig inwohnende Tapferkeit, Weisheit und Tugendhaftigkeit, war mehr von dem Glücke, von den Zeitumständen, und zunächst von den Kaisern begünstigt; es schien in seinen Geschicken eine höhere Vergeltung für seine durch Verrath gemordeten Ahnherren vorzuwalten.

Hier ist es nun, wo sich die Frage aufdringt, und wiederholt: woher sind die Beilsteine gekommen? Auch ihre Lösung, die bezüglich auf die Culturgeschichte eines Landes, wie wir bereits in andern Beyspielen gezeigt haben, durchaus nicht gleichgültig ist, unterliegt seit drey Jahrhunderten einer großen Controverse.

Daß diese Dynasten aus dem Sundergau Bajoariens (Noricum), insbesondere aus dem Chiem- und Salzburggau, längs den Alpen, und auch in denselben, gen Osten vorrückten; darüber scheint man einig zu seyn. Was läßt sich aber weiter zurück u. hinauf enträthseln? Der sächsische Annalist, der auch bezüglich auf unsere dynastische Vorzeit so manche wichtige Notiz gewährt, sagt bey dem Abgang der dem beilsteinischen Stamm unstreitig angehörigen Brüder Aribo und Botho, (ad ann. 1002 u. 1004) „paterno sanguine norice gentis antiquissimam nobilitatem trahebant.“ Aventin (p. 642), von Aribo auf Haigermoos und dem benachbarten Burghausen erzählend, nennt dieses Geschlecht: „vetustissima Bojorum et Noricorum Dynastia; sieht es aber nach seiner bekannten Idee, auch als einen Zweig des weiland Babo von Abensberg an. Wolfg. Lazius, in seiner Licht- und Schattenseite der Aventin Oesterreichs, läßt die Grafen von Beilstein und Playen, eines Stammes, zur Zeit Pippins, des Vaters Carls des Gr., aus Franconien ins Vindelicien und Noricum heraufwandern, und von da, in vier Aeste getheilt, in Bayern, in der Ostmark, dieß und jenseits der Donau, in Pannonien, in Carentanien und Istrien, mächtig werden.*) Wig. Hund, ziemlich confus in manchen seiner Herleitungen, beruft sich bald auf Aventin, bald auf Lazius. Calles (Annales Austriae) erkennt, wie

*) W. Lazius de migratione gentium p. 405; und in lib. XII. cap. VII. commentar. reipublicae rom. p. 1094. besagt: „superest, ut de comitum a Boilstayn stirpe subjiciam, quantum primordia repetuntur à comitibus à Bleien sive Blians, qui Pipino, Caroli Magni parente, regnante, ex Franconia in Vindeliciam et Noricum sedes mutarunt, et in quatuor stemmata divisi ad famam venerunt etc. Lazius bevölkert eigentlich durch seine Beilsteine und Playne die deserta bojorum, eine große, und insofern wahre Idee, als, einerseits solche dynastische Wanderungen mit großen Sipp- und Gefolgschaften gedacht werden müssen; und andrerseits das eingeborne, geschwächte, und von den durchziehenden Barbaren, wie gewöhnlich, seiner Stammhäupter beraubte Volk neue Schirm- und Schutzherren in der That benöthigte. Diese brachten

Lazius, in den Grafen von Beilstein und Playen, von Burghausen und Schala ꝛc. die nächsten Sprossen von Tengling. Hansiz, auf Lazius zurückweisend, stellt uns in der hl. Hemma, in jener großen, durch ihr tragisches Geschick so hart geprüften Frau und Stifterin von Gurk und Admont, eine reich ausgestattete Tochter „dynastiae opulentissimae a Peilenstein“ hervor; *) während der geniale Ritter Dubüat (Origines boicae domus), der in Oesterreich noch allzuwenig gekannt und gewürdigt ist, bekanntlich die Huosier als den Hort der bajoarischen Primaten illustrirt; wie wir denn in der Geschichte des uns und dieser Aufgabe so nahe gelegenen Reichs der Longobarden, in dieser Richtung, manches Wahrzeichen nicht verkennen konnten.

Hr. v. Kleimayern in seiner, Bayern und Oesterreich in ihrer Vorgeschichte und im Mittelalter gleich beleuchtenden Juvavia, ist dem Lazius gefolgt. In unsern Tagen hat Andreas Buchner, der bayerische Geschichtschreiber, der ältern Genealogie als einer der Grundlagen der Volks- und Landesgeschichte, eine eben so mühsame als gelehrte Untersuchung gewidmet: auch er erkannte, im Wesentlichen nach Lazius, in den Dynasten von Playen, Beilstein, Burghausen, Schala, Lebenau ꝛc. ein- und denselben Stamm. Selbst der kühne und kritische Forscher Heinrich Ritter von Lang, hat sich in seiner akademischen Revision des bayerischen Stammadels mit Bündigkeit und offen an jenen Ansichten und Feststellungen angeschlossen, und hiebey der Tradition des Lazius über die Abstammung der Beilsteine und Playen aus Franconien ausdrücklich gedacht. Diese Tradition ist es jedoch, worüber Hr. Bar. v. Hormayer den guten Lazius schon vorlängst mit harten Worten, und leider mehr mit Persiflage, als mit Gründen, und sich

---

den ausgesaugten Einwohnern auch wieder Betriebs-Capital, baar Geld, (gleichviel, ob aus anderweitigem Raub, als Sold oder Beute!) mit. So die longobardischen nach Bajoarien übergesiedelten Familien: in uns. Gesch. der Longobarden ꝛc. S. 140 ꝛc.

*) Nach den neuesten Forschungen (v. Freyberg s. unten) möchte die hl. Hemma wohl von Bogen stammen.

eines Bessern selbst nicht geständig, angegangen hat. *)

Da nun seither der um die vaterländische Geschichte viel verdiente und scharfsinnige Forscher, Michael Filz, Capitular der Abtey Michaelbeuern, der, deren Geschichte schreibend, **) auch nothwendig ihre Stifter und Schirmvögte klar zu stellen beflissen war, und hiebey zwar die Grafen von Beilstein in Bayern und Oesterreich, auf dem bisherigen Wege, mit vieler Umsicht behandelte; im Verfolg der Grafen von Playen aber, mit seltsamer Ereiferung gegen Lazius und die eigenen Traditionen jener Abtey, eine ganz neu geschöpfte Idee geltend zu machen suchte: so war damit abermals für solche, welche dazu Lust und Beruf hatten, die Arena historischer Polemik und Kritik eröffnet.

Gleichzeitig mit uns ***) hatte Hr. Professor Filz die Dynasten von Beilstein, die auch auf dem Weilhart und Höhnhart, und im Matich- und Atergau vielbegüterten Pfalzgrafen, als mit den Grafen im Chiem- und Salzburggau eines Geblüts, erkannt; sie aber nur bis zu dem von uns zuerst und als ersten Stifter der Abtey Otting oder St. Stephan (dann Michaelbeuern) bezeichneten Grafen Gun-

---

*) Zunächst in seinen Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigen Erzh. Johann für die Geschichte und Historie Innerösterreichs im Mittelalter. Wien 1819. II. H. S. 115—117; und bey vielen andern Anlässen. Diesen von ihrem Hrn. Verf. nur allzuoft allegirten Beyträgen ist inzwischen selbst in der kath. Lit. Zeitung des Hrn. v. Kerz 1831. Bd. II. eine umständliche Würdigung und Berichtigung geworden.

**) Salzburg 1833.

***) In unsern Beyträgen zur teutschen Länder- und Völker-, Sitten- und Staatenkunde. Bd. III. 1833 S. 97. ꝛc. Viel früher aber bereits in der Zeitschrift für Bayern 1817, III. Bd., und in dem historischen Taschenbuch: die Tauern, insbesondere das Gasteinerthal und seine Heilquellen, 1820. S. 193. „Die Dynasten in und um Gastein.“ Unsere Materialien und Ansichten hatten wir dem Hrn. Prof. Filz früher bereitwillig mitgetheilt, was derselbe auch dankbar und öffentlich anerkannt hat.

thar im Chiemgau, dem Zeitgenossen Pippins, und demselben, wie dem salzburgischen Bischof Virgil gleich nahe stehend, hinauf wahrgenommen. In Beziehung auf die Grafen von Playen, deren Ahnherren wir in den Codicibus von Salzburg, Freysing, Regensburg und Passau ꝛc. seit dem Beginn des 9. Jahrhunderts eben so deutlich im Ostlande, und insbesondere links der Donau und auf dem Marchfelde, als im Westen, im Sundergau und in Carentanien erkennen; kam nun dem Hrn. Prof. Filz unsere Idee sehr ungelegen, daß nämlich die Playen, Plagienses, dieses ihr Prädicat von der plaga orientalis, und von ihren der nachrückenden Bevölkerung geöffneten Waldschlägen in die Nähe der Mutterkirche Salzburg und der reichen Salzwerke, wo die Playen und Peilsteine ganz gleiche und gleich wichtige Vorrechte besassen, herauf verpflanzt hätten.

Nimmermehr, entgegnete Hr. Prof. Filz, denn die Grafen von Playen in Salzburg und Oesterreich stammten aus Thüringen; nämlich von Poppo, Grafen von Weimar, der (erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts!) zuerst Azzita, Gräfin von Istrien, und dann Willibürg, Gräfin von Ebersberg, geehelicht und so, von Kärnthen aus, durch die kaiserliche Politik auch im (längst abgeschlossenen!) Fürstenthum Salzburg ꝛc. (mit so viel Land und Leuten in den Gauen umher!) den Glanz seines Hauses begründet habe. An vermeintlichen Beweisstellen für diese Combination ließ es der gelehrte Schöpfer derselben natürlich nicht fehlen: der Gleichlaut einiger Namen galt augenfällig dafür. Aber damit nicht zufrieden, führte Hr. Prof. Filz auf Kosten der ächten Beilsteine und Playen, und der ihnen nächstgesippten Markgrafen von Steyer, auch die Sponheimer oder Ortenburge, gleichfalls spätere Ankömmlinge vom Rheine her, aus Kärnthen in das Herz des Erzstifts Salzburg (als Grafen von Lebenau) und auf das Marchfeld und an die Leitha, gen Ungarn, was, und wo sie nie waren. In dieser letztern Adoption eines von Hund und Megiser ausgesetzten Findelkindes erkannte nun Hr. v. Hormayr mit großer Satisfaction eine seiner eigenen transitorischen Conceptionen; und so konnte es nicht fehlen, daß in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, worin der vom Hrn. Prof. Filz bearbeiteten Geschichte der Abtey Michaelbeuern mit

Recht die volle Anerkennung gezollt wurde, der gefällige Referent auch jene genealogischen Probleme als baare Errungenschaft hinnahm, und die dießfälligen Akten für geschlossen erklärte. Dieser Ausspruch war indessen in der That allzuvoreilig, und der Richter ermangelte zu sichtbar der gehörigen Quellen- und Terrainkunde, insbesondere westwärts, als daß, der Wahrheit und Wissenschaft zur Steuer, in den bayerischen Annalen von uns nicht geziemender Einspruch hätte stattfinden sollen (Nro. 61 Jahrgang 1835.)

Vor und während dieses Vorgangs hatte das uns immer willkommene historische Taschenbuch des Frhrn. v. Hormayr im neunten Jahrgange (1829), aus der kundigen Feder des Hrn. Stiftscapitularen Kaiblinger von Mölk, interessante Beyträge zur Geschichte der Babenberger, und der zehnte Jahrgang (1830) ähnliche über die zwey nächstverwandten Häuser der Grafen von Beilstein und Schala gebracht. Wenn, belangend die erstern, darin zuviel auf die damalige Macht und Munificenz der Babenberger geschrieben wird: so geräth Hr. Capitular Kaiblinger rücksichtlich der Grafen von Schala, Burghausen und Lebenau ꝛc. in einen allzuweit führenden Widerspruch mit sich selbst und mit der historischen Wahrheit, indem er die Schala und die, unbegreiflich wie, herbeygezogenen Dynasten von Sponheim für Zweige eines Stammes annimmt. Dieß geschah aber lediglich wieder nur aus Gefälligkeit für den rührigen Herausgeber des Taschenbuchs selbst, indem Hr. Kaiblinger ausdrücklich erklärte, daß ihm durch denselben als Beleg jener (singulären) Ansicht, von Michaelbeuern her, ein (nagelneues) Manuscript zugesendet worden sey.

Abgesehen davon; so sind es eben jene anziehenden Schilderungen des Hrn. Kaiblinger, insbesondere auch von der grandiosen alten und neuen Schalaburg *), die für uns das Ziel eines dritten

*) Wie konnte Hr. Capitular Kaiblinger bey diesen Forschungen so ganz und gar von der Osterburg zunächst schweigen; da er doch z. B. von der Schalaburg, von dem berufenen Aggstein u. s. w. so viel zu erzählen weiß?! s. v. Hormayrs Taschenbuch für 1831.

Ausflugs von Mölk waren, die wir indessen jetzt gleichfalls vorübergehen, um uns wieder der prägnanten und noch schwebenden Frage und dem darum geschmähten Lazius zuzuwenden.

Die letzten Grafen von Burghausen und Schala, Sighart III. und Heinrich II., waren bereits am Ende des 12. Jahrhunderts ohne Nachkommen abgegangen, und ihre Herrlichkeiten theils als Reichslehen an Bayern und Salzburg, mit Ausnahme dessen, was die Grafen von Lebenau erbten, theils als Heimfall an Oesterreich gediehen. — Bald darauf ward auch Beilstein, die Stammgrafschaft, ledig.

Nach dem Bericht des Enenkel gibt Lazius (und nach ihm Calles, II. 133) eine gedrängte Uebersicht von all' den Bestandtheilen und Zugehörungen Beilsteins; von den Herrschaften, Gerichten, Vogteyen, Burgen, Marken, Städten, Mannen —: gelegen im heiligen römischen Reich; in Bayern, zu Reichenhall, um Salzburg, im Gebirg bis in die Gastein; in Oesterreich, dieß- und jenseits der Donau, gen Böhmen, Mähren und Ungarn; im Friaul, um Aglay, und was die Grafen von Görz zu Lehen hatten. Zwischen der Ips, Erlaf, Trasen und Donau, werden allein, Schalaburg nicht mitgezählt, vier zu Beilstein gehörige Untergrafschaften aufgeführt, die mit all' dem, was sonst in Oesterreich ein Reichslehen war, nun an dieses Erb-Herzogthum heimfielen. „Noch manch' ander Gut und Lehen, das mit Gewalt und ohne Recht hindann kommen," wird hiebey übergangen. *)

*) Büschings Geographie von Teutschland führt mehrere Burggebiete des Namens Beilstein oder Bilstein auf, als:

1) bey Eschewege in Churhessen, im oberrheinischen Kreise in der ehemaligen Grafschaft an der Werra, das Gericht Beilstein oder Bilstein; zunächst Frankenhayn und Frankenhausen; es seyen vor Alters daselbst Grafen gewesen.

2) Im ehemaligen churreinischen Kreise, auf dem Westerwalde, zwischen Nassau-Dillenburg, Hadamar und Weilburg, und der salmischen Herrschaft Greifenstein, die Herrschaft oder Grafschaft Beilstein; Stadt, Schloß, und mehr als 50 Dörfer.

3) Im ehemaligen Erzstift Cöln, auch im churrheinischen Kreise, das beilsteinische Quartier, aus drey Aemtern bestehend, mit dem Burgstall und Amthaus Beilstein auf dem Berge an der Lenne. Der letzte edle Herr von Beilstein sey 1444 im Kriege umgekommen.

4) Im westphälischen Kreise, im ehemaligen Erzstift Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsrück, die Herrschaft Winneburg und Beilstein, mit den gleichnamigen Schlössern. Als zu Ende des 17. Jahrhunderts dieses Geschlecht ausgestorben; habe der Churfürst Lothar, aus dem Hause Metternich, demselben jene Herrschaft verliehen.

5) Im fränkischen Kreise, in der Grafschaft Wertheim, wird als Theil der Grafschaft Breuberg, von Löwenstein-Wertheim und Erbach gemeinschaftlich besessen, ein Dorf Bell- oder Beilstein aufgeführt.

6) Die im Hochstifte Wirzburg gegen Meiningen hin gelegene Veste Bilstein ward im Bauernkriege, 1525, zerstört.

7) Ein wüstes Schloß, Bihlstein, findet sich im Elsaß bey Roppelsweiler.

8) Im schwäbischen Kreise, im heutigen Königreich Wirtemberg, unweit Laufen am Neckar, liegt Stadt und Amt Beilstein, deren gleichnamige Grafen um das Jahr 1230 abgegangen. Frankenthal, Frankenbach, Franhofen, — und die heute zu Hohenzollern gehörige Herrschaft Haigerloh und Wehrstein sind nicht ferne. Beilstein bey Marbach, bey Obergünzburg ꝛc. mögen unerwähnt bleiben.

Oefter ist es der Fall, daß in der Geschichte des Wichtigern und Allbekannten, und eben darum auch nicht erwähnt wird, und so mag es nicht auffallen, daß auch in dieser Uebersicht Enenkels der Osterburg, woranf doch, wie oben berichtet, einer der letzten Grafen von Beilstein verstorben, namentlich nicht gedacht worden. Aber noch merkwürdiger ist uns der Eingang dieses Capitels:

> „Die Herrschaft zu Peilstein hat in Franken eine Burg, die heißet Chlebrach; dabey leit ein Haus und eine Stadt, heißet Puchsekh, und hat um sich vier Gerichte, die haben allenthalben in der Breite zehn Rasten. Dasselbe Haus zu Chleberch hat viele Grafen und Freyen, die dazu gehören".

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Jänner.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung.)

Es ist kein Grund vorhanden, die Wahrheit dieser Nachrichten zu bezweifeln: vielmehr fordert sie auf, dem ungeheuern beilsteinischen Nachlasse, und all' dem, was in und außer Oesterreich namentlich daran erinnern, oder darauf hindeuten könnte, wie hier oben bemerkt, näher auf den Grund zu sehen.

Ehe wir weiter ostwärts schreiten, müssen wir, zurückblickend nach Nordwest, noch einer Stelle in Christoph Rommels Geschichte von Hessen *) (im dritten Theile) gedenken. Sie lautet ungefähr: die Grafen von Bilstein oder Beilstein hatten da die Germanmark inne; und Güter am Weißner — und um Vierbach. Graf Rutger, (Rüdiger) von Bilstein lebte um 1073, und schrieb sich zuerst von Beilstein. Erpho, (Aribo) und Sigo, (Sighart) ꝛc. c. 1000, sind durch die Wiederkehr ihrer Taufnamen, und durch die Forterbung ihrer Güter als seine Vorfahren erkennbar. — Ferner: nördlich von Eschewege und Wanfried in Hessen, zu Bilstein an der Werra, bey den Salzwerken um Allendorf fassen Grafen u. s. w. Wir glauben nun in dieser Beschreibung die oben in vorstehender Note (unter Nr. 1) aufgeführte Grafschaft Beilstein erkennen zu müssen; und werden dadurch wieder an Enenkel und Lazius erinnert. Denn, jene in Franken, vielmehr im alten Franconien, entlegene, weite, aus vier Gerichten bestandene Herrschaft Chleberch, mit der Stadt Puchsekh, ist ohne Zweifel das alte Gleyberg, mit Bucheseiche, (heute Buseck,) an der nordwestlichen Gränze der Weterau, woraus dann, in der Kanzleysprache, das Amt Kleeberg, die westliche Halbscheide der oben unter Nr. 1 und 2 aufgeführten beilsteinischen Stammgebiete begreifend, und später von Hessen-Darmstadt, Nassau-Weilburg und Hohenfolms gemeinschaftlich besessen, entstanden ist.

Merkwürdig genug, daß die Grafen von Beilstein in Oesterreich diese über 80 Meilen entlegene Herrschaft „Chleberch" fort und fort als einen integrirenden Theil ihres fürstlichen Fideicommisses festgehalten haben!

Aus Schwaben, durch das alte Vindelicien, über den Lech nach Bayern einherschreitend, treffen wir vorerst: im Gleichlaut der Namen — in der Sprache, wie in der Anschauungsweise verwandter Gegenstände liegt auch eine verwandte Geschichte; — allerley beilsteinisches Element; z. B. zwischen Füssen und Nassareit die Einöde Beilstein; ein solches, längst verschollen, bey Wessobrunn; gleichbenannte Weiler und Dorfschaften in den Landgerichten Eschenbach, Sulzbach, Hemmau — im bayerischen Wald; und hinwieder denselben Namen an Bergen und Höfen im salzburgischen Gebirge, an ehemals urkundlich playnischen und beilsteinischen Gebieten haf-

*) Von uns auch in den gel. Anzeigen im I. Bd. 1835 nach Verdienst gewürdigt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

tend. Nur dreyer historisch wichtigerer Punkte in Bayern wollen wir hier insbesondere gedenken; nämlich der Burg Carlstein bey Reichenhall, am längsten die Residenz der Grafen von Beilstein in Bayern, (jener der Playen gegenüber;) indem wir in dem nicht ursprünglichen Namen Carlstein nur ein späteres Merkmal der Dankbarkeit gegen den hier öfter waltenden Carl den Großen vermutheten, *) und der beyden im Bisthum Regensburg und in der Markgrafschaft Cham gegen Böhmen aufgestellten Vesten Regenpeilstein und Sattelpeilstein. **)

In Oesterreich selbst, in seiner weiten Begränzung zwischen Böhmen, Mähren, Ungarn, Slavonien, der windischen Mark, und Istrien, kömmt uns eine Reihe von Bollwerken und Burggebieten entgegen, die theils ausdrücklich noch den Namen Beilstein tragen, theils als einst dieser Dynastie im Eigen oder Lehen angehörig urkundlich erweisbar sind. Abgesehen für den Augenblick von der Osterburg an der Bielach, und von dem Centralgebiet an der Mönck und Mölk, noch heute die Grafschaft Beilstein genannt; — so finden wir in dem Nordwald, der sich links der Donau, und nordöstlich von Passau um Böhmen hinzieht, und zwar zunächst an den Quellen der Mühel, das „Aigen Ober- und Unterpeilstein.“ Ein ungemein festes Burgstall, noch der Sitz eines Herrschaftsgerichts, schirmt hier den Marktflecken und die Pfarrkirche zu den hl. Aegydi und Leonhart: in der Nähe der Frankenberg an der Gusen (Cusus), die Frankenau und Friesing östlicher an der Crems; Sachsenegg und Sachsenthal an der Aist (Agista) und Narn (Nardina), wo dann die mit den Beilsteinern verschwägerten Herren von Machland die Abteyen Baumgartenberg und Waldhausen gründeten. ***)

*) S. Zeitschrift für Bayern 1817 Band. IV.

**) Von diesen beyden Burgen schrieben sich (Mon. boic.) gleichnamige Ministerialen; während die Grafen von Beilstein selbst aus unvordenklicher Zeit Vasallen der Hochkirchen Regensburg und Passau waren.

***) In der ersten Hälfte des 12. Jahrh. hatte Juta, Gräfin von Beilstein, Conrads Schwester, den Dynasten Otto von Machland zum Gemahl. Merkwürdig ist es, daß der vetustissimus libellus berthergadensis, wie wir anderwärts nachwiesen, die Nobiles de Zaischering, oben im Chiemgau, bey Rosenheim am Inn, als Cognati der Herren von Machland aufführt. S. übrigens über die Stiftung der Abteyen die Beytr. v. Fr. Kurz, Capitularen von St. Florian.

Zwischen der Camp und Theya, nach Reichard der Sitz der alten Adrabaecampi, wiederholen sich auffallend die Ortsnamen Dietrichs. Es war dieser Landstrich am Obermanhartsberg, (Meginoltesperch, diese urkundliche Ableitung ist uns jetzt wahrscheinlicher geworden, als die von Luna sylva, Mondhart;) der im Jahre 791, im zweyten Feldzuge Carls gegen die Hunnen, von Regensburg her, durch die Grafen Dietrich und Meginfred, die die Sachsen, Thüringer und Friesen anführten, rasch eingenommen, und so neuerdings der Colonisation aus Westen zugänglich geworden; während Carl der Große selbst, rechts der Donau, mit der größtentheils aus Franken und Alemanen bestehenden Heeresabtheilung, und die Bayern mitten inne, zu Schiffe auf der Donau, unaufhaltsam hinabdrangen, und erst jenseits der March und an der Raab Halt machten. *)

Und eben hier, am Saume der Carpathen gegen das Marchfeld, längs dem Weissenberg (Biel?), heute in der nordwestlichen Preßburger-Gespanschaft, treffen wir wieder auf die Burgstalle und Burggebiete Dietrich- oder Plassenstein, Scharfenstein, Bibersburg und Peil- oder Ballenstein: diese, und die nahe Burg Teben (Devina), unmittelbar an der Donau, vor allem durch ihre hohe und feste Lage ausgezeichnet. **)

Rechts der Donau, im südlichen Brühl, nennen die Urkunden der Abtey (Klein-) Mariazell einen nahen mons Peilstein, während jene, mütterlicherseits mit den Babenbergern blutsverwandten, Stifter insgemein die Schwarzenburger genannt werden.

Weiter südöstlich, zwischen dem Schwarzenbach und der Güns, heute zunächst jenseits der ungari-

*) S. den Anhang zur topogr. Matrikel ꝛc. Ungarn verschollenes 9. Jahrhundert.

**) Auch im 10. Jahrgange der v. Hormayr'schen Taschenbücher mit Sachkunde beschrieben.

schen Gränze, liegt in der Oedenburger Gespanschaft das Burgstall Peilstein; allen Umständen nach jetzt der Kern der großen Palfyschen Herrschaft Kirchschlag; eine Frankenau und St. Martin sind nicht fern. Ein besonderes Augenmerk verdient ferner die im Untersteyermark im Cilleyerkreise, zwischen Drachenburg und Landsberg die Gränze gegen Ungarn hütende Burg Peilenstein (wendisch Pilstan) mit ihrem weiten Landgericht. *)

Ob eine von österreichischen Schriftstellern jenseits der Save, in Krayn genannte Burg Peilstein (in der Nähe von Obernburg und Schalah,) zum Bisthum Laybach gehörig, und woher im Jahre 1186 die Carthause Gyrian unter andern Zehente erhielt; von der diesseits der Save bey Windisch-Landsberg gelegenen Herrschaft verschieden ist, sind wir zur Zeit ungewiß. Was tiefer in der windischen Mark, in Friaul und Istrien, an unsere Grafen von Beilstein erinnern möchte (s. de Rubeis monumenta aquilejens. und Ughelii Italia sacra), übergehen wir hier aus dem Grunde, weil sie erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts durch ihren wohlbekannten Stammgenossen Syrus oder Sighart, Patriarchen von Aquileja, den zweyten Gründer der Abtey Michaelbeuern, als Schirmvögte dahin gerufen wurden. **) Die frühern auch aus dem Chiemgau abstammenden Statthalter in Istrien und Carentanien haben wir bereits anderwärts besprochen. Oder hätte der Patriarch Syrus durch die Gunst K. Heinrichs III., dessen fünfmalige Heerzüge nach Ungarn dem dortigen Territorialerwerb teutscher und bayerischer Dynasten neuen Vorschub gegeben, jene Cathedrale auch zuvörderst auf den Grund älterer Stammrechte erworben? *)

Ist nun das Daseyn dieser förmlich fundirten Bollwerke und allenthalben unter gleichen Namen, eine unbestreitbare Thatsache, so möchte sich, ehe weiter um deren Anlaß und Zweck geforscht wird, wieder eine nicht unwesentliche Zwischenfrage aufdringen; nämlich, welche historische oder naturhistorische Bedeutung im Namen liege? Aber eben auch hierüber wird man einerley Meynung kaum erwarten dürfen. Um Beilstein oder Peilstein zu deuten, um Bel, Bil, Pil, das Wurzelwort zu erklären; (Beil und Peilen sind nur Umlaute und breitere Mundart) hat man keltisches und gallisches, germanisches, slavisches ꝛc. Etymon zu Hülfe genommen. Die Endsylbe Stein, immer eine feste und erhabene Stätte bezeichnend, gibt sich hier unschwer als einen spätern Zusatz teutscher Zungen kund.

Was unsere Meynung anbelangt, so hat sie zur Zeit eine frühere Autorität zwar nicht zur Seite: aber, reiflich erwogen, doch manches Indicium für sich. Des Apologeten Tertullian Ausspruch in dem Capitel de varietate deorum —: „Noricis Belenus“ — scheint uns entscheidend **), und wir erkennen den Bel, Belk, Belus, Belenus, den Apollo der Noriker, in sprachlicher und geschichtlicher Beziehung als die Grundidee von Beilstein. Dem Belenus granus, von dem in unserer Gegend noch so viele antike Gelübdsteine sprechen, ihm, dem sonnenstrahlenden, die Höhen beherrschenden, heilenden, Menschen und Thiere schützenden Gott, dessen Cultus (der Baal der Hebräer)

*) Den Zusammenhang dieser Territorien mit unsern Dynasten von Beilstein erkennt auch Hr. Capit. Filz. l. c. 78. 89. 115. etc. und die Begüterung der Grafen von Beilstein „ultra muram“ geht aus einer Reihe von Urkunden hervor.

**) Die heutige Abtey Michaelbeuern zwischen der Salzach und Mattig, früher eine Burg ihrer Gründer, ist selbst von einer Colonie der aus Nordwesten eingewanderten Buri (Waldmänner?) umgeben. Sie hatten sich da, wie noch einige Römersteine zeigen, die Nachkommen von Veteranen grundpflichtig gemacht.

*) S. unsere Geschichte der Longobarden und Bojoarier in Beziehung auf ihre Bluts- und Wahlverwandtschaft ꝛc.

**) Q. Sept. Flor. Tertullianus, carthaginiensis presbyter etc. schrieb im 3. Jahr. uns. Zeitrechnung zu Gunsten der von den römischen Kaisern verfolgten Christen. Wir haben die Ausgabe und den Commentar Sigeberts Havercamps: Lugd. Batav. 1718 vor uns; worin auf die vielen von Gruter und Reinesius in Noricum und in Illyrien, und insbesondere zu Aquileja angeführten Inschriften hingewiesen wird.

Im Capitel XXIV. Tertullians heißt es: Uni

ursprünglich längs dem Taurus aus Asien gekommen und aus Gallien, über Rhätien, längs dem Alpengurt in das Noricum und bis Oberpannonien, zurückgewandert und da so tief eingepflanzt war, sind jene lichten, sonnigen, gesunden, und schützenden Höhen, die uns so vielfältig unter dem Namen Beilstejn und Beilberg begegnen, auch manche Heilquelle, (daher Beilbrunn!) geweiht worden. Zu Aquileja hatten die Taurisker dem Bel einen reichen Tempel aufgerichtet. — Wie sollte aber in dieser Bedeutung der Name Beilstein am Niederrhein, in Thüringen und jenseits der Elbe verstanden werden? — Ebenfalls mittelst der Rückwanderung germanischer Zugvölker. Die Gothen, Heruler, Longobarden, von welchen einzelne Haufen und Ueberreste, und darunter manch dynastischer Zweig aus den Alpen nach dem Norden zurückkehrte, haben den Cultus des Bel mit dahin gebracht. *) Vielleicht erklärt sich auf diesem Wege noch manche

---

cuique etiam provinciae et civitati suus Deus est: ut Syriae Artagatis, ut Arabiae Dusares, ut Noricis Belenus, ut Africae Coelestis, at Mauritaniae Reguli sui. etc.“ Bereits vor 20 Jahren, in dem von uns herausgegebenen Taschenbuche: die Tauern, und das Gasteinerthal mit seinen Heilquellen ꝛc.“ München und Salzburg 1820: haben wir S. 203 Beilstein mit Bel verwandt gefunden. Sonnenstein würde man heutzutage sagen. Gäbe man aber dem slavischen biel, weiß, daher die Bielacha, der Bielbog, dieser gleichfalls die leuchtende, schirmende Gottheit den Vorzug: so wäre der in unsern Gegenden eben so oft vorkommende Localname Weissenstein identisch mit Beilstein. — Marc. Welser zählte schon um Augsburg, Lauingen, Jimigen, Famingen ꝛc. p. 406 u. 407. ein Halbdutzend dem Apollini grano geweihte Votivsteine auf; und von Pallhausen in seiner Topographia romano celtica, und Ambros Eichhorn über Kärnthen weisen neuerdings den im Noricum und Rhätien besonders einheimischen Cultus des Bel uud Belenus nach. S. auch von Kleinmayer'ns Juvavia I. 57. hierüber.

*) Eine andere Ableitung Beilsteins, könnte noch aus dem Magyarischen versucht werden. Nahe lägen uns in Ungarn der Comitatus pilisiensis, pilis Varmegye, die pilische Gespanschaft; und die Cisterzienser Abtey Pilis. Pilis bedeutet öde, kahl, pilisch, kahler Berg. Aber die Zeitfolge der viel später eingewanderten Sprachstämme dürfte dieser Ableitung entgegenstehen.

andere Erscheinung zu Gunsten norischer Abkunft, Mythologie (auf deren Kosten allzuviel in die nordische oder scandinavische gelegt wird), und der Nationalität. *)

---

*) In einer Geschichte von Irland, von Thomas Moore, „the history of Ireland — 1835 — (s. den 72. Bd. der Wiener Jahrb. der Literatur) finden wir eine Stelle, die allenfalls noch eine andere Meynung begründen könnte.

Dieser Erzählung zufolge sollen die Phönizier den Cultus des Baal und Bel in Hibernien, auf der heiligen Insel, eingeführt haben. Grian, keltisch, bedeute hier die Sonne, und zugleich den Bel. Daher die zum Götzendienst gewidmeten Plätze: Knoc - greine, tuam greine, oder Hils of the Sun etc. hießen.

Jedenfalls ist also das epitheton granus aus dem Keltischen hervorgegangen; und der tiefe, hellsinnige und vielsagende Ausdruck grünen, (in unsern Alpen groanen) scheint gleich dem von Sonnen und Sühnen: weil grünen und Sühnen nicht Werke der Finsterniß, sondern des heilvollen Lichtes sind, von der Sonne herzustammen.

In dem vor uns liegenden Centralmuseum rheinländischer Inschriften v. Laurenz Lersch: Bonn 1839 — 1841 konnten wir auch nicht eine entdecken, welche dem Beleno und Apollini grano gewidmet wäre, was uns in der Ansicht bestärkt, daß der Cultus und die Etymologie von Bel und Beilstein sich erst im 6. und 7. Jahrh. aus Rhätien und Noricum dahin verbreitet habe. Achen, aquisgranum, palatium grani — widerspricht uns nicht, da bekanntlich diese Stadt um 124 nach Chr. von einem Servius granus erbaut worden seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Jänner.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung).

Diesem Cultus sagte nun auch das in sich abgeschlossene Forst- und Weidegebiet an der Mönk und Mölk, zunächst der Viehzucht gewidmet, ganz besonders zu; und St. Leonhart war in den Augen seiner hieher eingewanderten Landsleute, der christlichen Franken, der volksthümliche Schutzheilige, der nach allen seinen Eigenschaften hier wie überall auf ihren Zügen, die Stelle des heidnischen Abgotts viel würdiger ersetzen konnte. Das vielfältige Patronat der gleichfalls von den Franken und Alemanen durch Bajoarien, Carentanien und Oberpannonien eingeführten: St. Martin, St. Aegydi, St. Stephan, Pantaleon, Ruprecht, Radegund ꝛc. gründet sich auf dieselbe gleichzeitige Nativität. *)

Unter solchen Umständen nahm denn auch das mächtige unstreitig aus Franken gekommene Geschlecht, das den Titel gravio schon erblich in und mit sich führte, und später als die Grafen von Beilstein erscheint, das norisch-römische Castell und Fanum an der Mönk in Besitz und richtete es als seinen nunmehrigen Stammsitz ein; während sich ein Theil seines großen Gefolges in der Nachbarschaft ansiedelte, und Frankenstein und Frankenfels erbaute. Dabey sollte aber die eingeborne Bevölkerung bey ihrem uralten Weide- und Forstrechte kräftig geschützt seyn. *)

Wann dieses und ähnliches im Ostlande geschehen? dafür lassen sich drey Zeitpunkte andeuten. Entweder hatte eine solche Einwanderung bereits statt, als sich die Franken, Bajoarien überwachend, und den Gothen in Italien mißtrauend, mit den noch in Pannonien weilenden Longobarden befreun-

*) In den bayerischen Annalen. Jahrgang 1834. (Vaterlandskunde p. 835.) „die Herrschaft Kling und der Cultus St. Leonhart in Bayern" — haben wir davon umständlicher gesprochen. St. Leonhart † 553. St. Martin, Bischof von Tours, geb. in Pannonien, † 402. St. Ruprecht zu Salzburg † 623. St. Pantaleon, Arzt, geb. 303, unter Kaiser Maximinian gemartert. St. Hippolyt, Bischof zu Ostia, in der Mitte des 3. Jahrhunderts. Ersterer ward vorzüglich zu Trier verehrt. Zahllos sind die Kirchen, Capellen und Spitäler, welche, abgesehen von Bayern, im Ostlande, von Passau bis Aegydi-Neusiedl und bis Rust am Neusiedler-See, in den desertis boicis, unter Carl dem Großen dem h. Aegyd geweiht wurden.

*) Dieser angestammten, aber dann sehr verkümmerten Rechte, noch in den herzog. Briefen des 14. Jahrhunderts bestätigt (1327), gedenken hier, wie anderwärts, die Gemeinden noch lebhaft, und man erzählte uns, daß Graf Seldern, einer der frühern Besitzer dieser Domaine, auf der Burg Beilstein die Marmorplatten, worauf diese Rechte eingegraben waren, in den Abgrund versenkt habe. Sollte die Rückkehr dieser Domainen unter das menschenfreundliche Kaiserhaus dem kurzsichtigen Rationalismus und Pecunialismus der Beamten nicht endlich ein Ziel setzen können?

deten, *) oder es geschah in der Mitte des 8. Jahrhunderts unter der dreyzehnjährigen Regentschaft Pipins **), (über den unmündigen Tassilo II.;) da Pipins politische Vorliebe für die Franken in der Geschichte unverkennbar ist; — oder endlich waren es Erwerbungen und Dotationen im Gefolge der von Carl dem Großen gegen die Hunnen und Slaven geführten Kriege; Dotationen, welche in den spätern Heerzügen der teutschen Könige gegen den Osten, z. B. unter K. Heinrich III. großen Zuwachs erhielten, und so noch mehr teutschen Adel dahin lockten. Hiebey bleibt der beurkundete Besitz der Grafen von Beilstein auf der Osterburg ein sehr merkwürdiger Umstand: denn ohne diesen überaus festen Standpunkt hätten sie in jenem zugänglichen Forst- und Weidegebiet kaum festen Fuß fassen und sich darin, unter so gewaltigen Einfällen von Osten her, behaupten können; ja, wir dürfen geradezu die Ansicht äußern, daß die Eroberung der von den Ungarn ***), nach ihrer Niederlage auf

*) Als sich der Frankenkönig Theodebald Wacho's Tochter zur Gemahlin nahm. Der Verkehr der Franken mit den Longobarden im Ostland war bereits sehr lebhaft, und im gemeinschaftlichen Interesse auch, die Slaven niederzuhalten. S. unsere Geschichte der Longobarden und Bajoarier ꝛc. München 1839.

**) Schon in Folge der Einschreitungen Carl Martells im agilulfingischen Hause, und der Demüthigungen, die die Franken dem Herzog Odilo, der sich ihrer entledigen wollte, auferlegten. Damals gründeten die erlauchten Brüder Adalbert und Otokar, Stifter von Tegernsee ꝛc. die Abtey St. Hippolyt, (St. Pölten,) hier an der Trasen, und führten da Colonien aus Burgund (Alemannien, jenseits des Lechs) ein. An die spätern und fortwährenden Einwanderungen aus Bayern, Schwaben und Franken seit Carl dem Großen unter den Bischöfen und Aebten, und zunächst als Gefolgschaften des Kriegsadels, brauchen wir nicht zu erinnern. Die salzburg. Ortschaften Arno's unter Mölk, zwischen der Wachau, der Osterburg und der Mündung der Trasen zeugen noch von dem fruchtbringenden und nachhaltigen Colonisationssystem dieses Bischofs.

***) Ungarn und seine Civilisation ꝛc. betr. s. den

dem Lechfelde, noch mehr als zwanzig Jahre hindurch behaupteten Burg Mölk den Babenbergern erst von der Osterburg aus, durch die Beilsteiner ꝛc. möglich wurde. *) Die diplomatische Benennung Osterichi trifft mit diesem Ereigniß zusammen: c. 978.

Unter solchen Erwägungen stellt sich immer die alte Wahrheit heraus, daß im teutschen Mittelalter, je höher hinauf, desto mehr alle Waffenmacht und sofort aller Landesschutz auf einzelnen, zu dem Zwecke geographisch und topographisch radicirten Geschlechtern und ihren Gefolgschaften beruhte; mit einem Worte: auf dem aus Blut und Gut gebil-

Anhang der von uns bearbeiteten und jüngst (1841) von der königl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen topographischen Matrikel aus der Juvavia ꝛc. Von Regensburg aus, damals der Mittelpunkt des teutschen Handels zu Wasser und zu Land, wurden Oestereich und Oberungarn links der Donau zuerst und nachhaltig colonisirt. Daher die Plagienses.

*) „Ipse autem, (Leopoldus I., so berichten die Annalisten Oesterreichs, bey Calles I. 274 ꝛc., die Eroberung von Mölk aus den Händen der Ungarn) „terram hanc (pagus Osterichi) cum multo comitatu adiens," (wo anders als vom Aggstein und der Osterburg her, von wo aus den Ungarn die Donau, und sofort der Verkehr mit ihrem Lande bereits gesperrt war, wie südöstlich durch den Brühl, dessen sich, wie wir in den gel. Anzeigen 1840 Nr. 248 ꝛc. nachgewiesen, dieses zahlreiche Gefolge (Comitat) der Babenberger noch früher bemächtigt, und da Medling, die Burg, zum Stützpunkt gegen Wien gewählt hatte:) castrum munitissimum in monte nostro mellicensi situm, quod homo potentissimus nomine Gizo, (Geisa, nachher Stephan I. als der erste christliche König der Ungarn bekannt,) „tenebat, magna vi cepit, atque destruxit." Hieben ist uns eine andere Stelle des Chronisten Alold wichtig. „Geiza, Ungarorum Dux, pacem amplius diligens, quam bella, subditos suos mercatu distrahens continuit etc. Als Herren der von Regensburg aus viel beschifften Donau, auf der Burg Mölk, mußte ihm schon klar geworden seyn, wie günstig sich hier Schifffahrt und Handel gegenseitig, und zwischen dem Osten und Westen bedingen.

deten Markensystem. *) Die Playen und Beilstein stehen unverkennbar in der ersten Reihe dieser erlauchten Geschlechter Noricums, Rhätiens und Vindeliciens; mochten ihre Urahnen auch nicht einheimischen Geblüts seyn. In jeder Familie liegt ein vorherrschender Beruf: im gemeinen Leben und Volke heißt er das Gewerbe; in den Häuptern, Hirten und Führern des Volks — die Würde, die Vorpflicht; erst hiernach das Vorrecht in Kirche und Staat. **)

Hiernach bemesse man auch alles Auftreten der Dynasten von Beilstein; im Krieg nnd Frieden, in der Haus- und Landwirthschaft, wie in Künsten, Gewerken und im Welthandel: allenthalben gingen auch diese Dynasten voran. Merkwürdig ist z. B. ihre kräftige Fortsetzung des norischen Eisenbau's, zunächst um Beilstein, in der Eisenwurz; ***)

*) Anders in den Zeiten der römischen Republik, und der ersten Kaiser, und daher auch ein wesentlich anderes Territorial- und Privatrecht. Was wir hier und seit dreyßig Jahren, in Beziehung auf das Vordringen der Slaven in Teutschland und von deren Ueberwältigung schrieben, kann mit dem trefflichen Aufsatze in der Beylage der allgemeinen Zeitung von 1841, May: „die slavisch-germanische Völkervermischung" verglichen werden. Vielleicht dem südöstlichen Schauplatze näher, als jener Verfasser, könnten wir seine klare und umfassende Darstellungsweise etwa nur noch mit einigen Einzelnheiten vervollständigen.

**) Auf den hohen Kirchenstühlen von Salzburg, Passau, Freysing, Regensburg, Brixen, Aquileja ꝛc. sassen Dynasten von Playen und Beilstein; und wie viele deren männliche und weibliche Mitglieder in den Abteyen?! Im Ostlande und in Niederbayern hatte im öffentlichen und im Privatleben keine wichtige Verhandlung ohne ihre Gegenwart statt: immer standen sie zunächst an den Babenbergern und ihren Interessen.

***) Eine Specialgeschichte der Eisengewerkschaften in Oesterreich, die, an Ptolemäus Luna sylva et ferri fodinae anknüpfend, und Alarichs Waffenstätten, und durch das früheste Mittelalter herab, den Antheil der Geschlechter und Corporationen, z. B. auch der Carthause Gamming, auffaßt, steht noch zu erwarten. Wichtige Materialien hiezu aus der neuern Zeit haben bereits

noch merkwürdiger und glänzender erscheinen sie in Franken und Bayern als Hallgrafen, als die Würdeträger des für alles materielle Leben so wichtigen Salzregals. *) Auch die freye, wohlgeregelte und zu Thal und Berg gleich lebhafte Beschiffung der Donau, des Inns, der Salzach ꝛc. überwachten diese Dynasten. Dazu kommen, wie gesagt, abgesehen von dem Gleichlaut der Familien- und Taufnamen, und der Ortsnamen in ihren Stammgebieten und spätern Erwerbungen, gewisse religiöse und ethnographische Wahrzeichen (durch die Hagiographie); geschöpft aus ihrem heimathlichen und eigenthümlichen Cultus, und aus der nationalen Umgebung. **) Man verfolge z. B. von Westen nach Osten nnr die Denkmäler der hl. Radegund. ***)

die Capitularen Chmel und Pritz von St. Florian, jener k. k. geheimer Archivar, in seinem bis zum III. Heft vorgerückten öster. Geschichtsforscher, dieser in seiner Geschichte der Stadt Steyer, geliefert.

*) S. „die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke, zunächst im Mittelalter" München 1836. — Was wir hierin, aus lautern Quellen, und durchaus beurkundet, z. B. in den Abschnitten IX. und X. S. 142 — 205 ꝛc. auch bezüglich auf die Dynasten von Playen und Beilstein nachwiesen, möchte in einer Industrie- und Handlungsgeschichte des teutschen Mittelalters erst noch und tiefer zu würdigen seyn. Ein viel höheres Princip, als ein bloß technisches, wie z. B. für die Hrn. v. Beust bey den sächsischen und fränkischen Salinen, lag den Hallgrafen zum Grunde.

**) „Aus den Mittheilungen eines Reisenden," die die Beyl. 275 der allgem. Zeitung des J. 1841 unter der Rubrik: die Donauschifffahrt und der Ludwigskanal — liefert, geht hervor, daß dieser Reisende die lebhafte Beschiffung der Donau, sowohl in ältern als in neuern Perioden, ganz und gar nicht kennt; und daher über die Verödung dieses Stroms in neuester Zeit manche irrige Ansicht aufstellt.

Die Grafen von Lebenau, ein Zweig der Dynastie Beilstein, waren die obersten Schiffrichter von Laufen bis Passau. S. unsere Geschichte der Longobarden und Bajoarier ꝛc. im Abschn. I.

***) Die heilige Radegund, eine Königstochter aus dem besiegten Thüringen, des fränkischen Königs

Auf den beilsteinischen Gebieten zeigen sich regelmäßig immer dieselben Kirchenpatrone; *) und der Zug der zahlreichen fränkischen Ansiedlungen von Westen nach Osten, vom Rhein durch Schwaben und Bayern, nach Ober-, Unter- und Inner-Oesterreich — ist auf der Karte eben so augenfällig, wie in der Autopsie von vielseitigem und hohem Interesse für Geographie und Geschichte. Wie die Beilsteine mit ihrem fränkischen Gefolge z. B. in Bajoarien über den Inn und die Salzach setzten, über den Weilhart und Hausruck im Atergau einrückten, dann die untere Traun überschritten ꝛc.: — das weisen die später urkundlich als beilsteinische Territorien hervortretenden Ortschaften: Franking, Frankenburg, Frankenmarkt, Frankenberg ꝛc. eben so klar nach, als das Daseyn der Burgstalle Frankenstein und Frankenfels zunächst in der Umgebung der Grafschaft Beilstein zwischen der Erlaf und Trasen, keiner weitern Erörterung bedarf.**)

Wenden wir von diesen noch mehr oder minder sichtbaren Denkmälern und Wahrzeichen einer von West nach Ost statt gehabten Strömung der, wie man heute zu sagen pflegt, teutschen Bevölkerung; — wobey die entgegengesetzte und gewaltige Richtung der Slaven, der Hunnen und Avaren, nie aus dem Auge zu verlieren ist — noch einmal einen Blick hinweg, und auf das inmitten liegende Bajoarien, und auf die zweyte Hälfte seines achten Jahrhunderts überhaupt: so sind es König Pippin, Herzog Tassilo II., Carl der Große und die salzburgischen Bischöfe Virgil und Arno, welche, die Zeit und ihre Gefahren wahrnehmend, vordersamst jene Strömungen ordneten und leiteten, und damit die dazu tüchtigen Geschlechter und Gefolgschaften betrauten.

Chlotar I. Gemahlin, dann Nonne in dem von ihr gestifteten Kloster zu Poitiers, starb im J. 587; einige Jahre später, als St. Ruprecht, der Franke, in Bayern und bis Pannonien eingewandert war. Man darf annehmen, daß das Andenken dieser Fürstin den Thüringern noch theurer war, als den Franken: und daß daher die über die Donau, den Inn und die Salzach, und an die Enns mit den bleibenden Denkmälern St. Radegunds eingewanderte Colonie zunächst aus Thüringern bestand, welche der von Samo bedrängten norischen Bevölkerung c. 630 zu Hülfe gekommen war.

*) Auch die ältesten Kirchen zu Grätz, Linz und Klagenfurt sind den hl. Aegyd und Martin geweiht. Auf den Castellen, wo ehevor der aus Asien eingeführte Mythras gestanden, trat nun der Ritter St. Georg zur Stelle. Aber an St. Peter hielt sich zunächst die römisch-norische Bevölkerung auf unmittelbare Anordnung Roms, das auch in jeder Stadt das Hospital dem hl. Geist widmete, und den eingedrungenen Barbaren, mochten sie von Norden oder Osten kommen, allenthalben den Erzengel St. Michael mit dem flammenden Schwerte und Schild zur Schau stellte: daran erinnernd, daß ihr Ungestüm noch eine höhere Macht gewärtigen müßte.

**) Augustin Winkelhofer, ein tüchtiger Forscher, vor 10 Jahren als Pfarrer zu St. Michael im salzburg. Lungau verstorben, hat in seiner übrigens trefflichen Monographie: „die Herrschaft Atersee in Oberösterreich im Mittelalter," (s. Zeitschrift für Bayern ꝛc. 1817 II. und III. Bd.) die Ansicht aufgestellt, als wären die Ortschaften Franking, Frankenburg, Frankenmarkt ꝛc. im Atergau, erst durch fränkische Colonien von Bamberg her, und in Folge der Schankung der Herrschaft Atersee durch K. Heinrich II. an sein neu gestiftetes Bisthum Bamberg, also erst im 11. Jahrhundert, entstanden. Das ist nun ganz irrig; da diese Colonisation zuverlässig um drey bis vier Jahrhunderte älter ist. Auch die sonst in diesen Gegenden nicht einheimische Bezeichnung der bewaldeten Gehänge mit: Hart, daher Weilhart, Höhnhart; so wie die Benennung Ruck, im Hausruck, (ein Mittelgebirg,) rührt von den Franken her. Den heilkundigen hl. Pantaleon bey Moosdorf am Weilhart haben die Alemannen mit sich herbeygeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Jänner.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung).

Wir bezweifeln nicht, daß die Beilsteine und Playne einst auch im Ostlande, wie in Franconien und Bajoarien, nicht bloß persönlich und dynastisch als Comites angesehen; sondern in der That in der Vollmacht von Grafschaftsrechten, und so als wahre Territorial-Herren erkannt wurden. Würden sich sonst die Hochkirchen von Passau, Regensburg, Salzburg, Freysing auf ihren weitläufigen Gütern im Ostlande, mit Gunst der Kaiser, nicht auch zu höhern Prärogativen, als zur Patrimonialgerichtsbarkeit erschwungen haben: während sie eben durch die Grafen von Playen u. Beilstein um ihrer Lande und Leute willen so hartnäckige Zwiste zu bestehen und daher nur die Wahl hatten, die Erwerbungen wieder aufzugeben oder sie, die alten Landherren, als Schirmvögte mit einem Theil dieser Kirchengüter selbst zu belehnen? *) In dem Inbegriffe von Herrlichkeiten und Bannrechten, welche K. Arnulf dem Erbauer von Heimburg, dem Dynasten Heimo zur Wahrung der Gränzen gegen Ungarn verlieh, schwebt uns ein Beyspiel vor, wie ungefähr auch die Beilsteine und Playen auf ihren Territorien im Ostlande gestellt worden seyn mochten. *) Wie käme sonst z. B. Graf Heinrich von Schala dazu, auf den Weinzehent in Oesterreich auf allen freysingischen Gütern zu verzichten? (Meichelbeck II. 562;) wie Graf Conrad von Beilstein seine Ansprüche auf die Herrschaft Herrantenstein gegen die Dynasten von Falkenstein aufzugeben? (Gel. Anz. 1840 Nr. 250.) Zugleich ist aber ebensowenig zu mißkennen, daß die Babenberger, und darunter schon Markgraf Leopold I., gegen die geistlichen und weltlichen Landsassen übergriffen, und eifer- und ländersüchtig auf die Consolidirung der Ostmark, und sofort auf die Heimfälligkeit der Territorialrechte, vorzüglich auf dem Wege von „Gedingen“ **) und

*) Die Dynasten von Beilstein waren in kirchlichen und milden Stiftungen gegen andere Dynasten nicht zurückgeblieben. „Hab- und Streitsucht“ meynt Hr. Prof. Filz, S. 169, habe dieses Geschlecht ausgezeichnet. Die spätern Differenzen mit den Bischöfen und Aebten, z. B. mit dem von Freysing um die Burg Conradsheim bey Waidhofen in Oesterreich, im Umfang der Grafschaft und des Landgerichts Beilstein, rührten vielmehr von den ursprünglichen Anrechten dieser Dynasten her. Die Abtey Michaelbeuern gieng ja selbst aus beilsteinischen und playnischen Gütern in Bayern und in der Ostmark hervor; wobey man nicht vergessen darf, daß diese Dynasten von den Gunthar's und Lantwar's, von den Engelschalk's (daher in der bayerischen Linie und Mundart der immer wiederkehrende Name Engelbert,) von den Wilhelmen und Aribo's abstammten.

*) Eben dieser höhern Territorialrechte wegen, welche K. Arnulf dem Dynasten Heimo zu Heimburg verliehen hat, ist jene Urkunde, cod. diplom. juv. p. 118, von uns in den gel. Anz. 1840. Nr. 21 ꝛc. commentirt, besonders merkwürdig.

**) Calles hat, II. 132. aus Enenkel eine Reihe solcher Gedinge oder Heimfälle in der heutigen Diplomatik: Cessiones et Retrocessiones, aufgeführt.

mit einer Beharrlichkeit hinarbeiteten, welche einerseits jenes berühmte Hausprivilegium der Herzoge von Oesterreich vom Jahre 1156 *), und anderseits die Auflösung der dynastischen Sippschaft und ihr früheres Erlöschen zur Folge hatte. Auch von Ganerbschaften und ähnlichen Verbrüderungen der Geschlechter wird man daher im Erzherzogthum Oesterreich wenig lesen. Daraus erklärt sich auch z. B. der Umstand, daß bey dem frühen Abgang der Grafen von Schala ihre Gebiete in Massa nicht an ihre Stammgenossen, an die Beilstein und Playen übergiengen.

Die Babenberger hatten nun einmal, von den teutschen Königen, und insbesondere von den ihnen günstigen aus dem sächsischen Hause, — zur Wiedereroberung der Ostmark bestimmt, die unumgängliche Beyhülfe der dort viel früher begüterten Dynasten „Comitatus magni!!“ mit einem großen Theil der Territorien zu vergelten; — und es ist sofort auch nicht in Abrede zu stellen, daß Leopold III., als Markgraf V., als er seine Tochter Euphemia I. dem Grafen Conrad von Beilstein zur Ehe gab, demselben auch noch vollständige und dieses Gebiet zurundende und ergänzende Rechte einräumte. Und eben solche Concessionen begründeten in der Hauspolitik der Babenberger die Retrocessionen, in welchen sie so glücklich waren. **) Die Grafschaft Beilstein im Forst fiel den Babenbergern erst nach dem völligen Erlöschen des beilsteinischen Hauptastes zu. — Wie kamen sie aber nach unserer Ansicht früher in den Besitz der Osterburg? Hr. Prof. Filz läßt den Junker Friedrich, den letzten Beilsteiner um 1206, nicht auf Beilstein,

*) In jener größeren Handveste Kaiser Friedrichs I. für Oesterreich erscheinen unter den Zeugen: Gebhardus Comes de Sulzbach; Rudolfus Comes de Swineford (Schweinfurt; beyde ohnehin in der Nähe von Regensburg;) Engelbertus Comes hallensis, Gebhardus Comes de Burchusen, Comes de Buthena (Pütten), Comes de Pilstein et alii quam plures.

**) Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg waren allerdings in der Nothwendigkeit, einen großen Theil dieser Herrlichkeiten wieder zu Lehen zu geben.

sondern auf der Osterburg mit Tod abgehen. Wir erkannten aber in Friedrich dem Osterburger einen ältern Beilsteiner, der eine Wittwe C. hinterließ, welche dann einen Vohburger ehelichte. *)

Eine nähere und wiederholte Ansicht der Urkunden, und darunter jener wichtigen vom 7. Aug. 1160, als worauf wir schon in den gel. Anz. von 1837 Nr. 61 das besondere Augenmerk der Forscher zu lenken suchten, verbunden mit den jetzt erst zu Tag geförderten Materialien, die überhaupt auch die Genealogie und Verwandtschaft der Beilsteine mehr ergänzen und berichtigen lassen, scheinen unsere Meynung zu bestätigen. Gemäß dieser Urkunde vom Jahre 1160 **) verträgt sich Bischof Conrad von Passau als Diöcesan mit dem erlauchten Grafen Conrad von Beilstein und seinen zwey Söhnen, Sigfried und Conrad, auf ihr Gesuch (petitione principum) dahin, daß er ein Drittheil Zehent zu ihrer Pfarre St. Leonhart, (parochia, quae in fundo eorum constructa,) zur Haltung eines Hülfsgeistlichen des Pfarrers überläßt, und dagegen zu Sigenheim das Obereigenthum von vier leibrechtbaren Holden (villicacio et curtis,) für die Cathedralkirche St. Stephan zu Passau empfängt.

„Sowohl bey Lebzeiten des alten Grafen, als auch, nach dessen Abgang, unter seinen zwey Söhnen, möchten sich diese wie immer in die Erbschaft theilen, (postquam autem inter se dividant etc.,) sollte es so gehalten werden, und zwar in der Art, daß jederzeit der Inhaber der Burg Beilstein für den Vertrag — zur Sicherung des vermehrten Gottesdienstes — verpflichtet bleibe. Für den Fall, daß da, zu St. Leonhart, etwa ein Chorstift des hl. Augustin, oder ein Kloster errichtet werden wollte, gab der Bischof dazu unter einem Eid seine Bewilligung, und versprach seinerseits hiezu allen Vorschub.“

Diese Verhandlung hatte mit großer Feyerlichkeit im nahen Stift St. Pölten statt, und zwar in Gegenwart obengenannter drey Grafen von Beil-

*) M. Filz Geschichte von Michaelbeuern I. S. 168. Dagegen in unsern Beytr. III. B. der Playen und Beilsteine letztes Jahrhundert: S. 128.

**) Mon. b. T. XXVIII. p. 111. Den wesentlichen Inhalt dieser Urkunde geben wir hier teutsch.

stein und ihrer nahen Verwandten: der Grafen Heinrich und Sighart von Schala, des Grafen Liutold und seiner Söhne, (unstreitig Playne auf Raschenberg und Playn,) und eines andern Leutold von Playn, links der Donau (zu Harteck), eines Friedrich, Burggrafen von Regensburg, (ratisponensis praefectus;) und vieler Ministerialen auch in Oesterreich, von dieß- und jenseits der Donau; mit Vorgang der Aebte und Pröbste von Mölk, Göttweich, Ardaker, Mosburg, St. Pölten, St. Georgen und Kl. Neuburg. Ist nun diese feyerliche und umständliche Familienurkunde der Grafen von Beilstein abermals ein Beweis von ihrer Pietät, und ihrer vollen Herrlichkeit zu Beilstein und St. Leonhart; so muß vor allem auffallen, daß hierin vom ältesten Sohne des Grafen Conrad des II. (nach Filz), von Friedrich IV. keine Meldung geschieht; und daß dagegen mit den betheiligten nächsten Anverwandten der Burggraf Friedrich von Regensburg auftritt.

Bringen wir dieses Factum mit dem in Verbindung, was Enenkel (Calles II. 132) und der Codex sextus von Passau (Mon. b. Vol. XXIX. P. II. p. 313.) a) von einem Grafen Friedrich erzählen, der dem Herzog Leupold sein Aigen in Oesterreich dingte u. ohne Erben starb; dessen Wittwe dann einen Markgrafen von Vohburg ehelichte; dem und dessen Kindern der Herzog das Aigen an Hohenek verlieh, was dann an Hrn. Rudolf von Pottendorf (auch abfindungsweise und von Verwandtschafts wegen) kam; — und sehen wir endlich den jüngst edirten und vom Freyherrn von Freyberg commentirten Codex traditionum Monasterii Sti. Castuli in Moosburg (in Bayern), wovon der Probst Albinus (Albenus *) oben zu St. Pölten anwesend war;) Nr. 128. b) einen Frideric comes nobilissimus, wie derselbe im Begriffe zu einer Bethfahrt, zum Seelenheil seiner verstorbenen Gemahlin Christine, und anderer Verwandten zwey Huben zu Wekbach in Oesterreich

*) S. 89 der akademischen Abhandlung über den Codex von Moosburg wird ein Probst Albero vorgetragen: S. LXV. aber richtiger Albeno.

legirt*): so dürfte man fragen, ob nicht im erst bemerkten Grafen Fridrich ad a) der älteste Sohn

*) „Einführung und Beleuchtung des Cod. traditionum monast. St. Castuli in Moosburg von Max Frhrn. v. Freyberg ꝛc." in den akademischen Denkschriften: München 1840. Bey der in genealogischer Hinsicht sehr merkwürdigen Stelle S. 52: Notum est, qualiter Frideric, Comes nobilissimus etc. wirft der Hr. Verf. die Frage auf, ob dieser Graf Friedrich nicht der beilsteinischen Dynastie angehöre: kömmt aber auf dem Wege einer eben so umfassenden, als quellengemässen Prüfung der vorliegenden Genealogien zu der Ueberzeugung, daß hier ein Graf Fridrich von Hohenburg auftrete. Wir sehen uns zu derselben Ansicht bewogen; und bemerken nur, daß die von Weiskern bewahrten Stellen: I. 93. Art. Brunn am Steinfeld. 272. Art. Hoheneck, und II. 63. Art. Petronell und hieben die mögliche Verwechslung von Hohenburg mit Vohburg, auch zu berücksichtigen seyn möchten.

Um das Jahr 1160 war nach Frhrn. v. Freyberg ein Fridrich Graf v. Stephaningen Burggraf von Regensburg. Einer dieser Dynasten soll bereits durch Richardis, Tochter des Markgrafen Leopold III., in Oesterreich begütert gewesen, und 1101 auf einem Kreuzzuge umgekommen seyn.

Die im bayerischen Sundergau neben den Grafen von Beilstein und Playen mächtigen Dynasten von Vohburg, die dann auch in der Ostmark Land und Leute erwarben, scheinen uns Aborigener, (von der Scharnitz; s. Geschichte der Longobarden,) oder ächt norischer Abkunft zu seyn. Auch ihre Genealogie hat Frhr. v. Freyberg in diesen Blättern, (im VII. Bde. 1838) einer wiederholten Prüfung untergestellt. — Nachrichten von dem Heimfalle von Hoheneck, und von den in Oesterreich gesessenen Vohburgern Fridrich, Otto und Theobald finden sich auch bey Rauch scriptores rer. austr. I. Ob die von uns früher (im III. Bd. der Beytr. S. 128) fragweise als Cunigunde bezeichnete Wittwe des Grafen Fridrich auf der Osterburg nun als Christine gelten mag: sey einem reifern Urtheil überlassen; aber in der auf Carlstein erscheinenden Wittwe E (Mon. b. III. 558.) von uns als Elisabet gelesen, erkennen wir nun bestimmt die Wittwe Euphemia.

des Grafen Conrad von Beilstein; und in seiner Gemahlin C. jene Christine; und in seinem Aigen Hoheneck mit Osterburg, als womit er, wie mit einem von der Grafschaft Beilstein ganz getrennten Fideikommisse abgefunden worden, und zu jener Zeit (1160), wahrscheinlich schon kinderlos verstorben war; man dürfte ad b) ferner fragen, ob im zweyten Fridrich, in dem Burggrafen nicht ein Graf von Vohburg, oder vielmehr von Hohenburg, und so der zweyte Gemahl der Wittwe Christine als Comes nobilissimus zu erkennen wäre? Die sehr mögliche Verwechslung jener beyden Grafen Fridrich und der Namen Vohburg und Hohenburg hat bisher über ihre Herkunft in Ungewißheit gelassen: und noch schwerer scheint es, die Abstammung der Gräfin Christine zu ermitteln. *) Nicht also Junker Fridrich, der letzte Beilsteiner **), sondern sein Onkel Fridrich IV. war auf Osterburg „in castro suo" verstorben. Des Junkers Fridrich Mutter Euphemia (II.), des Grafen Sigfrids Wittwe ordnete vorerst, nach ihres Sohnes auf Beilstein erfolgtem

*) v. Freyberg l. c. S. 88, wo eine solche Ermittlung auch versucht wird.

**) Nicht nur in dieser Beziehung wird die vom Hrn. Prof. Filz übrigens sehr kritisch und klar verfolgte Genealogie der Beilsteiner S. 169, 170 zu berichtigen seyn; sondern auch in anderer Hinsicht. Er scheint nur die Zweige Beilstein und Möring anzunehmen; während die von uns nachgewiesenen Comites de Ramesperch, heute das Burgstall Rennerstorf bey Friedau an der Bielach, und de Griezzenstein, (heute das große Burgstall Kreutzenstein bey Kornneuburg, Beytr. III. 122 und 127) als beilsteinische Sprossen oder Eidame kaum bezweifelt werden können. Auch zeugt die oben erklärte Familien-Urkunde der Beilsteiner, (von St. Pölten 1160; ein Irrthum, etwa bezüglich auf die Jahrzahl, kann hier nicht obwalten, da der Bischof Conrad von Passau, auch ein Babenberger, vom Jahre 1149 bis 1164 saß;) gleich vielen andern Urkunden: z. B. Mon. b. XXVIII. 253. a. 1186 zu Enns, als der letzte Markgraf Otokar von Steyermark sein Land an die Babenberger übergab, von der Stammesgenossenschaft zwischen den Häusern Playn und Beilstein, wogegen aber Hr. Prof. Filz im lebhaften Widerspruch beharrt: I. 173.

Tod, auf Carlstein bey Reichenhall in Bayern die dortigen Angelegenheiten des Hauses, unter andern an St. Zeno und an das salzburgische Domcapitel so manchen von ihrem Gemahl und ihrem Schwager Grafen Conrad zugefügten Schaden durch Grundholden im Gebirge (in der Gastein ꝛc.) vergütend, verkaufte Carlstein mit seinen Herrlichkeiten zu Hall und im Gebirge an den Herzog von Bayern, und zog sich auf Beilstein im Forst zurück, wo sie noch bis zum Jahre 1236 lebte, und endlich im Kloster Lilienfeld ihre Ruhestätte fand. *) Inzwischen war auch der auf Beilstein gefolgte Zweig der Möringer, mit der Erbtochter Gräfin Adelheit, erloschen **), und der Herzog von Oesterreich hatte die Grafschaft und das weite Landgericht Beilstein gleichfalls eingezogen. ***)

*) Haunthalers Archiv des Kl. Lilienfeld 1820. T. II.

**) Mon. b. XVI. 561.

***) Die Grafen von Schaunberg in Oberösterreich (Schownberg, nicht zu verwechseln mit den Ministerialen de Schewrberch bey Gamming), bekanntlich um das Jahr 1260 durch Heirath einer Gräfin von Playen zu Gütern und Vorrechten dieser erloschenen Dynastie emporgekommen, hatten damals, 1330, noch die Vogten über die Kirche zu Ruprechtshofen im Nutzeigenthum der Ritter von Plankenstein inne; und erst 1342 gab Graf Conrad von Schownberg diese Herrlichkeit an Herzog Albrecht auf. Die Pfarrkirchen St. Leonhart und Scheybs hatte K. Fridrich im J. 1327 bereits zur neu errichteten Carthause Mauerbach, woraus bald darauf durch Herzog Albrecht und seine Gemahlin eine zweyte, die zu Gamming, durch ihre Lage und Erwerbungen inmitten der Eisen- und Hammergewerke gleich merkwürdig, hervorging, gewidmet; während Graf Ulrich von Pfannenberg (aus Steyermark, auch von einer playnischen Frau abstammend, siehe uns. Beytr. III. Bd.), Marschall in Oesterreich im Jahre 1330, die bereits durch mehrere fremde Hände gegangene Burg Beilstein noch einmal um 240 Mark Silber und 760 Pfund Wiener Pfennige einlöste.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Jänner.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Schluß.)

Der wesentliche Zweck dieser Erörterungen ist kein anderer, als unter Anerkennung der vielen Verdienste unserer Vorgänger und gleichzeitigen Forscher im Bereich des Eingangs bezeichneten Terrains, und auf dem Wege der Autopsie, aus der Vorzeit manches unscheinbare Ereigniß zu erläutern, und insbesondere in der alten Geographie, Topographie und Genealogie der südöstlichen Marken Teutschlands, Widersprüche zu beseitigen, die bald gesucht, bald in ihren Folgerungen mißkannt wurden. Indem die Culturgeschichte dadurch zugleich ergänzt und aufgeklärt wird, schließt sie sich von selbst der Gegenwart, unserm Heimath- und Weltleben an: und nur so gewinnt auch die Moral unsers Jahrhunderts, der Calcül, an Nachhaltigkeit, Umfang und Veredlung. Wolfgang Lazius, der in der Völkerkunde und Genealogie der südlichen Hälfte von Teutschland auch ein so ungeheueres Gedächtniß entwickelte, war dabey allerdings in manche Irrthümer und Widersprüche verfallen; er hatte die Geschlechter, ihre Aeste und Zweige, oft seltsam auf- und ineinander gepfropft und wieder ausgebrochen: denn er schrieb seine Volumina, gleich manchen seiner Zeitgenossen und Nachgänger — in der Studirstube. Nichts desto weniger hat Lazius in Beziehung auf das fränkische Herkommen der Dynasten von Beilstein recht gesehen. *) Es war damals im 7. bis zum 11. Jahrhundert rücksichtlich der Wanderung der erlauchten Geschlechter, mit ihren inwohnenden Bürgschaften und socialen Lebenskräften, eine Zeit, welche man im 17. und 18. Jahrhundert nicht mehr begriff. **) Erst im Gefolge der Schifffahrt nnd der Eisenbahnen möchten, wiewohl unter andern Motiven und Formen, auch ähnliche

*) Man sagt, die heutigen unstreitig aus Hohenrhätien abstammenden Fürsten von Lichtenstein hätten ihre Fort- und Ein- und, bezüglich, ihre Rückwanderung durch Tyrol, Kärnthen, Krayn, Steyermark, Oesterreich und Mähren durch 75 Burgen und Vesten, vielfältig unter demselben Namen Lichtenstein, bezeichnet. Hierin finden wir nichts so Außerordentliches. Der reiche Pfalzgraf Rapoto, von Böhmen bis Rom begütert, hatte solcher Burggebiete wohl noch mehr. Die Eppensteine aus der Wetterau bis in das Mürz- und Murthal, die Sponheimer aus dem Rheingau bis nach Kärnthen und Niederbayern: — die Andechser von der Etsch und Adria bis an die Quellen des Mayns u. s. w. Bey Lazius ist, wie bey Aventin, stets der Kern von der Spreu zu unterscheiden. Im Boigerich, in Waidhofen, er schreibt Boicherich und Boithofen, sah er Bojer; was allerdings nicht an der Zeit ist, und statt Beilstein liest er immer Boylstein: — aber, wie gesagt, seine Ideen, z. B. die deserta bojorum mit der Dynastie Playn, als genus, wovon die Beilstein an der Spitze der Buri, daher unsere Orte Beuern ꝛc., eine species, zu bevölkern, bleibt immer merkwürdig.

**) In dem wiederholt angeführten Commentar des Frhrn. v. Freyberg zu dem Codex trad. Monast. sti Castuli 1840. wird unter andern auch die schon vor 80 Jahren von Dübüat, und in unsern Tagen vom Hrn. Prof. Filz aufgestellte Hypothese einer Stammesverwandtschaft der Gra-

Wanderungen wieder beginnen: nicht etwa des raschern Fortkommens wegen, sondern, weil sich das continentale und territoriale Zwischenleben mit sei-

fen von Beilstein mit der Dynastie Scheyern, und so mit den Dynasten von Hohenburg auf dem Nordgau (Hohenburg am Inn bey Wasserburg dürfte hieby auch nicht außer Acht gelassen werden;) mit den Dynasten von Bogen, Hirschberg, Ebersberg, Vohburg, Abensberg ꝛc. sehr umständlich erörtert. Insbesondere wird diebey auch, nach Ried, Herzog Ernst I. der Noriker, als Großvater des Scheyrer Luipolds II. an- und diesem ein Aribo als Bruder zugegeben; wornach die Gunthare, Hartwiche, Sigharte, Engelberte, Ottokare, Aribone, Luitolde ꝛc., die uns die Urkunden als viel begüterte Dynasten, als Gau-, Pfalz- und Hallgrafen und Kirchenvögte im Chiem-, Salzburg-, Ater- und Traungau, in Carentanien und Istrien, vorführen, und die uns bisher als zu Seeon und Tengling und in Plaven und Beilstein und auf dem Weilhart in Südbayern und in der Ostmark Hof- und Stand haltend — nun sämmtlich als Scheyrer erschienen. Soviel Belehrendes dieser Commentar für uns hat: so vermögen wir uns hieben doch nicht die Ueberzeugung abzugewinnen, daß die Dynastie Scheyern (mit Bogen, Abensberg, Hohenburg ꝛc.) und die von Beilstein und Plaven, (mit den Traungauern und Steyrern, das Marchfeld, den Gau Grunzwiti, und Herrantenstein dabey nicht übersehen,) eine und dieselbe Ab- und Herkunft haben. Bey unsern Untersuchungen der Art glaubten wir mehr auf das ethnographische, geographische, und topographische Element, als auf, wenn auch relevante, genealogische Combination vertrauen zu dürfen, und wir wollen uns deßfalls nur überhaupt auf unsere bisherigen Druckschriften, Beyträge und gelegenheitlichen Erörterungen beziehen. Zunächst sind es aber die Geschichte der Longobarden und der gleichzeitigen Bajoarier (1839) und die Geschichte der t. Salzwerke (1836) deren Bearbeitung uns viel tiefer, als wir es vermutheten, in die Genealogie und in die Geschichte der sie fundierenden Territorien einleitete. Im letztern Werke II. 246 erkannten wir nicht den Nordgau, sondern Noricum, und zwar die dem beilsteinischen Stamme sehr nah gelegene Hallstatt nach dem Text der Legende: pristina habitatio noricae telluris: — und nachdem Ernst von Laufen am Neckar, wo er auch (s. oben) von Franken umgeben war, Francigeni, — cum toto domo ac familia, und hierin abermals Franken, wieder heimgezogen war: nativa

nen heimathlichen Stand- und Körperschaften durchaus anders gestalten wird.

So allgegenwärtig einem Lazius und Abt Bessel von Göttweich, Austria, das Erzherzogthum war: von einer Osterburg, mit Beziehung auf das mit derselben gleichzeitig und zunächst um sie hervortretende Osterichi, und von Austuris, ihrer antiken Unterlage, hatten beyde, doch in der Nähe wohnend, keine Ahnung. So liegt manchesmal das Unscheinbare und Unbeachtete dem Großen zunächst

habitatione Norici salsuginis revisa, als seine Heimath an: denn bisher konnte man uns im Nordgau, den wir übrigens als den Schauplatz seiner politischen und militärischen Wirksamkeit wohl zu würdigen wissen, keine salsugo (Salzstätte) nachweisen. Unter diesem Gesichtspunkt möchte Herz. Ernst folgerechter den am Traunsee II. 250 und im Ischelland begüterten Dynasten Pilgrim, dann Erzbischof zu Salzburg, und Grafen Aribo, von welchem Lazius und Andere den Zweig von Schala ableiten, benzuzählen seyn. Zugleich fehlt es ja nicht an Beyspielen, daß südbayerische Dynasten nach Norden verpflanzt wurden: so z. B. unter Carl dem Gr. ein Zweig des Hauses Helmowin's (Heimo) und Hadamars in das Swalafeld und gen Kaisheim, (II. 146 nach Meichelbeck), während der ältere Zweig, der der Kirche von Freysing mehrere Bischöfe gab, und auch Theil an den Salzwerken hatte, zwischen der Fils und den Alpen sitzen geblieben war. Graf Gundhart, Helmowin's Bruder, erinnert an einen frühern Gaugrafen Gunthar im Chiemgau, der zur Zeit des heil. Virgil, Bischofs von Salzburg, mit Pippins Genehmigung und Vorschub, die einstmalige Abtey St. Stephan zu Otting bey Waging gründete (Cod. diplom. juv. p. 25.) die dann in der Abtey Michaelbeuern, der allbekannten beilsteinischen Stiftung, wieder erstand. Gunthars Gemahlin Hadeburg stammte aus dem Augustgau, im Chiemgau hatten sie Güter angekauft, was abermals, auch nach dem Sprichwort, daß die vorwärts schreitenden Söhne ihre Bräute von rückwärts holen, auf eine von Westen nach Osten fortgesetzte Colonisation deutet. Uebrigens erkennen wir den ausgebreiteten Grundbesitz der Scheyrer im Donau- und Eisengau, wie in den Alpen, in Carantanien, im Vintschgau, durchaus an; insbesondere auch um Admont im Ennsthal (Albrich!), und eben durch die Abensberge hatte das Kl. Admont Güter im Donaugau erworben.

zum Grunde. *) Zweyhundert Jahre später wiederholte sich die Cultur und Ausbildung einer andern Ostmark und eines andern Osterlandes, von den Annalisten gleichfalls Plaga orientalis und Slavinia genannt, jenseits der Elbe, in Meissen, im nordöstlichen Thüringen, und in der Lausitz, unter sehr ähnlichen Vorgängen und Kämpfen. Wie jedoch nach und nach dießseits die Babenberger zur Alleinherrschaft gekommen, so jenseits der alteingesessene wettinische Stamm. Aber auch in Sachsen halfen bayerische Dynasten, da kräftig Boden gewinnend, während das Stammgeschlecht in der fernen Heimath fortsproßte, und zahlreiche Colonien aus den bayerischen Klöstern, mit dem Acker-, Salz- und Bergbau und mit der Lebens- und Denkweise der Slaven schon länger vertraut, das Werk fördern. Denn den vorgebrochenen Slaven mußte auch dort, im gleichen Systeme, das Land, oder doch die Herrschaft wieder abgerungen werden.

Es war ein höchster, ein religiöser und moralischer Zweck, der damals, andern materiellen Zwecken vorangehend, die teutschen Marken bildete und einigte. Ihre heutige so rasch fortschreitende Einigung scheint zwar vorerst ein untergeordnetes, ein lucratives Motiv zu haben; was aber, auf dem Wege einer höhern und veredelten Politik, für die dauernde Wohlfahrt der Völker nicht minder preiswürdig werden kann.

Reisen sind es, die lebendige Anschauung, aber mit der Geschichte in der Hand, welche hierüber am richtigsten verständigen; und so in den Büchern die Wahrheit, und für das Leben die Klarheit gewähren.

Geschrieben im May 1841.

*) Die Burg Carlstätten; das Pfarrdorf Gerolding, in der Nähe der Osterburg, dann der Abten Ansbach zugehörig. Schon Gerold, der fromme Held, von seinem Schwager, Carl d. Gr., als erster Markgraf im Osten aufgestellt, mochte die Lage von Austuris, dessen Trümmer damals wohl noch nicht aufgeräumt waren, näher gewürdigt haben?

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft. Würzburg 1840.

I.

Auszüge aus den Urkunden des römischen Königs Ruprecht in Beziehung auf das ehemalige Fürstbisthum Würzburg.

(Mitgetheilt vom königl. Legationsrath Herrn Dr. Scharold.)

„Entnommen," sagt die erste Anmerkung, „aus des k. k. österreichischen geh. Haus-, Hof- und Staatsarchivar Joseph Chmel's vortrefflicher Schrift: Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum etc. Frankfurt a. M. 1834. 4.," welche zur Bearbeitung des historisch-topographischen Lexicons von Bayern, resp. von Unterfranken und Aschaffenburg manche wichtige historische Notizen darbietet."

Die zweyte Anmerkung enthält eine kurze Notiz über Ruprechts Wahl (21. August 1400), Krönung zu Köln, 6. Januar 1401 (nicht desselben 1400ten Jahrs), und Tod, 18. May 1410 zu Oppenheim. Wahrscheinlich aus Versehen sind einige wenige Daten anders angegeben, als in dem Chmel'schen Regesten-Werk. Z. B. die Urkunde vom Jahre 1401, die Präsentation des Ludwig von Spangenberg, Johanniter-Ordens-Bruder, zum Beneficium der St. Blasiuskapelle in der kaiserlichen Burg bey Rotenburg, Diöcese Würzburg, zum 9. September, während Chmel S. 53, Nro. 935 ausdrücklich 10. September, Auguste gibt. Zum J. 1409, wo irrig der 7. Julius für den 7. August steht (Chmel S. 170 Nro. 2780 und ebenso Nro. 2782.)

Zu den Diplomen vom Jahre 1409, Monat April, würden wir auch jene, welche die Reichsstadt Rotenburg ob der Tauber betreffen, vom 11. April 1409, Nro. 2750, 2751; und vom 12. April desselben Jahres, Heidelberg, Nro. 2753, 2754, 2755, mit in die Reihe der das Bisthum Würzburg angehenden Urkunden aufgenommen haben. Ueber Regesten-Anlage und Durchführung zum Gebrauche bey den verschiedenen Kreisvereinen in Bayern erlauben wir uns bey Nro. VIII. dieses Heftes einige Bemerkungen.

II.

Hof- und Staatshaushalt unter einigen Fürstbischöfen von Würzburg im sechzehnten Jahrhundert.

(Vom k. Legationsrath Hrn. Dr. Scharold.)

Ein düsteres, abschreckendes, aber höchst getreues Gemälde des Hof- und Staatshaushaltes unter den Fürstbischöfen Conrad von Bibra, Melchior von Zobel und Friedrich von Wirsberg. Es ist vornehmlich die heillose Finanzverwirrung unter den beyden Letzteren, welche in vorliegender Nummer trefflich geschildert ist. Als Hauptursache dieser Creditlosigkeit wird der mit tyrannischer Wuth gegen das Hochstift geführte Krieg des Markgrafen Albrechts des Jüngern von Brandenburg Culmbach (von den Hausschriftstellern Alcibiades genannt, und zwar, wie Groß sagt, deßhalb, „weil er in der Beredsamkeit dem griechischen Helden von Athen, dem Alcibiadi, gegleichet haben soll!!“), und die Fehden mit dem untreuen Vasallen Wilhelm von Grumbach angegeben. Fürstbischof Melchior schlug sogar im October 1553 selbst vor, man solle ihm einen Coadjutor an die Seite setzen, und hatte unter andern Fürsten, denen diese Stelle angeboten werden sollte, auch auf einen der Söhne Albrechts V. von Bayern (Wilhelm, oder Ferdinand?) die Aufmerksamkeit seines Capitels gelenkt. Zwar war der Markgraf Albrecht vom Kaiser Karl V. d. d. Speyer, 1. Dezember 1553 in die Reichsacht erklärt, und irrte besiegt und verfolgt umher; allein dieß half der drückendsten Geldnoth nicht ab, in Folge welcher die bischöflichen Kriegsräthe ihre Entlassung begehrten und den, nur die trostlose Lage des Stifts bekundenden Rath ertheilten, man möge wegen des die Fortsetzung des Krieges behindernden Geldmangels Einige ans dem Capitel an die Stifte in Bayern und am Rhein mit Darlegung der höchsten Noth Wirzburgs und mit der Bitte um Anlehen gegen Versicherung absenden. Sey Wirzburg (und Bamberg) zu Grunde gerichtet, alsdann werde auch die Reihe an alle andere Stifte kommen. Wolf Dietrich von Hutten sollte, in Auftrag des Capitels nach Bayern, Veit von Wirzburg an den Rhein geschickt werden. Ueberdieß wollte man, überzeugt, beym römischen König Ferdinand I. sey nichts auszurichten, den Herzog Albrecht von Bayern, auf dessen Sympathie das Capitel alle Hoffnung setzte, um Uebernahme der Schutzherrschaft des Stiftes ersuchen. — Der Albertinische Krieg hatte dem Bisthum Wirzburg nach einem amtlichen Verzeichniß 3,478,869 Gulden Kosten und Schäden verursacht. Die große Aufgabe war nun, die enorme Schuldenlast nach und nach zu tilgen. Das Domcapitel, „vermöge seiner organischen Stellung zu dem aus seiner Mitte gewählten Bischof berechtigt und verpflichtet, dessen Hof- und Staatshaushalt sorgfältig zu überwachen und die Abhilfe der darin wahrgenommenen Gebrechen und Mängel zu veranlassen,“ begab sich gemäß eines in seiner Peremptorial-Versammlung 1554 gefaßten Beschlusses in Corpore zu dem Fürstbischof Melchior, und eröffnete demselben: „wie die fernere Erhaltung des Stiftes jetzt fast zu den unmöglichen Dingen gehöre, wofern er nicht anhebe, seine Hofhaltung besser und minder kostspielig einzurichten, seine träge Kanzley (Landesregierung) zu reformiren und mit verständigen Räthen zu besetzen, überhaupt aber sich selbst kräftiger und für das Land ersprießlicher, denn bisher, in der Führung des Regiments zu benehmen. Im entgegengesetzten Falle müßte ihm entweder ein Coadjutor (den hatte der Fürstbischof selbst begehrt) beygegeben, oder das Land unter die unmittelbare Sequestration eines fremden Fürsten gestellt werden ꝛc.“ —

Auf Bischof Melchior machten indessen diese Ermahnungen keinen sonderlichen Eindruck; denn nirgends geschahen Ersparungen und Einschränkungen nach dem Vorschlag des Capitels, und die jährlichen Ausgaben überstiegen den Betrag der Einnahme. Den Inbegriff seiner Beschwerden und Rathschläge faßte das Capitel in ein Verzeichniß zusammen, welches dem Bischof, laut Beschluß vom 19. September 1556, mit der „zwar freundlichen, aber nachdrücklichen Ermahnung“ überreicht wurde, „daß man im Falle deren Nichtbeachtung bemüssigt seyn würde, die Ritterschaft zu versammeln, ihr die Klagen über ihn, den Bischof, vorzulegen und mit ihr die zu ergreifenden Maßregeln festzusetzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Druckverbesserungen in den Nummern 8 — 15.

S. 66 statt Beszenbiuge l. Besenbiuge.
„ 73 st. meist Welmich, l. einst ꝛc.
„ 74 st. Kaunberg l. Kaumberg.
„ 76 st. dem Tauern l. den Taurus.
„ 78 st. Revolutionen l. Revelationen.
„ 80 l. und Vitus Winter.
„ 80 st. nun l. num auch.
„ 81 st. Niedermallsee l. Niederwallsee.
„ 85 st. Beissel l. Bessel.
„ 88 st. in Nangbesitz l. Rang und Besitz.
„ 96 st. Chlebrach l. Chleberch.
„ 97 st. fordert l. fordern.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Jänner.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

The Cyclopaedia of Anatomy and Physiology. Edited by Robert B. Todd. Vol. II. Dia —Ins. Lond. 1839 (bis 1841) 1015 S. gr. 8.

Von einem andern Referenten ist bereits der erste Band dieser ausgezeichneten Encyclopädie in unsern Blättern (Bd. V. S. 9) zur Anzeige gebracht worden; zu Anfang des vorigen Jahres wurde der zweyte Band vollendet, über dessen Inhalt hier in der Kürze berichtet werden soll.

Todd's Encyclopädie der Anatomie und Physiologie ist, wie schon vom ersten Bande her bekannt, eine vorzügliche Arbeit, für welche tüchtige Mitarbeiter gewonnen worden sind, unter denen im vorliegenden zweyten Bande auch Rudolf Wagner mit aufgeführt ist. Ueber den engeren Kreis der menschlichen Anatomie und Physiologie hinausgreifend — obschon allerdings dieser zunächst und hauptsächlich gewidmet — zieht sie in ihren Bereich auch die Thierwelt, und ist daher nicht bloß für den Arzt, der auf wissenschaftliche Bildung Anspruch macht, sondern auch für den Zoologen ein Werk von großer Bedeutung.

Im zweyten Bande sind nachstehende Artikel von folgenden Verfassern bearbeitet.

Robert Adams. Abnormal condition of the Elbow - Joint. Abnormal condit. of the Hand. Abnorm. condit. of the Hip - Joint.

B. Alcock. Femoral Artery. Fifth Pair of Nerves. Fourth Pair of Nerves. Iliac Arteries.

Alison. Excretion.

Th. Bell. Edentata. Insectivora.

Benson. Diaphragm.

Bostock. Digestion.

Brande. Fat. Fibrine. Gelatin.

Brenan. Elasticity.

Coldstream. Animal Electricity.

Dodd. Abnormal conditions of the Foot. Regions and Muscles of the Foot. Glutaeal Region.

M. Dougall. Muscles and Regions of the Hand.

Dutrochet. Endosmosis.

W. F. Edwards. Animal Heat.

Grainger. Fibrous Tissue. Ganglion. Gland.

Grant. Digestive Canal.

Marshall Hall. Hibernation.

H. Hancock. Normal Anatomy of the Hip-Joint. Innominata Artery.

J. Hart. Region of the Elbow. Erectile Tissue.

A. Jacob. Eye.

Rymer Jones. Gasteropoda. Organs of Generation.

Wharton Jones. Organ of Hearing.

Montgomery. Foetus.

G. Newport. Insecta.

R. Owen. Entozoa.

R. Partridge. Face.

W. H. Porter. Hernia.

Rees. Haematosine.

Reid. Glosso-Pharyngeal Nerve. Heart.

H. Searle. Arrangement of the Fibres of the Heart.

Sharpey. Echinodermata.

Simpson. Hermaphroditism.

S. Solly. Muscles and Regions of the Forearm.

Allen Thomson. Generation.

Todd. Extremity. Fascia. Fibro - Cartilage. Fibular Artery. Bones and Joints of the Foot. Region of the Groin. Bones of the Hand. Hearing. Abnormal condit. of the Heart. Hyperaemia. Hypertrophy.

Wie in der Anzeige vom erſten Bande, mögen auch von dieſem zweyten einige der Hauptartikel kurz beſprochen werden.

Die Echinodermata ſind von W. Sharpey in ihren anatomiſchen Verhältniſſen ſehr genau geſchildert und durch viele, zum größten Theil nach Tiedemann kopirte Holzſchnitte erläutert. Die neuern Unterſuchungen von J. Müller, Sars u. A. ſind jedoch noch nicht benützt, obſchon ſie zum Theile ältern Datums als von 1839 ſind.

Von den Edentaten ſchließt Th. Bell die Schnabelthiere und Ameiſenigel aus. In der etwas zu kurzen Schilderung der Zahnlücker iſt auf die oſteologiſchen Verhältniſſe die meiſte Rückſicht genommen.

Zu den vorzüglichſten Artikeln gehört Owens Bearbeitung der Entozoa. Der innere Bau derſelben iſt mit großer Klarheit auseinandergeſetzt und durch eine Menge eingedruckter Holzſchnitte anſchaulich gemacht. Seine ſchematiſche Anordnung der im Innern des menſchlichen Körpers vorkommenden Paraſiten iſt folgende:

I. Classis Psychodiaria Bory.

1. Acephalocystis endogena.
2. Echinococcus hominis.

II. Classis Polygastrica, Ehrenb.

3. Animalcula Echinococci.

III. Classis Protelmintha.

4. Cercaria seminis.
5. Trichina spiralis.

IV. Classis Sterelmintha.

6. Cysticercus cellulosae.
7. Taenia Solium.
8. Bothriocephalus latus.
9. Polystoma pinguicola.
10. Distoma hepaticum.

V. Classis Coelelmintha.

11. Filaria medinensis.
12. — oculi.
13. — bronchialis.
14. Trichocephalus dispar.
15. Spiroptera hominis.
16. Strongylus gigas.
17. Ascaris lumbricoides.
18. — vermicularis.

Nur die 3 letzten der ſogenannten Klaſſen ſind es, welche Owen ſeinen Enthelminthen zuzählt; die beyden erſten ſchließt er davon aus. Die Acephalocyſten betrachtet er zwar als eine ſelbſtſtändige organiſche Species, ohne ſich jedoch über ihr Weſen klar auszuſprechen. Die Animalcula Echinococci ſieht er als die Paraſiten von Echinococcus an, und bringt ſie, nach eigenen Unterſuchungen an Echinococcus veterinorum, zu den polygaſtriſchen Infuſorien.

Unter den phyſiologiſchen Aufſätzen iſt wohl der von Allen Thomſon über die Generation der bedeutendſte, zugleich auch die genaueſte Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur beurkundend. Der gegenwärtige Stand unſerer Kenntniſſe von dieſem wundervollen Prozeſſe iſt klar dargeſtellt und die Beobachtungen, wie die auf ſie gegründeten Anſichten ſind einer ruhigen und ſcharfen Prüfung unterworfen. Auch der Gränze für alle menſchlichen Forſchungen iſt er ſich wohl bewußt, und beſcheidet ſich deßhalb, mit leeren Hypotheſen über jene nicht hinausdringen zu wollen. Indem er aufmerkſam macht, daß die Funktionen des Hirns und der Nerven, die conſtante Energie des ſchlagenden Herzens, die unermüdeten und kräftigen Aeußerungen der willkührlichen Muskeln, die Abſonderungen der verſchiedenen Flüſſigkeiten aus den Drüſen u. ſ. w. nicht minder merkwürdig und ſtaunenswerth, oder in andern Worten, unſerer genauern Kenntniß und Ver-

ständniß nicht minder entzogen sind, als die ersten Vorgänge der Generation, setzt er mit rühmlicher Bescheidenheit hinzu: „Diese merkwürdigen Erscheinungen sind alle für den gemeinen Mann ein Gegenstand des Wunders in dem Verhältnisse als sie unbekannt sind. Der wissenschaftlich gebildete Mann betrachtet die letzten Ursachen aller Lebensprozesse als gleich unerklärbar, nnd bekannt mit den Grenzen, die seiner Kenntniß des Lebens gesetzt sind, beschränkt er seine Untersuchungen über die verschiedenen Processe desselben auf die Erforschung ihrer Phänomene.“

Ein sehr interessantes Kapitel in diesem Artikel ist das, welches von dem Einflusse handelt, der von den Aeltern auf die Eigenschaften ihrer Nachkommen in der Zeugung ausgeübt wird. Da über diesen Punkt noch die meiste Dunkelheit herrscht, so sind allgemeine Schlüsse nur mit großer Vorsicht zu ziehen, und Ref. theilt namentlich alle die Bedenklichkeiten, welche Allen Thomson in Betreff des sogenannten Versehens der Schwangern aufwirft. Obschon die Richtigkeit des Versehens durch einen alten Volksglauben dermassen sanctionirt ist, daß man es im gewöhnlichen Leben als eine evidente Thatsache ansieht, so hat eine wissenschaftlich strenge Kritik gleichwohl nicht geringe Zweifel hiegegen erhoben. Bey dem allgemeinen Interesse, das dieser Gegenstand darbietet, wird ein näheres Eingehen auf die Argumente, welche der Verf. gegen die gewöhnliche Annahme von Versehen beybringt, nicht am unrechten Orte stehen.

Zuerst führt Allen Thomson 41 Fälle an, in welchen soll ein Versehen stattgefunden haben; unter diese Fälle werden sich alle bekannten Beyspiele subsumiren lassen. Alsdann geht er zu seinen Bemerkungen über, die Ref. im Nachfolgenden fast in ihrer ganzen Vollständigkeit wieder giebt.

Wir wünschen nicht, beginnt der Verf., gegen diese Hypothese lediglich wegen ihrer prima facie Absurdität zu disputiren, aber wir meynen doch, daß es allgemein zugestanden werde, daß der größere Theil der vorhin angeführten Fälle lächerlich und unglaublich sey, in so fern einfache, den Anatomen wohlbekannte Mißbildungen als Repräsentationen von Thieren und andern Gegenständen, mit denen sie, wenn überhaupt, eine sehr entfernte Aehnlichkeit haben, betrachtet werden — Fälle, in welchen es augenscheinlich ist, daß die Einbildung der Umstehenden thätiger, als die der Mutter gewesen ist.

Wir wollen zugeben, fährt der Verfasser fort, daß wir eine Erklärung des Mechanismus einer Lebensfunction ihrer bloßen Dunkelheit wegen nicht geradezu verwerfen dürfen; wir behaupten aber, daß die allgemeinen Phänomene der Lebensfunctionen geeignet sind, beobachtet und auf fixe und allgemeine Gesetze zurückgeführt zu werden, was gewiß in keiner Weise der Fall ist bey den Wirkungen der Imagination, welche ebenso verschieden und widersprechend, als absurd und lächerlich sind. Der anatomische Zusammenhang des mütterlichen Fruchthälters und Kindes ist so gut gekannt, daß wir mit Sicherheit behaupten können, es existire keine solche Communication, welche zur Uebertragung eines Eindruckes vom Körper der Mutter zu irgend einem besondern Organe des Foetus nöthig wäre, und noch viel weniger ein Weg zur Fortleitung geistiger Eindrücke. Die Gelüste, welche besonders nachtheilig auf das Kind wirken sollen, scheinen in derselben Weise gewirkt zu haben, ob der Appetit befriedigt wurde oder nicht ꝛc. — Moralische Gründe sprechen aber noch mehr gegen das Versehen. Es ist augenfällig, daß weit in den meisten der erzählten Fälle die Coincidenz des geistigen Eindruckes auf die Mutter mit der dem Kinde zugefügten Verletzung eine post-partum Beobachtung und Entdeckung ist.

Die Mutter und ihre Freunde, oder der Vater, sind begierig eine Erklärung der Mißgestaltung zu finden, welche keinen Schandfleck auf sie selbst bringen soll. In andern Fällen ist es zu besorgen, daß die läppischen und geschwätzigen Weiber, welche Kindbetterinnen pflegen, und selbst mehr wissenschaftliche Geburtshelfer den Glauben der Mutter an die Wirkung eines früheren (unter tausenden ausgesuchten) Eindruckes ihrer Einbildungskraft unterstützen, um dadurch eine während der Entbindung ausgeübte Verletzung zu verbergen, oder in der minder schuldigen Absicht, um die Besorgnisse der Mutter während des gefährlichen Kindbettzustandes zu mildern.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Band, I. Heft. Würzburg. 1840. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Im December desselben Jahres, kurz vor Melchiors Abreise zum Reichstag nach Regensburg, wurde ihm die Vorschrift einer neuen Hof- und Kanzleyordnung eingehändigt mit der Bitte, „sie zum treulichsten zu befolgen, wie er versprochen."

Mit dem Consens des Capitels wurden zu Basel, im Breisgau und zu Wirzburg neue Anleihen gemacht. Als der Bischof durch sein längeres unnöthiges Verweilen (1557) auf dem Reichstage zu Regensburg einen Beweis gab, daß er sich wenig um Ersparungen kümmerte, erinnerte ihn das Capitel an seine Beurlaubung vom Kaiser, an die baldige Heimkehr, an die bey seinem Hofe zu machenden Ersparungen und Verbesserungen seiner Canzley, und drohte ihm, „daß es seinerseits in Zukunft keine einzige Schuldverschreibung mehr besiegeln, sondern nothgedrungen seyn werde, der Ritterschaft, als des Domcapitels Vettern und Schwägern, die obwaltenden Beschwerden zu klagen und ihre Mitwirkung zur Abhülfe zu begehren." — Obgleich man von Seiten des Capitels nicht gesonnen war, diese Drohung zu verwirklichen.

Der Bischof entschuldigte das Hinausschieben der begehrten Reformen mit der gegenwärtig noch herrschenden Aufregung: es sey zur Zeit nicht thunlich, alle „Diener" zu entlassen, und „auch selbst für die nächste Zukunft bleibe die Möglichkeit neuer allseitiger Reformen ungewiß."

Nach Melchiors Ermordung, 15. April 1558, wurde am 27. April desselben Jahres Friedrich von Wirsberg zum Bischof gewählt.

Auch unter ihm blieb die Geldfrage vorherrschend, erstens wegen Bestreitung der Kosten der Bischofswahl, und der die päpstliche Bestätigung hohlenden Gesandten (12—16,000 fl.), zweytens drohte das von der Krone Frankreich entlassene deutsche Kriegsvolk mit nichts geringerem als mit Ueberfall und Ausplünderung der geistlichen Stifte; drittens Albrecht von Rosenberg und die Reichsstadt Nürnberg traten, ersterer mit einer Geldforderung auf, letztere verlangte nachdrücklichst die Rückzahlung dargeliehener bedeutender Summen durch eigene Gesandtschaft an den Bischof.

Bald gewahrte das Capitel, Friedrich beachte mehr das Religionswesen, als den Staatshaushalt, und vor versammeltem Capitel machte der Domdechant von Hutten am 25. Februar 1559 dem Fürstbischofe den Vorwurf: daß er auf den beklagenswerthen Zustand des Landes, auf Minderung der Schuldenlast, auf Reform der Hof- und Kanzleyordnungen gar keine Sorgfalt gerichtet. „Gegen das Hofgesinde und die Räthe ist Bischof Friedrich unbescheiden in seinen Worten" (ob des Bischofs ungestümer Reden wollte sich keiner zur Annahme der Hofmeisterstelle verstehen, 1572. — Friedrich selbst gesteht 1566 seinen „gehenn Muth" ein, und verspricht, sich „desselben furter hin souil muglich — — zu enthalten." Das capitelische Schreiben an den Fürstbischof 4. October 1566, redet von des Fürstbischofs „gehen und hitzigen Gemüth"). „Darum wollen namentlich die Einspänniger am Hofe und auch andere Diener mehrentheils wandern, besonders der Hofmeister" u. s. w. „Daher ist es hochvonnöthen, den Bischof zu einem angemessenen Benehmen zu ermahnen."

Auf der Stelle beschloß die Versammlung, den Bischof vorzufordern, und ihm aufs nachdrücklichste zu untersagen, er möge sich zumal in Religionssachen und außerdem auch in Sachen der Hofhaltung keine Unbescheidenheit erlauben, und fürder nicht mit auswärtigen Personen über Religion disputiren, wie er es erst neulich mit den Nürnberger Gsandten „etwas verweislich und in ungeschickten Worten" gethan. Zu empfehlen sey ihm ferner, auf dem kommenden Reichstag sich alles Disputirens mit den Fürsten und Ständen über Religion zu enthalten u. s. w. Um dieß zu verhüten, ward ihm auf seiner am 26. April 1559 angetretenen Reise zum Reichstag nach Augsburg auf kurze Zeit der Domdechant von Hutten in der Absicht beygeordnet, daß er die Gesandten von des Bischofs übler Gewohnheit unterrichte, und in vorkommenden Fällen, wo es Noth thue, „seine Zunge im Zaum halte" ꝛc. Die fortwährenden Anregungen des Capitels hinsichtlich der Reformen im Hof- und Staatshaushalt in den Jahren 1560 und 1564 hat Stumpf in den Denkwürdigkeiten der fränkischen Geschichte Hft. III. S. 2 ff. und S. 23 ff. geschildert.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Jänner.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

The Cyclopaedia of Anatomy and Physiology. Edited by Robert B. Todd. Vol. II. Dia —Ins. Lond. 1839 (bis 1841) 1015 S. gr. 8.

(Schluß.)

Es ist kein Zweifel, wie der Verf. weiter bemerkt, daß es unzählige Fälle gibt, in welchen die Imagination und alle moralischen und intellectuellen Kräfte der Weiber während der Schwangerschaft aufs höchste erregt wurden, ohne daß ihre Kinder in irgend einer Hinsicht darunter gelitten hätten; ebenso fehlt es nicht an Beyspielen von Kindern, die mit allen Arten von Mißbildungen, wie sie dem Versehen zugeschrieben werden, geboren wurden, ohne daß man von ungewöhnlichen geistigen Eindrücken gehört hätte. Ueberdieß muß es bemerkt werden, daß die Schwangerschafts-Periode, in welcher die Einwirkung auf das Kind stattfindet, keineswegs bestimmt ist, und daß keine Uebereinstimmung zwischen der Zeit und dem Wachsthum des Foetus und der Natur der Verbildung ist. Einige dieser Einwirkungen sollen im Moment der Conception selbst vorgekommen seyn oder doch den Grund dazu gelegt haben, während andere nur wenige Wochen vor der Geburt sich ereigneten. Die monströsen Erscheinungen oder Mißbildungen, welche den größten Theil der dem Versehen zugeschriebenen Verunstaltungen ausmachen, werden jetzt nicht mehr als bloße lusus naturae betrachtet, sondern die Zeit, in welcher viele derselben eingetreten seyn mußten, ist mit ziemlicher Sicherheit gekannt, und diese Zeitbestimmungen correspondiren keineswegs mit den Perioden, in welchen das Versehen soll stattgefunden haben. Außerdem sind fast alle angebornen Mißbildungen genau anatomirt worden und ihre Struktur ist auf allgemeine Gesetze zurückgeführt, die in jeder individuellen Form so regulär und bestimmt ist, als die gewöhnlichere oder sogenannte natürliche Struktur.

Einer Einwendung begegnet noch Allen Thomson, welche von den meisten Physiologen auf dem Continente wohl gar nicht berücksichtigt worden wäre, deren Erörterung aber durch den Verfasser ein erfreulicher Beweis ist von der soliden Gesinnung, welche in England noch geltend ist. In dieser Frage, sagt er, habe man sich auf die Autorität der Bibel berufen, nämlich in der Geschichte Jakobs, der geschälte bunte Stäbe den Schafmüttern, welche zur Tränke kamen und nachher empfiengen, vorgelegt hätte. Jeder aber, wie der Verfasser bemerkt, der nur einige Aufmerksamkeit dieser Erzählung schenken wolle, würde sogleich überführt werden, daß der heilige Schriftsteller bey Beschreibung von Jakobs Verfahren lediglich des Patriarchen Glauben an die Wirksamkeit solcher Mittel berichte, denn im darauf folgenden Capitel werde Jakob der Irrthum durch einen Engel benommen, der ihm im Traume erscheint und ihn von der wirklichen Ursache der Vermehrung der gesprenkelten Lämmer unterrichtet, nämlich daß die gesprenkelten Böcke die Weibchen besprungen hätten, und daß daher die Nachkommenschaft ihre Farbe lediglich ihren Vätern verdanke.

Allen Thomson schließt seine Betrachtungen mit folgender von Dr. Blundell entlehnten Stelle, „daß es der Erfahrung, dem Verstande und der Anatomie zuwiderlaufe, zu glauben, daß eine lebhafte Hinwendung des Gemüths der Mutter auf einen bestimmten Gegenstand oder ein Ereigniß ei-

nen bestimmten oder specifischen Eindruck auf den Körper ihres Kindes, ohne eine Gewalt oder Beschädigung von Aussen, veranlassen könne, und daß es eben so unwahrscheinlich sey, daß, wenn die Imagination wirksam ist, die Application von Seite der Mutter auf irgend einen Theil ihres eigenen Körpers eine Mißbildung oder einen specifischen Eindruck auf einen korrespondirenden Theil des Kindes zu bewirken im Stande sey."

Einer sehr ausführlichen Betrachtung ist das Herz unterworfen, und drey Anatomen haben sich in die Bearbeitung dieses Artikels getheilt. Von Reid ist die Anatomie und Physiologie, jedoch nur des menschlichen Herzens; die Anordnung der Herzfasern ist noch besonders von Searle geschildert; die abnorme Beschaffenheit dieses Organs von Todd.

Von Simpson ist der sehr reichhaltige Artikel Hermaphroditismus bearbeitet, wobey nicht bloß der Mensch, sondern auch die Thiere berücksichtigt wurden.

Der längste Artikel in diesem Werke betrifft die Insekten, von Newport verfaßt (S. 853 — 994). Der äußere wie der innere Bau dieser Klasse nach ihren verschiedenen Ständen ist mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit geschildert; überdieß eine außerordentlich große Zahl von Abbildungen beygegeben, so daß diese treffliche Abhandlung recht geeignet ist, den angehenden Entomologen, in eine tiefere Kenntniß der Insekten, als sie die bloße äußere Ansicht gewähren kann, hineinzuführen. Die eingedruckten Holzschnitte sind eben so schön als genau.

Die Insektivoren sind von Th. Bell etwas kurz behandelt (S. 994 — 1006). Er betrachtet sie als eigene Ordnung mit vier Familien:

1) **Talpidae (Talpa, Condylura und Chrysochloris).**
2) **Erinaceadae (Erinaceus, Echinops und Centenes).**
3) **Soricidae (Sorex, Mygale und Scalops.)**
4) **Tupaiadae (Tupaia).**

Die Einreihung von Scalops unter die Spitzmäuse ist nicht zu billigen, da bey jener Gattung im Skeletbau der Typus des Maulwurfs vorherrscht. Der Gattungen Macroscelides, Solenodon, und Gymnura ist keine Erwähnung gethan, obgleich von jener bereits 6 Arten bekannt sind. Bell theilt eine, durch eine Abbildung erläuterte Notiz von Todd mit, nach welcher letzterer den Mangel des Sehnervens beym Maulwurf bestätigt. Er fand zwar das Chiasma, aber keinen davon abgehenden Nerven, dagegen konnte er den Augenast des fünften Paares bis zum Auge verfolgen.

Der Artikel Auge, von Dr. Jakob bearbeitet, zeichnet sich mehr durch seine praktische Haltung, als durch detailirte Ausführlichkeit aus, so daß er mehr für einen, der über diesen Gegenstand das Ausgemachte, Wesentlichste erfahren will, passend ist, als für einen Sachkundigen, für welchen jedoch auch die Darstellung überhaupt und mehrere besondere Ansichten des Verfassers vom Interesse sind.

Mehrere von den — meistens häutigen Gebilden, über welche in Ammons Zeitschrift für Ophthalm. und in den gleichzeitig erschienenen Bänden von Müllers Archiv hin und her gestritten wurde, sind hier nicht genannt; die membrana fusca Arnoldi hält der Verf. für bloße Verbindungsmaterie zwischen Sclerotica und Choroidea; Sclerotica und Cornea sind ihm eine Haut; die musculi recti tragen nach seiner Ansicht nichts zur Bildung der Sclerotica bey; das ligamentum ciliare erklärt er für bloßes Zellgewebband zur Verbindung der Choroidea mit der Sclerotica — was gewiß unrichtig ist, da man es bey genauer Untersuchung immer für einen Nervenplexus erkennt — die membrana pupillaris bleibt nach seinen Untersuchungen bis zum neunten Monate; die membrana Ruyschiana als solche läugnet er.

Auch auf vergleichende Anatomie des Auges (der Wirbelthiere) und dessen Pathologie ist in der ganzen Haltung des Artikels entsprechende Rücksicht genommen. Die beygegebenen prachtvollen Holzschnitte sind theils nach Originalzeichnungen, theils nach Zinn, Sömmerring und Home.

Organs of generation von Rymer Jones ist ein Artikel, der jetzt nicht mehr befriedigt. Wie die Wissenschaft damals stand, als der berühmte Verfasser den Artikel schrieb, finden wir sie auch getreulich, kurz und leicht faßlich dargestellt; für die jetzige Zeit aber ist er großentheils unbrauchbar, da die jüngeren Jahre eine große Umgestaltung in der Lehre von den Generationsorganen, besonders der wirbellosen Thiere, hervorgebracht haben.

Der Verf. giebt überhaupt drey Arten der Fortpflanzung der Thiere an: durch die Theilung, durch Sprossenbildung, und durch Eyer, und theilt die in letztere Kategorie gehörenden Thiere wieder in solche, welche bloß eyererzeugende Organe haben, in solche, welche neben dem Eyerstocke noch eine Drüsenmasse besitzen, deren Secret zur Befruchtung der Eyer hinreicht; in solche, welche zwar auch beyde Zeugungsstoffe in sich tragen, bey denen aber die Eyer nur durch gegenseitige Begattung befruchtet werden, endlich in solche, bey denen die Eyerstöcke und Hoden an verschiedene Individuen vertheilt sind. Die diesem Artikel beygegebenen Holzschnitte stellen die Hauptformen der männlichen Sexualorgane bey den Wirbellosen und Wirbelthieren vor. — (S. 577—648.)

Herz von Dr. Reid. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Hauptformen dieses Organs bey den verschiedenen Thieren vorführt, handelt der Verf. die normale Anatomie des menschlichen Herzens ab, wobey der Richtung der Fasern in der Substanz dieses Organs sehr ausführlich gedacht ist. Zum Schlusse wird die Physiologie des Herzens mit viel Literaturkenntniß und gesunden Ansichten durchgenommen. Diesem Artikel ist noch eine sehr specielle Abhandlung über die Anordnung der Fasern des Herzens von H. Searle Esq., und eine andere über abnorme Beschaffenheit dieses Organes von Dr. Todd beygegeben, von denen besonders ersterer, da er ganz aus mühsamen eigenen Untersuchungen hervorgegangen ist, viel Interessantes bietet. Die abnormen Beschaffenheiten sind in angeborne (fehlerhafte Lage, Mißbildung aus mangelhafter Entwicklung, Mißbildung aus gestörter Entwicklung) und in erst nach der Geburt durch Krankheiten erzeugte getheilt, wobey die verschiedenen Herzkrankheiten durchgegangen werden.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Fortsetzung.)

Aber die Erfolge jener Reformen waren eben nicht erfreulich; denn es werden im capitelischen Recessenbuch von 1566 die in die neue Ordnung, im Regiments-Kammer- und Kanzley-Rathe eingeschlichenen vielerley Mängel und Gebrechen aufgezählt, als: seltener Besuch des Collegiums von Seite der Räthe des Regimentsrathes theils Alters halber, theils wegen Nachläßigkeit oder auswärtiger Beschäftigung, weniges Referiren der Räthe; bey der Kammer, woselbst meist alte Männer angestellt sind, liegen Tische und Bänke voll von Aktenbüscheln unordentlich durcheinander. Gleiche Unordnung herrscht in der Kanzley. Die gutbesoldeten Räthe kommen selten zusammen, des Bischofs Mahnungen zu größerem Fleiß sind erfolglos, die Geschäfte werden wenig gefördert. Die dem Stifte wichtigen Prozesse sind seit Dr. Balbus Tod in Verwirrung gerathen, die Akten liegen unter und übereinander aufgehäuft, und man bedürfe eines tüchtigen Doctor juris. Der sehr unfleißige Oberschultheiß läßt sein Amt durch seine Frau regieren und den Leuten Bescheid geben, den er selbst nicht thut, handelt mit den Parteyen ad partem (à part), nimmt Geschenke von ihnen an, u. s. w. Der Hofmeister ist auch unfleißig. Der Kanzler wird oft verschickt und zu fremden Dingen gebraucht. Der Zahlmeister ist mit seinen Rechnungen in Rückstand, das Land steckt tief in Schulden, die sich täglich häufen u. s. w.

Daß in dieser vom Domkapitel gegebenen Schilderung nichts übertrieben, zeigen die am 26 August 1566 vom Bischofe neuerlich mit dem Capitel angeknüpften und in den Beylagen (S. 44 ff.) mitgetheilten Verhandlungen, die gleichwohl dem Hof- und Staatshaushalte auch nicht aufgeholfen haben. Neuen Exhortationen des Capitels folgte Bischof Friedrichs eigenes Geständniß d. d. 27. Februar 1567 (nicht 1568), daß bey der Kanzley das Hofmeisteramt nebst andern Rathsstellen nicht zum Besten versehen sey, daß er selbst fleißig nach hierfür tüchtigen Leuten sich umgethan und auch einige brauchbare gefunden; allein sie waren seiner Meynung nach mehr wider, als für das Stift gesinnt; daher möge das Capitel nachdenken, wie solche Leute zu bekommen. Als einen Mann, den man zu „den geheimbsten Räthen jederzeit gebrauchen könne," halte er Bernhard Marschalk.

Noch ein Jahr vor seinem Tode, 1572, währten des Capitels Klagelieder, z. B. über die so lange unbesetzte wichtige Hofmeistersstelle, die Niemand ob des

Bischofs ungestümer Rede annehmen wolle. Aber auch der Bischof beschwerte sich über sein Capitel und schob alle Schuld des unordentlichen Haushaltes auf dasselbe, das Capitel jedoch wieder auf den Bischof.

„Durch diese heilsame Vormundschaft des Capitels," sagt Stumpf, Denkwürdigkeiten S. 36, „unter welcher Friedrich regierte, wurde das Land wenigstens vor dem gänzlichen Verderben verwahret, ohne diese Vorsorge würde es dem Regierungs-Nachfolger Julius, nicht möglich gewesen seyn, dasselbe in einen blühenden Zustand zu versetzen, und soviel für den Staat und die Kirche zu leisten, als er während seiner 45jährigen Regierung und während äußerer und innerer Bewegungen in Deutschland wirklich zur Bewunderung der Nachwelt geleistet hat."

III.

Ueber das auf bischöflich würzburgischen Münzen vorkommende Monogramm.

Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.

Weder Jos. Mader, noch Lelewel, noch Jos. Appel, noch auch Scheidt (der übrigens der rechten Erklärung auf der Spur war, dieselbe aber wieder verließ) haben das auf bischöflich würzburgischen Münzen, und zwar zuerst auf einem Denare Bischofs Bruno von Kärnthen (1034—1045), dann bis herab auf Laurenz von Bibra (1497 — 1519) vorkommende Monogramm richtig gelesen und erklärt. Nachdem Hr. Keller das Irrige und Unstatthafte der Entzifferungen obiger Gelehrten beleuchtet, äußert er sich sehr treffend dahin: „das in Frage stehende Monogramm ist ein bischöfliches Münzmonogramm, ein kreuzförmiges mit einer Raute, ein Namens- und Titelsmonogramm, und zwar rücksichtlich des Namens ein vollständiges, rücksichtlich des Titels ein abgekürztes." — — „In diesem würzburgischen Münzmonogramme bildet der vollständige Name des Bischofs Bruno den Hauptbalken des Kreuzes, der abgekürzte Titel aber den Querbalken desselben. Die obere Spitze des Hauptbalkens bildet ꝟR zusammengeschoben, der untere Theil der Raute liefert das V, an dessen spitzen Winkel das N steht. Die Raute vollständig genommen liefert ohne Zwang nach einer bey Monogrammenbildungen oft vorkommenden Sitte das O, der Querbalken enthält die bis in die neueren Zeiten üblichen Abbreviaturen für Episcopus, rechts nämlich zeigt sich ꝖP zusammengehängt, links S." —

Man kann es nun wohl nach dieser Erklärung für immer entschieden annehmen, daß das Monogramm BRUNO EPS gelesen werden müsse. Noch fügt Hr. K. seine Muthmassung bey, warum man mit Bruno's

Namen vom 11. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts herab den Revers der bischöflich würzburgischen Münzen geziert. Es hätte nämlich dieser Bischof aus eigenen Mitteln den baufälligen Dom im Jahre 1402 dauerhafter und prachtvoller erbaut, weßhalb auch an der östlichen Seite des Chors sein Name und Titel in Monogrammform in Stein ausgehauen zu sehen ist. Derselbe Bischof habe für die bauliche Instandhaltung der Kathedrale in den folgenden Jahrhunderten, so wie für die reichlicheren Einkünfte der Würzburger Domherren durch Vergabung des im Stifte Paderborn gelegenen Amtes Sonnrich an das Stift Würzburg zweckmäßige Sorge getragen. Aus Dankbarkeit für eine so ausgezeichnete Wohlthat hätten die folgenden Bischöfe Bruno's Monogramm bis zu Ende des 15. Jahrhunderts auf ihre Münzen gesetzt.

IV.

Supplemente zu: „Die bambergischen Münzen chronologisch geordnet und beschrieben von Joseph Heller, Bamberg 1839. 8."

Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.

Diese sehr schätzbaren Nachträge und Bemerkungen zu Hrn. Hellers Beschreibung: Bamberger Münzen, eröffnet Hr. K. mit einigen Betrachtungen über die Schwierigkeiten des Studiums der deutschen Münzwissenschaft, welche sich einfach schon aus dem Umstande erkennen lassen, daß im Gebiete des vormaligen deutschen Reiches nach einem sehr mäßigen Anschlage wenigstens 238 Münzherren und Münzstätten sich befunden haben. Eine gründliche, umfassende und möglichst vollständige Geschichte des deutschen Münzwesens dürfte nach Hrn K's. Ansicht nur alsdann zu erwarten seyn, wenn „Kenner vom Münzwesen einzelner Kreis- oder Münzherren die allerdings große Mühe und Aufopferung fordernde Arbeit übernehmen, in Monographien das Material zu liefern, mittelst dessen dereinst der ehrwürdige Dom der deutschen Münzgeschichte aufgeführt werden kann," — und setzt, Hrn. Hellers Arbeit anlangend, lobend bey: „Kein Sachkenner wird das Verdienstliche eines solchen Unternehmens verkennen, und Hr. Heller hat wirklich durch seine Beschreibung der Bambergischen Münzen einen gerechten Anspruch auf den Dank des numismatischen Publicums sich erworben."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Jänner.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. The Birds of Australia. By J. Gould. Dedicated by permission to her Majesty. London 1841. Part. III. und IV. gr. fol.

II. Monograph of the Macropodidae, or Family of Kangaroos. By J. Gould. Lond. 1841. Part. I. gr. fol.

Schon im Jahre 1837 begann Gould zwey Werke über die australischen Vögel herauszugeben; das eine unter dem Titel: The Birds of Australia and the adjacent islands. Part. I. Lond. 1837. Part. II. 1838. gr. fol.; das andere als Synopsis of the Birds of Australia and the adjacent islands. Lond. 1837 und 1838. Part. I. — IV. Das erstere war bestimmt, Abbildungen von den Arten der australischen Vögel zu liefern, und kam im Formate und in der prachtvollen Ausstattung ganz mit dem Gouldschen Luxuswerke, the Birds of Europe überein. Das andere war in viel kleinerem Formate und stellte in der Regel bloß einzelne Theile von Vögeln, hauptsächlich Köpfe, dar. Beyde Werke, vom Ref. bereits in diesen Blättern angezeigt *), wurden plötzlich unterbrochen, indem Gould mit seiner Gattin, die eine vortreffliche Zeichnerin ist, nach Neuholland reiste, um aus eigner Anschauung das Leben und Treiben der dortigen Vögel und Säugethiere kennen zu lernen. Seit einem Jahre zurückgekehrt, hat er seitdem uns beyde oben genannte Werke vorgelegt, und bey dem ungemeinen Fleiße, mit welchem beyde Gatten im Zeichnen und Malen zusammenhelfen, werden sie in wenig Jahren beendigt seyn.

*) Band IV. S. 859; Band VI. S. 497.

I. Von den Birds of Australia sind uns das 3te und 4te Heft (im Juny und September 1841 ausgegeben) zugekommen, und wir stunden anfänglich in der Meynung, als ob diese die unmittelbare Fortsetzung von den im Jahre 1837 unter gleichem Haupttitel erschienenen beyden ersten Heften wären. Eine genauere Nachsicht läßt uns jedoch vermuthen, daß Gould leider an diese nicht anknüpft, sondern die Birds of Australia nur mit dem ersten Hefte angefangen hat, worüber eine deßhalb in London gestellte Anfrage uns baldigst sichere Auskunft geben wird. Einstweilen ist deßhalb nur von dem 3ten und 4ten Hefte der australischen Vögel die Rede.

Format und äußere Ausstattung dieser beyden Hefte ist ganz wie in den frühern Lieferungen; die Abbildungen also von ausgezeichneter Schönheit, und da ein großer Theil der Vögel von Gould im Leben beobachtet wurde, so ist ihr ganzer Habitus mit ungleich größerer Treue dargestellt als in den frühern Heften. Ueberdieß haben diese Darstellungen bedeutend an Werth dadurch gewonnen, daß die Vögel in ihren gewöhnlichen Umgebungen, häufig mit ihren Nestern und Jungen zugleich, gezeichnet sind; auch hat sich der Text aus den frühern magern Notizen in vollständige Beschreibungen der äußern Gestalten und der Lebensweise dieser Thiere umgewandelt. Diese neuen Lieferungen haben demnach große Vorzüge vor den ältern voraus, und entsprechen allen Forderungen, die nicht bloß der Dilettant, sodern der wissenschaftliche Ornitholog an ein solches Werk stellen kann.

Wir zählen zuerst die Tafeln auf, von deren jede eine besondere Art darstellt, und reihen hieran einige aus dem Texte genommene Bemerkungen. Die durch Cursivschrift ausgezeichneten spezifischen Namen bezeichnen solche Arten, welche von Gould zuerst publicirt und bisher nirgends abgebildet wurden.

Part. III.

1. Neomorpha Gouldii Gray.
2. Psophodes crepitans Lath.
3. Sphenostoma cristatum.
4. Menura superba Davies.
5. Malurus cyaneus Shaw.
6. — longicaudus.
7. — melanotus.
8. — splendens Quoy.
9. — leucopterus Quoy.
10. — Lamberti Vig.
11. — elegans.
12. — melanocephalus Vig.
13. — Brownii Vig.
14. Stipiturus malachurus Lath.
15. Amytis textilis Quoy.
16. — striatus.
17. Erythrogonys cinctus.

Part. IV.

1. Ptilotis fuscus.
2. Plectorhyncha lanceolata.
3. Myzomela nigra.
4. Platycercus flaveolus.
5. — Adelaidiae.
6. Himantopus leucocephalus.
7. — Novae-Zelandiae.
8. Ptilonorhynchus holosericeus Kuhl.
9. Chlamydera maculata.
10. — nuchalis Jard.
11. Pachycephala pectoralis Lath.
12. Climacteris scandens Temm.
13. — rufa.
14. — erythrops.
15. — picumnus Temm.

Zu welcher Verkehrtheit ein mit strengster Consequenz eingehaltenes künstliches System hinführen könnte, davon giebt Neomorpha Gouldii ein sehr schlagendes Beyspiel. Bekanntlich ist die Schnabelform ein Hauptmerkmal für generische Unterschei-

dungen; wollte man nun bey der genannten Art nach derselben sich richten, so müßten beyde Geschlechter in verschiedene, weit auseinander liegende Gattungen vertheilt werden. Das Männchen hat nämlich einen fast geraden, wenig gebogenen, starken Schnabel, das Weibchen dagegen einen sichelförmig gekrümmten, dünnen und fast nochmals so langen.

Vom Leyervogel (Menura) sagt Gould mit Recht, daß wenn man für Australien ein Emblem unter seinen Vögeln auswählen wollte, keiner hiezu mehr geeignet als dieser wäre. Ueber die systematische Stellung, die Nitzsch schon vor zwanzig Jahren dem Leyervogel unter den Singvögeln angewiesen hatte und die nun auch auf anatomischem Wege gerechtfertigt worden, spricht sich Gould dahin aus, daß er der Menura ihren Platz ebenfalls in dieser Ordnung anweist, und sie mit den amerikanischen Gattungen Pterotochus, Scytalopus und den verwandten Gruppen zu einer Familie zusammen stellt, welcher sich Troglodytes, Amytis, Stipiturus, Malurus, Dasyornis und Psophodes genau anschließen. Unter allen Vögeln hält er den Leyervogel für den scheuesten und am schwierigsten zugänglich; im Laufe ist er außerordentlich schnell, wobey er den langen Schweif horizontal trägt. Unter den mancherley sonderbaren Gewohnheiten dieses Vogels führt Gould auch die an, daß das Männchen kleine runde Hügel bildet, die es täglich besucht und auf ihnen herum trappelt, wobey es seinen Schweif in der schönsten Weise aufrichtet und ausbreitet, und zugleich seine Stimme hören läßt, die bald aus seinen eigenthümlichen Tönen besteht, bald aus denen, die andern Vögeln, selbst dem Heulen der einheimischen Hunde, nachgeahmt sind.

Unter den Malurus hat Gould sehr schöne neue Arten abgebildet. Die Männchen aller durch prächtige blaue oder rothe Färbung ausgezeichnet.

Plectorhyncha lanceolata baut sich an der Spitze eines Casuarinenzweiges ein Hängenest, das hier mit abgebildet ist.

Prachtvoll sind die beyden Papageyen-Arten, die Gould unter dem Namen Platycercus flaveolus und Adelaidiae darstellt. Leider werden diese

schönen Vögel, da sie zumal ein delikates Fleisch haben, durch die Jagden immer mehr vermindert, und sind in kurzer Zeit vielleicht fast ganz ausgerottet.

Der Gattung Himantopus, die bisher nur aus einer einzigen Art bestand, ist eine zweyte beygefügt worden, die auf Neuseeland heimisch ist.

Zur Abbildung des Philonorhychus holosericeus, so wie auch zu der der Chlamydera maculata ist für jede dieser Arten ein ganzer Foliobogen gewählt worden. Beyde sind zugleich mit ihren Nestern dargestellt; die erstere auch in ihren jüngern Zuständen. Für einen Ornithologen könnte es nicht leicht eine schönere Zimmerausschmückung geben, als diese beyden Tafeln unter Glas und Rahm an den Wänden aufgehängt.

II. Bisher hatte Gould sich nur in Darstellungen von Vögeln versucht; zum erstenmale bietet er uns nun in seiner Monographie der Kängurus Abbildungen von Säugthieren dar, und erweist an ihnen die gleiche Meisterschaft, wie in seinen ornithologischen Leistungen. Wer nur einmal Gelegenheit gehabt hat, in Menagerien die sonderbaren Formen und Gangweisen dieser Thiere zu beobachten, wird sich erfreuen an der treuen Auffassung, in der hier die seltsamen Geschöpfe dargestellt sind. Zugleich ist nun die Umgebung weiter ausgearbeitet, als dieß gewöhnlich bey den Vögeln der Fall ist, die in der Regel nur auf einzelnen Zweige sitzend gezeichnet sind. Bey den Kängurus dagegen sind es ausgeführte Landschaften, in deren Vordergrunde sich die Thiere bewegen, und da diese Umgebungen vom Künstlerpaare selbst an Ort und Stelle aufgenommen worden, so erhält man dadurch zugleich naturgetreue Anschauungen der eigenthümlichen physikalischen Verhältnisse Neuhollands.

Die äußere Ausstattung dieser Monographie kommt ganz mit der der vorhin angezeigten Vögel überein, ist also abermals ein Prachtwerk. Im ersten Hefte, dem einzigen, das bisher erschienen ist, sind folgende Arten abgebildet und beschrieben. Diejenigen, denen kein Name nachsteht, sind von Gould zuerst publicirt:

1. **Macropus major Shaw.**
2. — **laniger Quoy.**
3. — **fraenatus.**
4. — **unguifer.**
5. — **robustus.**
6. **Petrogale brachyotis.**
7. **Halmaturus Bennetti Waterh.**
8. — **dorsalis Gray.**
9. — **manicatus.**
10. — **Billardieri Desm.**
11. — **Derbianus Gray.**
12. **Lagorchestes leporoides.**
13. **Bettongia rufescens Gray.**
14. — **penicillata Gray.**
15. **Hypsiprymnus Gilbertii.**

Von diesen 15 Arten sind 7 von Gould als neu aufgestellt; von allen überhaupt fehlten, mit Ausnahme von Macropus major und laniger, bisher Abbildungen, aus welchen man nun auch mit Sicherheit die von Gray höchst ungenügend charakterisirten Arten erkennen kann. Die Wichtigkeit dieser Monographie für die Kenntniß der australischen Säugthiere erhellt schon aus vorstehender Angabe.

Lagorchestes ist eine von Gould neugebildete Gattung, welche er von Hypsiprymnus abtrennt und von diesem dadurch unterscheidet, daß ihr Wohnort einen andern Charakter hat, die Nasenkuppe (Muffel) behaart ist, die Hände und Nägel kleiner, dünner und zarter als bey jeder andern Art geformt sind, was andeutet, daß sie nicht zum Graben bestimmt sind. Ref. sieht in diesen Merkmalen keinen hinlänglichen Grund, eine generische Trennung von den Potorus vorzunehmen; indeß Gould hat gleich Gray, dem er in der Annahme der Gattungen gefolgt ist, eine große Lust an Vervielfältigung der letzteren, und somit werden wir uns schon darauf gefaßt machen dürfen, daß jedes Heft uns eine oder die andere neue Gattung bringen wird.

Lebensweise und Jagdbetrieb, wo sie ihm bekannt wurden, sind vom Verfasser immer sorgfältig angegeben worden. Auch über die geographische Verbreitung der Arten erlangen wir hier sicherere Aufschlüsse als früher, wo man sich häufig mit der vagen Angabe Neuholland begnügte, ohne nähere

Bezeichnung, ob von Nord oder Süd, von Ost oder West, von Ebenen oder Berghöhen dieses Continents die Rede sey. Auf diese Weise gelangen wir zu einer immer gründlicheren und ausgedehnteren Kenntniß der Thierwelt Neuhollands, zumal wir von Gould's rastloser Thätigkeit erwarten dürfen, daß nach Beendigung seiner Monographie der Macropoden die Reihe auch an die übrigen australischen Familien der Beutelthiere kommen wird. Und während Gould unsere Kenntniß von diesen Thieren nach ihren äußern Verhältnissen auf eine erfreuliche Art erweitert, hat zu gleicher Zeit Owen einen wichtigen Beytrag zur Kenntniß ihrer innern Beschaffenheit geliefert, indem nun seine genaue Schilderung der osteologischen Struktur der Beutelthiere, von herrlichen Abbildungen begleitet, der Publicität übergeben worden ist.

Sehr zu wünschen wäre es, wenn Gould am Schlusse seiner Monographie der Schädel- und Zahnbildung der Macropoden die Aufmerksamkeit schenken würde, die eine genauere Kenntniß der Arten nothwendig erheischt, da in diesen Theilen vortreffliche specifische Unterscheidungs-Merkmale sich kund geben. Eine andere Anforderung wäre billiger Weise noch zu stellen, daß er nämlich, da er die pariser Sammlung neuerdings besucht hat, die von Geoffroy aufgestellten und bisher so ungenügend characterisirten Arten, daß die meisten ohne Autopsie durchaus nicht wieder zu erkennen sind, einer kritischon Prüfung unterwerfen möchte.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft. Würzburg 1840.

(Fortsetzung).

Daß Nachträge, Erörterungen und Berichtigungen zu solch einem Werke, wie das des Hrn. Heller, nicht ausbleiben würden, hat dieser, wie wir denken, selbst vorausgesehen, aber demungeachtet den Anfang gemacht, den Weg gebahnt, und die noch im Verborgenen ruhenden Kenntnisse über Bamberger Münzen angeregt, und, daß ich so sage, zum Auftreten vor einem größeren

Publikum genöthigt. Vollständigkeit in solchen Dingen erreicht schwerlich der Einzelne selbst beym rastlosesten Fleiße und unermüdlichen Eifer. Hier müssen die Sachverständigen zusammentreten und Eifersüchteley, Eitelkeit und Geheimnißkrämerey bey Seite legend nach einem gemeinschaftlich entworfenen Plan die Arbeit angreifen und beharrlich trotz aller Schwierigkeiten zum Ziel zu führen bestrebt seyn.

Nur auf diesem Weg ist Gedeihen für die Geschichte des Münzwesens der einzelnen Städte, Stifter, Provinzen zu erwarten, und stehen diese gründlich und möglichst vollständig da, alsdann erst kann man darauf denken, an eine Geschichte des gesammten deutschen Münzwesens zu gehen!

V.

Aelteste Ummarkungs-Urkunde der Stadt Hammelburg.

Mitgetheilt vom Privatdocenten (nun Professor) Herrn Dr. Reuß.

Ein Seitenstück zu der im V. Bde. II. Hefte dieses Archivs unter Nro. VIII. mitgetheilten Ummarkung Würzburgs vom Jahre 779. Beyde bieten den Beweis, daß man sich schon sehr früh der deutschen Sprache in fränkischen Urkunden bediente. Auch hier finden wir wieder zu unserer Freude Textes-Verbesserungen und Worterklärungen. Bey Eckhart und Ussermann ist die erste Erwähnung Hammelburgs zum Jahre 716, 18. April (anno primo Chilperici Regis, XIV. Kalendas Maias). Da Chilperich II. erst im Julius 715 auf den Thron gelangte (l'art, de vérifier les dates, p. 532), die Urkunde aber vom 18. April des ersten Jahres ausgestellt ist, welches sich 716 im Julius endigte, so verdient das Jahr 716 hier den Vorzug vor dem Jahre 715. Im Jahre 741 wurde die in der villa homolinburg in pago Salaegagia (M. B. 28. 1. p. 17. ao. 823, 19. Decemb. p. 94. ao. 889, 21. Nov.) belegene basilica in honore Sti. Martini von Karlomann zur ersten Dotation des im October 741 gegründeten Bisthums Würzburg gegeben. Dieß wäre die zweyte urkundliche Erwähnung. (Die dritte ist jene in der vita Sti. Sturmi bey Pertz II. 375. 376. zu den Jahren 768 und 778). Hierauf folgen die Diplome vom Januar und October 777 und vom Jahre 811. Die Villa vom J. 823 gehört so gut, wie der Fiscus dominicus hamulunburg der Urkunde vom 1. Decemb. 889, zur ursprünglichen Dotation des Bisthums Würzburg, also zu 741.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Jänner.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. H. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 bis 1839. Nach seinen Berichten und Mittheilungen an die geographische Gesellschaft in London herausgegeben von O. A. Schomburgk. Mit einem Vorwort von Al. von Humboldt und dessen Abhandlung über einige wichtige astronomische Positionen Guiana's. Mit 6 kolor. Ansichten und einer Karte. Leipz. 1841, Verlag von G. Wigand. XXIV. und 510 S. 8.

Wenn Alexander von Humboldt einen Reisebericht mit den Worten in die gelehrte Welt einführt, „derselbe habe ihm am späten Abend eines vielbewegten Lebens einen großen Genuß verschafft", so ist dieses an und für sich gewiß eine sehr gewichtige Empfehlung, und erwägt man, daß das Gebiet der Reise zum Theil von unserm berühmten Landsmanne früher selbst untersucht wurde und ihn auch später bey seinen Forschungen vielfach beschäftigte, so steigert sich diese Empfehlung noch als das Urtheil des kompetentesten Richters. Der Hauptzweck der Reise des Hrn. Schomburgk war Berichtigung und Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse von Südamerika. Es sollte vor allem der wichtige noch fast völlig unbekannte Theil von Guiana untersucht werden, welcher nahe beysammen die Quellen des Orinoko und die des Parima, Rio Branco und anderer Konfluenten des Amazonenflußes einschließt und dieses Gebiet nordöstlich bis zum atlantischen Ocean durch astronomische Beobachtungen in Zusammenhang gebracht werden mit den westlichsten von Herrn v. Humboldt selbst festgestellten Punkten, namentlich mit der wichtigen Station Esmeralda am Cassiquiare, welcher die merkwürdige natürliche Kanalverbindung zwischen dem Orinoko und dem Rio Negro also auch dem Amazonenstrome bildet. Ebenso sollte geforscht werden nach den Quellen des Essequibo, Corentyn und der übrigen nach Norden laufenden Flüsse Guianas und nach dem mährchenreichen See Amucu oder der Lagoa Parima. Diese von der k. geographischen Gesellschaft zu London gestellte Aufgabe hat Hr. Schomburgk glücklich gelöst und dabey fast für alle Theile der Naturwissenschaften durch Sammlungen und Notizen höchst schätzbare und wichtige Bereicherungen geliefert. Ein Theil derselben ist bereits durch mehrere Gelehrte zu wissenschaftlicher Publicität gelangt; es ist zu hoffen, daß uns Nichts von dem Uebrigen vorenthalten bleiben werde. Bedürfte dieser Wunsch noch einer Bekräftigung, so läge sie ausgeprägt in v. Humboldts Worten:

„Diese Wünsche (für die Erforschung Guiana's), welche ich in meinem Reiseberichte nach der Rückkehr aus Mexiko so lebendig ausdrückte, sind nach 40 Jahren erfüllt, ja reichlich erfüllt worden. Mir ist noch die Freude geworden, eine so wichtige Erweiterung unseres geographischen Wissens erlebt zu haben, die Freude auch, daß ein so kühnes, wohlgeleitetes, die hingebendste Ausdauer erheischendes Unternehmen von einem jungen Manne ausgeführt worden ist, mit dem ich mich, durch Gleichheit der Bestrebungen wie durch die Bande eines gemeinsamen Vaterlandes, verbunden fühle. Diese Verhältnisse haben mich allein bewegen können, die Scheu und Abneigung zu überwinden, welche ich, mit Unrecht vielleicht, vor den einleitenden Vorreden fremder Hand habe. Es war mir ein Bedürfniß, die innige Achtung für einen talentvollen

Reisenden öffentlich auszusprechen, der, von einer Idee geleitet, von dem Vorsatze, aus dem Thal des Essequibo bis zur Esmeralda von Osten gegen Westen vorzudringen, nach fünfjähriger Anstrengung und Leiden, deren Uebermaaß ich aus eigener Erfahrung theilweise kenne, das vorgesteckte Ziel erreicht hat."

Genug, um den Leser einzuladen, Herrn Schomburgk auf seinen Pfaden durch die Einöden Guiana's, eben so reich an Naturschönheiten und lohnend durch Ausbeute als fürchterlich durch Gefahren und Entbehrungen, wie sein Tagebuch in klarer ungeschmückter Rede sie darstellt, zu folgen.

Vorher wollen wir nur noch einige wichtige Sätze der einleitenden Abhandlung des Hrn. von Humboldt entnehmen.

Der berühmte Hr. Verf. detaillirt zuerst die bisherigen Leistungen für die Kenntniß von Guiana. Dann entwirft er ein Bild von der Oberfläche des Landes, wo große Flußrinnen mit dazwischen liegenden Hochebenen und Gebirgsketten wechseln. Indem er dabey der einzelnen Stromgebiete näher erwähnt, weist er nach, daß die Zuflüße des Essequibo, des Rio Branco und des Caroni und Paragua nicht, wie man so häufig glaubt, durch Zwischenkanäle ein Verbindungsnetz zwischen dem obern Laufe des Essequibo, des Orinoko und des Amazonas bilden, sondern daß diese drey großen Flußgebiete abgesehen von dem Cassiquiare, welcher den Orinoko mit dem Rio Negro verbindet, durch Hochland wenigstens außer der Regenzeit völlig von einander getrennt sind. Er spricht dann von dem auch in Amerika deutlichen Bestreben aller Flüsse, ihre Systeme mehr und mehr abzugränzen und zu isoliren, wobey frühere Gabeltheilungen oder Verzweigungen fortwährend verschwinden.

Eine andere Untersuchung gilt der Mythe von dem goldreichen Eldorado in Verbindung mit der von dem See Parime. Die erste Idee hiezu, glaubt der Hr. Verf., habe vielleicht ein kleines bergiges Plateau mit goldhaltigen Anschwemmungen gegeben, welches zwischen den unbekannten Quellen des Rio Negro und seinen Zuflüssen dem Xié und Uaupes ($1° — 2\frac{1}{2}°$ n. Br. $71\frac{1}{2}° — 74°$ L.) liegen müsse. Um

das Jahr 1535 sey die Sage entstanden, daß in den Gebirgen von Neu-Grenada „ein Herr (el hombre dorado, el dorado) sich befinde, dessen Körper mit Goldstaub bedeckt sey, und welcher in Folge der Unbequemlichkeit dieser Kleidung häufig seine Abwaschungen in einem Alpensee vornehme." Diese Sage, entstanden vielleicht durch eine Ceremonie des religiösen Oberhauptes von Candinamarca, welches eine Art von Großlama der Sekte Bochica oder Hacanzas, zu Iraca (heutzutage Sogamoza) residirte, wurde später mit der Hypothese eines großen Binnensees verknüpft, der mit seinem Gewässer zugleich die Quellen des Essequibo, Rio Branco und Orinoko speisen sollte. Das erste westliche Dorado sey also in dem goldreichen Lande zwischen dem Caqueta und dem Guaupé zu suchen. Von hier an wanderte die Sage zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den östlichen Theil von Guiana zwischen 62 und 66 w. L. wo am Fuße des Pacaraimagebirges eine ähnliche Lokalität selbst zur Uebertragung der früheren Namen Veranlassung gab. Hier sollte am See Manoa (Amucu) die Hauptstadt gleichen Namens des Dorado liegen, und dieser See wurde nach und nach in der Sage zum Binnenmeere, der Laguna Parime oder Roponowini (Rupunuwini) vergrößert. Dieses ist das zweyte, östliche Dorado, welches v. Humboldt Dorado de la Parime oder Raleigh's Dorado nennt. In diese Gegenden war auch das fabelhafte Amazonen-Reich Guiana's verlegt. Der See Amucu, der einzige Kern des Mer de la Parima ist aber jetzt nur 2 — 3 Meilen groß und fast völlig mit Schilf bewachsen. Vielleicht sind in verschiedener Entfernung noch einige kleine Landseen vorhanden, aber die Sage von einem Binnenmeere findet gleich der von Atlantis und den Gärten der Hesperiden keine bleibende Stätte mehr. An einer andern Stelle (S. XXII. der Vorrede) sagt der Hr. Verf. hierüber noch, daß die Ebenen Gujana's zwischen dem Rupunuwini, dem Amucu-See und dem Tacutu zwar alle Spuren ehemaliger großer Wasserbedeckungen an sich tragen, daß aber ein Verschwinden dieser großen Wasserbecken erst in der historischen Zeit kaum gedacht werden könne und sicher wenigstens bey dem Eindringen der Europäer kein Mar del Dorado (Mar de aguas blancas, Laguna Parime) existirt

habe. Selbst die Sagen der Eingebornen „von ehemaligen hohen Wassern“ könnten nicht als lokale Traditionen gelten.

Endlich wird auch noch von den sonderbaren in Felsen gehauenen Bildern oder Hieroglyphen oft riesenhafter Größe gesprochen, welche sich von Osten gegen Westen vom Pacaraima Gebirge bis Uruana in mehr als 6 Längengraden *) quer durch die Wildnisse von Guiana ziehen und welche v. Martius auch am obern Laufe des Yapurà bey Cupati und an der Sierra Araracoara wiederfand. (Vergl. Reise nach Brasilien Bd. III. S. 1284.) Sie seyen keineswegs das Denkmal einer Nation, wie man sie z. B. den allerdings früher sehr weit verbreiteten Karaiben zuschrieb, sondern gewiß von verschiedenen Nationen und zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden. Hr. Schomburgk hat darunter am Rio negro sogar Abbildungen einer spanischen Galione gefunden, die also späteren Ursprungs als das 15te Jahrhundert seyn müssen. Im Ganzen hält sie v. Humboldt für Spuren einer alten Civilisation, die vielleicht einer Epoche angehört, wo die Racen (der Indianer), welche wir heutzutage unterscheiden, nach Namen und Verwandtschaft noch unbekannt waren. Selbst die große superstitiose Ehrfurcht, welche die heutigen Indianer gegen diese rohen Skulpturen ihrer Altvordern haben, beweisen, daß sie keinen Begriff von der Ausführung solcher Werke haben. An den Ufern des Orinoko finden sich diese Figuren häufig in bedeutender Höhe an Felsenwänden, die jetzt nur mittelst außerordentlich hoher Gerüste zugänglich wären. Ueber ihre Entstehung weiß die Sage aber bey den Indianern nichts mehr, als „daß in den Tagen der großen Wasser ihre Väter auf Kanoes in solcher Höhe gefahren wären!“

Doch wir wenden uns nun zu dem Reiseberichte des Herrn Schomburgk selbst. Er verließ am 21. Sept, 1835 Georgetown (Satabrock), die Hauptstadt des brittischen Guiana's an der Mündung des Demarara, umschiffte die angespülte Halbinsel zwischen diesem und dem Essequibo und erreichte die Mündung des letztern, der sich 14 (englische) Meilen breit in vier Kanälen in den Ocean ergießt. Seine Inseln, besonders Fort, einst unter den Holländern der Hauptsitz des Handels, sind jetzt verödet. Fast 25 Meilen landeinwärts erscheinen erst Granitfelsen und Klippen, aber von hier erst noch 20 Meilen weiter an einer niedrigen Hügelreihe glaubt der Verfasser die ursprüngliche Erhöhung des Landes über das Alluvium zu erkennen. Bald darauf begannen schon Stromschnellen, welche die Schifffahrt mit größeren Schiffen stromaufwärts verbieten. Die Flüsse Guiana's welche in den atlantischen Ocean münden, haben noch keinen ausgebildeten Mittellauf. Sie durchbrechen in Querthälern viele niedrige, allmählig höhere Granitketten, welche immer wieder das Rinnsal durchsetzen und unwegsam machen. Hier behauptet überall der Urwald noch sein altes Recht; aber die Fruchtbarkeit des gerodeten Bodens war ungewöhnlich selbst für das tropische Klima. Die Halme des Zuckerrohrs hatten 2″ Durchmesser und 7 Fuß Höhe bis zum Anfang der Blätter. Ebenso üppig standen die Kaffeebäume. Je weiter aufwärts, desto beschwerlicher wird selbst für Kanoes die Fahrt. Immer zwischen Stromschnellen, die oft fast zu Wasserfällen werden, seeartige Ausbreitungen des Flusses mit vielen Inseln und die Kanäle dazwischen oft so divergirend, daß man sie für Seitenflüsse halten muß. An den Stromschnellen wurde jedesmal, vorzüglich wo verschiedene Lacisarten, das Laichkraut Südamerikas, den Grund des Flusses bedeckten, der schmackhafte Pacu, ein Fisch von 12 bis 20 Pfund Schwere, gefangen. Am 23. October erreichte die Expedition die Mündung des größten Affluenten zum Essequibo, des Rupununi. Herr Schomburgk fuhr, vorzüglich um neue Lebensmittel zu erhalten, denselben eine Strecke aufwärts und dann in einen Seitenfluß desselben, an welchem ein Indianerdorf seyn sollte. Die indianische Mannschaft seiner Corials oder Canoes hatte sich nur verbindlich gemacht, ihn bis zum ersten Dorfe am Rupununi zu bringen. Sie fanden endlich das

*) In einem Briefe v. Humboldt giebt Hr. Sch. ihre ihm bekannte Ausdehnung von 7° 10′ — 1° 40′ n. Br. und von 57° 30′ — 66° 30′ westl. Länge von Greenwich, also über eine Fläche von 12,000 Quadratmeilen, die Bassins des Corentyn, Essequibo und Orinoko an, was zugleich auf die große frühere Bevölkerung des Landes schließen läßt.

Dorf, noch wohl erhalten, mehrere Hütten erst neu gedeckt, die Cassada- (Manioc-) Felder wohl bestellt und der Aernte nahe, Hausgeräth umherstehend, aber Alles gänzlich verödet, ohne lebende Seele. Ein einsamer Ansiedler löste ihnen das Räthsel dieser Oede. Eine der Frauen des Häuptlings war gestorben und nichts konnte die Einwohner bewegen, die nun gespenstige Stelle länger zu behaupten; sie verließen Hütte, Aernte und Hausrath, um sich weiter im Lande am Gebirge anzusiedeln. Der einzige Mann war zur Obhut der Aernte zurückgelassen worden, wohnte aber in weiter Entfernung von dem geopferten Dorfe. So waren die Reisenden genöthigt, der Horde eine Tagreise weit nach den nördlichen Hügeln nachzuziehen, und dort ward zur Herstellung der Gesundheit der November zugebracht. Das Gebirg ist fortwährend granitisch, im Ganzen von Laubholz entblößt und scheint zwischen den üppigen Urwäldern des Nordens und den weiten Savannen des Südens die Gränze zu bilden. Dazwischen nährten magere Weiden zahlreiche verwilderte Rinder- und Pferdeheerden.

Die Indianer weigerten sich schlechterdings, den Essequibo weiter aufwärts zu fahren, dessen Oberlauf von Anai an ihnen ganz unbekannt ist. Hr. Sch. entschloß sich also, den Rupununi hinaufzuschiffen.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Fortsetzung.)

VI.

Kaiserurkunden aus fränkischen Archiven.

Zum erstenmale herausgegeben von Hrn. Dr. Reuß.

I. Lieferung.

I. Kaiser Ludwig der Bayer erlaubt dem Bischof Wolfram von Grumbach, zu Würzburg, den Flecken Ipphofen zu einer Stadt zu erheben. D. Bamberg. 1. August 1323. Und zwar sollen die Burger alle Rechte, Freyheiten und Gnaden, wie die von Gailenhausen genießen. Schon von Oesterreicher in seinen neuen Beyträgen 1824, III. Hft. p. 79, 80, nro. XVI. in extenso, und von Böhmer in seinen Regesten Ludwigs des Bayern, Frankfurt a/M 1839, p. 35. nr. 604 mitgetheilt.

II. Kaiser Ludwig der Bayer verleiht dem Flecken Ipphofen, die Rechte einer Stadt. D. Nürnberg 25. May 1331.

Bey Oefele I. 776 und Böhmer I. cit. p. 80. nr. 1306.

III. Urtheilsspruch Kaiser Maximilians I. zur Beylegung der Streitigkeiten des Rathes der Stadt Kitzingen mit der Benediktinerinnen-Abtey daselbst, das Asylrecht der letztern betreffend. D. Freyburg im Breisgau, 10. August 1498.

Eine durch Moder sehr beschädigte Copie im Kitzinger Archive. Die Entscheidung des Kaisers lautet dahin, daß wirkliche Missethäter das Asyl nicht zu geniessen haben, sondern daß gegen solche nach den Rechten verfahren werden soll. „wo aber Personen umb Eerlich verhandlung, die nicht mit pösen willen, oder fürsatz, sunder aus Hitz des Zorns oder andern ungewerlichen ursachen beschehen, darumb Inen dannocht ernstlich und gestreng Rechtfertigung swer werden mochte, oder sunst Erlich sachen halben aus vorchten in das berurt Closter kummen, und desselben Klosters Freyheitten suchten,“ Diese sollen die Abtissin und ihre Amtleute belehren, daß sie den Beschädigten die Genugthuung zu leisten hätten. Das alte Recht des Klosters: jährlich „einen zu nehmen (d. i. zu befreyen), der um den Hals gefangen leyt,“ ward darauf beschränkt, daß bey einem solchen Individuum auf die Bitte der Aebtissin von Seite des Magistrats eingegangen „derselb gefanngen auf zimlich urfehd ledig gelassen werden soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Jänner.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. A. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Farbe der Flüsse in Guiana ist, wie in Südamerika überhaupt, sehr verschieden und gibt Anhalte bey zweifelhaften Zuflüssen. So erscheint das Wasser des Essequibo schwarz und ist etwas wärmer, das des Rupununi weiß und ist um wenige Grade kälter, sein Seitenfluß Mapire ist wieder schwarz. Vom Einfluß des Arripai an wurde der Fluß zu seicht, um die Corials weiter fortzubringen, man mußte Lager schlagen und mit einem einzigen kleinen Kahn weiter aufwärts gehen, bis auch dieses unmöglich wurde. Die Musquito's waren seit Anai verschwunden, aber eine kleine Fliege Mapiré verursachte noch ärgere Schmerzen. Ihre Stiche blieben wochenlang sichtbar. Man gelangte zu einem Wapisiana-Dorfe, wo die Einwohner mit den Vorbereitungen zu einem Trinkfest beschäftigt frisches Cassadabrod bucken, um Paiwari daraus zu brauen. Von der Bereitung wird später die Rede seyn. Die Unmäßigkeit der Indianer bey solchen Festen ist überall dieselbe. Hier enthielt der hölzerne und nach indianischer Weise bemalte Trog wenigstens 60 Gallonen, wurde aber doch zweymal geleert. Trotz eines heftigen Fieberanfalls setzte der Reisende den andern Tag seine Wanderung fort. Die Gesellschaft bestand aus 18 Männern und mußte über die Savannen in „indianischer Reihe," einer dicht hinter dem andern ziehen, da die Pfade durch das hohe Gras und Buschwerk nur 6 bis 8 Zoll breit sind. Breiter treten sie die Indianer nicht, da sie immer mit den Zehen einwärts gehen, und belustigten sich über die Europäer, welche auswärts gehend immer viel zu viel Gebüsch mit sich nähmen. Am 22. December wurde der Wasserfall des Rupununi, die Corona der Portugiesen ($2^{\circ}\,36\frac{1}{2}'$ n. Br.) erreicht. Ein Granitwall scheidet hier wie bey allen nordwärts strömenden Flüssen Guiana's den oberen von dem wenig ausgebildeten Mittellauf des Stroms. Sein Ursprung scheint kaum 20 Meilen südlicher zu liegen, aber gesteigerte Fieberanfälle und die drohende Regenzeit nöthigten den Reisenden umzukehren. Auf dem Rückwege wurde von Aripai aus eine Excursion unternommen, um die Schlingpflanze kennen zu lernen, aus deren Saft das berühmte Pfeilgift Uwari oder Wurali bereitet wird. Man fand sie, aber ohne Blätter und wir werden später darauf zurückkommen.

Von der Bucht Wai-ipucari unter $3^{\circ}\,38'$ n. Br., dem „Hafen der kaiserlichen und goldenen Stadt Manoa" wurde ein Abstecher nach dem großen See mit goldreichen Ufern gemacht. Er ist der Mittelpunkt des Parima oder weißen See's, des Mer de la Parima, war aber jetzt — im December u. Januar — kaum eine französische Meile lang und fast ganz mit Binsen bedeckt. Statt der goldnen Residenz des Dorado liegt an seinem Ufer das arme Indianerdorf Pirara der Wapisianas. Der See ist die letzte Stelle, nach welcher die Sage von El Dorado geflüchtet worden war, jetzt hat sie nirgends eine bleibende Stätte mehr. Zur Regenzeit rechtfertigt der See einigermassen die alten Nachrichten über seine meeresähnliche Größe. Im April sind die ganzen Savannen überschwemmt und durch den Pirara eine directe Wasserverbindung zwischen dem Rupununi, also auch dem Essequibo und dem Amazonas hergestellt, so daß man ungehindert von Demarara nach Pará zu Schiff gelangen kann. Einige erhöhte Stellen bilden dann die vermeintlichen Inseln (Islas Ipomucena) des Fabelsees,

sind aber auch zur trocknen Jahreszeit mit einer eigenthümlichen Vegetation, worunter Inga unguis cati, mehrere Cassien, riesenhafte Cactus, der Acajou- oder Cashew-Baum (Anacardium occidentale), bewachsen.

In Curassawak, einem verlassenen Indianerdorfe, wurde auf der Rückkehr Station gemacht und zur Einweihung des temporären Domicils war ein Paiwarifest unerläßlich. Aber es fehlte an dem nöthigen Trog, die Männer mußten erst einen großen Baum dazu fällen und mit Axt und Feuer aushöhlen. Die Indianer Südamerikas bereiten ihre berauschenden Getränke größtentheils aus Mais oder aus gebackener Kassada- (Manioka-) Wurzel, deren Aufguß man gähren läßt. Aber die Bereitung besonders des Kassadabieres oder Paiwari ist höchst eckelhaft. Das gebackene sogenannte Kassada-Brod wird nämlich durch Kauen von Menschen zur schnelleren Gährung vorbereitet und so kaute auch hier Alt und Jung Kassada. Das unsaubere Malz wurde dann zur nöthigen Gährung mit der gehörigen Quantität Wasser in ein kleines Boot gethan und aus diesem in den endlich fertig gewordenen Trog (Horlova) geschöpft. Das Fest selbst war in Unmäßigkeit der Theilnehmer den früheren gleich.

Nach der Meynung der Indianer war die Regenzeit erst in zwey Monaten zu erwarten. Aber außergewöhnlicher Weise rollte schon am 20. Febr. der Donner und der Himmel bedeckte sich mit schweren Wolken. Ein alter Karibe prophezeyte auch den unmittelbaren Eintritt der nassen Jahreszeit aus dem Grund, weil die jungen Schildkröten schon so groß wären. So wirken die Verschiedenheiten der Jahrgänge auch auf die periodischen Functionen des thierischen Lebens, auf die Zeit der Paarung, des Eyerlegens, des Haarwechsels und Mauserns u. s. w., und machen den Eintritt derselben zu sichern Boten des Wechsels der Jahreszeiten. Dieses Jahr war die Legzeit der Schildkröten, deren Eyer die Sonne ausbrütet, früher als gewöhnlich eingetreten. Am Rupununi und obern Essequibo sind vorzüglich Emys tricarinata und eine zweyte Species häufig; seltener ist die sonderbare Chelys fimbriata. Wie am Amazonas und seinen Affluenten werden ihre Eyer, gewöhnlich im Februar und März, von den Indianern in großer Masse gesammelt und zur Speise und Oel verwendet. (Vergl. v. Spix und v. Martius Reise. III. S. 1137. ff.)

Am 27. Febr. gelangte man wieder zum Einfluß des Rupununi in den Essequibo unter 3° 57½′ n. Br. und 58° 3′ w. L. und trotz der begonnenen Regenzeit wollte Hr. Sch. nun doch noch den Essequibo bis zu seiner Corona aufwärts fahren. So machte die große Karawane Halt und er trat nur mit den leichtesten Corials die neue Reise an. Die üppige Vegetation an den Ufern des Hauptflusses kontrastirte ebenso auffallend als sein schwarzes Wasser gegen das weiße Gewässer und die kümmerliche Flora seines Affluenten. Unterdessen hatten auch manche Eigenthümlichkeiten der Regenzeit sich eingestellt. Alle abgefallnen Blätter und kleinen Zweige der Bäume leuchteten Nachts in hellem Phosphorglanze zu einem betäubenden Froschkonzerte, dessen mannigfaltige einzelne Stimmen der Reisende mit dem Blöken der Kälber, dem Zirpen junger Vögel, Entengeschnatter, rauhen Menschenstimmen u. s. w. vergleicht. Die Stimme eines Laubfrosches klang deutlich wie der regelmäßige Ruderschlag eines Bootes und gab zu komischen Irrungen Anlaß. Am 5. März wurde der große Katarakt oder die Corona des Essequibo erreicht. Granitberge drängen hier den Fluß bis zu 30 Yard (Ellen) zusammen und so stürzt die gewaltige Wassermasse 14 Fuß hoch jäh herab, schäumet dann gegen 20 Yards weiter über rauhes Felsbett und wälzt sich wieder 10 Fuß tief in das untere Flußbecken, umgeben von der üppigsten Fülle der Tropenvegetation. Kein Weißer hatte den Wasserfall noch erreicht, Hr. Sch. nannte ihn deßhalb König Wilhelms Katarakt. Er liegt unter 3° 14½ n. Br., 57° 43′ w. L.

In der Bucht von Primoß traf man auf dem Rückweg eine große Menge Kakao-Bäume im üppigsten Wachsthum, 30 — 40 Fuß hoch und reich mit Früchten beladen. Ursprünglich von den Indianern am Flusse kultivirt sind sie jetzt vermuthlich von dem Buschschweine (Dicoteles torquatus), welches den reifen Früchten gierig nachgeht, rings in die Waldung verbreitet. Die Waldbäume sind größtentheils Crabholz (Carapa guianensis Aubl.), des-

sen Früchte den Boden bedecken und ein sehr rein brennendes aber meistens zum Salben der Haare verwendetes Oel geben. Auch eine neue Art der Gattung Aspidosperma Mart. et Zuccar. wurde hier beobachtet; der Stamm, 5—6 Fuß dick und 50—60 Fuß bis zum Anfang der Krone hoch, erschien von oben bis unten ringsum ausgekehlt und hatte das Ansehen, als wäre er aus sehr vielen Stämmen schwacher und schlanker Bäume zusammengesetzt (Vergl. in nachfolgenden Blättern Hrn. v. Martius Bericht über die Stämme der Schlingpflanzen in Südamerika).

Die Regenzeit mit all ihren Leiden und Entbehrungen war nun in vollem Maaße eingetreten. Fischfang und Jagd wurden unmöglich, selbst der Leckerbissen der Indianer, die große schöne Guana-Eichdechse (Iguana delicatissima), sonst das sichere Ziel ihrer Pfeile, entzog sich jeder Nachstellung und die Mannschaft war auf ihr Kassadabrod beschränkt. An dem Katarakt von Waraputa fand Hr. Sch. indianische Skulpturen, Figuren aller Art, in Felsen gehauen. Mit Ende März wurde endlich glücklich Georgetown wieder erreicht, aber ein großer Theil der mit den größten Aufopferungen gemachten Sammlungen ging vorher noch theils durch das Umschlagen eines Bootes, theils durch die fortwährende Durchnässung zu Grunde.

Im Rückblick auf die Reise spricht sich Herr Sch. für Colonisation am Rupununi nicht günstig aus. Das Klima ist im Allgemeinen ungesund, selbst unter den Indianern herrschen fortwährend gefährliche Fieber. Der Waldwuchs ist auf den Saum des Flusses beschränkt, die trocknen Savannen haben wenig oder nur ungesundes Wasser und sind mit hartem Gras bedeckt, nur die Rücken und Abhänge der Gebirge haben fruchtbaren Boden, der aber auch keinen fortdauernden Anbau verträgt, da schon jetzt sogar die Indianer alle 3 bis 4 Jahre ihre Felder wechseln müssen.*) Nur halbwilde Viehzucht von Rindern und den kleinen brasilianischen Pferden könnte vielleicht mit Vortheil betrieben werden.

Der Rest der Regenzeit wurde in Georgetown zugebracht, aber am 2. Sept. 1836 von Neuem über Berbice nach der Mündung des Corentyn aufgebrochen, um diesen Fluß aufwärts zu befahren. Vor der Pflanzung Mary's Hope an seiner Mündung (6° 2′ 15″ n. Br. und 57° 1′ 47″ w. L.) gelangte man über Skeldon nach der Station Oreala am obern Ende des ungefähr 40 (engl.) Meilen langen Seebereichs des Flusses. Die meistens niedrigen Ufer sind äußerst fruchtbar und zu jedem Anbau geeignet, aber fast völlig unbewohnt. Bey Oreala reicht eine niedrige aufgeschwemmte Hügelreihe, größtentheils Urgebirgstrümmer und Sandstein oder loser Sand (Kalk findet sich in Guiana fast gar nicht) bis an den Fluß und oberhalb derselben beginnen ungeheuere Savannen, wenig fruchtbar und mit kurzem Gras bedeckt. Bey hohem Wasser war hier der Fluß 1230 Ellen breit und die Durchschnittshöhe der Fluth betrug noch 6 Fuß. Bey einigen Inseln oberhalb der Station wurde die Erscheinung der Bora oder wie die Indianer es nennen des Abapuri, beobachtet, wie solche in mehreren Flüssen Guiana's sich einstellt. Dreymal schwoll nacheinander das Wasser um 3 Fuß an und schlug mit Gewalt an die Ufer. Dieses kleinen Schiffen oft verderbliche plötzliche Schwellen hat allemal beym ersten Aufspringen der Fluth, am stärksten zur Tag- und Nachtgleiche statt. Abwärts gegen die See wird es nicht wahrgenommen, aber noch 14 Meilen weiter aufwärts soll die Welle manchmal bis 5 Fuß Höhe steigen. In Brasilien zeigt sich diese Sturzfluth noch viel gewaltiger, vorzüglich an den Affluenten des Tocantins. Sie heißt hier Pororoca und erhebt sich 15 Fuß hoch wie eine Mauer über die ganze Breite der Flüsse, an tiefern Stellen manchmal versinkend und höher oben wieder auftauchend, Alles in ihrer Schnelligkeit und Wucht vor sich niederwerfend und zertrümmernd (s. v. Martius Reise Bd. III. S. 956 ff.). Eine zweyte thonhaltige Hügelreihe, welche oberhalb an den Fluß setzt, enthält nach Hrn. Sch. Ansicht fast gewiß Steinkohlenlager, welche ein großer Gewinn

*) Von diesem in Zukunft allen tropischen Colonien drohenden Uebel, daß mit der Zeit auch in den geeignetsten Gegenden die ursprüngliche Produktionskraft sich erschöpfen müsse, werden wir an einem andern Orte ausführlicher sprechen.

für die Kolonie wären. Unter 5° n. Br. wurden die ersten Sandsteinfelsen sichtbar.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

VII.

Bischöfliche Bestätigung der von Johann v. Helb, Vikar des Spitals zu Ebern letztwillig errichteten Stiftung einer Liberey an der dortigen Pfarrkirche. 6. July 1463.

Mitgetheilt vom k. Archivs-Functionär G. L. Lehnes in Nürnberg.

Johann v. Helb nennt sich selbst in seinem Testamente „Vicarier der Vicarey des Spitals zu Ebern vnd erst Pfarrer daselbst," welche letztere Stelle er, nach der Anmerkung unter dem Texte von 1429 — 1470, die erstere von 1459 — 1463 laut Urkunden bekleidete. Er vermachte seine Bücher („64 an der Zahl," 60 grosse und vier kleine, vff dreyen Pulten angekett"), die er lange Zeit „mit grosser Arbeit und Auffgeben, mer den vierhundert gulden" durch seinen „aygen Schreiber von manchen Städten zusammengebracht," der Pfarrkirche von Ebern für ewige Zeiten zum Gebrauch der Pfarrer und ihrer Statthalter und der Brüder in der Bruderschaft und der Seelsorger ꝛc. Diese Bücher („darunter etzliche Bücher, nemblich deß heiligen Leerer Sant Thome von Aquin und viele andere Bücher," sagt die bischöfliche Bestättigung) dürfen zum Abschreiben und Studiren jedoch gegen gute Versicherung auf längstens ein Jahr hergeliehen werden.

So viel wir uns erinnern war in den Bamberger und Würzburger Diöcesen in der achten Hälfte des 15. und Anfangs des 16. Jahrhdts. der Gebrauch herrschend, daß die zum Gottesdienst nöthigen Bücher, wie Bibeln, Missale und dergleichen vom Ordinariate aus den Pfarrämtern zugesandt wurden. Hie und da z. B. in Staffelstein fanden wir noch einige Ueberbleibsel von solchen Werken; auch hat Referent vernommen, daß noch jetzt zu Ebern alte Bücher, die zur Pfarre gehören und zwar deren eine beträchtliche Zahl unter Verschluß sich

befinden. Könnte denn da nicht auch eine Pfisterische Bibel oder sonst Pfisterische Drucke aufgefunden werden, da Helb von Büchern spricht, die er von manchen Städten zusammengebracht, und ihm keine Stadt näher war, als Bamberg, Pfisters Domicil?

VIII.

Fränkische Regesten.

Von Herrn C. Heffner, Vereinscassier.

Zu welchem Zwecke diese Regesten ausgearbeitet wurden, giebt Hr. H. in einem kurzen Vorwort an, nämlich: „Um jenen verehrten Mitgliedern, welche sich der Bearbeitung einzelner Artikel für das historisch-topographische Lexicon des Königreichs Bayern unterzogen haben, ihre Arbeiten in der Art etwas zu erleichtern, daß das in so vielen Schriften zerstreute Materiale zur fränkischen Geschichte hier einigermassen zusammengetragen werde. Weßhalb in diesen Blättern nichts Neues zu erwarten ist." — Hr. H. hat „Fortsetzungen" dieser Regesten, die im vorliegenden Hefte bis zum 26. Januar 772 geführt sind, versprochen, und, wie wir aus dem zweyten Hefte des VI. Bandes des Archives ersehen, sein Versprechen pünktlich gehalten. Ueberdieß theilte er den Mitarbeitern auf dem Lande die denselben nöthigen historischen Notizen für ihre Beschreibungen aus den Monumentis boicis und dem von Langischen Regestenwerke im Auszuge mit.

Ein Unternehmen, wie dasjenige, welches Hr. H. hier begonnen und, wie wir aus dem Vorliegenden hoffen und erwarten dürfen, glücklich vollenden wird, ist an und für sich betrachtet eine treffliche, nützliche und gewissermassen unentbehrliche Arbeit, die echte Basis jeder Special-Geschichte, (hier also der fränkischen) ohne welche dieselbe ganz und gar nicht bearbeitet werden kann. Ref. hat sich oft im Stillen verwundert, warum doch die Mitglieder der verschiedenen historischen Vereine Bayerns, die es sich zur Aufgabe gemacht, das Gebiet ihrer Kreise historisch aufzuhellen, nicht gleich bey ihrer Gründung darauf verfallen seyen, mit solchen Regesten, als der Hauptgrundlage, auf welcher die Geschichte ihrer Bezirke zu errichten wäre, den Anfang zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Jänner.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. H. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 bis 1839.

(Fortsetzung.)

Von hier begann der wie an andern Flüssen Guiana's unausgebildete durch Stromschnellen und kolossale Steintrümmer häufig unterbrochene Mittellauf des Corentyn. Die Ueppigkeit der Vegetation an den Gestaden dauerte fort und selbst im Flusse hatte sich eine Species von Lacis so kolossal entwickelt, daß ihre Blätter (?) 3 Fuß 2 Zoll massen. An einem Felsen waren riesenhafte Figuren in indianischem Styl eingegraben, deren eine über zehn Fuß hoch war. Unter 4° 21½′ n. Br. gelangte man zu einer Stelle, wo der Fluß, oberhalb in mehrere Kanäle getheilt, sich in Katarakten über Felsen stürzt, welche nur auf Umwegen zur Regenzeit passirt werden können. Man mußte umkehren, denn die Böswilligkeit der begleitenden Kariben verheimlichte den einzigen Weg, auf welchem man zu Land die Boote die Strecke weiter bis dahin schaffen konnte, wo der Fluß wider schiffbar war. Später ergab sich der Grund der Verheimlichung. Die Kariben beabsichtigten nämlich zugleich einen Raubzug gegen die anderen schwächeren Stämme der Indianer, dießmal der Macusis, um Sklaven zu holen und Handel damit zu treiben, fürchteten aber durch Hrn. Sch. darin gestört zu seyn und legten darum seiner Reise alle Hindernisse in den Weg. Der fluchwürdige Handel, dessen thätigste Theilnehmer die immer noch zahlreichen Cariben sind, besteht im Innern von Guiana und am obern Amazonas trotz aller Regierungsverbote noch in voller Ausdehnung mit allen Gräueln des afrikanischen Negerhandels und wenigstens die Pflanzer der holländischen und brasilianischen Gebietstheile bieten dazu hülfreich die Hand.

Der Corentyn wurde bisher mit Unrecht auf den Karten als kleiner und in seinem Laufe viel kürzer als der Essequibo angegeben. Hr. Sch. zeigt, daß beyde gleichen Wasserreichthum haben und der Corentyn unter 5° n. Br., wo gewöhnlich seine Quelle angegeben wird, schon 900 Ellen breit fließt. Der Reisende vermuthete schon damals, daß die drey Hauptströme Guianas ihre Quellen nahe beysammen in derselben Gebirgskette (in der Sierra Acarai ungefähr unter 1° n. Br.?) haben.

Anfangs November kam Hr. Sch. nach Neu-Amsterdam an der Mündung des Berbice zurück, machte sich aber schon am 25. wieder auf, um den Lauf auch dieses Stromes zu untersuchen. Bis 60 Meilen landeinwärts waren im vorigen Jahrhundert die Gestade mit den blühendsten Pflanzungen bedeckt; jetzt sieht man kaum mehr Spuren ihres ehemaligen Daseyns. Bey der aufgegebenen Pflanzung Daagerad macht der Fluß einen kreisförmigen Bogen, wo die Springwelle (der Abapuri oder die Mora) oft 12 — 15 Fuß hoch steigt und vielen Schiffen schon verderblich wurde. Auch hier beginnen die ersten 50′ hohen Hügel erst 30 Meilen von der Küste. Weiter aufwärts liegt Wicki, wo ein Herr M'Cullum schon mehrere Jahre 200 Indianer und über 50 Neger mit Holzfällen größtentheils von der Wallaba (einer Dimorpha) beschäftigt. Er lobte die Indianer als Arbeiter sehr und zog sie bey weitem den Negern vor. Nur das betrügerische Verfahren vieler Plantagenbesitzer, welche sie durch beständige Vorschüße besonders an Rum in einer unabsehbaren Knechtschaft zu halten suchen,

giebt zu häufigen Streitigkeiten und zur zahlreichen Auswanderung vorzüglich nach Surinam zum größten Schaden des Landes fortwährende Veranlassung, um so mehr da der Indianer wenig an seiner Scholle hängt und auf den leichtesten Grund hin gerne seinen Wohnsitz ändert. Erst unter 4° 55 n. Br., also mit den Krümmungen 165 Meilen von der See hört die Einwirkung der Fluth völlig auf; bis hieher kann der Fluß mit Schiffen bis 2' Fuß Wassertracht befahren werden und seine Breite beträgt noch 80 Ellen. Granitfelsen in der Nähe eines kleinen Wasserfalles waren wieder mit Skulpturen bedeckt. Haben sie vielleicht irgend eine Beziehung auf die Katarakte, an welchen sie so oft angetroffen werden und stehen diese in einer besondern religiösen Achtung oder bieten nur die nackten Felsen solcher Orte vorzugsweise Gelegenheit zu ihrer Ausführung? Bey 4° 49' mußten Gepäck und Boote über den Katarakt Itabru gebracht werden, wo der Fluß bis auf 18 Ellen eingeengt ist, aber in dem vorliegenden Bassin 10 Faden Tiefe hat. Von hier folgten sich häufige Stromschnellen, und oberhalb denselben wurden die Kaimane zahlreich, deren zähes Leben die Reisenden in Erstaunen setzte. Eben so häufig war der Leckerbissen der Indianer, die Guana, worunter eine 5, 9'' (den Schweif 4, 9'' mitgerechnet) maß. Auch eine Commudischlange (Boa draco) von 16' 4'' Länge und 28'' Peripherie wurde geschossen. Von Pflanzen gaben vorzüglich die prachtvollen parasitischen oder windenden Gesträuche der Marcgraavia und Norantea (Ascium Schreb.) mit ihren in Dolden und langen Trauben stehenden Blüthen und hochgefärbten Deckblättern der Landschaft eigenthümliche Reitze. Eine baumartige Capparis an den Ufern war jeden Nachmittag von 4 Uhr an ganz mit schneeweißen Blüthen bedeckt, welche aber der nächste Sonnenaufgang schon wieder in zahlloser Menge abgefallen im Strome treiben sah. Unter 4° 41' wurde das Weihnachtsfest an einem Wasserfall zugebracht, welcher den Namen Weihnachts-Katarakt erhielt. Ein Theil der indianischen Begleiter war heimlich die Nacht entflohen. weil sie sich fürchteten, weiter landeinwärts zu dringen. Die Nachtruhe der Reisenden wurde schmerzhaft gestört durch die empfindlichen Bisse der Couschi Ameisen oder Yagermann (Atta migratoria),

welche wie Regentropfen von den Bäumen auf die Zelte herabträufelten.

Königsgeyer und Kaimans waren häufig, einer der letztern von 14 Fuß Länge verbiß sich so in einen alten Baumstamm, daß man die Zähne mit der Axt heraushauen mußte. Am Neujahrstage erreichte man eine Erweiterung des Strombeckens, wo Hr. Sch. zum erstenmale die prachtvolle Seerose fand, welche Lindley später der Königin von England zu Ehren Victoria Reginae nannte. „Alle Mühseligkeiten, sagt er, waren vergessen; ich war Botaniker und fühlte mich in dieser Entdeckung reichlich für alle Entbehrungen belohnt!“ Wie bey unserer weißen Seerose schwimmen die Blätter und Blüthen der riesenhaften Prachtpflanze auf dem ruhigen Wasserspiegel. Aber jedes Blatt hat 5 — 8 Fuß Durchmesser, ist kreisrund mit einem aufgeschlagenen Rande, welcher oben wie die ganze Blattfläche dunkelgrün unten karmoisinroth erscheint und zählt 8 zollhohe Hauptrippen nach allen Seiten vom Mittelpunkt strahlig auslaufend, und gitterförmig wie ein Spinnengewebe durch zahlreiche mit Stacheln besetzte Nebennerven verbunden. Der Blüthenstiel ist unter der Blume 1 Zoll dick und mit scharfen elastischen Stacheln von 3/4 Zoll Länge besetzt. Die Blume mißt 12 — 15 Zoll Durchmesser, die Kelchblätter sind innen weiß, aussen rothbraun und stachlig, die zahlreichen anfangs weissen Blumenblätter werden an der Luft fleischfarben, und endlich roth, die inneren gehen allmählig in Staubgefässe über. Die vielfächrige unterständige Frucht enthält zahlreiche eßbare Samen. Pöppig fand sie auch am obern Amazonas und nannte sie dort Euryale amazonica. Hr. Sch. traf sie später noch öfter in den Flüssen von Guiana.

Den folgenden Tag wurde in einem Wasserpfuhl am Ufer ein Rudel von etwa 200 Stück des großen Peccari oder indianischen Wasserschweines (Dicoteles labiatus) aufgespürt und 3 davon erlegt. Wie Unholde brauste auf die Schüsse die ganze Heerde mit gesträubten Borsten und knirschenden Zähnen durch das Dickicht in den Fluß und an das jenseitige Ufer. Ihre Begegnung ist für Menschen gefährlich, die Schildwache des Rudels war geradezu auf Hrn. Sch. losgegangen und wurde

von ihm erlegt, als aber das ganze Rudel auf der Flucht nochmals auf ihn losstürzte, hatte er kaum Zeit, sich auf einen Ast zu flüchten. Der Strom verengte sich jetzt oft bis auf 9 Ellen und dichte Palmwälder von Astrocaryum Iauari, die Stämme mit 3 — 4 Zoll langen Stacheln bewaffnet bedeckten die sumpfigen Ufer. Ein neues Machaerium mit lieblich nach Veilchen riechenden Blüthen liefert ein wie ein Tigerfell geflecktes Holz, wovon in der Kolonie der Werkschuh schon 5 Sch. 9 Pence gilt. Häufig lagen Eisenbäume quer über den Fluß gestürzt und der Weg mußte mit Aexten erzwungen werden, die an dem harten Holze sich bald in Sägen verwandelten. Wilde Hunde, rothbraun mit hängenden Ohren und an Wuchs Bastarden zwischen Bullenbeisser und Dachshund ähnlich wurden, wie immer im Rudel jagend, gefunden. Die Beschwerden der Reise waren nun fast unerträglich; die Regenzeit hatte den Fluß weit über seine Ufer geschwellt, alle Niederungen waren überschwemmt, Jagd und Fischfang unmöglich, die Vorräthe fast aufgezehrt. Abermals verließ ein Theil der Indianer zu Nachtzeit die Expedition und nur 11 arbeitsfähige Männer blieben für die vier Corials übrig. Unter 3° 58′ führt ein Indianerpfad vom Berbice nach dem Essequibo. Hr. Sch. machte eine Exkursion dahin dnrch den herrlichsten Urwald. An sumpfigen Orten ernährt der äußerst fruchtbare Boden große Dickichte von Manicopalmen (Astrocaryum) und Geonomen. Außerdem sind Carapa gujanensis, der Suari (Pekea tuberculosa Aubl.) mit seinen wohlschmeckenden Nüssen, der Wamara (Lecythis sp.), dessen sehr festes schwarzes Holz die Kriegskeulen der Indianer liefert und der Yaruri oder Ruderbaum (Aspidosperma excelsum s. oben) häufig. Letzterer führt seinen Namen daher, daß die Eingebornen aus den dünnen, weit vorragenden und sehr elastischen Flügeln oder Vorsprüngen des spanrückigen Stammes mit leichter Mühe sich ihre Ruder zimmern. Der Weg vom Berbice bis Primoß am östlichen Ufer des Essequibo wurde in 3 Stunden 20 Minuten gemacht, ein Beweis, daß die beyden Flüsse sich viel näher liegen, als sie auf den Karten angegeben werden. Aber die Quellen des Berbice müssen viel südlicher liegen als 4° 30′ n. Br., wie man bisher glaubte, da Hr. Sch. letzte

Station schon 35 Meilen südlicher lag und der Fluß hier noch 33 Ellen breit und 8 bis 10′ tief war. Dagegen sind die Quellen des Demarara sicher viel nördlicher und sein Lauf kürzer als auf den Karten, denn es fand sich hier keine Spur mehr von ihm, wo man ihn hätte passiren müssen. Hr. Sch. vermuthet seinen Ursprung bey 4° 30 — 40′. Am 2ten Februar wurde die Rückreise auf dem Berbice wieder angetreten. Die Herabfahrt über die vielen Stromschnellen und Wasserfälle war eben so mühselig als gefährlich, an dem einen Wasserfall stürzte sogar der hoffnungsvolle 22jährige Begleiter des Hrn. Sch. Hr. Karl Reuß aus dem Kanot in den Fluß und ertrank vor den Augen der vergeblich um Hülfe bemühten Gefährten, deren Reise dadurch schmerzlich getrübt wurde. Die Hügelreihe unter 4° 48′ deren höchsten Gipfel mit 910′ ü. d. M. Hr. Sch. Parish-Peak nannte, scheint ihm das älteste Ufer des atlantischen Oceans, alles Vorland bis zur jetzigen Küste allmählig zugeführtes Alluvium zu seyn.

Kaum in Wicki am 21. Februar angekommen entschloß sich Hr. Sch. bey günstiger Jahreszeit noch zu einem Ausflug nach dem Demarara. Er wählte dazu den Weg auf dem Waironi, einem Nebenflusse des Berbice und eine kurze Strecke über die Savannen. Die Gegend wechselte in Wald, Unterholz (Moro) und Savannen, der Boden ist sandig, aber sehr fruchtbar. Zahlreiche Itapalmen (Mauritia flexuosa) bezeichnen die Rinnsale durchschlängelnder Flüßchen. Am 4. März gelangte man nach der Station Seba am Demarara und am 7. wurde die Corona oder der große Wasserfall des Flusses erreicht, welcher aber denen am Essequibo und Corentyn bey weitem nachsteht. Auf dem Rückwege besuchte man ein Indianerdorf, wo der Häuptling zuerst den Vornehmsten unter Sch. Begleitern, dann alle der Reihe nach jeden mit dem Spruch begrüßte: „Setze dich nieder, setze dich gesund nieder, setze dich froh und gesund nieder!“ Dem Häuptling folgten mit derselben Sentenz zuerst seine Söhne, dann alle Männer des Dorfes. Der Angeredete mußte jedesmal antworten: „Wang,“ ich danke dir, und die Ceremonie dauerte fast eine Stunde. Seltsame Ausartung der Gastfreyheit in Etikette auch bey den wilden Völkern!

Eine zweyte Excursion wurde von Wicki aus auf dem Fluß gleichen Namens und dem Canje nach dem Corentyn gemacht. Der Wicki hat weißliches Wasser. Die Bäume am Ufer waren mit den herrlichsten Orchideen in voller Blüthe, Coryanthes, Oncidium, Gongora u. s. w. bedeckt. Von der Itapalme sogar hiengen die schmalen 6 bis 7' langen Blätter der Mormodes longifolia herab. Durch fruchtbare Savannen und Wälder voll des schönsten Zimmerholzes gelangte man dann nach dem Canje, aber hier nöthigte den Reisenden seine Gesundheit nach dem Berbice umzukehren, wo er am Osterabend in Wicki eintraf.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Fortsetzung.)

Zwar findet man im Archive für Geschichte und Alterthumskunde des Obermaynkreises Bd. II. Hft. I. Bayreuth 1831. S. 120 ff. jene das Bayreuther Oberland betreffenden Urkunden-Auszüge aus dem von Langischen Regesten-Werke. Allein hier ist nur das längst bekannte Urkundliche für den treffenden Bezirk zusammengestellt und gegeben: auch finde ich nicht, daß man in dieser lobenswerthen Arbeit fortgefahren hätte.

Bey vielen herrscht die Ansicht vor, man müsse zur wahren Begründung einer Landesgeschichte damit beginnen, daß man Alles, was ächte, unverwerfliche Urkunden über dieselbe berichten, nach der Zeitfolge wohlgeordnet ausziehe und mittheile. Allerdings sind solche Documente schon durch ihre authentische Natur dem Zweifel entrückt, und was auf solche Weise geboten wird, hat die höchste Gewißheit für sich. Allein indem wir nur Diplome aufnehmen, deren die Geschichten unsrer Länder erst ziemlich spät aufzuweisen haben, begeben wir uns freywillig jener historischen Schätze, die uns über die ältesten Zeiten unsrer vaterländischen Historie zwar nicht auf so vollgiltige Weise wie Urkunden, aber doch bey gehörig angewandter, umsichtiger Kritik willkommene Aufschlüsse ertheilen. Ich meyne für die früheste Geschichte die griechischen und römischen Historiker und Geographen, dann die Chronisten und Hagiographen seit

dem 6. Jahrhundert. Warum will man ihre Gaben verschmähen?

Es wären nach dem Gesagten die zu fertigenden Regesten eines bestimmten Landes z. B. hier Frankens (Unterfranken und Aschaffenburg) meiner Ansicht nach folgendermassen einzurichten. Man entwerfe zuvörderst aus

A. Urkunden

1) allgemeine Regesten für den ganzen Kreis, deren Gerippe die in den Urkundensammlungen befindlichen und auf Würzburg ꝛc. Bezug habenden Diplome bilden würden.

2) Besondere Regesten, welche darin bestehen, daß für jeden einzelnen Ort die bereits bekannten hieher einschlägigen Urkunden gesammelt und ausgezogen, durch Aufsuchen bisher noch im Verborgenen liegender Diplome vermehrt und zum betreffenden Jahr eingeschaltet werden. Den Unterzeichneten hat die eigene Erfahrung belehrt, daß der Eifer, in den Archiven und Registraturen unsrer Landstädte nach solchen Materialien zu suchen, in der That nicht unbelohnt geblieben ist. Es ist jedoch die höchste Zeit, sich recht bald an das Geschäft des Aufsuchens zu machen, denn es ist leider nur zu gewiß, daß der Verlust, den unsere Provincialstädte an urkundlichen Documenten zu beklagen haben, sich nicht eben vom Hussiten-, Bauern-, Albertinischen und 30jährigen Kriege herdatire, sondern mitunter aus ganz neuer Zeit, in welcher man altes Pergament und Papier als völlig werthloses Zeug behandelte, in Nässe und Staub geflissentlich zu Grunde gehen ließ, oder um wenige Pfennige an Juden, Goldschläger, Orgelmacher u. s. w. abgegeben hat.

B. Geschichtswerke im allgemeinen und weitesten Sinn.

Man sammle ferner aus griechischen und römischen Historikern und Geographen, aus den Chronisten und Hagiographen, was immer auf Franken Bezug hat. Für die Chronisten haben wir in Pertz Monumenta Germaniae historica I. II. V. Bd. eine treffliche Quellensammlung, und die AA. SS. der Bollandisten sind dem Forscher noch immer eine reiche Fundgrube.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. A. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf der weiteren Rückfahrt wurde die alte Hauptstadt von Berbice, Alt-Amsterdam besucht. Die Strassen sind noch nach dem Pflaster erkennbar, aber Befestigungen und Häuser liegen in Ruinen und sind schon mit Buschwerk bewachsen und von zahlreichen Schlangen bevölkert.

In Georgetown hatte Hr. Sch. einen Anfall des gelben Fiebers zu bestehen. Gleich nach seiner Genesung rüstete er sich aber zu der neuen Expedition nach den Quellen des Essequibo und nach Esmeralda und reiste am 12. September 1837 wieder ab. Am 16. October war schon wieder die Mündung des Rupununi erreicht. Obgleich schon 200 Meilen landeinwärts liegt sie doch erst 320′ über dem Meere. Hr. Sch. fuhr in den Rupununi ein und dann einen beträchtlichen mit dem Essequibo parallel von Süden nach Norden laufenden Seitenfluß desselben, den Roiwa hinauf, da er in diesen Breiten den Essequibo schon befahren hatte. Die Ufer waren einförmig mit Buschwerk bewachsen, über welches nur hie und da eine schlanke *Triplaris* (von den Kolonisten „der lange John“ genannt) bis 50′ Fuß hoch emporragte, bevor noch ihre pyramidale Krone begann. Die prächtigen dicht gedrängten Fruchtrispen, welche mit ihren auswachsenden weißen oder rothen Kelchen große Blüthenbüschel nachahmen, verdecken durch ihre Menge fast die dunkelgrünen Blätter. So schön aber auch der Anblick des Baumes, so gefährlich ist seine Nähe wegen einer giftigen hellbraunen Ameise, die in seinem hohlen Stamme lebt. Er heißt daher bey den Warrar's auch Epoahäri oder Ameisenbaum. In der Nachbarschaft kommt auch schon die riesenhafte Bertholletia excelsa, deren wohlschmeckende Früchte unter dem Namen Kastanien von Maranhao bekannt sind, und Apeiba tiburbu vor. Ungefähr unter 2° 57′ gelangte man zu der Felsenpyramide des Ataraipu oder Teufelsfelsen. Auf einer breiten Basis von 400 Fuß steht eine nackte Granitmasse, den kahlen Scheitel in Form einer äußerst steilen Pyramide noch 550 Fuß nach dem Himmel gerichtet. Der unersteigliche Scheitel liegt 900′ Fuß über der Savanne und 1300′ über dem Meere. Ringsum nach Westen und Süden erhoben sich nähere oder entferntere Gebirgszüge in wunderbaren Formen. Am Fuß des Berges wucherten mannigfache Orchideen, riesenhafte kandelaberförmige Cereen und ein Melocactus (vermuthlich ein Echinocactus), der erste, den Hr. Sch. in Guiana sah. Ebenso fand sich zum ersten Male die schmackhafte wilde Ananas (Bromelia Pinguin). An der Mündung des Tenenuaro wurden die Korials zurückgelassen und der Weg in südwestlicher Richtung zu Land durch Waldungen fortgesetzt. Große Gürtel und einzelne Massen von Granitblöcken waren allenhalben zerstreut. Sie finden sich fast überall in den Flußthälern und auf den Savannen Guiana's, häufig mit einer schwärzlichen Rinde von Braunstein überzogen und scheinen wenigstens zum Theil zu der Klasse der erratischen Blöcke zu gehören, welche sonst in Südamerika selten sind. Um sie her wucherten reiche Orchideen, darunter zwey Arten von Schomburgkia. Die Gebirgsgipfel erhoben sich bis zu 2500′ über die Savanne, auf den Abhängen wurde angeblich wildes Zuckerrohr und das Pfeilgras (Gynerium saccharoides) gefunden. Darunter stand auch eine schöne Ama-

ryllis. Die Indianer bedienten sich hier schon der schönen rothen Schminke von der Bignonia chica (Carivaveru), die vermuthlich ebenfalls in der Nähe wächst. Am 7. December gelangte man an das linke Ufer des Cuyuwini, um diesen Fluß bis zu seiner Vereinigung mit dem Essequibo hinabzufahren.

Die Korials waren nicht ellenbreit und kaum 9 Zoll tief, darin mußte man vom 4. bis 8. Dec. nach Indianer Weise zusammengekauert reisen. Der Cuyuwini hat seinen Namen von Cuyu, einem hühnerartigen Vogel (Penelope pipile) und Wini, Wasser. Er ist fischreich und frey von großen Kaimans, aber äußerst häufig findet sich in ihm ein kleines selten über 4 Fuß langes Krokodil, dessen Fleisch als Leckerbissen gilt. Eine etwa 24 Fuß lange Riesenschlange wurde angeschossen, ging aber sogleich auf die Expedition los und jagte sie in die Flucht.

Am 8. Dec. fuhr man nach 51 Tagen wieder in den Essequibo ein, dessen directe Befahrung auf seinem Lauf zwischen dem Rupununi und Cuyuwini kaum möglich gewesen wäre. Letzterer war hier 190, der Essequibo nur 180 Ellen breit, dagegen ersterer 16, letzterer 22 Fuß tief. Unter 1° 49′ erblickte man das Wanguwai- (Sonnen-) Gebirge, dessen Gipfel etwa 3000′ über die Ebene ansteigen. In seinem obersten Laufe heißt der Essequibo bey den Eingebornen Sipu oder Koatyang-Kotyu. Mehrere nordöstlich ziehende Bergketten wurden hintereinander passirt, bis man am 15. Dec. die hohe Piritiku-Kette in S.S.O. erblickte. Sie alle gehören zum Gebirgsstock der Sierra Acarai, die von S.W. nach N.O. zwischen dem Aequator und 2° n. Br. sich durch mehrere Längengrade erstreckt. Der Lebensmittel wegen mußte hier der Fluß, dessen oberster Lauf ganz unbewohnt seyn soll, wieder verlassen und die Reise zu Land in der Richtung einzelner Indianerdörfer südöstlich fortgesetzt werden. Berggipfel bis zu 4000′ Höhe über der Ebene kamen zu Gesicht. Unter 0° 45′ n. Br. war die Wasserscheide zwischen dem Essequibo und Amazonas erreicht und der Asimari (Ijatapu), an welchem man hinzog, strömte bereits nach Süden. Den 17. December war der Aequator überschritten, und die südlichste Station, ein Barokotodorf unter ° 12′ südl. Br. erreicht. Die Regenzeit nöthigte zur schleunigsten Rückkehr nach dem Essequibo, der nun doch noch bis zur Quelle verfolgt werden mußte. Anfangs in den Korials, dann zu Fuß wurde am 27. Dec. dieses Ziel auch erlangt. Die eine Quelle des Essequibo entspringt unter °41′ n. Br. unter einer so dichten abermals von Lianen gänzlich bedeckten Baumgruppe, daß „wir weder Sonne noch Sterne hindurchscheinen sahen.“

Die Sierra Acarai erhebt sich durchschnittlich 2000′ über die Savanne, ihre Abhänge sind dicht bewaldet, die Wälder sind in den Baumarten schon wesentlich von der nördlichen Guiana verschieden. Die majestätische Mora fehlt, Psidium aromaticum ist durch andere Myrtaceen ersetzt. Die Thierwelt scheint fast erstorben, wenige kleine Vögel, einsame Reiher in den Sümpfen oder Adler in hohen Lüften kreisend unterbrechen die Todtenstille, welche den Aequator in Amerika bezeichnet. Der Essequibo, obgleich zuletzt nur 3 Fuß tief, muß nach den Spuren am Gestade nicht sehr fern von seinen Quellen in der vollen Regenzeit bis 30′ steigen. Dabey ist wichtig zu bemerken, daß nach Hrn. Sch. die Regenzeit in der Wald- und Berggegend des Aequators hier mit der Mitte Decembers beginnt und bis zum März währt, während auf den Savannen das schönste Wetter ist. Hier beginnt der Regen erst im April, darum steht der Essequibo oder Sipu am höchsten, wenn sein Confluent, der Rupununi, als Savannenfluß am wenigsten Wasser hat. Nur die Monate Juny, July und halber August sind in Steppe und Berg gleichmäßig Regenzeit.

Theils zu Land, theils auf dem Cuyuwini und Rupununi war auf dem Rückweg Curasawak am letztern Flusse und am 21. März endlich Pirara am Amucu-See erreicht, wo Hr. Schomburgk längere Zeit zu verweilen beschloß. Es befindet sich hier eine Missionsstation, welche bereits sehr wohlthätigen Einfluß auf die Civilisation der Indianer übte, aber leider 2 Jahre später schon wieder durch die Brasilianer zerstört wurde. — Die nasse Jahreszeit stand bevor. In der Hälfte April schwärmten mehrere Arten von Termiten, deren 5 — 12′

hohe Kegelhaufen die Savannen bedecken, darunter Termes destructor, und verfinsterten die Luft in ungeheuren Schaaren. Dieses Schwärmen der Ameisen ist das sicherste Zeichen für den Beginn der Regenzeit. Die Indianer sammeln und verspeisen sie geröstet oder gekocht als Leckerbissen. Beunruhigender waren die Klapperschlangen, welche, in den Savannen häufig, nun vor dem Regen nach den Hütten des Dorfes flüchteten. Mehrere wurden getödtet, darunter eine $6\frac{1}{2}$ Fuß lang und armsdick mit 9 Ringen an der Klapper. Am 28. May machte Hr. Sch. einen Ausflug nach dem Kanukugebirge. Viele seltene Pflanzen, besonders Orchideen, und Thiere wurden erbeutet, unter letztern ein großer, dunkelbraun und rothgelb gestreifter Holzbock (Prionus) von 4 — 5 Zoll Länge und 2 Zoll Breite mit ungemein festen sägenartigen zolllangen Freßzangen. Gleich einigen verwandten Arten faßt er mit diesen Zangen einen Zweig von der Stärke eines Handgelenkes, und mit der Schnelle eines Windmühlenflügels um denselben immer im Kreise herumschwirrend schneidet er ihn ungefähr in einer Viertelstunde vom Stamme ab. Die Larve lebt im Holze eines Baumwollenbaumes. Auch das schöne orangenfarbene Felsenhuhn des Amazonenstroms (Rupicola elegans) war hier häufig. An den Berghängen wächst die giftige Schlingpflanze Urari, ward aber wieder nicht mit Blüthen angetroffen.

Da wir schon früher in diesen Blättern (Gel. Anz. 1841. Bd. 13. Nro. 188. 189) über die ostindischen Giftbäume Antjar und Tieute und ihre Wirkungen Einiges mittheilten, so möchten hier einige Notizen über das amerikanische Urari ihre Stelle finden.

Der Gebrauch des Pfeilgifts erstreckt sich über *Guiana*, einen großen Theil von Nordbrasilien, Neu-Granada und Peru und ist auch am La Plata nicht unbekannt (vergl. v. Martius Reise III. Bd. p. 1156 ff.), läßt aber doch schwerlich auf einen ehemaligen Volkszusammenhang schließen, da er sich, gewiß unabhängig, auch auf den ostindischen Inseln geltend macht. Das Gift scheint in Amerika fast überall dasselbe, wird aber nur an wenigen Orten von Guiana und an den obern Zuflüssen des Amazonas (siehe über die Bereitung bey den Juri's am obern Yupura v. Martius a. a. O. S. 1237 ff.) bereitet und wie die Blasrohre als Handelsartikel weit und breit unter den Indianern verführt. Es heißt bey den Juri's Urari-üwa und ist der eingedickte Saft des Strychnos guianensis (Rouhamon Aubl.). Am Rio negro fand v. Spix ein zweytes Pfeilgift, Urari-sipo, wahrscheinlich von Cocculus Amazonum Mart., also einer Menisparmea. In Guiana heißt das Urari-üwa auch Wurari, Wurali, Curaré. Die Blasrohre der Brasilianer sind aus sehr dünnen Palmenschaften, wahrscheinlich einer Geonoma oder Kunthia gefertigt und 8—10′ lang bey $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$″ Dicke am untern Ende. Der Stamm wird der Länge nach genau in zwey Hälften gespalten, der innere weiche und zellige Theil ausgebrannt und die Höhlung sehr sorgfältig und gleichmäßig geglättet, dann die beyden Hälften wieder genau zusammengefügt, mit Harz verkittet und die Oberfläche mit der schwarzen bandartigen Rinde eines Schlingstrauches dicht umwickelt, endlich ein Mundstück von schwerem rothen Holze angefügt. Das ganze Verfahren ist sehr künstlich und spricht für das hohe Alter des Gebrauches. Die Pfeile, kaum 12″ lang und sehr dünn, sind dünne Stäbchen meistens von schwarzem schwerem Palmen- oder auch einem leichten weißen Holz. Am zugespitzten Ende wird das Gift etwa 1″ weit aufgetragen und zwar um so dünner und sorgfältiger, je theurer es die Einzelnen im Handel zu stehen kömmt. Die Indianer, welche es aus der Ferne erhalten, weichen es mit Wasser und dem Saft der kleinen sauren Limonien auf und streichen es mit einer Feder auf die Pfeilspitzen. Zum Gebrauch wird der Pfeil am untern Ende mit etwas Baumwolle umwickelt, um die ganze Höhlung des Rohres auszufüllen, und der Schwere wegen etwas feuchter Thon angeklebt. Diese furchtbare tückische Waffe erreicht sicher ihr Ziel auf 60 — 70 Schritte und war vorzüglich auch in Ostindien den Holländern verderblich in ihren Kriegen auf Borneo.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Band, I. Heft. Würzburg. 1840. gr. 8.

(Fortsetzung.)

So bietet uns z. B. die translatio reliquiar. SS. Petri et Marcellini in Germaniam (AA. SS. Iunius T. I. c. IV. p. 191, col. 1, nro. 39) von Einhard die für Schifffahrt auf dem Main und für die Bodencultur an den Ufern dieses Flusses wichtige Nachricht, daß zu Einhards Zeiten Maynzer Kaufleute Getreide in den oberen Maingegenden für gewöhnlich aufzukaufen und stromabwärts zu führen pflegten. — S. Sturmi stieß in der buchonischen Wildniß am Fluß Fulda auf einen Zug slavischer Handelsleute, welche aus der Gegend von Erpesfurt nach Maynz des Handels halber sich begaben. (Pertz II. 369, c. 7.)

Daß auch im Gebiete der Hagiographie noch manches Ungedruckte von Werth zu gewinnen wäre, beweist am besten die von Eckhart in seiner Francia orientalis I. 271. 273. 282. (Ussermann. Ep. IV. p. IX.) angeführte und benutzte Vita simplicior S. Kiliani aus dem Fritzlarer Martyrologium, vordem zu Gaibach, nun zu Pommersfelden bey Bamberg befindlich, welche älteste Lebensgeschichte St. Kilians dieser Gelehrte im Anhange der Fr. or. vollständig mitzutheilen beabsichtigte, aber durch den Tod daran verhindert wurde. Wäre es nach 112 Jahren nicht endlich an der Zeit, daß der historische Verein von Unterfranken Schritte zur Veröffentlichung dieser ächten Lebensgeschichte des Apostels des Würzburger Landes bey Seiner Erlaucht dem Hrn. Grafen von Schönborn machte? Der Einwand, dieß sey im Grunde deßhalb nicht nöthig, weil Eckhart und aus und nach ihm Ussermann das Wichtigste bereits mitgetheilt, wird sicher nicht von Jenen herrühren, denen es um den unverkümmerten Genuß dieser schätzbaren Quelle zu thun ist.

Aus allen diesen allgemeinen und besondern Urkunden, Berichten griechischer und römischer Historiker und Geographen, Chronisten, Hagiographen und Denkmälern jeder Art zusammen müßte nun ein treffender, mit gehörigen Nachweisen versehener Auszug gemacht werden, welcher sich streng an die Folge der Jahre zu halten hat. Muster für solche Regesten wären Adelungs chronologisches Verzeichniß der südsächsischen Geschichte ꝛc. Meissen 1802. gr. 4., oder Georg Wilhelm von Raumers Regesta historiae Brandenburgensis I. Bd. Berlin 1836. gr. 4.

Ist nun der Hauptinhalt der Quelle mit möglichster Treue angegeben, mit den gehörigen Nachweisen versehen, auch Rücksicht auf die vorzüglichsten Schriften der Neueren (Alles jedoch in der Kürze) genommen, so kann dem von Büchersammlungen entfernten Geschichtsfreunde mit solchen Regesten in der Hand kaum ein anderer Wunsch sich aufdrängen, als irgend eine Quellenstelle in extenso einzusehen und sich zu überzeugen, es sey wirklich ein treuer Auszug vorgelegt worden; oder einen neueren Schriftsteller über diesen Gegenstand nachzulesen, um zu sehen, wie dieser denselben behandelt. Eine solche Benutzung der Regesten setzt natürlich voraus, daß der historische Verein die also gefertigten Regesten entweder im Ganzen und eigens gesammelt, oder theilweise, wie hier geschehen, in den als Organ des Vereins zu betrachtenden Heften des Archivs seinen Mitgliedern übergebe.

Etwas verschieden von unserer hier dargelegten Ansicht über Regesten-Fertigung ist jene des Hrn. H., der gleichwohl die Nothwendigkeit einsah, mehr aufzunehmen als bloße Urkunden, und der sich daher auch bey den Klassikern und Hagiographen zu seinem Behufe umgesehen. Warum ging jedoch Hr. H. in der ältesten Geschichte nicht bis zu Julius Cäsar und Tacitus hinauf? Der erstere (VI, 24.) hätte ihm von den über den Rhein herübergewanderten und im hercynischen Wald sich ansiedelnden Galliern (vor 72 vor Christi Geburt) berichtet, der Andere (Germ. c. 28.) aus Cäsar seine Schlüsse ziehend, selbst diese gallischen Stämme, Helvetier und Boier, in ihren Sitzen zwischen dem hercynischen Wald, Rhein und Main namhaft gemacht.

Wir geben gern zu, daß Drusus an dem Orte, wo der Marienberg, keinen editum tumulum in tropaei modum errichtet; dennoch dürfen wir diesen Zug des Drusus im Jahre 742. V. C. d. i. 10 oder 9 Jahre vor Christus, in die fränkischen Regesten einzutragen nicht unterlassen; denn es ist höchst wahrscheinlich, daß Drusus dem Laufe des Maines einige Zeit gefolgt sey, weil er östlich der geschlagenen Katten (percucurrit et Cattos, Flor. IV. 12. Oros. VI. 20.) Markomannen traf, besiegte, und sich so, der erste unter den römischen Feldherren, den hercynischen Wald öffnete, worauf er sich nördlich gegen die Cherusker wandte (Dio Cass. LV. c. 1.).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. H. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 bis 1839.

(Fortsetzung.)

Die schnelle Wirkung des Giftes hängt von Ort und Tiefe der Wunde und vom Alter des Giftes ab. Je unmittelbarer es in's Blut kömmt, desto rascher erfolgen die tödlichen Symptome. Hr. v. Martius sah starke Rinder schon 4 Minuten nach der Verletzung in Zuckungen niederstürzen. Der Herausgeber der vorliegenden Reise, Herr O. A. Schomburgk hat mit dem gujanischen Gifte mehrere Versuche gemacht, deren Resultate von den Wirkungen des ostindischen Tieute abweichen. Zwar üben beyde den gewaltigsten Einfluß auf das Nervensystem und erzeugen in kurzer Zeit Zuckungen, Starrkrampf und Lähmung des ganzen Körpers, aber bey dem Tieute sind die Blutcongestionen hauptsächlich nach der Hirnhöhle gerichtet, und Hirnmasse und Rückenmark auf das heftigste entzündet, während die Brusthöhle verhältnißmäßig wenig afficirt erscheint. Bey dem Urari dagegen wird die ganze Blutmasse in die Brusthöhle gedrängt, wobey selbst die Lungen und das Herz blutleer erscheinen, das Blut ist völlig zersetzt, violett von Farbe und das Rückenmark ist von einer hellgelben Flüssigkeit umgeben. Diese Erscheinungen stimmen also vielmehr mit den Wirkungen des Antjar überein und setzen eine gewaltige Affektion des Gefäßsystemes gleichsam in erste Reihe, während bey dem Tieute die Nervenaffection überwiegt und die Wirkung auf das Blut mehr sekundär erscheint. Verschluckt soll das Urari keine üblen Folgen äußern, ja sogar als magenstärkend gelten, was freylich bey dem Antjar nicht der Fall ist.

Von Pirara fuhr Hr. Sch. am 27. Juny nach dem brasilianischen Fort Saõ Joaquim am Tacutú, einem Zufluße des Rio Branco, um daselbst das Ende der Regenzeit abzuwarten, welche fast jede Exkursion verbot. Die Lage der kleinen Festung wurde auf 3° 1′ 46″ n. Br. und 60° 3′ westl. Länge festgesetzt. Ein Abstecher den Rio Branco (so heißt der Parime nach seiner Vereinigung mit dem Tacutú) herab bis zur Serra Grande oder Carumá wurde am 16. August begonnen. Das Gebirge, welches etwa 31 geogr. Meilen unter St. Joaquim sich erstreckt, sollte einen großen schwarzen See enthalten, von welchem jedoch keine Spur gefunden wurde. Der Fluß ist unter dem Fort gegen 1200 Ellen breit, das herrschende Gestein Sandstein. Die Samen einer Mimose dienen gepulvert den Indianern als Berauschungsmittel, indem sie das Pulver entweder rauchen oder es sich in die Augen, Nase und Ohren einstreuen, wodurch auf einige Stunden eine Art Trunkenheit oder Wahnsinn eintritt, welchem aber tagelange Erschlaffung folgt. An den Ufern wechseln fruchtbare Savannen mit einzelnen Berghöhen. Eine Salzpflanze (Poluyo), vielleicht eine Salicornia, dient zur Beize der Farben auf Baumwolle und am Rio Negro wird auch Salz daraus gewonnen, doch wird eines Salzgehaltes im Boden nicht erwähnt. *) Ein Cactus in der Savanne maaß am Grunde über 6 Fuß Umfang, der Stamm war 10 Fuß hoch, dann vertheilte er sich wie ein riesenhafter Leuchter in gerade aufstehende Aeste, deren einige gegen 40′ massen.

*) Später (S. 397) erzählt der Verf. jedoch, daß er in der Nähe des Roraimagebirges Indianer auf dem Weg nach den Savannen, um daselbst Salz zu sammeln, getroffen habe.

An der Gränze von Brasilien und Gujana wird leider noch immer schändlicher Menschenhandel getrieben, und ist mit die Veranlassung, daß gegenwärtig die Demarcationslinie zwischen beyden Staaten durch eine Komission, bey welcher sich von englischer Seite Hr. Schomburgk befindet, genau bestimmt wird. Die brasilianische Regierung läßt nämlich oft unter den Indianerstämmen ihres Territoriums Matrosen für die Binnenschiffahrt pressen. Dazu sollen natürlich nur taugliche Erwachsene genommen werden. Aber die habgierigen Unterbeamten, in diesen entlegenen Gegenden keiner Kontrole unterworfen, brauchen dieses zum Vorwand, um die schändlichsten Raubmordzüge zum Behuf des Sklavenhandels im Innern auszuführen. Eine bewaffnete Bande überfällt mitten in der Nacht friedliche Indianerdörfer, steckt sie in Brand, metzelt nieder oder mißhandelt, was sich von der Bevölkerung zur Wehre setzt, und führt den Rest ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht mit sich fort. Die Männer werden dann an die Marine abgegeben, Weiber und Kinder an Kolonisten im Innern verkauft. In St. Joaquim sah Hr. Schomburgk einen solchen Zug, wo von 40 Sclaven nur 9 Männer, darunter 3 schon über 60 Jahre, also eigentlich nur 6 für die Marine tauglich waren. Der Rest bestand aus 13 Weibern und 18 Kindern unter 12 Jahren, welche alle verkauft wurden. Auch das englische Gebiet wurde bey solchen Zügen oft nicht respektirt; jetzt werden hoffentlich energische Maßregeln dem Greuel ein Ziel setzen!

Am 20. Sept. 1838 verließ Hr. Sch. St. Joaquim, fuhr den Tacutu aufwärts in den Mahu und Pirara und gelangte über die Savannen wieder nach dem Makusidorfe gleichen Namens. Von hier wurde ein Streifzug nach dem Gebirge Roraima zwischen 5 und 6° n. Br. gemacht. Der Weg gieng zunächst über Savannen, mit den auch in Brasilien gewöhnlichen Krüppelbäumen, Curatella und Malpighiaceen spärlich besetzt. Die Rasendecke bildeten Gräser, besonders Paniceen, Chlorideen, und Agrostideen und krautartige Leguminosen, Gentianeen, Compositae, Scrofularineen, Aegiphilen u. s. w. Auf sandigen Erhöhungen von 4 — 5', die häufig vorkommen, war dichteres Gebüsch und zahlreiche vielarmige Cactus, deren rothe, birnförmige Früchte aber fade und kaum genießbar sind.

In westlicher Richtung von den Ausläufern des Pacaraima Gebirges oder seinen äußeren Thälern hinziehend wurden die Reisenden überrascht durch die wunderbarsten Gebilde an den zur Trappformation gehörigen Bergen. Wälle, Säulengruppen und Pyramiden krönen abwechselnd die Gipfel. Solche Säulen sind zum Theil ganz einzeln, vollkommen aufrecht und gleichdick bey einer Höhe von 50 — 80 Fuß. Eine derselben nennen die Indianer Purépiapa, gipfelloser Baum, weil sie auf das Täuschendste das Ansehen eines kolossalen 50 Fuß hohen Stammes ohne Krone hat! Auf seinem Scheitel befand sich ein Nest des amerikanischen Storches (Mycteria amer.), dessen Besitzer wie ein zweyter Johannes Stylites in unbeweglicher Ruhe stand. Am Grunde der Säule standen kleinere, man kann wohl sagen Stangen von Trapp, denn sie waren bey 30 Fuß Höhe oft kaum 6 — 8 Zoll dick, aufrecht oder lagen zertrümmert umher von Agaven, Jatrophen, Bursera, Lecythedeen und Cactus dicht überwuchert und durchflochten.

Solche sonderbare Felsenformen, Wällen, Burgruinen, Säulen und Pyramiden ähnlich sind in der Trapp = und Basaltformation von Guiana wie anderwärts häufig, hier aber, gleich den großen Granitblöcken der Flußbette und Savannen, auch Gegenstände der abergläubischsten Furcht für die Indianer. Sie sind ihnen die lokalen Wohnorte der zahllosen bösen Geister, womit sie besonders die ganz unbewohnten Gegenden des menschenarmen Landes bevölkern, und welche sie oft von Reisen abhalten. Vorzüglich aus Gespensterfurcht reisen sie überhaupt ungern allein, aber selbst in großer Gesellschaft vermeiden sie die ihnen unbekannten Distrikte wie z. B. den Lauf des Essequibo ober der Corona, als die Wohnsitze der Dämonen. Ihren Religionsbegriffen nach bedarf der oberste Gott ober das höchste gute Wesen keiner eigentlichen Anbetung, weil er als vollkommen gut nie zürnt und schadet, auch mit dem Ordnen von Sonne, Mond und Sternen soviel zu thun hat, daß er sich mit den Menschen wenig befassen kann. Aber die Dämonen, welche sämmtlich

eine besondere Freude daran haben, den Menschen zu schaden, muß man meiden und Alles anwenden, um ihren Groll zu mildern und zu versöhnen.

An dieser Seite des Pacaraima-Gebirges zeigen sich viele Spuren von ehemaligen großen Wasserbedeckungen oder Seebecken in einer wahrscheinlich lange vorhistorischen Zeit. Es ist indessen schwer nachzuweisen, in wieferne dieselben mit der Tradition von einer Lagoa Parime in Verbindung stehen mögen, da der Ablauf auch der letzteren nach von Humboldts Meynung jedenfalls in eine der Bevölkerung des Landes vorausgehende Periode fällt.

Die Wälder in den Gebirgsthälern sind reich an den kolossalsten Erzeugnissen der Tropenflora. Eine Pflanze aus der Familie der Heliconien maß $58\frac{1}{2}'$, eine Labiate (schwerlich indessen wohl Hyptis membranacea Benth., wie der Verf. meynt) war ein 30 Fuß hoher Baum mit hartem Holz. An einem Sandsteingebirge von ansehnlicher Höhe vorüber führte nun der Weg über ein Tafelland zahlreich mit Orchideen und zum erstenmal in Guiana für Hrn. Sch. mit einer baumartigen Cyathea bewachsen, deren Stamm 15' bis zum Anfang der Wedel hoch war. Melastomaceen und Kielmeyeren waren häufig und erinnern an die höheren Campos von Brasilien. Hier wurde auch die prächtige Sobralia Elisabethae entdeckt. Der einfache schlanke Stengel erhebt sich 10 — 12 Fuß hoch vom Boden, ähnlich dem der weißen Lilie auch durch die Blätter und trägt eine Traube von großen weißen Lilienblüthen mit dem herrlichsten Wohlgeruch (s. Verhandl. des preuß. Gartenbau-Vereins Bd. 15. S. 135. T. 1. 2.) Das Sandsteingebirge ist hier die Wasserscheide des Amazonas und des Orinoco und die südöstlichen Zuflüße des letztern entspringen auf dem entsprechenden Abhange. Am 20. Oktober erblickte man das Roraimagebirg etwa 35 Meilen entfernt nicht unähnlich einem düstern von Wolken umhüllten Walle, wie auch sein Name, „Nachtberg" ausspricht. Die Nacht war für die Nähe des Aequators kalt, Morgens 6 Uhr nur 13° R. In der Nähe war auf einer Bergsavanne der sogenannte Krystallberg, ein Sandsteinhügel, in der That mit einer Menge von größtentheils verwitterten Quarz-Krystallen von höchstens 1 Zoll Länge bedeckt. Früher

sollen sie häufig 4 — 5 Zoll lang und ganz wasserklar gefunden worden seyn. Dieses scheint also Hortsmanns Krystallgebirge. Der Schmuck der Indianer in diesen Gegenden ist eben so reich an Papagaien- und Tucanfedern, Halsbändern von Affen- und Peccari-Zähnen, Stacheln des Stachelschweines, Eichhornfellen u. s. w. als am Amazonas und wird vorzüglich bey den Tanzfesten zur Schau getragen.

Das Arécumadorf Arawayam liegt unter 5° 4' n. Br. am Fuße des Roraimagebirges, welches sich hier auf ungefähr 25 Meilen von seiner östlichen Spitze uuter 5° 9' ND bis zu der nordwestlichsten dem Ayang-Catsibang (wörtlich Läuse-Kamm) unter 5° 15' erstreckt, aber weiter nördlich erheben sich noch andere Gipfel und von ihnen aus zieht in plötzlicher Wendung eine Bergkette fast parallel mit dem südlicheren Pacaraima-Gebirge ungefähr von 61 — 59° westlicher Länge an den Mazaruni also nahe zu an den Essequibo von Westen nach Osten. Die Sandsteinkette des Roraima verbindet also gleichsam, von Südost nach Nordwest ziehend die Parallelketten und bildet mit ihnen drey Seiten eines Vierecks, dessen vierte nach dem Essequibo hin offen bleibt, und demselben zahlreiche Affluenten spendet. Hier ist offenbar der Hauptgebirgsknoten von Guiana, von wo aus Quellen nach allen Weltgegenden und zugleich nach den größten Strömen von Südamerika fließen, denn von dem Roraima selbst gehen die Gewässer nach den verschiedenen Seiten durch den Cotinga zum Amazonas, durch den Cuya in den Essequibo und durch den Cukenam in den Orinoko. Die Roraimakette besteht nach Hrn. Sch. dnrchgehends aus dem ältern Sandstein, doch war kein Gipfel zu besteigen. Der oberste Theil ist durchgängig nacktes Gestein, oft in langen Mauern senkrecht bis zu 1500 Fuß abfallend, oder vereinzelt ebenso in Gestalt von Säulen und Urnen aufstrebend. Von den Mauerwällen stürzen zahlreiche Wasserfälle 14 — 1500 Fuß hoch herab, die von tropischen Regen angeschwollen durch die Macht und den Donner ihres Falles alles Aehnliche was Europa in seinen obwohl höheren Gebirgen bietet, verschwinden machen müssen. Diese wasserreichen Gipfel sind aber, vermuthlich in Folge des nach

dem Norden bis zum Orinoco durchaus bewaldeten Landes fast beständig in Nebel gehüllt, Gewitter in der Umgebung fast zu allen Jahreszeiten tägliche Gäste und daher singen die Arécumas bey ihren Festen: Roraima, der rothe Felsen, gehüllt in Wolken, die ewig fruchtbare Mutter der Ströme!

Auf den sumpfigen Savannen am Fuß der Gebirge war die Vegetation der Landschaft entsprechend. Hier wuchs u. a. die Utricularia Humboldtii (s. Verhandl. des preuß. Gartenbau-Vereines Bd. 15. S. 39 t. 3) mit 4 — 5 Fuß hohem Stengel, 6 — 7 Zoll langen verkehrt herzförmigen Blättern und purpurnen Blumen $2\frac{1}{2}$'' im Durchmesser! Heliamphora nutans (mit Sarracenia verwandt), ein 8 Fuß hohes Cypripedium mit einer kleinen Rispe von Blumen, Compositae, Labiaten, Ternstroemiaceen etc. bezeichneten in ihrer ebenso eigenthümlichen als prachtvollen Form den Charakter dieser leider nur so flüchtig skizzirten Flora.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Hft. rc.

(Fortsetzung).

Der hercynische Bergwald kann hier schon der Spessart (Tacit. Germ. 30. et Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit) so gut als die Rhöne und der Thüringerwald seyn, denn alle drey Waldgebirge mußte Drusus auf seinem Marsche zur Weser, dem Berichte Dions nach, berühren. Drusus aber mag seinen Zug also gemacht haben:

Aufbruch aus seinen Linien gegen die Katten, die er besiegt. Zug von den Katten gegen Suevien oder Markomannis (vergleiche Dio's Fragment mit Libr. LV. c. 1.). Dieser mußte der Lage nach östlich gehen. Drusus zog auf dem nördlichen Mainufer fort. In einer so waldigen Gegend, wie der Spessart, wird er dem Flusse (Main) gefolgt seyn. Kattenlandes Ostgränze war, wenn wir aus spätern Zeiten (57 oder 58 post Christum; Tacit. annal. XIII. 57) auf jene des

Drusus schließen dürfen, die fränkische Saale. Dem Lauf des Mains folgend, kam Drusus bis zum nördlichsten Theil des großen Bogens, den der Main (zwischen Würzburg und Wertheim) bildet. Dort aber mündet die fränkische Saale in den Strom.

Ins Suevenland vordringen heißt den Gränzfluß, die fränkische Saale überschreiten; denn östlich und südöstlich saßen die Markomannen, die Drusus aufs Haupt schlug. Hierauf wandte er sich gegen Cheruscia. Um dorthin zu gelangen, brauchte er von den Main- und Saalgegenden aus nur ins Thal der Werra, die lange vor ihrer Vereinigung mit der Fulda die Weser hieß, vorzudringen, welcher Fluß die Gränze zwischen Chatten und Cheruskern war. Dieß ist wohl der kürzeste Weg zur Weser, auf welchem er, zwischen der Rhöne (diese links lassend) und dem Thüringerwald durchziehend, sein Ziel erreichte.

Ungern vermissen wir ferner in diesen Regesten die für die gesammte fränkische Geschichte so wichtige Stelle aus des Dio Cassius aufgefundenen Fragmenten, welche uns belehrt, daß Domitius Ahenobarbus die aus ihren Wohnungen fortgezogenen, und im Suchen eines fremden Landes herumirrenden Hermunduren aufgenommen und ins Markomannenland versetzt habe. (*Πρότερον μὲν, ἕως ἔτι τῶν πρὸς τῷ Ἴστρῳ χορίων ἦρχε* (Domit. Ahenob.), *τούς τε Ἑρμουνδούρους ἐκ τῆς οἰκείας, οὐκ οἶδ' ὅπως, ἐξαναστάντας, καὶ κατὰ ζήτησιν ἑτέρας γῆς πλανωμένους ὑπολαβὼν ἐν μέρει τῆς Μαρκομαννίδος κατῴκισε, καὶ τὸν Ἄλβιαν διαβάς . . .*)

Das mag einige Jahre vor Christi Geburt geschehen seyn. Da nun die Markomannen, von Drusus in den Maingegenden geschlagen, unter Marbods Führung ins innere Land (Vellej. Paterc. II. 108) und zwar nach Bojohemum (Tacit. 28. 42. Vellej. Paterc. II. 109) sich zurückzogen; so ist des Dion's *Μαρκομαννίς* d. h. das von den Markomannen früher besetzte und nun verlassene Land, nirgend anderswo zu suchen, als in den Maingegenden von Ober- und Unterfranken. Es wohnten aber die Hermunduren seit ihrer Einweisung durch Domit. Ahenob. vom Fichtelgebirge bis an die fränkische Saale, und von den Donaugegenden bis über den Main hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. A. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko 2c.

(Schluß.)

Auf dem Rückweg vom Berge Arawayang aus wendete sich nun Hr. Sch. nach dem letzten fernen Ziel seiner Reise, Esmeralda am Orinoko. Zahlreiche Flüsse und Bäche, alle durch den Cotinga und den Parima in den Rio branco fallend, werden auf der zuerst ungefähr bis 3° 30′ n. Br. in südlicher Richtung fortgesetzten Wanderung überschritten. Die Savannen waren voll Klapperschlangen, ein Mann wurde gebissen, genas aber vorzüglich auf die Anwendung von starken schweißtreibenden Mitteln. Die Indianer halten Frauenmilch für das sicherste Heilmittel gegen solche Bisse. An der Einmündung des kleinen Paparu schiffte sich die Gesellschaft auf 2 Kanots ein, um den von Nordwest herströmenden Parima hinaufzufahren; der Fluß war etwa 300 Ellen breit, aber voll Stromschnellen und Wasserfälle. Zwey der letztern, zusammen der Purumané-Imeru genannt, gehören zu den großartigsten Naturerscheinungen Guiana's und übertreffen alle ähnlichen Fälle am Essequibo und Corentyn. Der Fluß, vorher noch etwa 200 Ellen breit, wird hier bis auf 50 und am Falle selbst bis auf 10 zusammengedrängt und stürzt dann 40 — 45 Fuß senkrecht herab, nachdem er schon vorher einen Fall von etwa 25 Fuß gemacht hat. Die nördl. Breite war 3° 18′. Auch oberhalb derselben dauern die Stromschnellen fort. Der Parima ist sehr fischreich, besonders an Silurideen, darunter Pimelodes. Der Zitteraal (Gymnotus electr.) findet sich in Menge, einer war fast 6 Fuß lang und wog 22 Pfund. Das Fleisch ist eßbar, aber zu fett. Nordwärts stößt ein Zug des Maritani-Gebirges an den Parima. Es besteht ebenfalls aus Sandstein und erhebt sich mit zum Theil kegelförmigen Gipfeln 2 — 3000 Fuß über den Fluß. Weiter in Nordwesten lag das noch höhere Ariwana-Gebirge, zwischen beyden niedrige Ketten, im Fluß Stromschnellen bildend und einzelne Berghöhen. Am Katarakt Warimieme wurde der Parima verlassen, welcher hier unter scharfem Winkel von W. S.W. herkömmt und ganz nahe an den Quellen des Orinoko aus einem Gebirgsstocke zwischen 65 bis 64° w. L. und ungefähr 2° 30 bis 40′ n. Br. entspringt. Dort wohnt der gefürchtete Stamm der Kirishana, ein Wanderstamm, mit seinen vergifteten Pfeilen alle andern bekriegend und von allen gemieden. Eine große Mannigfaltigkeit an Palmen, neue Leguminosen, ebenso eine neue Triplaris u. s. w. wurden bemerkt, die Reise aber zu Land über 3000′ hohe Gebirgsarme des Ariwana bis zum Aiakuni fortgesetzt. Hr. Sch. hatte einen heftigen Anfall von Gallenfieber zu bestehen, und die Lebensmittel fehlten völlig. Auf dem Merêwari ging nun trotz zahlreicher Katarakten die Fahrt nördlich und dann westlich bis zur Einmündung des Cannaracuna unter 4° 30′ n. Br., wo der Merêwari verlassen wurde. Er hat seine Quelle am Berge Paba ungefähr unter 4° 58′ n. Br. und 64° 37′ w. L. Diese Gegenden werden von den Guinau- und Maionkong-Indianern bewohnt. Bald darauf wurden auch einige obere Zuflüsse des Parima überschritten und hier die Wasserscheide zwischen diesem und dem Orinoko erreicht. Hier gieng Granit zu Tage aus, während alle Gebirge dieses Landstrichs sonst aus Sandstein bestehen. Von dem 5000′ hohen Putuibiri aus strömten alle Wasser nach dem Ocana, dem nordwestlichen Zuflusse des Orinoko.

Bis auf wenige Stunden war man nun den Quellen dieses gewaltigen Stroms nahe gekommen, den nächsten Tag konnte man sie erreichen, aber die wilden Kirishana's waren losgebrochen aus ihren Bergen zwischen den Orinoko- und Ocana-Quellen und hatten außer andern Gewaltthaten ganz kürzlich 20 Maionkong's überfallen und erschlagen. Die Begleiter des Hrn. Sch., zu diesem Stamme gehörend, waren nun nicht zum Vordringen in das Gebiet der Feinde zu bewegen und von der Schwelle der ersehnten Berge mußte man umkehren. Doch sind die Quellen des Orinoko nun bis auf höchstens 5 geographische Meilen festgesetzt. Etwa 45 engl. Meilen im Nordwest gegen den Berg Warima erreichte man eine unabsehbare Granitfläche, eine Hochebene, bedeckt mit der höchsten Pracht tropischer Bergvegetation. Bromeliaceen, darunter eine deren Stamm 14′ bis zum Anfang der Blätter maß, Orchideen, Commelynaceen u. s. w. wucherten in unbeschreiblicher Ueppigkeit. Die weiten tütenförmigen Blätter der Tillandsien ꝛc. enthielten als lebendige Cisternen reichliches Trinkwasser. Aus ihnen wuchs zum Theil sogar die Utricularia Humboldtii wie sonst aus dem Boden hervor. Ueberhaupt hatte die Vegetation Aehnlichkeit mit der am Roraima. Auf der Weiterreise sah man einige Bergkuppen täuschend wie mit Schnee bedeckt. Sie waren ganz mit Cetraria islandica überzogen. In diesen Gegenden ist das prächtige Felsenhuhn häufig. Hr. Sch. sah den sonderbaren Tanz der Vögel zur Falzzeit. Einer um den andern aus der Gesellschaft tanzt und springt im Kreise herum, breitet die Flügel, schlägt mit dem Schweif Räder u. s. w., während die übrigen ruhige Zuschauer machen. Sie sind dabey so eifrig, daß man während des Tanzes 4 bis 5 mit dem Blasrohr erlegen kann, bevor die übrigen wegfliegen. In einem Dorfe der Maionkongs unter 3° 47′ wurde auf einige Tage Rast gemacht. Dicht an erhebt sich der höchste Berg des Landes, der Maravaca, den Hr. Sch. auf 10 — 11000′ Fuß über dem Meere schätzt.

Das Dorf ist berühmt wegen der Verfertigung der langen Blasrohre, aus welchen die Indianer ihre vergifteten Pfeile schießen. Gewöhnlich sind letztere in Guiana und in Brasilien nur etwa 12 Zoll lang und von der Dicke eines starken Drahtes. Aber die Pfeile der Maioncongs sind viel länger, denn sie messen 3 Fuß, und werden an der Spitze 3 Zoll weit vergiftet. Man verfertigt sie aus der Mittelrippe der Palmblätter. Die Blasrohre sind 10 bis 12 Fuß lang, aus einer eigenthümlichen bisher unbekannten Rohrart gefertigt. Hr. Sch. fand die Pflanze am Fuße des Maravaca und erkannte darin eine neue Arundinaria, die wie Bambusa in hohen Büschen zusammen wächst. Die Schosse der alten Stöcke erheben sich bis zu 16 Fuß Höhe vom Boden ohne Knoten, und dieser untere Theil liefert die Blasrohre, der ganze Halm aber wird 30 bis 40′ hoch, obgleich nicht über einen halben Zoll im Durchmesser dick, und wiegt sich durch die Schwere des oberen beblätterten Theiles anmuthig in den Lüften. Man findet sie nur in den Sandsteingebirgen des oberen Orinoko, wo sie Curata heißt und von ihr haben auch die Maionkongs und Guinaus dieser Gegenden bey den andern Indianern den Namen Curata-Volk erhalten.

Die Fahrt den Parámu hinab war der großartigen Wasserfälle wegen eben so schön als beschwerlich. Der größte Katarakt ist aber am Einfluß des Kundanama, der 35 Fuß höher als der Parámu liegend in zwey Armen in die dunkle Fluth des letzteren in einer Breite von 300 Ellen herabstürzt und eine ungeheure weiße Sprühwolke auf viele Meilen sichtbar emportreibt. Unter 2° 54′ fuhr man aus dem Parámu in den Orinoko ein, welcher hier zwischen niedrigen Ufern fließt. Die Hitze, 30° R. in der Sonne und ohne Schutz auf dem offenen Flußspiegel, war fast unerträglich.

Am 22. Februar war endlich das letzte Ziel, Esmeralda, die Station, wo Hrn. Sch's. astronomische Beobachtungen sich an die früheren des Hrn. v. Humboldt anknüpften, erreicht. In unbeschreiblichen Gefühlen sprang der Reisende aus dem Korial auf die grüne Savanne, welche den Fuß des hohen Duida (der Gipfel 8278′ über dem Meere) umzieht und dachte nicht weiter der Entbehrungen und Beschwerden, die ihn hieher begleitet und für welche das europäische Leben keine Vergleichungen bietet.

Seit 39 Jahren, wo Hr. v. Humboldt hier war, hatte sich die Bevölkerung dieser entferntesten christlichen Niederlassung am obern Orinoko von 80 Seelen auf eine Familie, einen Patriarchen mit seinen Enkeln vermindert. Aber Wiese und Berg waren geblieben und mit ihnen der Reiz der Landschaft, der jenen Reisenden so mächtig anzog und in der Erinnerung an dessen Schilderung zwiefach auf Hrn. Sch. wirken mußte.

Der Duida erscheint als Fortsetzung des hohen Maravaca und besteht wie dieser aus quarzhaltigem Sandstein, welcher auf Granit lagert. Er gehört also zu derselben Formation mit dem Roraima und seinen Nachbarn, dann mit der Maritani- und Sarisharinima-Kette, dem Paba u. s. w. Auch hier erheben sich fast senkrechte Felsenmauern ohne Vegetation über die Granitunterlage, welche unterwegs die hohen Plateau's und in Esmeralda die Ebene und den Fuß der Berge bildet, bis zu 5000' Höhe und die Gipfel scheinen unersteiglich. Zahlreiche Adern krystallischen Quarzes in den Wänden schillern im Sonnenschein von ferne, wie die losen Krystalle am Fuße des Roraima. Die Bergkrystalle und chloritischen Quarze des Duida galten aber früher in der Sage als Diamanten und Smaragde (Emeralden) und gaben dem armen Dorfe den prachtvollen Namen Esmeralda.

Alle nöthigen Beobachtungen, aufs Genaueste die früheren v. Humboldt'schen bestättigend, waren in 3 Tagen gemacht. Der Heimweg begann auf dem Orinoko bis zu seiner merkwürdigen Gabeltheilung, wo der stärkere Arm sich selbstständig ausscheidet und nordwestlich ziehend endlich wieder östlich gewendet den gewaltigen Strom bildet, der nach 800 Meilen langem Lauf mit seinen Mündungen und mächtiger Deltabildung 2 Breitengrade an der Küste des atlantischen Oceans einnimmt, während der schwächere südlichere, der Cassiquiare, endlich in den Guainia mündet und so den gewaltigen Amazonas unmittelbar mit seinem mächtigen Bruder verbindet. Unter 1^{9} 59' n. Br. strömen nämlich die dunklen Wasser des Cassiquiare zusammen mit den noch dunkleren des Guainia, und beyde heißen von nun an Rio negro bis zum Ausfluß in den Amazonas. Auf dem Rio negro wurde am 10. März der Aequator passirt und ein genau unter der Linie liegender Hügel Cerro do Aequador genant, bey dem Fort St. Gabriel unter 0° 7' 30'' s. Br. aber Halt gemacht. Hier werden vorzüglich die Hangmatten aus den Fasern einer Fächerpalme (Mauritia) von den Weibern gefertigt und verschieden gefärbt und geschmückt bis Pará verhandelt.

Weiter abwärts erweitert sich der Rio negro schon oft bis zu 4 — 10 Meilen und wird von dem unter Wegs herrschenden Ostwind oft so aufgeregt, daß man sich 1000 Meilen weiter an die stürmische Seeküste versetzt glaubt. Schöne Mauritienarten schmückten die Ufer, aber durch die Hitze standen alle übrigen Bäume blattlos, die Fluren waren versengt und allenthalben rauchten und qualmten Savannenbrände, selbst die Inseln auf dem Flusse brannten und gewährten Nachts einen schönen Anblick. Eine Masse todter Fische auf den dürren Sandbänken verpestete die Luft mit ihrem Gestank. Der Rothfisch, Piracucu der Brasilianer oder Warapaima der Macusis (Sudis gigas), wegen seiner großen schön karmoisinrothen Schuppen so genannt, wird oft 12 Fuß lang und das Fleisch wird gedörrt oder gesalzen als wesentlicher Nahrungszweig verhandelt. Er ist auch im Rupununi häufig. Barcellos, früher die Hauptstadt der Capitania do Rio negro, zählte noch am Anfang dieses Jahrhunderts 10—12000 Einwohner, ist aber durch Verlegung des Regierungssitzes nach Manoas oder Barra jetzt so verödet, daß kaum 20 Häuser mehr bewohnt sind. Der Strom ist hier gegen 15 Meilen breit, aber durch Inseln in viele Kanäle getheilt. Ein riesiger Granitfindling wurde auch hier bemerkt. Das Wasser stand so niedrig, als man sich seit 30 Jahren nicht erinnerte. Gewöhnlich beginnt das Anschwellen des Flusses Anfang März und erreicht im Juny seinen höchsten Stand, zwischen 15 und 25 Fuß über dem jetzigen Wasserspiegel; im September hat er wieder seine mittlere Höhe.

Auf der kleinen Ilha de Pedra unweit der Mündung des Rio branco befanden sich merkwürdige indianische Skulpturen in harten Granit ge-

arbeitet und trotz der Verwitterung noch mehrere Linien, aber doch bey weitem nicht so tief, als die am Corentyn und zu Waraputa am Essequibo eingegrabenen. Sie stellen Menschen, Thiere, Vögel u. s. w. dar. Die interessantesten darunter sind aber die Bilder zweyer Schiffe, das eine offenbar ein Zweymaster, das andere größer dargestellte einer spanischen Gallione sehr ähnlich. Sie stammen offenbar aus der Zeit, wo nach Entdeckung des Amazonas die Conquistadores ihn befuhren. Die Indianer schreiben sie dem Alterthum zu und behaupten, sie seyen durch anhaltende Friction mit Quarzkieseln eingegraben.

Am 2. April wurde Abends die Mündung des Rio Branco erreicht, und am 22. wieder an dem vor 7 Monaten 2 Tagen verlassenen Fort St. Joaquim gelandet. Am 1. May war Hr. Sch. bereits in Pirara nnd sah jetzt den Amucu-See zur Regenzeit in voller Ausdehnung, denn in der Mitte May waren alle Savannen überschwemmt und Pirara 80′ über dem Seespiegel gleichsam eine Insel. Nachdem die größeren Kanoes mit den Sammlungen u. s. w. eingetroffen, fuhr man den nun wasservollen Rupununi hinab, erreichte am 11. Juny den Essequibo und auf diesem ebenso schnell am 20. Juny 1839 nach einer Abwesenheit von 22 Monaten und einem Weg von mehr als 3000 englischen Meilen wieder die Hauptstadt Georgetown.

Es wäre unnöthig, die Resultate dieser mit so viel Muth, Ausdauer und Klugheit durchgeführten Expedition zum Schluß nochmals zu reassumiren. Nur noch einen Blick werfen wir auf das durch dieselbe in so vielen Punkten näher beleuchtete Flußnetz Südamerikas und auf die ungeheuren Vortheile, welche dieser Kontinent darin vor allen andern Ländern der Welt voraus hat, wenn seine gewaltigen Flüsse einmal mit verhältnißmäßig höchst unbedeutenden Kosten der Binnenschifffahrt in allen Richtungen geöffnet seyn werden. Sehr richtig weist Hr. Sch. nach, daß es nur eines Durchstiches der kurzen Portage zwischen dem Quatata und dem Amucúsee (die zur Regenzeit nur 800 Ellen breit ist) und dann eines etwa 3 Meilen langen Kanales zwischen dem Guapore, einem Arm des Taura und Madeira (der zum Amazonas) und zwischen dem

Rio Aquapehi (der zum Paraguay geht) bedürfe, um die Mündung des Essequibo mit Buenos Ayres vermittelst einer Binnenschifffahrt durch eine Strecke von 42 Breitengraden zu verbinden. Ebenso leicht wären zugleich westlich die Wasserverbindungen an vielen Orten bis zu den Küsten des stillen Oceans fortzusetzen.

Nach Vollendung seiner Mission kehrte Hr. Sch. auf eine kurze Zeit nach Europa zurück, befindet sich aber gegenwärtig schon wieder in Guiana in dem ehrenvollen Auftrage der englischen Regierung, sie bey der endlichen Feststellung der Gränzen zwischen Brasilien und Guiana als ihr Bevollmächtigter zu vertreten. Mögen ihm auch dieses Mal günstige Sterne leuchten!

Z.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft. Würzburg 1840.

(Fortsetzung).

Weiter finden wir nicht angegeben den Zug des Sextus Saturninus (5 oder 6 Jahre nach Christo). Dieser erhielt von Tiber den Befehl, durch das Land der Chatten, und durch die Wälder Hercyniens einen Weg sich bahnend, die Legionen nach Bojoheimum (dem Sitze Marbods) zu führen (Vellej. Paterc. II. 109.), während Tiber von dem, Noricum am nächsten gelegenen Carnuntum (Heimburg) aus das illyrische Heer gegen die Markomannen heraufzuführen begann. Beyde Heere zusammen hatten eine Stärke von 12 Legionen (Tacit. Ann. II. 46) oder etwa 120,000 M. Die Vereinigung mit dem Heere Tibers zu bewirken, mußte Sxetus Saturninus entweder durch die Rhöne oder den Spessart vordringen, und den Mayn entlang an die Regnitz, von da an die Nab marschiren. Er kam auf diesem Zug, sobald er das Gebiet der Hermunduren betrat (östlich der Saale) in befreundetes Land und hatte daher, außer den Schwierigkeiten des Bodens, nichts weiter zu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mineralogische Jahreshefte von Dr. Ernst Friedrich Glocker. Sechstes und siebentes Heft 1836 und 1837. Erste Hälfte Mit 1 Kupfertafel. Nürnberg bey J. L. Schrag 1841.

Es ist zu bedauern, daß diese Jahreshefte nicht, wie man aus dem Titel schließen sollte, jährlich erscheinen, und wir haben bereits gefürchtet, sie gänzlich aufhören zu sehen, als das vorliegende Heft wieder ein Lebenszeichen der Fortdauer gab. Das vorletzte fünfte Heft erschien 1837, das gegenwärtige folgt also vier Jahre später und da jenes das Jahr 1835 umfaßt, so erhalten wir in diesem erst, was sich 1836 und 1837 auf dem wissenschaftlichen Boden der Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde zugetragen hat. Obwohl nun ein so verspäteter Bericht als Repertorium in der Litteratur immer eine willkommene Aufnahme findet, so würde doch ein rascheres Erscheinen einem Werke dieser Art größeres Interesse verleihen und wir möchten daher den Verf. bitten, für die Zukunft hierauf aufmerksam zu seyn, selbst wenn die Vollständigkeit in soferne einigermaßen darunter leiden sollte, als manche englische und amerikanische Abhandlungen oft erst zwey oder mehr Jahre später zu uns gelangen, als sie erschienen sind, und daher erst in Nachträgen für das betreffende Jahr zur Anzeige kommen können.

Es sind unterdessen andere Werke erschienen, welche theilweise ähnliche Zusammenstellungen liefern, wie sie dieses Jahresheft giebt und namentlich gilt solches von den chemischen Untersuchungen der Mineralien. Wir wollen daher nur dessen, was anderweitig in diesen Blättern nicht zur Sprache gekommen ist und von Belang scheint, in Kürze Erwähnung thun.

In dem Artikel: Krystallographie wird eine interessante Beobachtung von Dufrénoy mitgetheilt. Wenn man die mit Schwefel gemengte thonige Erde der Solfatara von Neapel in steinernen Gefäßen, wie es zu geschehen pflegt, der Sublimation unterwirft und hierauf die Erde wegnimmt, so zeigen sich zuweilen in der Mitte des Rückstandes Gruppen eines dunkelgrünen stark glänzenden krystallisirten schwefelsauern Tripelsalzes von Eisenoxydul, Kali und Thonerde mit Wasser, in regulären Oktaedern zum Theil mit abgestumpften Kanten und Ecken. Die Bestandtheile dieses Salzes sind nach Dufrénoy:

Schwefelsäure . .	45,67
Eisenoxydul . . .	28,69
Kali	5,47
Thonerde	3,27
Wasser	15,77
Unaufl. Rückstand	0,46
	99,33

Nach Dufrénoy ist die Formel

$$12\,Fe\,S + 2\,KS + Al\,S^3 + 25\,H$$

Dieses Salz war also auf trockenem Wege entstanden und enthält gleichwohl eine beträchtliche Menge Wassers. Dufrénoy erinnert daran, daß dieses Beyspiel die Anwesenheit gewisser wasserhaltiger Silicate, wie z. B. die Zeolithe sind, mitten in vulkanischen Gebirgsarten begreiflich mache.

Zu dem, was über den Amorphismus und die Benennungen unkrystallinisch und amorph S. 478 gesagt wird, wollen wir hier bemerken, daß der Ausdruck unkrystallinisch, als längst bekannt, niemals für den Zustand ausschließlich gebraucht wurde,

für welchen ihn der Verf. geltend machen will. Nach Allem, was über diese Sache schon geschrieben wurde, hat es den Anschein, als hätte Fuchs nichts weiter gethan, als an die Stelle des Wortes unkrystallinisch das Wort amorph gesetzt. Es verhält sich aber ganz anders. Fuchs hat zuerst bestimmt ausgesprochen, daß es zweyerley Zustände des Starren gebe, und hat gezeigt, daß von dem was man bis dahin unkrystallinisch nannte, ebenfalls zweyerley zu unterscheiden sey. Unkrystallinisch hat man nämlich alle jene festen Maßen genannt, an welchen die Krystallindividuen mit freyem Auge nicht mehr sichtbar waren. Man hat sich aber nicht darum bekümmert, zu untersuchen, ob dieses Unsichtbarwerden der Krystallisation nur in der Kleinheit der zusammengehäuften Krystalle liege oder in einer ganz andern, aller Krystallisation entbehrenden, einer Flüßigkeit analogen Struktur der constituirenden Molekule. Diesen letztern Zustand hat Fuchs erkannt und hat ihn deßhalb den amorphen genannt, weil dafür der Ausdruck unkrystallinisch, so gut er an sich gewesen wäre, nicht mehr paßte, da er, wie eben gesagt, auch fälschlich für krystallinische Massen gebraucht wurde, wenn sie nur von der Art waren, daß das unbewaffnete Auge die Krystallisation nicht mehr herausfinden konnte. Hinterher glaubt nun Mancher, dieses auch schon längst erkannt zu haben und beruft sich auf die gebrauchte Benennung, welche an sich sehr richtig ist, größtentheils aber in einem falschen Sinne angewendet wurde. Bis also der Unterschied zwischen dem ältern unkrystallinisch und dem amorph von Fuchs allgemein begriffen ist, was noch nicht der Fall zu seyn scheint, dürfte es sehr zweckmäßig seyn, den Ausdruck amorph beyzubehalten; ist dieses einmal geschehen, dann stimmen wir dem Verf. gerne bey, jene gereinigte Benennung wieder einzuführen. — Interessant sind in Beziehung auf das Vorhergehende die mitgetheilten mikroskopischen Beobachtungen von Ehrenberg. Nach ihm zeigt der Quarz in seinen feinsten Fragmenten dicht aneinander gedrängte kleine Kügelchen, welche bis 1/2000 Linie im Durchmesser haben und sehr gleichförmig sind. Alle untersuchten kiesligen Substanzen ließen auf den Bruchflächen oder in ihrer ganzen Masse ähnliche sehr kleine Körner wahrnehmen. Im Glimmer erkannte er solche Elementartheilchen aufs deutlichste, wenn derselbe erhitzt und dadurch mit Verlust der Flußsäure undurchsichtig geworden war. Eben dergleichen Körper entstehen auf chemischem Wege, wenn man aus Kieselfeuchtigkeit durch Säuren die Kieselerde niederschlägt. — Was den Quarz betrifft, so dürfte die Erscheinung von beygemengter amorpher Kieselerde, Opal, hergeleitet werden. Die unregelmäßig zusammengehäuften Kügelchen der kiesel- und thonerdehaltigen Substanzen erscheinen nach starkem Glühen, wie im Porzellan, so regelmäßig aneinander gereiht, daß sie nach allen Richtungen sich durchkreuzende gegliederte Stäbchen bilden. Meerschaum, manches Steinmark, Bergseife, Bergleder und andere ähnliche Körper bestehen aus eben solchen gegliederten Stäbchen. Gewisse bunte Thone, wie der streifige aus Brasilien und der rothe aus Murcia erscheinen in solcher Structur ganz abweichend von andern Thonen und gleichen mehr dem Meerschaum. Die Porzellanerde von Aue besteht aus platten bis 1/36 Linien großen scheibenförmigen Körperchen. Bey Porzellanerden, welche sichtlich aus zerfallenen Feldspathkrystallen entstanden sind, fehlen diese Scheibchen und Ehrenberg konnte in solchen nur regelmäßig verkleinerte Feldspathsubstanz wahrnehmen. — Dieses ist wohl so zu verstehen, daß die zersetzten Feldspathkrystalle ihre Form noch beybehalten, denn die Analysen zeigen, daß die Porcellanerde nicht die Zusammensetzung von unveränderten Feldspäthen habe. — Im kohlensauern Kalk, welchen man durch chemischen Niederschlag erhält, beobachtete Ehrenberg ovale Körnchen von $\frac{1}{480}$ — $\frac{1}{800}$ Linie Größe, welches kleine Krystalle mit stumpfer, doppelter Endzuspitzung sind, dagegen in der Kalkguhr von Wunsiedel, in der Bergmilch von Lischkau und von Bar gerade zarte Gliederstäbchen, in der weissen Kreide von Rügen und von den dänischen Inseln, sowie in der gelben Kreide von Puskarez sehr kleine gleichartige plattelliptische Körperchen, die nur aus einem um einen Kern herumliegenden Ring oder aus wenigen concentrischen, deutlich gegliederten Ringen bestehen. —

In dem Artikel doppelte Strahlenbrech-

ung und Lichtpolarisation werden neuere Bemerkungen von Johnston über den Chabasit mitgetheilt, welchem der Verf. den weniger gangbaren Namen Cuboicit beylegt. Dieses Mineral hat den Mineralogen und Chemikern bisher viel zu schaffen gemacht, und während sich die einen bemüht haben, die Formen des dazu gerechneten Lewyn's, Gmelinits und Phakoliths in Verbindung zu bringen, haben die Chemiker einige noch nicht erklärte Unterschiede in der Mischung aufgefunden. Schon vor längerer Zeit hat Brewster nachgewiesen, daß gewisse Chabasitkrystalle so zusammengesetzt seyen, und daß einigen Theilen oder Lagen positive, anderen negative doppelte Brechung zukomme. Brewster sieht dergleichen Krystalle als Aggregate verschiedenartiger Substanzen an, die sich über einander auf einem gemeinschaftlichen Kern abgesetzt haben. Johnston ist auch dieser Ansicht und geht in nähere Untersuchungen darüber ein. Er vermuthet, daß die vereinigten chemisch und optisch verschiedenen Mischungen isomorph seyn müßten, um sich ohne Formänderung in demselben Krystall ersetzen und vertreten zu können. Nun finde sich unter den Bestandtheilen des Chabasits Kieselerde in großer Menge und diese sey nicht allein negativ doppelt brechend, sondern auch mit dem Chabasit beynahe isomorph (indem der Winkel des Chabasitrhomboeders 94° 46′, der des Quarzrhomboeders 94° 15′ betrage) und könne daher dessen Masse vertreten. Befände sich nun während der Krystallisation in der Auflösung ein kleiner Ueberschuß von Kieselerde, die sich lagenweise absetzte und mit der Größe des Krystalls zunähme, so blieben Form und alle Eigenschaften des Krystalls unverändert und nur seine optischen Eigenschaften würden eine Veränderung erleiden und gerade eine solche, wie die, von der die Rede ist. Es giebt nun zwey Var. von Chabasit, wovon die eine

$$\left.\begin{matrix}C\\N\\K\end{matrix}\right\} Si^2 + 3ASi^2 + 6Aq,$$ die

andere aber

$$\left.\begin{matrix}C\\N\\K\end{matrix}\right\} Si^3 + 3ASi^2 + 6Aq;$$ und

Johnston hält dieses ganz mit seiner Ansicht übereinstimmend, indem die Zugabe der Kieselerde in der zweyten Var. eine merkliche Aenderung in den optischen Eigenschaften zur Folge habe. —

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Fortsetzung.)

Nur 5 Tagmärsche stand Tiber von der markomannischen Vorhut (Velleji Paterc. II. 110) entfernt, und in gleicher Nähe fast war Saturninus vorgedrungen, einige Tage noch, und der bezeichnete Vereinigungspunkt war erreicht. Dieser muß nördlich zwischen Regensburg und Passau gesucht werden (Mascov I. 75. Barth, I. 484). Allein es kam wegen des Aufstandes in Pannonien nicht zur Entscheidungsschlacht. — Man sieht, dieser Zug gieng durch einen Theil des vormaligen Fürstbisthums Wirzburg. Zwar ist im I. Bde. 2. Hfte. des Archivs für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken, Bayreuth 1840. S. 72 des Sextus Saturninus Marsch an den Main geläugnet worden, allein die Stelle: „Sentio Saturnino mandàtum, ut per Cattos etc. legiones Bojohemum duceret“ spricht offenbar für die oben angegebene Zugesrichtung, man müßte denn die Sitze der Katten bis zur thüringisch-sächsischen Saale erstrecken, was aus dem Grunde hier nicht angeht, weil im Osten der Katten die von Domit. Ahenob. eingewiesenen Hermunduren, die Freunde der Römer, ein zwar friedliebendes, aber doch tapferes Volk saßen.

Auch der große Sieg der Hermunduren über ihre westlichen Nachbarn, die Katten, im J. 57 oder 58. pstCh. erfochten, sollte in fränkischen Regesten um so weniger fehlen, da von vielen Neueren, als die Stätte, wo geschlagen worden, die Umgegend von Kissingen bezeichnet wird, und dem Grabfelde nach der Muthmassung Einiger von den Gräbern der erschlagenen Katten sein Name geworden seyn soll. (Tacit. Ann. XIII. 57. Barth II. 186, not. 4. II. 201. Schmidt hess. Landesgesch. I. 19, 20, not. G. Mannert Geogr. d. Gr. u. Röm., ältere Ausg. III. 455.)

Wenn der hl. Hieronymus in einem Briefe an Rufinus sagt: Se post romana studia ad Rheni semibarbaras ripas esse profectum; und dieseu Ausdruck semibarbara ripa Hr. H. dahin deutet, als hätten die Rheinländer damals zu den halbcultivirten Völkern gehört;

so scheint uns dieß nicht ganz richtig erklärt. Die barbari sind deutsche Völker, und die ripae Rheni semibarbarae wollen nichts anderes besagen, als daß die Ufer dieses Stromes zur Hälfte von Deutschen besetzt seyen und behauptet werden. Auf den Culturzustand jedoch will Hieronymus hier nicht anspielen. So sagt er im bekannten Briefe an die Ageruchia „Nemetes, Argentoratus translatae in Germaniam, d. h. beyde Städte waren germanisch geworden; er hätte eben so gut für Germania Barbaria setzen können, und so drückt es auch Mamertin. pro Consulatu gratiar. actio Juliano Augusto aus, wenn er sagt: Quae navigationis illius (es ist von Julians Donaureise die Rede) fuit pompa cum dexteriorem incliti fluminis (das rechte Donauufer war rhätisch) utriusq. sexus etc. ordo praetexeret, despiciturq. ad laevam (das linke Donauufer von Deutschen besetzt) in miserabiles preces genu nixa Barbaria“ etc.

Was aus den fränkischen Geschichten zu den Jahren 301 — 304, 319, 391. 401 — 500 und 501 angeführt wird, hätten wir lieber gar nicht aufgenommen gewünscht, sie gehen das Würzburger Land durchaus nichts an. Eine, verläßigen Autoren entnommene und chronologisch wohlgeordnete Geschichte der Franken findet sich unter dem Titel: „Annales Francici ab anno CCLV ad Carolum Magnum“ vor der Ruinartschen Ausgabe des Gregorius von Tours.

Zu Eckhart und Gropp über S. Bilihildis wären noch Schunck's Beyträge zur Mainzer Gschte I. Bdes. II. Hft., S. 137 — 145 zu vergleichen.

Des Winfrid Ordination durch Papst Gregor II. geschah am 30. November 723 zu Rom am St. Andreastag. Nicht der hl. Burkard, sondern der h. Wilibald wurde den 22. October 741 auf der Salzburg zum Bischof geweiht: (habebat (S. Wilibaldus) quadraginta annos et unum: Et tunc erat autumnale tempus circa illam fere horam tribus ebdomadibus ante Natale Sti. Martini (also nicht am 12. Julius) in episcopatum consecratus est, in loco, qui dicitur Salipurg“ etc., sagt die gleichzeitige, und dem hl. Wilibald verwandte Nonne von Heidenheim). Burkard war an diesem Tage bereits Bischof, und seine Ordination durfte kaum vor Karl Martells Tod (stirbt 15. Oktober 741) vorgenommen worden seyn. (Ussermann Ep. W. p. 2. 3. §. III. Hinsichtlich der Gründung und ersten Dotation Wirzburgs, welche in den Oktob. 741 fällt, erlauben wir uns der Kürze halber hier auf unsere „älteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreiche Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Ein Beytrag zur

Specialgeschichte Süd- und Mitteldeutschlands. Hamburg, Fr. Perthes, 1841 gr. 8. p. 408 — 444, zu verweisen, da sie dort am vollständigsten abgehandelt ist.) (Siehe auch noch Münchner gel. Anz. 11. Junius 1840. S. 943 944).

Die päpstliche Bestätigung Burkards in seiner neuen Würde erfolgte erst, obwohl Bonifacius schon in den ersten Monaten des Jahres 742 um dieselbe beym neuen Papste Zacharias gebeten hatte. am 1. April 743 (Serrar. ep. 132. p. 181—185, vorzüglich p. 182. Serrar. ep. 131. p. 180, 181. ep. 142, b. p. 216—220.)

Weßhalb fehlt wohl in den Regesten die für das ganze Frankenland so bedeutsame Gründung des Klosters Fulda, im März 744? — Daß König Karlmann, Karls M. Bruder, nicht in der Lage war, dem Bisthum Würzburg beträchtliche Schenkungen machen zu können, ist schon in diesen Blättern l. cit. gezeigt worden. Was hätte auch der Regent von Burgundia, Provincia, Gothia, Alezasis et Alamannia, dann der Hälfte von Aquitanien im austrasischen Reiche seines ältern Bruders zu verschenken und zu befehlen gehabt? Es war also Karlmann, Pippin's Bruder, der Oheim Karls des Großen. Dasjenige, was hier zum Jahre 770 als Schenkung aufgeführt wird, gehört erwähntermassen zum Jahre 741.

Wir können zum Schlusse den Wunsch nicht unterdrücken, daß es Hrn. H. bey Fortsetzung seiner Arbeit doch gefallen möge, nach kurzer Angabe des einschlägigen Ereignisses sogleich die Quellenstelle, und zwar möglichst nach der besten Ausgabe, z. B. aus Pertz Mon. Germ. hist. kurz angeführt beyzusetzen, und hierauf erst die Neueren folgen zu lassen. Alles nach dem Vorgange Adelungs und Gg. Wilhelm v. Raumer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mineralogische Jahreshefte von Dr. Ernst Friedrich Glocker.

(Schluß.)

Daß solche Silicate gleiche Form haben können, ist möglich und es sind analoge Fälle bekannt, daß sie aber vicariren, ist nach den bisherigen Erfahrungen unstatthaft. Wollte man annehmen, die Kieselerde sey nur beygemengt, so ließe sich nicht wohl einsehen, wie sie den gesetzmäßigen Antheil an der Mischung, welchen die Formel ausweist, zeigen sollte. Es scheinen also Verwachsungen ungleichartiger Silicate von sehr ähnlicher Form zu seyn. —

Babinet hat eine Abhandlung über die wichtigsten optischen Kennzeichen der Mineralien geliefert, deren Resultate mitgetheilt werden. Die Artikel sind: Absorption des Lichts ohne Polarisation; Absorption mit Polarisation; Dichroismus. Zu letzterem macht Babinet Bemerkungen über den rothen Turmalin und Rubin. Jeder Krystall, welcher das Licht vollständig polarisirt, absorbirt es auch vollständig längs seiner Axe oder seinen Axen. Es gibt aber auch Krystalle, welche die vollständige Polarisations- und Absorptionseigenschaft längs der Axe für gewisse einfache oder zusammengesetzte Farben nicht besitzen. Der rothe Turmalin und der Rubin lassen unpolarisirte rothe Strahlen durch und diese Strahlen gehen auch durch gekreuzte Polarisationsebenen, so daß man z. B. am Ringsysteme des Kalkspaths statt eines schwarzen Kreuzes ein rothes erhält. Babinet drückt die Wirkung des Dichroismus ungefähr so aus: In der Richtung der Axe oder der Axen erscheint nur jene Farbe, welche als nicht polarisirt auch nicht absorbirt wird, in anderen Richtungen mengen sich mit dieser auch noch jene Farben, welche in der Richtung der Axen durch Absorption verschwinden. — Man könnte aber auch sagen, daß Farben, welche in der Richtung der Axe durchgehen, nicht in andern Richtungen durchgehen; so scheint bey manchen Chloriten der Axe parallel blau und gelb als grün durchzugehen, rechtwinklich auf die Axe aber geht Blau nicht mehr durch. — Als eine Gittererscheinung, durch Beugung des Lichtes entstanden, ist nach Babinet jedes oberflächliche Farbenspiel zu betrachten, wie das der Korunds, Paulits und Labradors. —

In Beziehung auf die Asterie erklärt Babinet den sechsstrahligen Lichtstern des Sapphirs durch das Daseyn kleiner Fasern oder Unterbrechungen des Zusammenhangs parallel gehend mit den Seitenflächen des heragonalen Prisma's. Auch an manchen Granaten beobachtete er einen solchen Stern durch Flächen, rechtwinklich auf die trigonalen Axen, die Strahlen gehen aber hier nach den Kanten der jenen Axen parallelen Flächen, nicht nach der Mitte dieser, wie beym Sapphir. Beym Durchsehen parallel einer Hauptaxe bemerkt man bey manchen Granaten einen vierstrahligen Stern. Auch bey andern Mineralien, wie z. B. beym Beryll und Smaragd, Turmalin, Zirkon, Vesuvian, Cyanit, Glimmer ꝛc. lassen sich solche Sterne beobachten. —

Ferner wird der Untersuchungen Dove's erwähnt über den Zusammenhang der optischen Eigenschaften der Quarzkrystalle mit ihren krystallographischen Kennzeichen. Dove hat unter andern mehrere Individuen von Bergkrystall untersucht, an welchen rechte und linke Trapezflächen zusammen vorkamen und hat gefunden, daß solche Verbin-

dungen von dreyerley Art sind: 1) Rechtsdrehende Bergkrystalle mit Stellen, wo sie wie combinirte Platten oder positive einaxige Krystalle sich verhalten. 2) Linksdrehende Bergkrystalle, mit ähnlichen Stellen; 3) Amethyste, welche an bestimmten Stellen sich wie rechts drehende, an andern wie links drehende, an den Uebergangsstellen wie positive einaxige Krystalle sich verhalten.

Sehr zahlreich sind die zusammengestellten Beobachtungen und Ansichten über einzelne Mineralien.

Das sogenannte lichte Weißgiltigerz von Freyberg sieht Fournet für einen Bournonit an, in welchem das Kupfer durch Silber vertreten sey. Er hat den Silbergehalt zu 20 Procent bestimmt und berechnet unter obiger Voraussetzung die übrige Mischung darnach. Wir wissen aber, daß jenes Weißgiltigerz ein Gemenge von Silberfahlerz und Bleiglanz ist und Fournet würde sich wahrscheinlich davon überzeugt haben, wenn er eine vollständige Analyse statt einer hypothetischen Berechnung unternommen hätte.

Unter dem Namen Edwardsit (dem Gouverneur von Südkarolina Edwards zu Ehren) und Mikrolith beschreibt Shepard zwey neue Mineralien von seltsamer Mischung. Das Krystallsystem des Edwardsits ist klinorhombisch, die Säule mißt 95°, die Spaltbarkeit ist orthodiagonal; sp. G. 4, 2 — 4, 6; hyazinthroth. Schwer schmelzbar; von Salpetersalzsäure leicht zersetzt. Dieses Mineral besteht nach Shepards Analyse aus:

Phosphorsäure	26,66
Ceroxydul	56,63
Zirkonerde	7,77
Thonerde	4,44
Kieselerde	3,33
	98,73

Es kommt vor in Gneiß bey den Yanticfällen in Norwich in Connecticut.

Der Mikrolith, welcher zu Chesterfield in Massachusetts vorkommt und in welchem früher Shepard Ceroxyd als Hauptbestandtheil vermuthete, ergab bey der Analyse folgende Mischung:

Tantalsäure	75,70
Scheelsäure	7,42
Kalkerde	14,84
Wasser	2,04

Yttererde und Uranoxydul.

Am Phenakit ist das primitive Rhomboeder von 116° 40′ von Beyrich nun auch für sich vorkommend beobachtet worden. Ferner hat derselbe an diesem interessanten Mineral 4 Skalenoeder beobachtet. Auch zeigen die Krystalle zuweilen Hemimorphismus, so daß an einem Ende die Flächen der hexagonalen Pyramide von 156° 46′, an dem andern die des primitiven Rhomboeders vorherrschen. Außerdem hat er eigenthümliche Zwillingsbildungen daran beobachtet.

Am St. Gotthardt und an der Grimsel sind Bergkrystalle mit einer eigenthümlichen regelmäßigen Krümmung der Flächen vorgekommen, von welchen Weiß eine Beschreibung gegeben hat. Die Hauptaxe dieser Krystalle ist bogenförmig gekrümmt und alle Flächen folgen dieser Krümmung, welche zugleich in einer bestimmten Verbindung mit den vorhandenen rechts und links gewendeten Trapezflächen der Krystalle steht. Es müssen demnach die Axen der fortwachsenden Gruppe von Bergkrystallindividuen einer continuirlichen Veränderung ihrer Richtung unterworfen gewesen seyn. Weiß ist nun der Ansicht, daß die Ursache einer solchen continuirlichen Veränderung in drehenden Kräften zu suchen sey, welche bey der Krystallbildung mit im Spiele sind, denen ähnlich, auf die man beym polarisirten Lichte geleitet worden ist. —

Nach den Messungen von Brooke ist der Biotin vom Vesuv identisch mit dem Anorthit und nur durch verschiedene Flächenausdehnung verschieden. —

Th. Thomson hat unter dem Namen Nakrit und Talcit zwey neue Mineralien beschrieben. Der Nakrit, von Brunswick im Staate Maine, besteht aus grünen glimmerartigen Schuppen, sehr weich, gemein biegsam, sp. G. 2,788, von starkem Perlmutterglanz. Beym Glühen weiß werdend und schwer schmelzbar. Nach Thomson besteht er aus:

Kieselerde	64,440
Thonerde	28,844
Eisenoxydul	4,428
Wasser	1,000
	98,712

Ist vielleicht $\left.\begin{matrix}A\\F\end{matrix}\right\}$ Si^2. Der sogenannte erdige Talk von Meronitz, welchen John analysirte, kommt nach Thomson mit diesem Mineral überein.

Der Talcit krystallisirt in großen Prismen von ohngefähr 91° und kommt auch schuppenartig vor.

Die Krystalle von Wicklow 1. enthalten nach Schort und der schuppige Talcit von Strathbane 2. nach J. Tennant:

	1.	2.
Kieselerde	46,00	44,55
Thonerde	35,20	33,80
Kalkerde	9,61	1,30
Eisenoxydul	2,88	7,70
Manganoxydul	3,94	2,25
Talkerde	—	3,30
Wasser	2,00	6,65
	99,63	99,55

Ein anderes neues Mineral, in Nordamerika für Bronzit gehalten, hat Thomson Holmit genannt. Es hat glimmerartiges Ansehen und besteht nach der Analyse von Richardson aus:

Kieselerde	19,35
Thonerde	44,75
Kalkerde	11,45
Talkerde	9,05
Zirkonerde	2,05
Eisenoxyd	4,80
Manganoxydul	1,35
Wasser	4,55
Flußsäure	0,90
	98,25

Dieses Mineral ist interessant wegen seines geringen Gehaltes an Kieselerde. Es findet sich zu Worwik in Neu-York.

Vom Pyrosmalith sind bisher keine bestimmbaren geschlossenen Gestalten bekannt gewesen. Brooke

hat nun in einem Krystalle seiner Sammlung die Combination des Prisma's mit 2 Heragonpyramiden und der basischen Fläche beobachtet. Die Randkantenwinkel der in paralleler Stellung befindlichen Heragonpyramiden messen bey der einen 101° 34′; bey den andern 63°. Thomson hat seinem Bicalcareo-Carbonate of Barytes von Bromley Hill nun den Namen Bromlit gegeben und hält von 3 neuen Analysen desselben nachstehende für die genaueste:

Kohlensaurer Baryt	60,63
Kohlensaurer Kalk	30,19
Kohlensaures Manganoxydul	9,18
	100,00

Die zweyte Hälfte des Jahrbuches, welches die Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde umfaßt, soll demnächst erscheinen.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Hft. 2.

(Fortsetzung.)

IX.

Zur Geschichte des Hexenwesens im ehemaligen Fürstenthume Würzburg.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Hier ist eine „Instruction (vom 14. Juny 1627) vor diejenige, welche sowol in der Stadt Wirzburg, als auf dem Land, zu Einnehmung deren Hexerey wegen justificirter Personen verfallener Güter verordnet seynd," welche wenige Tage nach ihrem Erscheinen bereits in Wirksamkeit trat, und binnen 5 Monaten, vom 17. Juny bis zum 26. October aus der Stadt Wirzburg allein 62 Unglückliche beyderley Geschlechts dem Scheiterhaufen überantwortete. Nicht genug, die der Hexerey Beschuldigten aus der Welt geschafft zu haben, wurde auch das Vermögen der Bestraften zum Fiscus eingezogen; wie die Instruction sagt, zur Deckung der Unkosten des Processes und der Execution. Vom „Ueberschuß" bey Solchen, die der Hexerey nicht schuldige Kinder hinterlassen, wird bloß der 5te Theil des ganzen

Vermögens, bey denjenigen, die keine Kinder, sondern Verwandte haben, der halbe Theil, und bey Jenen, die ohne Verwandte sind, das ganze Vermögen eingezogen. Mit dem Vollzuge solcher Confiscation waren in allen Orten und Aemtern ehrbare und unverdächtige Personen beauftragt.

Durch solche Verschärfung einer ohnehin grausamen Strafe glaubte der eifrige Bischof, — der im Bamberger Bischofe Johann Georg einen eben so wüthenden Hexen-Verfolger zum Collegen hatte, — das Uebel zu vermindern. So unerbittlich trafen den vermeintlich Schuldigen die Strafen, daß selbst des Fürstbischofs eigener Verwandter, der jugendlich schöne und gebildete Ernst von Ehrenberg, der letzte seines Stammes, dem Henkerschwerte sein Haupt darreichen mußte.

X.

Der sogenannte Haubenkrieg im ehemaligen Fürstenthume Würzburg.

Beytrag zur Sittengeschichte des 18ten Jahrhunderts.

Von demselben.

Dieser Krieg bestand eigentlich in einer sehr ernsten Opposition gegen den eingerissenen Kleiderluxus der Würzburger Frauenwelt in der Hauptstadt sowohl als auf dem Lande, und fällt in das Jahr 1704. Man betrachtete von Seite der Regierung die Modehauben und die aus vielen Ellen Taffet, Atlas, Seide ꝛc. bestehenden Faltensaume der Weiberröcke (Falbala, Frisuren), als den Anfang zum Verderben des bürgerlichen Wohlstandes und als eine Ursache zur Aergerniß der höheren Stände.

Am 21. Julius 1704 erschien mit Hinweisung auf die §§. des „verneuerten Polizey- und Kleyder-Mandates vom 15. Februar 1704" das Verbot der vielen Flügel an den Hauben, so wie der Falbala und Frisuren bey jenen Frauenspersonen, die nicht in die Categorie des Adels, der gelehrten Räthe, der Oberamtmänner auf dem Lande, der Doctoren der Rechte und der Medizin, der Vicariats- und Consistorial-Assessoren, Landgerichts-Consulenten, Kammerräthe, des Hofschultheißen, des Universitäts-Receptors und des Verwalters des Julius Spitals gehörten, „bey Vermeidung öffentlichen Schimpffs und empfindlicher Straff." —

Unbeschreiblich war die Aufregung, welche dieß Verbot in der Würzburger weiblichen Welt erzeugte; denn die Zahl der in obigen Categorien nicht begriffenen Frauen war bey weitem größer. Das ganze Verbot scheiterte aber an der Beharrlichkeit und List der Weiber. So schraubten sich die Viertelschreiber von der

Execution des verhaßten Mandates los und der Magistrat selbst schien an ihrer Weigerung eine heimliche Freude zu haben. Ein fürstlicher geheimer Rath beschied sämmtliche Viertelbedienstete auf die Kanzley, um zu erfahren, weßhalb man das Kleidermandat nicht vollziehe, allein er wurde von den Schultheißen und Viertelsmeistern mit so vielen durch den Vollzug des Mandats bedingten Fragen und Anständen überhäuft, daß er dieselben ad referendum celsissimo nahm, und nochmals die allgemeine Befolgung des Mandats zu überwachen ernstlichst ermahnte. Bescheid auf jene Anstände erfolgte unterm 8. October. Aber die täglich zunehmenden weitern Anstände, Neckereyen und Reibungen, — denn im Hintergrunde aller dieser Ausflüchte, halben Maßregeln u. s. w. war Weiberlist gelagert — bewogen den Fürstbischof Johann Philipp von Greifenclau, den ehrbaren Burgersweibern Concessionen zu machen. Die Bortenwirker zeigten in einer Vorstellung an den Fürsten, daß sie durch das Mandat nahrungslos würden, und das Fortbestehen ihres Handwerks dadurch unmöglich gemacht werde. Dieß sowohl als die mangelhafte Execution und das hartnäckige Widerstreben der Frauen bewirkte die gänzliche Paralysirung des Mandats in der Hauptstadt so gut wie auf dem Lande. So hatten die Weiber obgesiegt und blieben ungestört bey ihren Schaufel- und Schnippenhauben, Falbalas und Kleider-Frisuren!

XI.

Handschriftliche Reliquien von Karl Theodor Frhrn. von Dalberg. (Mit einem Facsimile.)

Mitgetheilt vom königl. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Erste Lieferung. Die hier mitgetheilten Briefe beziehen sich auf Dalbergs Wirken im ehemaligen fürstbischöflichen Staatsdienst.

1) Bruchstück aus dessen Reisejournal. Es ist geführt beym Antritt der Stelle eines Oberprobstes des ehemaligen Frauenklosters Wechterswinkel, und an den Fürstbischof Franz Ludwig eingesendet.

2) Bericht Dalbergs an den Fürstbischof Franz Ludwig, 26. Juli 1783. Uebersendung des Gutachtens der Schul-Commission. Das Ende dieses Briefes ist facsimilisirt und zeigt eine zwar ausgeschriebene, aber durch orthographische Fehler verunstaltete Handschrift.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Eléments de Chimie Minérale. Ouvrage dans lequel les corps sont classés par familles naturelles. Par Ferd. Hoefer, Docteur en médecine de la faculté de Paris etc. Paris chez Dezobry, Magdeleine et Comp. 1841. 616 S. 8.

In den vielen Lehrbüchern und Compendien, welche während der letzten drey Decennien im Bereiche der Chemie erschienen sind, werden die Elemente, aus welchen das Universum zusammengesetzt ist, mehr oder weniger in der nämlichen Reihenfolge vorgetragen und aufgeführt, ohne daß es jemand gewagt hätte, in der bis dahin angenommenen systematischen Aufstellung der Körper eine wesentliche Veränderung eintreten zu lassen.

Verschiedene Chemiker haben zwar die Möglichkeit eingesehen und auch den Wunsch ausgesprochen, daß die Körper auf eine andere, ihrer Natur mehr entsprechende Weise gruppirt werden dürften, oder daß eine, dem menschlichen Geiste mehr zusagende Classification in der Wissenschaft eingeführt werden möchte, welche dem Studium günstiger, als die bisher angewendeten Methoden sey.

Das vorliegende Werk macht eine Ausnahme von allen im 19ten Jahrhundert erschienenen Schriften dieser Art. Der Verf. maßt sich indessen nicht an, die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen bereichert zu haben, doch scheint er einen gewissen Werth darauf zu legen, daß er der erste ist, welcher das zerstreute Material in neue Gruppen vereinigt und die Gegenstände von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, als bis auf unsere Zeiten geschehen war.

Es werden die Lehrer der Chemie sich ohne Zweifel sträuben gegen Neuerungen, welche durch die Erfahrungen nicht hinreichend sanctionirt sind, aber eine umsichtige Behutsamkeit hat auch ihre Gränzen und der Verfasser von den Vortheilen der natürlichen Methode für das Studium der Chemie durchdrungen, hat deßhalb keinen Anstand genommen, diese Methode mit den Forderungen des Elementar-Unterrichts und den neuesten Fortschritten der Wissenschaft in Einklang zu bringen.

Die Botanik, obgleich sie seit mehreren Jahrhunderten als Wissenschaft gepflegt wird, wie viele Anstrengungen sind nicht erfordert worden, um zu einer Classification durch natürliche Familien zu gelangen, welche doch der Lücken noch so viele hat. Die Chemie, welche kaum seit einem Jahrhundert einen wahrhaft wissenschaftlichen Charakter an sich trägt, wie könnte sie jetzt schon auf eine tadelfreye Classification Ansprüche machen? Der Verf. selbst behauptet dieß auch nicht, sondern stellt nur seine Methode als einen Versuch, als einen ersten Entwurf hin und wünscht, daß die Chemiker ihre Kräfte mit den seinigen vereinen mögen, um die Methode der Vollkommenheit näher zu bringen.

Der Verf. nimmt 55 Elemente an, das vor kurzem von Mosander entdeckte Lanthan mit eingeschlossen. Die Elemente wurden bisher nach ihrem elektrischen Zustand geordnet, jeder Körper ist negativ elektrisch, d. h. er geht zum negativen Pol der Säule, oder positiv-elektrisch, wenn er sich zum positiven Pol der Säule begiebt. Diese von Berzelius aufgestellte Classification hat sich in vielen Fällen nicht bewährt und wird, nach der Meynung des Verf., bald ganz aufgehoben werden müssen.

Man hat auch die 55 Elemente eingetheilt in Metalloide oder Körper, welche nicht metallisch sind

und in Metalle; erstere werden Metalloide genannt, weil sie die Wärme und die Electricität schlecht leiten, im Gegensatz zu den Metallen, welche diese beyden Imponderabilien gut leiten.

In den Präliminarien gedenkt der Verf. der Catalyse oder der sogenannten catalytischen Kraft. Es giebt nämlich merkwürdige Reaktionen, indem gewisse Körper, welche mit andern in Berührung kommen, neue Produkte erzeugen, ohne daß diese auf andere Stoffe einwirkenden Körper dadurch irgend eine Veränderung erleiden. Der Platinschwamm z. B. mit einem Gemeng von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in Berührung gebracht, bringt augenblicklich die Verbindung der beyden Gasarten unter Temperatur-Erhöhung hervor, ohne daß dadurch das Platin eine Veränderung erleidet. Ebenso zersetzt das Silber plötzlich durch Berührung das oxydirte Wasser, verändert sich aber dabey in seiner Natur auf keine Weise ꝛc. Berzelius schreibt diese Erscheinungen einer eigenthümlichen Kraft zu und vergleicht sie mit der Assimilation der Thiere, wenn eingenommene vegetabilische Nahrungsmittel in Chylus, Blut, Muskeln ꝛc. verwandelt werden, weßhalb er sie catalytische Kraft nennt. Die Zulassung dieser Hypothese ist nach den Ansichten des Verf. den Fortschritten der Wissenschaft nachtheilig; sie befriedigt nur den natürlich trägen Geist und setzt dadurch den fernern Forschungen zu enge Schranken.

Ebenso drückt der Verf. einige Zweifel aus über den Werth, welchen man bisher auf den Isomerismus gelegt hat. Man nennt diejenigen Körper isomerisch, welche die nämliche Constitution und das nämliche Atomgewicht haben, aber dennoch in ihren physischen Eigenschaften sehr von einander abweichen. Nach dieser Ansicht betrachtet man die Cyansäure und Knallsäure als isomerisch. Die organische Chemie bietet uns viele Beyspiele dieser Art, aber es ist dabey nur die Frage aufzuwerfen, ob unsere analytischen Methoden auch hinreichend genau sind, um die Körper für isomerisch zu halten, d. h. für Körper, welche bey ganz verschiedenen chemischen Eigenschaften die nämliche Zusammensetzung der Atome haben. Es ist erlaubt, daran zu zweifeln, sagt der Verf., vorzüglich aus dem Grunde, weil wir sehen, daß die Anwesenheit oder Abwesenheit eines einfachen Aequivalents Wasser so verschiedene physische Eigenschaften hervorzurufen vermag, wovon uns die Säuren des Phosphors und des Schwefels ein auffallendes Beyspiel darbieten. Selbst im Interesse der Wissenschaft sollte man den Ausdruck Isomerie verbannen, so wie die beschränkte, engherzige, wenig philosophische Idee, welche man daran knüpft. Die Erfahrung hat auch schon gelehrt, daß viele Körper, welche man vor Kurzem für isomerisch hielt, es in der That gar nicht sind.

Der Verf. läßt auch nicht außer Acht die in der neuesten Zeit von Dumas aufgestellte Substitutionstheorie, nach welcher in einem organischen Körper, in der Essigsäure z. B. die Aequivalente des Wasserstoffs durch eine gleiche Anzahl von Aequivalenten des Chlors ersetzt werden können, ohne daß der Typus des Körpers dadurch eine Veränderung erleide; er bleibt sauer, obgleich er seinen Wasserstoff gegen das Chlor vertauscht hat. Wenn aber der Verf. hinzufügt, daß diese Substitutionen der electro-chemischen Theorie von Berzelius den empfindlichsten Stoß versetzen dürften, und daß man nun auf die electro-chemische Theorie keine Rücksicht mehr zu nehmen habe, so scheint uns diese Behauptung nicht nur sehr gewagt, sondern auch unter den jetzigen Zuständen etwas voreilig zu seyn.

Der Verf. geht endlich zum Hauptgegenstand seiner Schrift über, zur Classification der Elementarkörper in natürliche Familien. Alle Methoden der Classificationen, die man bis jetzt in den Lehrbüchern der Chemie angenommen, scheinen ihm unwiderruflich verwerflich; auch glaubt er, daß alle competenten Richter hierin seiner Meynung beytreten würden. Bey der Classification der Körper in natürliche Familien hat er sich nicht an einen mehr oder weniger ausgezeichneten Charakter gehalten, sondern vielmehr an die gesammten Charaktere, wodurch die Körper zu natürlichen Gruppen vereinigt werden. Der Verf. möchte für die Chemie die natürliche Methode einführen, welche in der Botanik angenommen wurde, seitdem man die Schwierigkeiten einer künstlichen Methode kennen gelernt hat.

Gay-Lussac hatte zwar auch schon, aber doch nur mündlich in seinen Vorlesungen, den Wunsch ausgedrückt, wie sehr es den Fortschritten der Wissenschaft angemessen seyn würde, wenn man die Körper ganz nach natürlichen Gruppen aufstellen könnte, um dadurch den physischen Eigenschaften der Körper eine geringere Wichtigkeit beyzulegen, als ihren chemischen Eigenschaften. Er schlug vor, natürliche Gruppen zu bilden, wie folgt: 1) Schwefel, Selen, Tellur. 2) Kohlenstoff, Boron, Silicium. 3) Phosphor, Arsenik. 4) Chlor, Brom, Jod, Fluor und Cyan. In Folge dieser Darstellung maßt sich nun auch der Verf. nicht an, die erste Idee zu einer natürlichen Methode für sich zu vindiciren.

Die Eintheilung der Elemente in Metalle und Metalloide ist nicht wissenschaftlich und muß deßhalb verworfen werden. Der Verf. sucht daher die Körper in Familien zu gruppiren, wobey er die in der Botanik angenommene natürliche Methode so viel als möglich zum Vorbild wählt.

Die Grundsätze, von welchem er sich bey diesem schweren Unternehmen leiten ließ, und welche er als die sichersten Stützen seiner natürlichen Classification betrachten zu müssen glaubt, sind: 1) der Isomorphismus; 2) die chemischen Eigenschaften der Körper.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hat er die Elementarkörper in folgende Tabelle geordnet:

Oxacea. Sauerstoff. Schwefel. Selen. Tellur.

Chloracea. Chlor. Brom. Jod. Fluor. Cyan *)

Carbacea. Kohlenstoff. Bor. Silicium. Titan. Tantal.

Phosphacea. Phosphor. Arsenik. Antimon.

*) Obgleich das Cyan ein zusammengesetzter Körper ist, so verhält er sich doch zu andern Stoffen, wie ein einfacher, gleich dem Chlor, und wer würde übrigens zu behaupten wagen, daß Chlor und Brom nicht auch zusammengesetzte Körper seyen?

Kalicea. Kalium. Natrium. Lithium. Ammoniac, letzteres, obgleich zusammengesetzt, functionirt wie ein einfacher Körper.

Baryacea. Baryum. Strontium. Calcium. Magnesium. Bley.

Aluminacea. Aluminium. Glucinium. Yttrium. Thorinium. Zirconium. Cerium. Lanthan.

Ferracea. Eisen. Mangan. Chrom. Cobalt. Nickel. Zink. Cadmium. Kupfer.

Hydrargyracea. Hydrargyrium. Wismuth.

Stannacea. Zinn. Molybdän. Tungstein. Uran. Vanadium.

Auracea. Gold. Silber. Platin. Palladium. Rhodium. Iridium. Osmium.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft. Würzburg 1840.

(Fortsetzung.)

3) Bericht desselben als Rector magnificus der Universität zu Würzburg an denselben Fürstbischof, 2. Julius 1785.

Zur Förderung der Blüthe der Hochschule giebt der geniale Dalberg als die rechten Mittel an: Freyheit, Ehre und Geld. Schade, daß er über die beyden ersten Punkte hier nicht näher sich äußert, sondern sich vorbehält, „ein gehorsamstes Gutachten zu erstatten.“ —

4) 5) und 6). Diese 3 Schreiben desselben an den Fürstbischof Georg Karl (von Fechenbach) zu Würzburg sind vom 22. März, 20. und 27. April 1795, und tragen das Gepräge vertrauter Freundschaft, welche zwischen diesen beyden Ehrenmännern herrschte.

XII.

Mannigfaltiges.

a) Vom k. Legationsrath Hrn. Dr. Scharold.

1) Inschriften der in der ehemaligen Deutschordenskirche zu Würzburg vorhandenen Grabsteine.

Es sind deren 14 aus den Jahren 1501—1621.

2) Feindsbrief des Bischofs Johann III. zu Würzburg an Ulrich Grafen von Würtemberg, 1460.

Bischof Johann von Grumbach, ein Mann, der seinen Feinden schrecklich war, hielt bekanntlich auf Seite des Churfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz und des Herzogs Ludwig des Reichen von Bayern-Landshut', und zwar, wie Fries erzählt, in Folge einer zu Nürnberg geschlossenen Einigung. Eben stand der Markgraf Albrecht in seinem ersten Lager unfern von Ansbach, da wurden ihm und seinen Kriegsgenossen Herzog Wilhelm zu Sachsen, Grafen Ulrich von Wirtemberg ꝛc. die Feindesbriefe der Bischöfe von Würzburg und Bamberg überantwortet. Den Inhalt des Fehdebriefes an Graf Ulrich theilt uns hier Hr. Sch. mit.

3) Brandschatzungsbrief von Hessel Grumbach, 1554, an die Bauern zu Waffmeshausen, denen angedroht war, binnen 2 Tagen 2000 Thaler Brandschatzung dem Markgrafen Albrecht zu erlegen, widrigenfalls sie gewißlich gebrannt werden sollten. Die angezeigte Summe mußte nach Salzungen in die Herberge zum Löwen geschickt werden. Auch die „Gebur" für Hessel von Grumbach, der sich als „markgreffischer Brantmeister" unterzeichnet, durfte nicht fehlen. Verachten aber die Bauern dieß Gebot, so soll ihnen alles verbrannt und nichts stehen gelassen werden, was Ihnen ist.

4) Das ganze Collegiatstift Haug zu Würzburg wird auf eine Hochzeit nach Waldüren eingeladen. 1581. 5. September.

Der Einladende ist Philips Brosamer, mörder genannt, Keller zu Schweinfurt, der sich mit Barbara, der eheleiblichen Tochter des churmainzischen Kellers Georg Dhuring am 26. September zu Waldüren verehelichen will, und die Herrn vom Stifte als „sundern Liebhabern vnnd Befürdern solcher vnnd dergleichen Christlicher Werck" auf seinen Ehrentag und Kirchgang zu erscheinen, und „was dann nach Verrichtung desselben der Liebe Gott In Essen vnnd Triencken bescheren vnnd geben wirdt, Inn Freudenn vnnd Frolligkeit helffen (zu) vollenden vnnd zum endt (zu) bringenn" bittet.

5) Epitaphium eines Lebendigen. Das ursprünglich für den Eichstätter Dom bestimmte Epitaph Gottfrids von Wirsberg (Domdechant zu Eichstätt und Capitular zu Würzburg) ließ dieser nach allerley Widerwärtigkeiten, die ihm den Aufenthalt zu Eichstätt verleidet, nach Würzburg schaffen. Es wurde gemäß seiner Bitte auf dem Todbette (er starb 25. April 1594) durch seinen Collegen Johann Gerwik von Schwarzenberg in die Brüderbegräbniß des Capitelhauses gebracht, der Marien-Altar aber in der Domkirche aufgerichtet.

6) Autors-Honorar. Joh. Heinrich Drümmel, Gymnasial-Rector und Professor, erhielt für seine Gegenschrift auf Gonne's Ducatus Franciae orientalis, Erlangen, 1756. 4, die den Titel führt: Demonstratio historico-diplomatica, in qua partim novis, partim selectioribus argumentis ostenditur, Ducatum et judicium provinciale Franconiae a multis jam seculis pertinere ad Episcopatum Wirzburgensem, zu Erfurt 1758 anonym gedruckt, gleich nach Einsendung des Manuscripts vom Fürsten unterm 30. September 1756 400 fl. rhein.

7) Merkwürdiges Rescript des Fürstbischofs Franz Ludwig von Würzburg an den akad. Senat der dortigen Universität.

Eigenhändig geschriebener Entwurf dieses geistreichen Fürsten vom 10. Februar 1787.

Freylich müßte man erst den Inhalt des Protokolls des akad. Senats vom 12. Januar 1787 näher kennen, worauf hier die Resolutio Celsissimi erfolgt. Jedenfalls ist es interessant, zu lesen, wie Franz Ludwig gegen allzeit fertige Ketzermacher, ihren unchristlichen Sinn, ihre Verläumdungen und Ruhestörungen auf eine nachdrückliche Weise sich zu benehmen verstand.

b) Vom Hrn. Prof. Dr. Reuß.

1) Zur Geschichte der Syphilis. Die hier mitgetheilte, von der Decke einer Pergamenthandschrift der k. Universitäts-Bibliothek genommene Stelle, von einer Hand des 15ten Jahrhunderts geschrieben, ergänzt sehr merkwürdig dasjenige, was zum J. 1496 Trithem (Chronic. hist. P. II. p. 563) und Guicciardini (L. II. p. 69 ed. Venet. 1580, 4.) über diese furchtbare Krankheit berichten. Beyde, Trithem und Guicciardini, beschäftigt mehr das Aufkommen, die Anfänge, als die eigentliche Natur der Krankheit, von deren Qualen in vorliegender Stelle eine treffende Schilderung gegeben ist. Daß denn doch Venerische hie und da geheilt wurden — wie es auch der Verfasser dieser Stelle mit den Worten: „si fomentis aut quavis alia arte, licet raro curatae fuerint" etc. eingesteht — geht einfach daraus hervor, daß im Jahre 1497 zu Nürnberg einem Arzt, der die Krankheit zu curiren sich unterstanden, das Bürgerrecht geschenkt wurde. (Siebenkees kl. Chronik p. 47.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Elements de Chimie Minérale.

(Schluß.)

Die vorzüglichsten Gründe, welche der Verf. für die Gruppirung der Oxaceen aufstellt, sind, daß die darin aufgenommenen Körper, nämlich Sauerstoff, Schwefel, Selen, Tellur die größte Zahl der Metalle mineralisiren, außerdem sind die 3 letzteren isomorph und können sich gegenseitig substituiren, ohne weder den Typus, noch die Form des zusammengesetzten Körpers zu verändern. Alle stellen Zusammensetzungen dar, welche unter sich die größte Analogie haben.

Die Familie der Chloraceen ist eine der natürlichsten des Mineralreichs. Alle darin gruppirten Körper sind mit einander isomorph und können sich in ihren Verbindungen substituiren. Alle werden fast immer zusammen in der Natur angetroffen. Chlor, Brom, Jod, Fluor und Cyan verbinden sich mit dem Wasserstoff, um Wasserstoffsäuren zu bilden, welche alle eine analoge Zusammensetzung haben und die Metalle unter Entwicklung von Wasserstoffgas angreifen. Die Metalle, welche sich leicht mit Chlor verbinden, haben auch eine große Neigung mit Chrom, Jod, Fluor und Cyan Verbindungen einzugehen. Gold, Silber, Platin, Rhodium sind in diesem Fall. Die Chloraceen sind die einzigen, welche sich mehr oder weniger leicht in Wasser auflösen; sie zersetzen das Wasser allmählig, vorzüglich unter dem Einflusse des Lichts.

Stickstoff und Wasserstoff bilden keine natürliche Familie und der Verf. scheint nicht recht gewußt zu haben, welcher Platz ihnen anzuweisen sey, weßhalb er sie als Anhang bey den Chloraceen aufführt.

Die Körper aus der Familie der Carbaceen, nämlich Kohlenstoff, Bor, Silicium, Titan und Tantal oxydiren sich alle bey einer hohen Temperatur; die daraus hervorgehenden Verbindungen sind im allgemeinen sauer und sehr feuerfest. Diese Säuren werden nicht durch die Glühhitze zerlegt, sondern, um den Sauerstoff davon zu trennen werden bey einer hohen Temperatur noch kräftige Reductionsmittel erfordert. Sie sind schwache Säuren und treiben bey niederer Temperatur und beym gewöhnlichen Druck der Atmosphäre keine anderen Säuren aus ihren Verbindungen, aber bey hoher Temperatur scheiden Bor-, Titan-, Kiesel- und Tantal-Säure die mächtigsten Säuren aus ihren Verbindungen ab, was auch mit der Kohlensäure bey einem starken Druck der Fall ist.

In der Familie der Phosphaceen sind aufgenommen: Phosphor, Arsenik und Antimon. Das Aequivalent des Phosphors, so wie das des Arseniks und Antimons wird durch 2 Atome repräsentirt. Alle 3 können in Berührung mit Sauerstoff feste Verbindungen bilden, welche die nämlichen Aequivalente in ihren Zusammensetzungen haben. Die Säuren des Phosphors und Arseniks sind isomorph und können sich in ihren Verbindungen mit Basen gegenseitig substituiren, ohne daß die Form der Verbindung gestört würde. Die Verbindungen der arsenigen Säure und Arsenikſäure krystallisiren ganz auf die nämliche Weise, wie die Verbindungen der phosphorigen Säure und Phosphorsäure. Sie begleiten sich häufig in der Natur und fast überall, wo man ein phosphorsaures Salz findet, wird auch ein arsenikſaures angetroffen. Phosphor, Arsenik und Antimon bilden mit Wasserstoff indifferente, sehr brennbare Gasarten, welche analoge Zusammensetzung haben und sich Aequivalent für Aequi-

valent substituiren können. Arsenik und Antimon verbinden sich mit dem Schwefel in vielen Verhältnissen, wovon einige isomorph sind und in der Natur zusammen vorkommen. Phosphor, Arsenik und Antimon sind flüchtig und geben farblose Dämpfe, welche hinsichtlich der beyden ersteren einen eigenthümlichen Geruch haben.

Die Familie der Kaliaceen ist eine der natürlichsten des Mineralreichs und faßt in sich: Kalium, Natrium, Lithium und Ammonium *). Die 3 ersten gleichen sich eben so sehr durch ihre chemischen, als durch ihre physischen Eigenschaften. Sie sind weich wie Wachs, im frischen Schnitt silberglänzend, leicht schmelzbar, flüchtig und zersetzen das Wasser mit Flamme. Außerdem haben sie eine große Affinität und oxydiren sich schnell an der Luft. Die oxydirten Kaliaceen sind die mächtigsten Basen, welche die Chemie aufzuweisen hat, machen die blauen Pflanzenfarben grün und werden, was die drey ersten betrifft, bey einer hohen Temperatur nicht zerlegt. Im Zustand der Hydrate verlieren sie in der höchsten Temperatur nicht alles Wasser, sondern halten wenigstens immer ein Aequivalent davon zurück. Alle Verbindungen der Kaliaceen sind isomorph und sehr auflöslich in Wasser. Der Alaun, er mag Kali, Natron, Lithium oder Ammoniak als Basis enthalten, krystallisirt stets in Oktaedern.

In die Familie der Baryaceen gehören: Baryum, Strontium, Calcium, Magnesium und Bley. Diese Radicale haben im frisch bereiteten Zustand fast alle den nämlichen Glanz. Sie verlieren diesen Glanz schnell an der atmosphärischen Luft, indem sie den Sauerstoff absorbiren, für welchen sie eine große Affinität haben. Mit dem Sauerstoff verbinden sie sich in verschiedenen Verhältnissen und stellen sehr energische Basen dar, welche mit alcalischer Reaction begabt sind. Das kohlensaure Bley ist isomorph mit dem kohlensauren Kalk und mit der kohlensauren Magnesia. Der schwefelsaure Baryt ist isomorph mit dem schwefelsauren Strontian, so wie mit dem schwefelsauren Kalk. Mit

*) Das Ammonium, (NH) nicht isolirtes Radikal des Ammoniaks, functionirt als einfacher Körper.

Ausnahme der schwefelsauren Magnesia sind alle schwefelsauren Salze der Baryaceen sehr wenig auflöslich in Wasser. Keines von ihnen wird bey hoher Temperatur zersetzt. Die kohlensauren Baryacen sind unauflöslich in Wasser, lösen sich aber in einem Ueberschuß von Kohlensäure auf. Die Chlorüre der Baryaceen werden alkalisch durch anhaltendes Rösten, indem sie etwas Chlor verlieren, sich alsdann oxydiren und Kohlensäure aufnehmen.

Die Familie ber Aluminaceen faßt in sich: Aluminium, Glucinium, Yttrium, Thorinium und Zirconium, wozu noch Cerium und Lanthan gezählt werden. Die 5 ersten führen im oxydirten Zustand den Namen Erden, und sind alle Sesquioxyde, unter sich isomorph. Sie verhalten sich wie schwache Basen und alle ihre Salze zeigen saure Reaction. Im Zustand des Hydrats verlieren sie bey hoher Temperatur die ganze Menge ihres Wassers, werden dadurch gelb und unauflöslich in Säuren. Gegen die alcalischen Basen verhalten sie sich wie Säuren und gehen mit ihnen Verbindungen ein, welche unter sich isomorph sind, von denen einige in der Natur angetroffen werden. Cerium und Lanthan nähern sich in ihrem Verhalten den Aluminaceen. Uebrigens sind die Eigenschaften dieser beyden letztern noch wenig bekannt.

In die Familie der Ferraceen sind aufgestellt: Eisen, Mangan, Chrom, Cobalt, Nickel, Zink, Cadmium und Kupfer. Diese Metalle, obgleich in ihren physischen Eigenschaften sehr verschieden, haben eine große Analogie in ihren chemischen. Die Oxydule von Eisen, Mangan, Cobalt und Nickel, so wie die Oxyde von Zink, Cadmium und Kupfer sind alle isomorph und können sich gegenseitig substituiren, ohne daß eine Störung in Typus und Form hervorgebracht würde. Diese oxydirten Verbindungen sind Basen, welche die Säuren sehr gut neutralisiren. Die Sulfate im Minimum von Eisen, Mangan, Nickel, Cobalt, Zink, Cadmium und Kupfer sind alle isomorph. Bey hoher Temperatur zersetzen sich alle auf die nämliche Weise; es entwickelt sich nämlich Schwefelsäurehydrat und wasserfreye Schwefelsäure, endlich schweflige Säure und Sauerstoffgas; in allen Fällen bleibt ein wasserfreyes Peroxyd zurück.

Die Familie der Hydrargyraceen umfaßt nur 2 Körper, nämlich Queckſilber und Wismuth. Beyde ſind von allen Metallen diejenigen, welche ſich am meiſten durch die Wärme ausdehnen. Sie unterſcheiden ſich von allen übrigen durch ihren gänzlichen Mangel an Elaſticität und Tenacität. Die Salze beyder werden durch Waſſer in ſchwer lösliche baſiſche und in leicht lösliche ſaure Salze zerlegt.

In der Familie der Stannaceen befinden ſich Zinn, Molybdän, Tungſtein, Uran und Vanadium, welche alle eine große Affinität für den Sauerſtoff haben. Sie können ſich mit ihm in mehreren Verhältniſſen verbinden. Die Peroxyde der Stannacen ſind wirkliche Säuren, welche fähig ſind, ſich mit den Baſen in beſtimmten Proportionen zu kryſtalliſirbaren Verbindungen zu vereinigen. Ihre Oxydule verhalten ſich dagegen wie ſchwache Baſen.

Die letzte Familie, womit der Verf. ſeine natürliche Claſſification beſchließt, iſt die der Auraceen, in welche gehören: Gold, Silber, Platin, Palladium, Rhodium, Iridium und Osmium. Bey einer außerordentlichen Vertheilung haben Gold, Platin, Palladium, Rhodium und Osmium die merkwürdige Eigenſchaft, das Waſſerſtoffgas und einige andere Gasarten durch bloße Berührung beim Zutritt der Luft zu entzünden. Die Oxyde von Gold, Silber, Palladium, Rhodium und Osmium ſind ſehr wenig beſtändig; ihre Berührung mit einem organiſchen Körper bey einer geringen Temperatur-Erhöhung iſt hinreichend, ſie zu reduciren. Die Auraceen haben eine große Affinität für das Queckſilber; alle ſind fähig, mit demſelben Amalgame zu bilden, wovon einige ſo feuerfeſt ſind, daß ſelbſt bey der höchſten Temperatur das Queckſilber nicht getrennt werden kann.

Aus dem Geſagten iſt leicht zu entnehmen, welche Gründe den Verf. bewogen, die bezeichnete Claſſification zu entwerfen und durch den Druck bekannt zu machen. Das neue Gebäude iſt noch nicht feſt, es hat in der Darſtellung der Elemente Lücken und Unvollkommenheiten. Der Verf. ſelbſt verhehlt es ſich nicht, daß er viele Schwierigkeiten zu beſeitigen haben werde.

Außer dem chemiſchen Verhalten der Körper war, wie ſchon geſagt, der Iſomorphismus ſein vorzüglichſter Leiter; aber auch dieſer bietet manche Verlegenheiten dar, welche von ernſter Natur ſind. Um davon nur ein Beyſpiel zu geben, haben wir anzuführen, daß das Silber mit dem Natrium iſomorph iſt; ſollte man aber deßhalb das Silber unter die Kaliaceen neben Kalium und Ammonium bringen? Andrerſeits iſt das Silber iſomorph mit dem Kupfer und dieſes mit dem Zink und Eiſen; das letztere endlich iſt iſomorph mit Mangan und Chrom. Deſſenungeachtet hat der Verf., durch andere Analogien geleitet, keinen Anſtand genommen, das Silber neben Gold aufzuſtellen, mit welchem es nach den Forſchungen von G. Roſe ebenfalls iſomorph iſt.

Was nun den Nutzen der neu entworfenen Claſſification in natürliche Familien betrifft, ſo läßt ſich bey der Neuheit des Gegenſtandes wohl noch nicht viel zu Gunſten desſelben beybringen. Sollte dieſelbe ſich aber mit der Zeit mehr der Reife und Vollkommenheit nähern und gewiſſermaſſen ſanctionirt werden, was zu erwarten ſteht, ſo würde ſie im Studium der Chemie ohne Zweifel für das Gedächtniß eine nicht geringe Erleichterung gewähren. Auf jeden Fall muß man es dem Verf. Dank wiſſen, eine neue Bahn gebrochen und eine neue Anſicht der Dinge zur Sprache gebracht zu haben, ſo unvollkommen das Ganze auch ſeyn mag und ſo viel dasſelbe zu wünſchen übrig läßt.

A. B.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

A. Electricität.

1) Der noch lange nicht entschiedene Kampf über die Quelle der Kraft in der Volta'schen Säule, d. i. zwischen der Contacttheorie und der chemischen Theorie, mußte nothwendig dem wichtigsten Vertheidiger der zweyten, Hrn. Faraday, bey seinen Untersuchungen nicht aus dem Wege liegen. Vielmehr widmete er die ganze XVI. Reihe seiner Experimental-Untersuchungen (S. 149 — 177 und 547 — 573) diesem Gegenstande.

Allererst sucht Hr. F. die von Hrn. Marianini (Memor. della Societa Italiana in Modena 1827. XXI.) angeführten Gründe zu widerlegen, und geht dann zu eigenen Versuchen über, bey welchen er seine Untersuchungen mit Hilfe eines Galvanometers anstatt des weniger zuverläßigen Electrometers so anstellte, daß er einen Thermostrom durch einen Leiter aus einem Antimon-Wismuth Paare gehen ließ und dann beobachtete, ob auch ein Strom von bloßem Contact auf die Nadel wirke. Als vorzügliche Leiter fand er hiezu die Lösung von Schwefelkalium und salpetrige Säure, und unter den festen Körpern Mangan und Bley.

Der Apparat zu seinen Untersuchungen war so eingerichtet, daß er entweder durch die Wirkung des Contactes von Platin und Eisen u. dgl. von Schwefelkalium, oder durch Erwärmung einer Stelle oder durch chemische Action auf die Nadel wirken konnte, und das Resultat, zu welchem sich Hr. F. geführt sieht, ist, daß durch bloßen Contact von Eisen und Platin, Eisen und Zink, und Platin und Zink durchaus keine elektromotorische Kraft erzeugt werde, obschon mehr oder weniger kräftige Thermoströme durch verschiedene Temperatur erzeugt werden. Auf gleiche Weise wurden andere Metalle paarweise verglichen mit immer gleichen Resultaten.

Auch nicht metallische Substanzen, Bleyglanz, Schwefelkies u. dgl. mit Platin, Gold und andern Metallen verglichen gaben denselben Erfolg. Wo daher (schließt Hr. F.) keine chemische Action vorhanden war, wurde auch kein Strom gebildet, obschon die Kette ein vortrefflicher Leiter, und der Contact hergestellt war.

Nachdem die Versuche mit einer Lösung von Schwefelkalium gemacht worden waren, wiederholte sie Hr. F. auch mit grüner salpetriger Säure, welche, wie gesagt, gleichfalls ein vortrefflicher Leiter der Electricität ist, und auch hier erzeugte eine Kette, bestehend aus Platin, Eisen, passivem Eisen und der Säure keinen Strom, obschon sie einen Thermostrom leitet. Eben so verhielt sich's, wenn anstatt des passiven Eisens der Eisendraht durch Erhitzung über einer Weingeistlampe mit einer Oxydschichte überzogen wurde.

Eine Kette aus Eisen und Platin mit Salpetersäure schien zwar einen Strom durch Contact zu geben, gab aber durch die kleine chemische Action, welche an der Contactstelle des Eisens und des Platins in's Spiel gesetzt wurde, einen weit stärkeren.

Dasselbe Resultat erhielt Hr. F., wenn er als Leiter starke oder schwache Kalilösung gebrauchte, zwischen Eisen und Platin, Eisen und Nickel u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Schluß.)

Die folgenden Nummern 2 — 8 enthalten Angaben von handschriftlichen Bruchstücken. Z. B. von Prisciani Institutiones grammaticae, vom Renner (Handschrift Anfangs des 14ten Jahrhunderts), Nithartische Lieder (des fränkischen Meistersängers Nithart v. Fuchs), Institutionen, Pandecten, Codex, Nibelungenlied (aus dem 13ten Jahrhundert), Virgils Bucolica, Georg., Horat. ars poetica (siehe eine Berichtigung und nähere Beschreibung im Bd. VI. Hft. II. S. 191. 192.)

Die letzte Ziffer 9 ist überschrieben: „Merkwürdige Bibeln." Der hist. Verein zu Würzburg besitzt die lutherische Bibelübersetzung in der Hans Lufft'schen Ausgabe mit Luthers Autographon. Eine Bibelausgabe in zwey Foliobänden, Wittenberg 1561, mit Holzschnitten in der Sakristey der protestantischen Pfarrkirche zu Kitzingen befindlich, enthält eine von Paul Eber, einem gebornen Kitzinger, eigenhändig geschriebene mystische Auslegung des Kitzinger Stadtwappens auf 4 Blättern, und Paul Ebers Porträt in Federzeichnung.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. — herausgegeben von Mitgliedern — 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich von Sybel, Doctor der Philosophie und Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Bonn. Düsseldorf, bey J. H. E. Schreiner. 1841. 551. S. 8.

Nicht weniger als 180 Seiten dieses Werkes sind der Critik der Quellen und sonstigen Literatur der Kreuzzüge gewidmet. Auch eine nur oberflächliche Uebersicht derselben zeigt von einem ganz eigenthümlichen Bestreben des Verfassers, sich für die nachfolgende Geschichte einen ganz neuen Boden zu bereiten. Es schwindet sichtbar der bisher gewohnte, Schritt für Schritt wird die Glaubwürdigkeit der Quellen beschränkt, das romantische abgestreift, wir möchten sagen, wir sehen die einzelnen Schriftsteller unter dem Messer des Anatomen, der durch eine Vivisection dem Sitz der menschlichen Seele nahe zu kommen hofft, erliegen.

Es würde den Raum dieser Blätter übersteigen, wollten wir dem Verfasser in diesen Theil seines Werkes folgen, sprechen aber nach reiflicher Prüfung unsere persönliche Ansicht dahin aus, daß wir die Acten noch nicht für geschlossen erachten. Nur das Eine möchten wir hier noch berühren, daß es uns wundert, daß der Verfasser so wenig Nachdruck auf die officiellen Briefe legt, welche die geistlichen und weltlichen Fürsten über den Erfolg des Kreuzzuges in das Abendland schrieben. Wenn auch die Glaubwürdigkeit aller übrigen Quellen dahinschwände, bliebe noch immer die dieser Briefe und diese zeugen gleich sehr von dem damals herrschenden Geiste wie von den ans Wunderbare gränzenden Thatsachen.

Dieses vorausgesendet, wollen wir, ehe wir dem Verlaufe der Erzählung folgen, vor allem das Verhältniß ermitteln, in welchem H. J. Sybel zu seinem großen Vorgänger, Wilken, steht. Er selbst äußert sich darüber folgender Massen: „Es mag auffallen, bey Wilken eine größere religiöse Wärme als bey einem Schriftsteller des 12. Jahrhunderts zu sehen. — Allerdings beruhen wohl die Aeußerungen jener Wärme weniger auf der eigenen Ansicht der Begebenheiten, als auf dem bewußten Streben, die Geschichte jeder Zeit nach ihren eigenen Gesichtspunkten darzustellen. Dabey wird man bereitwillig anerkennen, um wie viel solch ein Verfahren etwa neben der Weise des vorigen Jahrhunderts im Fortschritt erscheint und wie die Begeisterung des Verfassers auch den Leser von vorne herein erwärmen muß. Eben so macht sich aber auch die Forderung geltend, daß dann die Begeisterung für die Dinge selbst sich unmittelbar anschließe, daß nicht bloß der Verfasser, sondern die Thatsachen, wie wir sie aus dem Buche erkennen, uns auf ihrem Standpunkte auszuharren nöthigten, daß der Lektre uns ursprünglich ein fremder ist, muß uns die Erzählung vergessen machen: gelingt es irgend, so wird niemand bey allem künstlerischen Streben die Unbefangenheit des Erzählers bezweifeln oder den Vorwurf der Manier gegen ihn erheben. Die hier bezeichnete Aufgabe wird nun einem gleichzeitigen, selbst in den Ereignissen befangenen Darsteller natürlich um Vieles leichter und ist kaum für ihn vorhanden: Der Erfolg eines spätern Autors wird geradezu von der Frage abhangen, in wie weit das Bewußte und Gemachte, was stets in der Annahme eines fremden Standpunktes liegt, noch in seiner Ausführung sichtbar geblieben ist. Redet z. B. Raimund Agiles von der Ritterschaft

Christi, die auf Gottes Befehl den heiligen Krieg begann und die gottlosen Heiden mit frommem Jubel niedermetzelte, so erfreut man sich der vollen Mitleidenschaft, die das Getriebe einer erregten Lust unverstellt erkennen läßt; man sieht neben einander die Rohheit und Beschränktheit, so wie die Brauchbarkeit und Energie seiner Gesinnung, aber nur indem man sich dieses Nebeneinander scharf ausspricht vermag man ein natürliches Interesse und eine reine Anschauung derselben in sich zu erzeugen. Ein Geschichtschreiber dagegen im eigentlichen Sinne, der in der Regel seine Leser mit sich auf gleichem Standpunkt vermuthet, muß zunäst in der Sprache seiner Zeit zu reden suchen; und in der unsrigen können wir den Kreuzzug als keinen heiligen Krieg, die Pilger nicht als das Volk Gottes u. Fronkämpen, ein Concil nicht ohne weiters als „die Versammlung der ehrwürdigen Väter" bezeichnen. Wo dieß geschieht, und wo in diesem Sinne das Größte wie das Kleinste behandelt wird, ohne daß von vorn herein die unermeßliche Verschiedenheit zwischen Handelnden und Hörenden ausgesprochen worden ist, muß das Bild getrübt und über sich selbst hinaus gesteigert werden. Bey Wilken ist, so viel ich erkenne, diese Wirkung nicht ausgeblieben, und vor Allem — durch die Versetzung Wilhelms mit den ascetischen Elementen der Quellen herbeygeführt worden."

„Obgleich nun dieser Mangel nicht wie der vorher angegebene bloß einzelne Theile des Werkes betrifft, sondern in dessen ganzem Umfange zur Sprache kommt, so kann doch die Wichtigkeit dieser Geschichte nach verschiedenen Seiten hin in keiner Weise geläugnet werden. Da zeigt sich das unberechenbare Verdienst, zuerst die morgenländischen Quellen zu umfassenden Resultaten in den Kreis der Forschung hineingezogen zu haben: da erscheint eine Darstellung voller Leben und Anschaulichkeit, in epischer Breite, ohne ermüdend, aus einem Ton und Guße, ohne jemals einförmig zu werden. Vielleicht eine entschiedenere Klarheit der Gruppirung wäre zu wünschen, Reichthum und Klarheit des Einzelnen muß auch die höchsten Wünsche befriedigen. Daß die Vorgänger sämmtlich weit übertroffen sind, wird niemand in Abrede stellen, und keiner der Nachfolgenden den Anspruch erheben, in der Summe der Verdienste die gleiche Höhe erreicht zu haben!" (S. 170 — 172.)

Mit Neugierde wird nach dieser Bezeichnung fremden Standpunktes der kundige Leser fragen, auf welcher Basis bewegt sich nun der Verfasser? Ohne denselben näher auszusprechen, hat ihn die fortwährende Polemik gegen Wilhelm von Tyrus bereits hinlänglich bezeichnet. Sein Ansehen hat nach dem Verf. das Gebiet der Sage für so viele Jahrhunderte festgestellt (S. 145); er ward der ausschließliche Gewährsmann für Stoff und Inhalt der nachfolgenden Geschichten der Kreuzzüge (S. 149). „Wie lange, sagt der Verf., hätte man sich bey einer Feldherrnschaft Gottfrieds (von Bouillon) beruhigt, die von Wundern ausgeht, eigentlich nur in Wundern zur Erscheinung kömmt und in wunderbarem Tode ihr Ende findet? Wilhelm nun verfährt auch bey der gesammten Ueberlieferung nicht anders, als bey einzelnen Erzählungen. Den mythischen Rathschluß Gottes und die Thatsachen, in denen er sich ausspricht, übergeht er mit Stillschweigen, im Uebrigen nimmt er die Verherrlichung Gottfrieds ohne Bedenken auf und erschafft so die Ansicht, die bis auf den heutigen Tag in Kraft geblieben ist (und die nun — auf welche Weise wird später erhellen — der Verf. zu zerstören sucht). Der Herzog wird weder durch ausdrückliche Wahl der Menschen noch durch wunderbare Fügung des Himmels der Anführer des Kreuzzuges; aber, heißt es weiter, Weisheit, Kraft, Rechtschaffenheit, und welchen Namen die menschlichen Tugenden alle haben, hoben ihn stillschweigend an diese Stelle. Mit einem solchen Bilde befreundete sich leicht auch ein zweifelndes Zeitalter; Wilhelm galt selbst schon für eine Quelle und man dachte nicht daran, seinem Anrecht auf diese Stellung schärfer nachzuforschen. Man nahm auf sein Wort diese Darstellung als Wahrheiten; die reine Gestalt der Sage weit umhergestreut und durch keinen berühmten Gewährsmann vertreten, kam gar nicht zur Sprache oder galt mit ihrem Glanze und ihren Wundern für Ausschmückung und Uebertreibung des ächten Thatbestandes. Man redete von der heissen Erregung, von der gläubigen Wundersucht des Zeitalters, da

seyen solche Verzierungen der Wahrheit leicht begreiflich. Aber niemand vermuthete, daß gerade die Verzierung das Ursprüngliche, und die geglaubte Wahrheit nur ein abgeleitetes, geschwächtes Erzeugniß aus derselben war.“

„In dem zuletzt angegebenen Verhältniß ist, wenn ich nicht ganz irre, der positive Charakter des Wilhelmschen Buches, soweit es den ersten Kreuzzug angeht, ausgesprochen. Wilhelm steht auf der Stufe, die in jeder Literatur unmittelbar auf eine Entwicklung der Sage folgt: der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Wichtigkeit ist in ihm verschwunden, er sucht nur die erste mit der letzten zu vereinigen. Er sieht nicht, wie ihm dabey die Wahrheit der einen und die Schönheit der andern verloren geht, er fährt fort in seinem Werke mit Talent und Energie, und das Werk, auf dessen Vollendung er die ganze Fülle seiner Natur geworfen hat, besticht den Leser, indem es ihm ein treues Abbild dieser Natur entgegenhält. Freylich schmälern wir den Ruf seiner Zuverläßigkeit mit dieser Ansicht um ein bedeutendes, wir zerfällen sein Werk geradezu in zwey Hälften, deren eine als die vortrefflichste, die andere, was den Inhalt angeht, als ganz unbrauchbare Quelle gelten muß.“

Somit haben wir also die Hauptabweichung der Ansichten des Verfassers von denen seiner Vorgänger, wie seiner Quellen. Was aber Herr von Sybel besonders in Betreff der letztern übt, ist offenbar mehr die historische Skeptik als die historische Kritik, nicht mehr ein Erforschen der Aechtheit oder Unächtheit, der Wahrheit oder Unwahrheit der Quellen, sondern eine Revision der von Wilhelm von Tyrus selbst geübten Critik, nach Grundsätzen und Anschauungen, die ein Eindringen in jenes frühere Zeitalter, ein Verständniß und Begreifen desselben kaum möglich machen. Doch ist es unsere Absicht nicht, hierüber ein Urtheil zu fällen, welches vielleicht manchem voreilig erscheinen dürfte. Durchgehen wir die Resultate, zu welchen der Verf. auf diesem Wege gelangt, wobey wir jedoch absichtlich, dem Geiste dieser Blätter gemäß, nur das Hauptsächlichste hervorheben.

Erstes Capitel.

Motive und Anlaß. Ueberall steigende Verwirrung: „es schien, als würde die innere Einheit der germanischen und romanischen Nationen jeden sichtbaren Ausdruck ihres Daseyns in Kurzem eingebüßt haben.“ — „Es sind nun bekannte Dinge, wie neben der Richtung auf locale Selbstständigkeit das Gefühl des Zusammenhangs immer noch lebendig blieb, und wie es vor Allem in der Entwicklung der Kirche Gestalt gewann, und wie endlich Gregor VII. in der Einsetzung seiner Hierarchie die Einheit des Abendlandes von Neuem gewaltig aussprach. An diesem Punkte beginnt unsere Untersuchung.“

Gregor: „Er wollte Freyheit der Kirche als eines festgeschlossenen, nur dem Papste dienenden Ganzen; aber auf dieser Grundlage schritt er fort zu einer Oberhoheit über alle Lande christlichen Glaubens, zu der Vernichtung aller damit concurrirenden weltlichen Macht, zu der Herrschaft der Erde mit einem Worte, als Inhaber einer unmittelbar vom Himmel entstammten Gewalt. S. 185. „Er will die Formen dieser Welt zertrümmern, um ihre Theile in seiner überirdischen Herrschaft zusammenzufassen.“ S. 188. „Unendlich wichtig mußte es bleiben, daß er alle Nationen, als wären sie die Schaaren eines einzigen Reiches, zu einem gemeinsamen Kriege gegen die Feinde des Glaubens aufgerufen hatte. Aber ein Unternehmen, mystisch in seinen Zwecken, ohne sichtbaren Zusammenhang mit den Interessen des Abendlandes, ein Kreuzzug einzig zum Besten des hl. Grabes und der Seligkeit der Kämpfenden — dergleichen konnte nicht in dem Geiste Gregors entspringen, in dem eben so viele weltliche Consequenz als Begeisterung für himmlische Dinge vorhanden war. Das Schicksal des Planes war das der meisten dieses Papstes: seinen die Welt umwälzenden Ideen setzte sich die Kraft der bestehenden Dinge entgegen, und aus heftigem Kampfe ging ein Drittes hervor, weder dem einen, noch dem andern gleich, aber nach beyden Seiten hin seine Abstammung beurkundend.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Versuchen hebt Hr. F. den Umstand hervor, daß die Contacttheorie einen Unterschied zwischen Metallen und flüssigen Leitern annehmen müsse, und dann nicht zu sagen wisse, warum gewisse Flüssigkeiten wie z. B. Schwefelkaliumauflösung, wieder eine Ausnahme bilden, während die chemische Theorie da einen entsprechenden Strom erwartet und findet, wo ein einfacher Versuch chemische Wirkung zeigt.

Herr F. bildete selbst aus drey sämmtlich leitenden Substanzen, und die selbst für einen Thermostrom Leiter waren, und dem eingeschlossenen Galvanometer eine große Anzahl der verschiedensten Combinationen, aber keine derselben zeigte eine Wirkung durch den Contact.

Wollte man aber auch zugeben, bemerkt Hr. F., daß die mit dem Elektrometer erhaltenen Resultate eine elektromotorische Kraft durch den Contact bewiesen, so zeigen sie doch nur, daß die elektromotorischen Kräfte in einer Kette immer aufgewogen sind, woraus sich der Strom einer Volta'schen Säule durchaus nicht erklären läßt, und selbst ein unendlich kleiner Strom durch Contact kann nichts beweisen gegen die vielen von den Chemisten hervorgebrachten Fälle, und während sich die Contacttheorie in der sonderbarsten und unregelmäßigsten Weise „schmiegen und biegen" müsse, um die Phänomene zu erklären, werden die zahlreichen experimentellen Resultate von der chemischen Theorie einfach aufgefaßt, umschlossen, combinirt, und selbst vorausgesagt.

„Zieht man nun in Betracht, daß viele Ketten ohne chemische Action keinen Strom erzeugen, daß es hunderte giebt, in welchen die chemische Action ohne Contact einen Strom hervorbringt, daß eben so viele mit Contact ohne chemische Action als unwirksam bekannt sind, wie kann man dem Schluße widerstehen, daß die Thätigkeit der Volta'schen Batterie in der Ausübung der chemischen Kraft begründet sey?"

Eine weitere Begründung seiner Meynung sucht Hr. F. noch ins Besondere in dem Verhalten verschiedenartiger Ketten mit Schwefelkaliumlösung, welche bekanntlich ein höchst vortrefflicher Leiter ist, dadurch sehr starke Ströme verursacht und durch ihre Wirkung auf die Metalle Verbindungen bildet, von denen einige löslich, andere unlöslich sind, und von deren letztern einige vortrefflich, andere durchaus nicht leiten. In diese Flüssigkeit wurden in den verschiedensten Combinationen Drähte von 0,05, Zoll Dicke und 6 Z. Länge getaucht und die Wirkung beobachtet. Die Resultate lieferten Hrn. F. eben so viele Bestätigungen der chemischen Theorie. Als Beyspiel seiner Argumentation diene mit Uebergehung der Uebrigen die Combination von Zinn mit Platin, Gold, oder irgend einem anderen in dieser Flüssigkeit unthätigen Metall. Anfangs entstand ein starker Strom von Zinn zum Platin; aber in 10 Minuten kam die Nadel fast auf 0. Es hatte sich aber unterdessen das Zinn mit einem Ueberzug eines unlöslichen nicht leitenden Sulfurets bekleidet. „Welch' schönen Beweis giebt dieses Resultat, sagt Hr. F. für die Bestätigung der chemischen Theorie! Was kann klarer seyn, als daß während der Bildung des Sulfurets ein Strom erregt wird, und daß nach seiner Bildung der bloße Contact nichts zu dieser Wirkung vermag! Und, so schließt Hr. F. die ganze Abhandlung, wer anders kann diese Veränderungen erklären, als chemische Action, welche alle Effecte, wie verschiedenartig sie auch seyn mögen, mit der größten Einfachheit erklärt.

Aber ungeachtet der Zuversicht und der Autorität des berühmten Hrn. F. glaubt Referent doch mit Hrn. Poggendorf, daß sich gegen diese Apologie noch manche Zweifel erheben lassen, und es steht wahrscheinlich von Seite der deutschen Physiker, welche der Contacttheorie huldigen, eine Beleuchtung der Faraday'schen Arbeit zu erwarten.

2. H. Peter Rieß's elektrisches Lufthermometer ist schon öfter angeführt, aber, wie wenigstens Referent glaubt, nie vollkommen beschrieben worden. Der Zweck desselben ist bekanntlich, zu untersuchen, welche Erhöhung der Temperatur Elektricität in Funken oder in metallischen Leitern durch eine Luftmasse geführt hervorbringe, und dieß durch das Steigen einer Flüssigkeit, mit welcher die Luftmasse gesperrt ist, zu messen. Hr. R. beschreibt nun (S. 315 — 328) die von ihm erfundene Anrichtung selbst, nachdem er die Vorarbeiten von Kinnersley, Beccaria und besonders von Snow Harris angeführt hat. Es ist ohne Zeichnung nicht wohl möglich, eine genaue Kenntniß dieser Einrichtung zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich v. Sybel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Ascese: „Gerade im 11. Jahrhundert, als alle Geister und Kräfte mit der Gründung der römischen Hierarchie beschäftigt schienen, zeigte sich ein davon unabhängiges Streben in nicht geringer Kraft.“ Wenn aber irgendwo, so zeigt sich hier der innere Gegensatz des Verfassers zu der Zeit, die er beschreibt und die ihn auch zur Auffindung solcher Contraste veranlaßt, wie wir bey seiner Analyse Wilhelms von Tyrus sahen. Das Streben jener Zeit ist dem Verfasser von fremdem Klang (S. 190); die Männer jener Zeit hatten keine Ahnung von einer gesunden Weltansicht (192); ihm graut bey einer so tiefen Verachtung der Welt; er mag Beyspiele so trostloser Art nicht weiter zusammenstellen (S. 194) ꝛc. Er meynt jedoch, es sey keine Frage, daß mit dem Aufblühen der scholastischen Philosophie dieses Treiben völlig vernichtet worden wäre, hätte es nicht schon damals mit der Hierarchie seinen Bund geschlossen. (S. 196.) Spricht er nicht damit aus, es habe auf unnatürlichen Basen beruht; weil es ihm von fremdem Klange, mußte es auch jenen Männern so gewesen seyn? Allein standen denn nicht gerade die größten Scholastiker mitten auf dem Boden der Ascese? Wir bedauern, daß H. v. Sybel in dieser Beziehung der Aufsatz Möhler's über den hl. Anselmus nicht genauer bekannt wurde. Er steht in dem I. Bande der von J. Döllinger herausgegebenen ausgewählten Schriften des seligen Möhler's, eine Sammlung, die zu den interessantesten Erscheinungen der deutschen Literatur gehört und in gewissen Theilen von Deutschland so unbekannt ist, daß unlängst der Göttinger Recensent von Möhler's Patristik die gelehrte Welt versicherte, es sey diese das erste Werk, welches aus dem Nachlasse Möhlers erschienen sey. Die beyden Bände der ausgewählten Schriften sind aber bereits 1839 herausgegeben worden.

Verbindung der Hierarchie. Der Verfasser lenkt wieder zu Papst Gregor VII. ein, um den Gegensatz seines Strebens (der Hierarchie) zur Ascese weiter zu bezeichnen. „Man ist jetzt wohl zum größten Theile einig, daß persönliche Herrschsucht, ohne Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seines Berufes, ihm nicht zur Last gelegt werden kann.“ Der Verf. erblickt in P. Gregor einen zweyfachen Gegensatz zu den Ascetikern seiner Zeit. „Diese, sagt er, wollen dem Göttlichen den Weg bereiten, indem sie die Materie vernichten (?), sie treten ihr entgegen, wie einem von Grund aus feindlichen Elemente. Er seinerseits sucht die irdische Welt zu erobern, wie eine abgefallene Provinz; die Schlechtigkeit derselben liegt ihm nur darin, daß sie gewagt hat, selbstständig zu werden oder gar die Kirche zu beherrschen.“

„Schon darin sieht man einen zweyten Gegensatz: die Ascetik um ihn her erkennet allerdings die äußere Kirche und ihre Rechtgläubigkeit an (!), aber innerhalb derselben wird das Wesentliche erst durch jene persönlichen Entzückungen erreicht: er dagegen stützt sich wohl auf diese letzteren, aber das Höchste, die rechte Theophanie ist ihm die in dieser Welt sichtbar gewordene Kirche. Ohne die Wendung, welche er seinem Jahrhunderte gegeben, hätte sich die Kirche in unzählige Eremitenzel-

len aufgelöst; er faßte sie mächtig zusammen und gründete den stolzen Bau seiner Hierarchie für Jahrhunderte."

Offenbar ist hier Wahres und Falsches unter einander gemengt. Der Verfasser hat mit der Ascese eine Seite berührt, welche das innerste Leben der Kirche betrifft und nur durch das tiefste Studium ihrer Entwicklung erfaßt werden kann. Es sind hier Berührungs- und Gränzpunkte, die so leise in einander greifen und sich auch wieder so scharf und fein trennen, daß nur ein tiefer Blick in den inneren Haushalt der Kirche und das Ganze ihrer Entwicklung — nicht in einen einzelnen Moment, zu wahrer Erkenntniß führen kann. Ob aber der Verfasser, nach den oben bezeichneten Ausdrücken, so tief eingedrungen sey, überlassen wir gerne dem geneigten Leser zur Entscheidung. Es wird aber schon manchen der Umstand befremdet haben, daß der Verfasser sich sorgfältig zu hüten scheint, von neueren Geschichtschreibern Andere anzuführen, als welche ihrer Gesinnung und ihren Tendenzen nach der Kirche nicht angehören, von welcher er doch ein so tief wurzelndes Moment behandelt. Was würde man sagen, wenn Jemand, welcher im Protestantismus nur Abfall und Auflösung, nur Zersplitterung des religiösen Bewußtseyns, nur die Tendenz des Unglaubens wahrnimmt, die herrnhutischen, methodistischen und so viele andere ähnliche Bestrebungen nach der fremdartigen Auffassung jener beurtheilen und darstellen würde? Jede einzelne Seite der Geschichte muß aus ihr selbst erklärt werden. Es genügt aber hiezu nicht, zu sehen, wie andere, welche mit uns auf derselben oder einer ähnlichen Stufe stehen, sich die räthselhaften Thatsachen erklärten, sondern man muß vor Allem auch diejenigen befragen, welche ihre wissenschaftlichen Forschungen an den noch fortbestehenden Lebensgrund jener Facta anknüpfen. Wir verhehlen deßhalb dem Verfasser unser Befremden nicht, daß er sich bewogen fühlen konnte, wie überhaupt die neuere katholische Literatur, so insbesondere ein Buch zu übergehen, welches gerade in Bezug auf den zuletzt berührten Gegenstand durch Reichthum der Anschauungen und Fülle der Thatsachen, durch Eigenthümlichkeit der Durchführung und den Glanz, ja fast die Ueberschwenglichkeit seines Styles in der deutschen Literatur einen Rang behauptet, den ihm am allerwenigsten das in unsern Tagen so üblich gewordene Ignoriren entreißen wird. Wir wissen sehr wohl, was gegen Görres, Mystik eingewendet wurde und was sich von dem gewöhnlichen Standpunkte des Historikers darüber sagen läßt. Allein das Buch, welches bereits anfängt, eine eigene Literatur nach sich zu ziehen, hat, abgesehen von dem Colossalen des darin angestellten Versuches, auch für einen gewöhnlichen Geschichtschreiber so bedeutende Seiten, daß sich Niemand mehr einbilden darf, er könne über die Entwicklung des religiösen Lebens früherer Jahrhunderte etwas Gediegenes schreiben, ohne darauf Rücksicht zu nehmen. Was aber vollends Ascese und Hierarchie betrifft, so tragen wir kein Bedenken, es für unbegreiflich zu erklären, wie man mit dem Scheine der Unparteylichkeit sich — wir reden nicht von unbedingter Annahme, — besonnener und umsichtiger Prüfung und Benützung des bezeichneten Werkes entheben kann. Das Fremdartige, was dem Verfasser aufstößt, verliert diesen Charakter, wenn der Gegenstand aus seiner Einseitigkeit herausgerissen und in seinem inneren und geschichtlichen Zusammenhange, als ein integrirender, noch fortdauernder Bestandtheil eines großen Ganzen aufgefaßt wird. Natürlich muß sich aber so bey einer Auffassungsweise, wie der des Verfassers, die wir in hervorragendem Maaße individuell nennen möchten, die Darstellung ganz nach der Individualität des Verfassers gestalten, werden die Thatsachen nur in seinem individuellen Lichte erscheinen, und wird ein innerer Gegensatz seiner Persönlichkeit und der Thatsachen überall sichtbar seyn. Während jene bey dem ächten Historiker in diese auf- und übergeht, blicken wir in seiner ganzen Darstellung stets nur durch die Brille des Verfassers: es ist dieß der allgemeine Charakter der neuen Schule, welche sich, wenn wir nicht irren, seit und nach den „römischen Päpsten, ihre Kirche und ihr Staat" in Deutschland gebildet hat und die uns zwar mehr oder minder geistreiche, individuell-kritische, jedoch unserm Ermessen nach, selten oder gar nicht, objectiv wahre Darstellungen verschaffte. Für eine Reproduction vergangener Zeiten, hervorgebracht durch Aufgehen der eigenen Persönlichkeit in die Ge-

schichte in Folge quellenmäßigen streng wissenschaftlichen Eindringens in alle Seiten der Geschichte, wie wir dieses in unsern Tagen unter Anderen in Hurter's Innocenz III. sahen, hat diese Schule, welcher die Persönlichkeit des Autors alles ist, wenig oder gar keinen Sinn. Deßhalb erhält aber auch der Leser an solchen Historien nur immer Genrebilder; historische Compositionen im wahren Sinne des Wortes sind aber dieser Schule eben so fremd, als z. B. die Compositionen eines Overbek dem, wenn gleich in anderer Beziehung rühmlich bekannten und tüchtigen Riedel.

Der Mangelhaftigkeit des Standpunktes unseres Verfassers schreiben wir es daher zu, wenn — ohne auf die früher mitgetheilten Stellen weiter einzugehen, er von der „gründlichen Herabsetzung und augenblicklichen Hochachtung der Ascese" durch P. Gregor VII. spricht; den Cardinal Humbert — einen Zögling P. Leo's IX. und gleich diesem über alle Massen von Beringer verschrieen, — „den wüthendsten Fanatiker seiner Zeit nennt" (es war die Zeit, in welcher ein Benzo, Beringer und Hugo blancus *) lebten!). Ebendahin möchten wir auch die Darstellung P. Victor's III., des Nachfolgers P. Gregor's VII., zählen. Ohne uns darauf einzulassen, in wie ferne dieser in vollem Gegensatze zu P. Gregor's Streben stand — darüber möge seiner Zeit unser verehrter Freund, der P. Tosti, gegenwärtig Archivar in Monte Cassino und dem Vernehmen nach mit einer Geschichte der Päpste aus dem Benedictinerorden beschäftigt, — alle Zweifel lösen — machen wir nur auf die Veränderung aller Umstände bey P. Gregors's VII. Tode und der Wahl P. Victor's III. aufmerksam, eine Veränderung, die so groß war, daß, wie früher das Noth that, was Gregor durchzuführen strebte, jetzt nunmehr an dem festgehalten werden mußte, was zur Erhaltung der Kirche überhaupt nöthig war, was wesentlich zu ihr gehörte, um nur dieses vor dem weltlichen Andrange zu retten. Uebrigens stimmen wir dem Verfasser bey und nennen dieß die Lichtseite des Buches, wenn er die einzelnen Persönlichkeiten scharf zu trennen sucht; nur ist hiebey ihre gemeinschaftliche Basis und noch viel weniger zu vergessen, daß, weil der eine in fast gänzlich veränderter Stellung zu wirken hatte, deßhalb nicht geschlossen werden darf, daß er in gleicher Stellung nicht Gleiches erstrebt haben würde.

Auch über die Stellung der Deutschen zu P. Gregor (S. 209) hätten wir Manches zu erinnern. Es ist jetzt Modeansicht geworden, die deutschen Völker als in einer beständigen Opposition gegen das Centrum der Christenheit und nur die romanischen als in lebendiger (oder auch — erstarrter) Einheit mit demselben zu denken. Diese Ansicht, welche derselben Schule eigen ist, zu welcher uns der Verfasser zu gehören scheint, hinkt aber nach allen Seiten. Es wird uns in dem dritten Bande der deutschen Päpste Gelegenheit genug werden, dieselbe Jahrhundert für Jahrhundert in ihrer Falschheit zurückzuweisen; hier aber genügt es auf den Ausspruch des Erzbischofs Gebhard von Salzburg *), eines Stiftes, das unter Heinrich IV. wie unter Friedrich I. seine Treue gegen die Päpste so theuer bezahlt, auf die beharrliche Ergebenheit eines Altmann von Passau, Benno von Meissen und so vieler Anderer, endlich auf die sattsam bekannten Mittel hinzuweisen, durch welche sich Heinrich IV. die Gunst der ihm treu gebliebenen Völker gewann. Wie falsch jene Ansicht sey, welche später S. 231 noch unter der Behauptung wiederholt wird, „daß an der ascetischen Richtung die Deutschen nach dem uralten Gepräge unsrer Nation im Vergleich mit den romanischen Völkern nur sehr schwachen Antheil nehmen," erhellt daraus, daß gerade um diese Zeit zwey der bedeutendsten Mönchsorden, der der Karthäuser und der Prämonstratenser, von Deutschen gegründet wurden. Dieß hätte der Verf. bedenken sollen. Oder ist etwa derselbe der abenteuerlichen Meynung des H. Cortüm, daß der Arianismus die ursprüngliche und ächte Religion der Deutschen sey, da er so mysteriös von dem uralten Gepräge der Deutschen spricht?

*) S. Hartzheim. Concil.. Germ. III. S. 178 Fol.

*) v. Sybel S. 207: Auch einem lasterhaften Papste sey er vollkommen ergeben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Schluß.)

Referent begnügt sich daher, nur im Allgemeinen zu bemerken, daß die Luftmasse, durch welche mittelst einer Drahtspirale die Elektricität geleitet wird, in einer Glaskugel eingeschlossen, und mit einer unter einem spitzen Winkel zum Horizont geneigten mit einer Mischung von durch Cochenille gefärbter Schwefelsäure und Alkohol (resp. Gew. = 0,919) gefüllten Röhre in Verbindung ist. Die Formel für die im Drahte frey gewordene Wärme gibt Hr. R.

$$W = 907{,}9\left(\frac{\mathrm{Cos}\ \varphi}{5040} + \frac{s}{V}\right)(0{,}00007342\,V + gClr^2)\Theta$$

wenn φ die Neigung der Thermometerröhre gegen die Verticale, s den Querschnitt der Röhre, V das Volumen der Kugel, l die Länge, r den Halbmesser des Drahtes in der Kugel, g das spec. Gewicht, C die Wärmecapacität seines Metalles, und Θ die Anzahl par. Linien, um welche der Stand der Flüssigkeit sich ändert, anzeigt. Bey Hrn. R. Instrumente ist $\varphi = 83\frac{1}{2}°$, der Durchmesser der Kugel = $2\frac{1}{2}$ Zoll, der Draht von Platin.

Dieser Beschreibung des Hrn. R. fügt als Zusatz der verdiente Herausgeber dieser Annalen eine Beschreibung eines andern elektrischen Lufthermometers hinzu, dessen er sich mit Vortheil bedient, wenn es darauf ankommt, sich der gleichen Intensität der Ströme unter gleichen Umständen zu versichern. Diese Anrichtung unterscheidet sich von der vorigen vorzüglich durch die Horizontalität des Thermometers, in dem sich nur ein Tropfen Weingeist befindet, und der Form des Luftbehälters, welcher eine horizontale Glasröhre ist.

3. Der Uebergangswiderstand bey galvanischen Strömen ist noch immer wenig anerkannt. Selbst de la Rive nimmt ihn nur für eine Hypothese, und als Hr. Fechner denselben thatsächlich nachgewiesen hat, sprach sich sogar Hr. Ohm dagegen aus, und suchte Alles auf die Polarisation der Platten zurück zu führen. In neuester Zeit hat denselben Hr. Prof. Vorsselmann de Heer ausdrücklich bestritten. Dieß veranlaßte den Hrn. Herausgeber dieser Annalen, den schon lange gehegten Wunsch, die Probe über diesen Uebergangswiderstand genau in der von Hrn. de la Rive gewählten Form zu unternehmen, zu realisiren. (S. 498—547.)

Hr. P. bediente sich dazu einer Saxton'schen Maschine zur Hervorbringung eines magnetoelektrischen Stromes, eines Lufthermometers nach der eben beschriebenen Einrichtung, eines besonders hiezu eingerichteten Plattenhalters, eines parellelopipedischen Kastens zur Aufnahme der Flüssigkeiten, und eines Widerstandmessers mit vier Drahten von Neusilber 0,166 par. Lin. dick und 33 par. Zoll lang, deren Widerstand dem eines Kupferdrahtes von 1491 par. Zoll entspricht. Vielfältige auf's genaueste mit diesen Apparaten angestellte Versuche führten zu folgenden Resultaten:

a) Es gibt einen von der Elektricitätsleitung im Innern der Körper unabhängigen Uebergangswiderstand an der Gränzfläche starrer und flüssiger Leiter, und tritt nicht erst im Laufe der Wirkung des elektrischen Stromes auf, sondern ist schon vom ersten Anbeginn desselben da.

b) Dieser Widerstand ist verschieden nach der Natur der Flüssigkeit und des dieselbe berührenden Metalls.

c) Derselbe wird in hohem Maaße von der Oberflächenbeschaffenheit des Metalls bedingt.

d) Er ist eine Function der Stromstärke in den einzelnen Punkten der Gränzfläche zwischen starren und flüssigen Leitern, desto größer, je schwächer diese ist. Eben deßhalb steht er, bey gleicher Gesammtstärke des Stromes in der Gränzfläche nicht im einfach umgekehrten Verhältniß der Größe dieser Fläche, sondern in einem kleinern.

e) Nimmt mit steigender Temperatur ab.

f) Zwischen Metallen ist kein Uebergangswiderstand vorhanden.

4. Die Erklärung, welche Hr. Pfaff (An. B. XXXXIX) über die sichtbare Wasserzersetzung bey seinen Versuchen gegeben hatte, fand Hr. J. C. Henries mit seinen Erfahrungen nicht verträglich, und unterwarf deßwegen den Gegenstand einer experimentellen Untersuchung, weil er nicht glaubt, daß in einer Gasentbindungsröhre mit schwefelsaurem Wasser durch eine einfache Zinkkupfer-Kette, welche Hr. Pf. nur von den elektrischen Actionen zwischen Zink und dem flüssigen Leiter und zwischen demselben und Kupfer herleitet, die Action an der Berührungsfläche des Kupferdrahtes mit der Zinkplatte als untergeordnet und unbedeutend anzusehen, vielmehr die Wasserzersetzung derselben zuzuschreiben sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich v. Sybel ꝛc.

(Schluß.)

Je mehr sich aber von nun an die Erzählung dem Anfange der Kreuzzüge nähert, desto mehr tritt die eigentliche Absicht des Verfassers hervor, denselben nicht als durch zufällige Veranlassung (durch Peter den Einsiedler, nach der gewöhnlichen Erzählung) entstanden darzustellen, sondern in dem freyen Entschlusse der Päpste, vor Allem Urban's II., nachdem dieser im J. 1094 den Kampf mit Heinrich IV. als beendet, den Sieg als errungen zu betrachten vermochte. Hören wir ihn selbst:

„Wie wäre es denkbar gewesen, daß ein Geist, wie der Urbans, rüstig, schöpferisch, voller Lust am Handeln, hier stehen geblieben wäre, daß er diese Macht in seiner Hand gefühlt hätte, ohne ihre Kraft und ihre Einheit an einem großen, andauernden Unternehmen zu erproben? Gregor VII. Beyspiel, in seiner Absicht auf Griechenland, lag vor Augen; freylich hatte er, seiner starren Consequenz wegen (!), sogleich auf ihre Verwirklichung verzichtet, weil er den bisherigen Wirkungskreis noch nicht völlig beherrschte. Aber in Urban war einmal eine freyere Art zu seyn, und zu handeln, eine größere Beweglichkeit bey weniger Tiefe; noch stand er in den Jahren, wo das Betreten unbekannter Bahnen eher erfreut als zurückschreckt. Dann aber stellte er sich von vorn herein die Aufgabe selbst verändert: auch hier ließ er den Kräften, die ihm dienen sollten, größere Freyheit, er begnügte sich, wie in den weltlichen Dingen des Abendlandes, mit einer unbestimmten aber um so weniger angefochtenen Oberleitung. Vor allem kam er mehr als Gregor der ascetischen Richtung entgegen; Gregor hatte sein Ziel nur in dem Sinne seiner kirchlichen Monarchie gewählt, Urban setzte es sich auf dem Felde, welches jenen Mystikern vor allem genehm seyn mußte. Indem er die Lande zu der Befreyung des hl. Grabes aufrief, schuf er ein Unternehmen, welches nur durch den entzückten Glauben jener Schwärmer mit den heimischen Dingen Zusammenhang hatte: mit einem Worte, der Gegenstand des Kampfes gehörte der Ascese, dem Pabste aber die Einheit und Vollendung desselben an."

Eine Note sagt hiezu: „Nach der obigen Darstellung kann ich die gewöhnliche Ansicht nicht theilen, die Urban aus dem hoffnungslosesten Zustande hervor den Kreuzzug verkünden läßt." Wir setzen dieser Ansicht nur das Eine entgegen, daß der Verfasser verabsäumte, die Beweise darzubringen, daß jenes Unternehmen ein lange schon von P. Urban prämeditirtes war. Mußte nicht viel eher gerade der hoffnungsloseste Zustand, als die bisher getreuen Anhänger der Kirche wankten und Gefahr war, die inneren Unruhen würden mit einer Selbstzerfleischung der Christenheit endigen, den Papst zu dem Versuche veranlassen, durch einen auswärtigen Streit den innern zu ertödten?

Kriegerische Richtung. Der Verf. zeigt, wie Kreuzzüge, d. i. heilige Kämpfe schon das ganze eilfte Jahrhundert auf den 3 südlichen Halbinseln Europa's angedauert. Mit großem Rechte macht er aufmerksam, wie nach Bertold von Constanz (der Verf. nennt ihn immer Bernold) ad a. 1094, der oströmische Kaiser Alexius sich um Hülfe an Papst Urban wandte. Dieß erscheint ihm, als „der letzte bewegende Anstoß, nachdem von allen Seiten her die lateinischen Völker sich in diese Richtung geworfen hatten."

Aufruf Urban II. — „Unter (günstigen) Aussichten (für Beylegung seines Streites mit K. Philipp von Frankreich) hatte Urban die griechischen Gesandten zu Piacenza vernommen, der Gedanke war in ihm erwacht, den er, den zündenden Lunten (sic), in unabsehbare Minen zu werfen beschloß.“ Dieß geschah dann durch seine, übrigens in keiner ächten Abfassung auf uns gekommene Rede zu Clermont am 26. Nov. 1095.

Zweytes Capitel. Peter der Einsiedler. Erste Bewegungen.

Wir kommen jetzt auf eine der stärksten Behauptungen des vorliegenden Buches. Die Sage von Peter dem Einsiedler hat dem Verf. zufolge nicht den mindesten Anspruch auf geschichtliche Glaubwürdigkeit. „Wilhelm von Tyrus habe es nach seiner Weise unternommen, die Angaben der geschichtlichen Quellen mit dieser Legende zu verknüpfen, willkührlich die weitläufige Darstellung der Zwischenereignisse zu Albert von Aachen erfunden. Der positive Grund zu dieser Behauptung ist dem Verfasser, daß die historischen Quellen und die seiner nächsten Heimath am meisten von dem Ruhme schweigen, den Kreuzzug veranlaßt zu haben.“!? „Die ganze Ueberlieferung gibt uns nicht eine Thatsache, sondern allein einen ferneren Beweis, wie energisch die Gesinnung jener Schwärmer gewesen ist. Die Richtung, die im Laufe des ganzen Jahrhunderts vor Allen in den Eremitenzellen lebendig war, sucht sich hier des ganzen Kreuzzugs zu bemeistern, indem sie einen Eremiten statt des Papstes an die Spitze desselben stellt.“ (S. 241. 242). Ob dieses genügt, die alte Ansicht in Betreff Peters zu vernichten, mag der Leser entscheiden. Jedenfalls bekommen wir hiemit ein Gegenstück zu dem Streite über die Tellssage.

Drittes Capitel. Aufbruch des großen Heers.

Nachdem wir das Hauptsächlichste, worin die Ansicht des Verfassers von den früheren Darstellungen abweicht, durchgenommen, vermögen wir uns kürzer zu fassen; schon deßhalb, weil es uns der Raum verbietet, in das Detail der Erzählung von dem Zuge selbst einzugehen. Nur das eine berühren wir: wie Peter der Einsiedler fast ganz aus der Geschichte gestrichen wird, so verlieren fast alle Helden des Kreuzzuges ihren bisherigen, wir möchten sagen, historisch gewordenen Charakter. Mit Gottfried von Bouillon insbesondere hat sich die Sage vom Schwanenritter verwoben. Wohl noch abweichender von der gewöhnlichen Ansicht ist Tancred gezeichnet (S. 277).

Viertes Capitel. Aussichten im Morgenlande.

Griechisches Reich. „Erst 1092 konnte eigentlich von einem byzantinischen Staate wieder die Rede seyn.“ Die Heerverfassung wird erörtert, die „alle übrigen Theile des öffentlichen Lebens absorbirte,“ so daß „der ganze Staat durchaus kriegerische, man möchte sagen, lagerähnliche Formen annahm.“ Das ganze Gewicht kriegerischer Tüchtigkeit fiel auf die Miethvölker. Eine Menge türkischer Unterthanen war schon vor Menschengedenken in den Reichsverband aufgenommen worden. Gegen diese bildeten die abenländischen Miethvölker unter eigenen Anführern einen großen Gegensatz. „Es war (seit der Besiegung der Petschenäer) ein erwähnenswerther Grundbesitz von Neuem zusammengebracht und deutlich zeigen die Händel mit den Kreuzfahrern, daß auch die innere Verwaltung zu ergiebiger Ordnung und Strenge zurückgeführt wurde: der Schatz war gefüllt und die Provinzen unter so sorgfältiger Aufsicht, daß man den Gedanken einer vollständigen Isolirung der Kreuzheere fassen konnte.“

Asiatische Herrschaften. „Syrien in zwey feindselige Gruppen getheilt, zu offenem Kriege entgegen. Ridmar eröffnete 1096 Haleb den Assassinen.“ „Wichtiger war, — daß er 1097 sich von dem sunnitischen Chalifen zu Bagdad lossagen und den Fatimiden von Kahira als Oberhaupt anerkennen mußte. Damit war die Möglichkeit jeder Aussöhnung vernichtet.“

Chalifat der Fatimiden. „Man wird nicht in Abrede stellen, daß Urban II. aus richtiger Einsicht oder umfassendem Glücke den

günstigsten Moment erwählt hatte und seine Krieger am Ende des Jahres 1096 unter hoffnungsvollen Aussichten zum Kampfe entlassen durfte.“ Nichts bezeichnet den Gegensatz des Standpunktes des Verfassers zu dem Geist der Kreuzzüge besser, als dieser Satz. Die analysirende Forschung, welche nichts außergewöhnliches aufkommen lassen will, kann auch in dem genialsten Unternehmen, welches den Stempel des Göttlichen selbst an seinen derbsten und menschlichsten Seiten trägt, nur kalte Berechnung oder umfassendes Glück finden.

Fünftes bis zwölftes Capitel.

Das Kreuzheer im griechischen Reiche. Krieg gegen Iconium. Die Belagerung von Nicäa, die Schlacht von Dreyläum werden erzählt, die Folgen der letztern entwickelt. Besetzung Armeniens. Gründung der edessanischen Herrschaft. Belagerung von Antiochien. S. 382—417. Krieg des Kerbuga von Mosul. Bey der Auffindung der hl. Lanze wird erzählt: „12 Männer gruben einen ganzen Tag lang; endlich Abends — denn die Lanze mußte gefunden werden — fand man sie nicht weit von den Stufen des Hochaltars tief in der Erde versteckt.“ Es wird hierauf hingewiesen, daß die Sage sich keineswegs damit begnügte, bey dem Kampf gegen Kerbuga den Ruhm Gottfrieds zu verherrlichen, indem sie zwey gleich berechtigte Fürsten (Hugo u. Boemund) in freye Abhängigkeit zu ihm versetzt; sie verbindet ihn nicht minder häufig mit dem geistlichen Oberhaupte des Zuges, dem Bischofe von Puy, oder, will man den allegorischen Ausdruck, national lothringischen Ursprungs sucht sie sich jetzt mit der allgemeinen religiösen Grundlage zu identificiren (!) Diese Bemerkung wird dann, wo von der Wahl Gottfrieds zum Könige die Rede ist, in weitere Anwendung und Ausführung gebracht.

Innere Zerwürfnisse. „Jetzt — durch keine Furcht vor äußern Angriffen zurückgehalten, begann im Mittelpunkte des Kreuzheeres selbst eine neue Entwicklung, welche die Beendigung des Krieges fast um ein Jahr noch hinausschob und von vorne herein den Charakter des Heeres wesentlich umgestaltete.“ Händel über Antiochien. Versuch Raimunds auf Tripolis. Eroberung von Palästina.

Einnahme von Jerusalem. Erste Einrichtungen. Vertheidigung von Aegypten. „Mit der Schlacht von Ascalon war der Kreuzzug wesentlich zu seinem Ende gelangt.“ Doch enthält das Buch noch in seinem letzten Capitel die Darstellung der Regierung Herzog (König) Gottfrieds. „Die Gränzen sind nach allen Seiten gesichert, die Nachbarn sind durch Furcht oder guten Willen befreundet, zu Lande geht ein blühender Handel ununterbrochen fort, zur See hat man die Herrschaft in Händen, die Einkünfte sind bedeutend durch ansehnliche Tributzahlungen der Saracenen. Gottfried erstreckt seine Sorge nach allen Gränzen des Reichs, von Ascalon bis zum See Genezareth: noch in seiner letzten Krankheit, kurze Zeit vor seinem Tode, unternimmt man nur auf seine Angabe die Belagerung von Caiphas.“ Wilken und Schlosser entgegen führt der Verfasser hierauf noch die Assisen von Jerusalem prüfend an. „Es wäre thöricht, versichert er jedoch, Gottfried als Gesetzgeber betrachten und preisen zu wollen; es ist ihm Ruhmes genug, daß er mit seinen Mitteln sich nur erhielt und die Zukunft eines Reiches überhaupt gedenkbar machte.“

Indem aber der Verf. nach glaubwürdigen Zeugnissen über den damaligen Zustand des Landes suchte, stieß er auf den merkwürdigen Bericht des Engländers Seawulf, der 1102 und 1103 Palästina bereiste. (Derselbe ist abgedruckt in den seltenen relations des voyages de Guillaume de Rubruts, Bernard le Sage et Seawulf publ. par Fr. Michel et Th. Wryght. Paris 1835. 4.) Er schließt mit dem Tode des ersten Königs von Jerusalem. Indem er sich die Stadien von dessen irdischer Laufbahn in das Gedächtniß zurückruft, findet er „freylich nicht eines, in welchem die Aeußerungen einer großartigen, ja nur einer bedeutenden Natur zur Erscheinung kämen“ (S. 536); „in allen weltlichen Dingen hat Gottfried es zu keiner Art von Größe gebracht, und gegen Boemunds und Raimunds Ueberlegenheit auf diesem Felde auch niemals zu protestiren versucht.“ S. 537. Wenn aber der Verf. wenige Zeilen weiter unten eingesteht: „Er (Gottfried) hält unter allen Anfechtungen der weltlichen Seite den geistlichen Charakter des Zuges mehr als einer der Genossen fest: ihm steht nur das heilige Grab vor dem

Auge, und völlig fremd ist ihm jeder Gedanke von Herrschaft, Verwaltung oder Ländererwerb," — so spricht er doch, ohne es zu wollen, offenbar selbst aus, Gottfried sey mitten unter vielen unreinen Elementen der reinste, der großartigste und bedeutendste Charakter gewesen. Wer wird daher nicht in den zuletzt angeführten Stellen jenen innern Widerspruch wieder finden, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht und hier am Schlusse nothwendig am grellsten erscheint.

Höfler.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

(Fortsetzung.)

Um sich davon vollkommen zu überzeugen, wendete er (S. 387 — 406) anstatt der Kupferdrähte Drähte von verschiedenen anderen Metallen an, und überzeugte sich durch die Resultate seiner Versuche, daß die an den Ableitungsdrähten entwickelten Gasmengen mit der Oxydabilität der Zuleitungsdrähte zunahmen.

Um die Strommengen zu bestimmen, bediente er sich einer Sinusbussole, woraus ihm die Widerstände in den einzelnen Versuchen hervorgiengen, welcher für Zink 211 Met., für Kupfer 48642, für Platin 391007, oder wenn der Widerstand in Zinkdrähten = 1 gesetzt wird, in Kupfer = 231, in Platin = 1853 ist, und Hr. H. schließt auch hieraus, daß mit der Oxydation der Leitungsdrähte auch die frey werdende Wasserstoffmenge gleichmäßig zunehmen müsse, und diese Versuche führen daher übereinstimmend mit Hrn. Faraday's Erfahrungen zu der Annahme, daß eine Durchleitung elektrischer Ströme durch Flüssigkeiten nur dann stattfinde, wenn diese dadurch zersetzt werden, aber auch zu der Gewißheit, daß dabey die Natur des zuleitenden Metalles bedeutenden Einfluß habe, und es möchte daher wohl bey den von Hrn. Faraday als Nichtleiter angegebenen Flüssigkeiten durch Anwendung oxydabler Metalle wenigstens ein schwaches Zersetzungs- und Leitungsvermögen möglich seyn.

Neben dem Uebergangswiderstande an dem zuleitenden Metall hat offenbar auch ein solcher obschon geringerer am ableitenden Metall statt, ihre Ursachen müssen

aber verschieden seyn; denn wenn bey der Zuleitung die theilweise Vernichtung der elektrischen Action aus dem Verhalten der Flüssigkeit hervorgeht, so geht die bey der Ausleitung aus einer wirklichen Schwierigkeit des Ueberganges hervor, aber die gemeinschaftliche Ursache beyder kann wahrscheinlich nur in der verschiedenen Innigkeit des Contactes zwischen starren Körpern und Flüssigkeiten liegen. Ermittelt ist übrigens aus diesen Versuchen nicht, welchen Antheil an den beobachteten Widerständen der Leitungswiderstand des flüssigen Leiters gehabt habe, obschon er in den meisten Fällen als geringfügig angesehen werden zu dürfen scheint. Was übrigens den Einfluß des chemischen Verhaltens der zuleitenden Metalldrähte betrifft, so darf man in demselben keineswegs eine Beziehung zu den Richtungen suchen, welchen die durch den elektrischen Strom von einander getrennten Bestandtheile aller flüssigen Leiter folgen.

5. Hr. G. H. Armstrong hatte vernommen, daß man zu Seghill, etwa 6 engl. Meilen von New-castle, an dem Dampfe, der aus einem Kessel strömte, beträchtliche Erscheinungen der Electricität wahrgenommen habe, eilte die Sache näher zu untersuchen, und theilte seine Bemerkungen in zwey Briefen an Hrn. Faraday und in zwey anderen an den Herausg. des philos. Magacine mit (S. 328—340).

Als Hr. A. an dem Beobachtungsorte angekommen war, fand er den Dampfkessel gereiniget, aber auch die elektrischen Erscheinungen viel schwächer. Sie verstärkten sich aber, wenn er auf einem Isolirschemmel stehend Funken aus dem Dampfkessel zog, deren er unter gewissen Umständen 60 — 70 in einer Minute auf eine Entfernung von $\frac{1}{4}$ Zoll überschlagen sah. Die Elektricität war positiv, und die Menge derselben schien mit dem Drucke zu und abzunehmen. Zu bemerken ist, daß das Wasser zur Speisung dieses Kessels aus einer benachbarten Kohlengrube gepumpt worden war. Der Dampf eines Kessels, der mit Regenwasser gespeiset worden, gab nicht die geringste Anzeige von Elektricität. Daher läßt sich vermuthen, diese Erscheinung hänge einigermassen von der Beschaffenheit des verbrauchten Wassers ab.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Portraits of the Game and Wild Animals of Southern Afrika. Delineated from life in their native haunts, during a hunting expedition from the Cape Colony as far as the Tropic of Capricorn, in 1836 and 1837, with sketches of the field sports. By Captain W. Cornwallis Harris. London. 1840. Part. I, 1841 Part. II. et III. Imp. fol.

Kapitän Harris ist unsern Lesern schon aus einer frühern Anzeige *) von seiner im südlichen Afrika unternommenen großartigen Jagderpedition als ein kühner, gewaltiger Jäger bekannt geworden. Wir erinnern nur in der Kürze daran, daß er im Jahre 1836 von der Kapstadt aus mit William Richardson eine Jagdpartie unternahm, die bis zum Wendekreise sich ausdehnte und von der er erst im nächsten Jahre zurückkehrte. Schon in jener Anzeige ist es bemerklich gemacht worden, daß die Jagdlust, obschon zum höchsten Enthusiasmus gesteigert, doch nicht das einzige Motiv zu jener großen Unternehmung abgab, sondern, daß es Harris außerdem ernstlichst darum zu thun war, mit der Naturgeschichte der merkwürdigen Thiere Südafrika's aus eigner Anschauung und Beobachtung sich vertraut zu machen, die geographischen Verhältnisse der zum Theil noch wenig oder gar nicht gekannten Länderstriche und die politischen und geselligen Verhältnisse der daselbst heimischen Völkerschaften zu erforschen. Der Reisebericht, den er von seiner glücklich durchgeführten Expedition abstattete, fand eine solche Anerkennung, daß binnen Jahresfrist eine zweyte Auflage sich nothwendig machte. Seitdem ist ihm eine noch wichtigere Unternehmung übertragen worden, nämlich von der nordöstlichen Küste aus, über Schoa in das Innere Afrika's einzudringen. Eine auserwählte Begleitung ist ihm beygegeben worden, und die Naturgeschichte, wie die Länder- und Völkerkunde, darf sich von dieser Expedition die interessantesten Aufschlüsse versprechen. Möge Gottes Gnade ihn und seine Begleitung aus diesen nördlichen Landstrichen Afrikas eben so wohlbehalten zurückführen, als früherhin aus den südlichen Regionen dieses Welttheiles.

Bevor aber Harris zu dieser neuen großen Reise sich anschickte, hatte er in London die Herausgabe der vor uns liegenden Portraits of the game and wild animals of Southern Africa angefangen. Sie sollen fünf Lieferungen ausmachen, von denen drey bereits erschienen und uns zugekommen sind. Sie sind bestimmt, die auf seiner südafrikanischen Reise gewonnenen naturhistorischen Resultate dem Publikum vorzulegen. Doch bevor wir auf die detaillirte Auseinandersetzung ihres Inhalts eingehen, wollen wir zuerst mit des Verf. eigenen Worten hören, was wir von diesen Portraits zu erwarten haben. Er spricht sich hierüber in der Vorrede aus.

Zuerst rühmt er als enthusiastischer Waidmann die Freuden und Vorzüge der Jagd, die bey seinen Landsleuten in weit höherem Werthe steht und mit ungleich größerer Leidenschaftlichkeit und Prunke be-

*) Band XII. S. 257. Das Buch führt den Titel: The wild Sports of the Southern Africa; being the Narrative of an Expedition from the Cape of Good Hope through the territories of the Chief Moselekatse tho the tropic of Capricorn. By Captain W. C. Harris. London 1840. 2te Aufl. 1841.

trieben wird als bey uns auf dem Continent. Dann kommt er auf seinen afrikanischen Jagdzug zu sprechen und auf die merkwürdigen Gegenstände, die ganz geeignet sind des Jagdfreundes höchste Lust zu erregen.

„Afrika ist, wie hinlänglich bekannt, die Heimath vieler der edelsten und interessantesten Formen, die im Thierreiche existiren. Seine südlichen Regionen, welche sich bis in die gemäßigte Zone erstrecken, sind auf drey Seiten vom Ocean umgeben. Von den milden Klimaten der nördlichen Hemisphäre durch den dazwischen liegenden heißen Erdgürtel geschieden, sind sie von zahlreichen Stämmen einheimischer Vierfüßer besetzt. Der gefürchtete Monarch der Wälder, der riesenhafte Elephant und das ungestaltete Flußpferd, das bepanzerte Nashorn, das buntfarbige Zebra und der reich geschmückte Strauß; alle nehmen ein Stück ihres wilden Bodens als Antheil ihres Erbes in Anspruch. Eine zahllose Menge grotesker und stattlicher Wiederkäuer bietet dem eifrigen Schüler des gewaltigen Jägers Schlachthaufen dar, die eben so herrlich als ungewöhnlich sind. Die hohe Giraffe, neben der der Mensch nur wie ein Pygmäe sich ausnimmt, der bösartige und kräftige Büffel mit „trotzigem Auge und zornigem Brüllen, und Füßen, die stampfen und Hörnern, die bohren," das sanfte, aber schwerfällige Eland, in eine reichliche Bekleidung von seinem eigenen Fett eingehüllt, das phantastische Gnu mit seinem kaum minder grimmblickenden Verwandten, dem Einhorn ähnlichen Oryx, und der königliche Kudu, die prächtige Gruppe der Aegoceren und die zierliche Familie der glanzäugigen Gazellen, zugleich mit einer ganzen Schaar von Untergeordneten, die in allmähligen Abstufungen, Glied an Glied, bis zu dem kleinsten der Waldbewohner, der bläulichen Antilope, herabsteigen und den Platz ausfüllen, der in andern Gegenden der Gruppe der Hirsche angewiesen ist — alle machen ihre Erbansprüche auf einen Antheil an den bahnlosen Ebenen dieses ausgedehnten Erdstriches geltend."

Zur Anschauung aller dieser merkwürdigen Thierformen zu gelangen, war das eifrige Streben des feurigen Jagd- und Naturfreundes.

„Durch die unermüdlichen Anstrengungen neuerer Reisenden sind zwar die wissenschaftlichen Sammlungen mit manchen Fellen der interessantesten Thierformen bereichert worden, und die Unternehmungen Anderer haben unsere Menagerien, gleich der Arche Noahs, mit lebenden Exemplaren von fast allen Orten angefüllt. Weit verschieden ist jedoch der

stattliche Freygeborne der Wüste, der frey und fröhlich auf seinem heimischen Boden umher sich tummelt, von dem gemästeten, in trauriger Gefangenschaft gehaltenen Krüppel, dessen Sennen unter den Beschränkungen eines Käfiges erschlafft sind. Und doch sind es solche verkrüppelte Wesen wie diese, oder, was noch schlimmer, Mumien und ausgestopfte Monstrositäten, von denen bisher die verbreitetsten Darstellungen der afrikanischen Fauna entnommen worden sind, und einige dieser Mißbildungen und Absurditäten sind den wahren Originalen so wenig ähnlich, daß es häufig schwer oder gar unmöglich ist, in ihnen auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit den wirklichen Werken der Schöpfung zu finden."

Diese Klage hat zumal für die englischen Sammlungen Begründung, da die ausgestopften Thiere in denselben zum großen Theile einen abschreckenden Anblick gewähren sollen.

„In der Absicht, für diesen kläglichen Zustand unserer zoologischen Gallerien, wo möglich, einigen Ersatz zu leisten, sind die im vorliegenden Werke enthaltenen Porträte ursprünglich unternommen worden. Wie mannigfaltig auch immerhin vom künstlerischen Gesichtspunkte aus ihre Mängel seyn mögen, so können sie sich doch wenigstens rühmen, mit der Schönheit des Wahren geziert zu seyn, da alle nach lebenden, in alter Unabhängigkeit auf ihrem heimathlichen Boden umherstreifenden Individuen gezeichnet sind. Um Thiere genau zu studiren, sagt Buffon, muß man sie in ihrem wilden Zustande sehen, in ihre selbstgewählten Schlupfwinkel begleiten, ihnen in die tiefen Höhlen nachfolgen und sie an den furchtbaren Abgründen erwarten, wo sie sich unbeschränkter Freyheit erfreuen. Dem Waidgeschäfte von der Wiege an ergeben, hat meine Vorliebe zur Jagd mir alle von dem großen Naturforscher angeführten Gelegenheiten gewährt, mit den flinken Bewohnern der Haine und Wüsten in einem Maaße bekannt zu werden, welches geschickteren Künstlern und gebildeteren Naturforschern nothwendig versagt ist. Ich habe den ehrwürdigen und halb vernünftigen Elephanten in angeborner Majestät unter seinen gleichalterigen Bäumen weiden sehen in der gewaltigen Kraft seiner Stärke, ich habe das kostbare Elfenbein aus seinen riesigen Kinnladen ausgezogen, und das Horn von des Nashornes trotziger Nase gerissen. Ich habe die köstlichen Spolien von der bemähnten Schulter des „Königs der Thiere, der mit seinen rollenden Augen die Wüste erhellt," abgestreift; ich habe das trotzige Haupt des mächtigen Bullen in Staub gestreckt,

und den flüchtigen Strauß, ob er gleich des „Rosses und seines Reiters spottet," seiner werthvollen Federn beraubt. Mehr — ich habe den Behemoth, „dessen Gebeine sind wie eiserne Stäbe," von seinen Lagerplätzen unter den schattigen Bäumen in das Dickig des Rohres und der Sümpfe getrieben, und bin traulich geritten neben dem hohen Zamor, der kolossalen Zierde der Wildnisse."

Mit diesen Genüssen waren freylich auch große Entbehrungen und Anstrengungen verbunden.

„Diejenigen meiner Leser, welche, wie ich, an die luxuriöse Pracht indischer Jagdexpeditionen gewöhnt sind, und die kostspieligen Bequemlichkeiten, die durch orientalische Zelte und Dienerschaft gewährt wird, genossen haben, können nur eine schwache Vorstellung haben von den tausenderley Beschwerden, Verdrüßlichkeiten und Hemmnissen, den Mühen und Sorgen, welche den Wanderer in der afrikanischen Wüste abquälen. Wer unter diesen mannigfaltigen Hindernissen zum Ziele kommen will, muß sich die Maxime wohl eingeprägt haben: Omnia vincit labor, labor enim ipse voluptas; und ich mache Anspruch auf einiges Verdienst, daß ich im Bereiche der wilden Natur unter so ungünstigen Verhältnissen von der Führung des Pinsels nicht abgeschreckt worden bin. Alle ersten Entwürfe meiner Abbildungen wurden entweder auf freyem Felde mit dem Thiere vor mir, am Orte, wo es gefällt war, oder unter dem Obdache eines benachbarten Busches angefangen, und dann in dem Wagen auf meinen Knieen vollendet, öfters unter Regen und Wind. Die Indolenz und Apathie meiner Hottentotten, welche den wilden Thieren in Sitten wie in Gesichtszügen gleichen, zwang mich, die Apparate zum Zeichnen wie die angefangenen Porträte mit mir herumzutragen, und daß sie für ihre gegenwärtige Ausstattung sicher aufbewahrt worden sind, dürfte wohl einiges Erstaunen erregen, wenn ich zufüge, daß ich oft meinen einsamen Weg vom Jagdreviere wanderte, nicht nur mit meinem Gewehre und Jagdgeräthe, sondern auch mit Wildpret beladen, schwankend unter der Last dieser gewichtigen Trophäen."

Ueber den Standpunkt, aus dem seine Abbildungen zu betrachten sich, bemerkt Harris selbst, daß er durch ihre Mittheilungen dem Naturforscher, dem Jagdliebhaber und dem Freunde wilder Landschaften einen Dienst habe leisten wollen.

„Nach einer Norm entworfen und durch vorgenommene Ausmessungen berichtigt, liefern sie naturgetreue Porträte von allen bis jetzt bekannten jagdbaren Vierfüssern, welche das außertropische Südafrika bewohnen, und da weder die relative Größe der Thiere und die characteristischen Züge ihres Lieblingsaufenthaltes, noch ihre geselligen Beziehungen in irgend einem Falle außer Acht gelassen worden sind, so wird diese Reihe von Gemälden nicht allein eine genaue und augenfällige Vorstellung von der gewöhnlichen Größe eines jeden Thieres und seiner gesellschaftlichen, monogamen oder einsiedlerischen Lebensweise gewähren, sondern auch von dem Aussehen und den geographischen Verhältnissen der Gegend, auf welche es beschränkt worden ist."

Hiemit sind die Gesichtspunkte dargelegt, aus welchen die Abbildungen von Harris entworfen und nach welchen sie zu beurtheilen sind. Bevor wir aber zu Letzterem schreiten, wollen wir die Namen der abgebildeten Gegenstände in der Reihenfolge, in welcher sie in diesen 3 Heften uns vorgelegt sind, aufzählen.

Part. I.

Tab.	1.	Catoblepas Gnoo.
„	2.	Equus Quagga.
„	3.	Gazella Euchore.
„	4.	Catoblepas Gorgon.
„	5.	Equus Burchellii.
„	6.	Boselaphus Oreas.

Part. II.

Tab.	7.	Acronotus Caama.
„	8.	— lunatus.
„	9.	Oryx capensis.
„	10.	Struthio Camelus.
„	11.	Camelopardalis Giraffa.
„	12.	Hippopotamus amphibius.

Part. III.

Tab.	13.	Bubalus caffer.
„	14.	Aegoceros ellipsiprymnus.
„	15.	Antilope melampus und Cephalopus mergens.
„	16.	Rhinoceros africanus.
„	17.	Gazella pygarga.
„	18.	Aegoceros equinus.

Aus diesem Verzeichnisse ersieht man, daß unter den dargestellten Thieren auch nicht eine einzige neue Art ist, auch nicht einmal eine Art, die bis-

her noch nicht abgebildet gewesen wäre. Daraus möchte vielleicht Mancher schließen, daß die Porträts eine überflüssige Arbeit wären; er würde sich aber bedeutend irren. Von einem guten Theile der aufgeführten Thiere erhalten wir hier zum erstenmal naturgetreue Abbildungen, denen man es auf den ersten Anblick ansieht, daß der Künstler die Originale hiezu im Leben vor sich gehabt hatte. Einen ganz besondern Werth erlangen sie dann noch dadurch, daß die Landschaften naturgetreu aufgenommen und die Thiere in ihren geselligen Verhältnissen dargestellt sind. Man erhält auf solche Weise von dem Charakter der südafrikanischen Regionen und ihrer Thierwelt eine Anschauung, welche durch die detaillirteste Beschreibung nicht ersetzt werden kann. In dieser Beziehung reihen sich die Harrisschen Porträts würdig an diejenigen an, welche Gould in seiner Monographie der Macropoden von Neuholland aufgenommen hat, und es ist zu wünschen, daß solche naturgetreue, an Ort und Stelle entworfene Gemälde uns immer häufiger zukommen möchten, da das Auftreten und die Verbreitung der Thierarten, zumal der pflanzenfressenden, hauptsächlich von der Beschaffenheit des Bodens und seiner vegetabilischen Erzeugnisse abhängig ist, und das Eine demnach auf das Andere hinweist. Außer den 6 großen, je einer Thierart gewidmeten Landschaften, welche in einem Hefte enthalten sind, ist am Schluße jeder Beschreibung der Kopf des Thieres in großem Maaßstabe und mit seltener Schönheit abgebildet. Der Werth dieser Lieferungen liegt übrigens nicht bloß in den Abbildungen, sondern in gleichem Maaße in den beygegebenen Beschreibungen. Einem Manne von so gesundem praktischem Blicke wie Harris, der von Kindesbeinen an durch die Jagd die Sinne geschärft hatte, mußte Vieles bemerklich werden, was minder geübten Augen entgangen ist. Mit dem glühendsten Eifer strebte er darnach, die seltensten jagdbaren Säugthiere zu erlegen und keine Anstrengung war ihm deßhalb zu groß. Wie sehr es ihm um seltene Acquisitionen zu thun war, und wie sicher er ist, daß er sie alle acquirirt hat, mag der Umstand erweisen, daß, nachdem auch er, wie Andere vor ihm, vergeblich nach der Antilope leucophaea und dem Takhaitze von

Daniells gesucht hatte, er ganz ruhig erklärt, daß er einen Finger darum geben wolle, wenn man ihm die erstere, und zwey, wenn man ihm die letztere vorzeigen würde.

Die äußere Ausstattung ist prachtvoll; das Format Imperial-Folio.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Versuche an dem Dampfe einer Locomotive gaben dieselben Erscheinungen. Die Länge der Funken nahm zu mit der Erhöhung des ableitenden Stabes, und erreichten die größte Länge von zwey Zollen bey einer Erhöhung von 5 — 6 Fußen. Auch in einer Entfernung vom Dampfkessel von 2 — 3 Fußen erhielt man noch kleine Funken, und selbst aus der Dampfwolke, welche den Schoppen, unter dem die Locomotive stand, erfüllte, ließ sich Elektricität abziehen. Sie war immer positiv, und proportional der entwickelten Dampfmenge.

Weitere Versuche veranlaßten Hrn. A. zu glauben, daß a) im Dampfe selbst keine freye Elektricität ist, und diese sich erst entwickelt, wenn der Dampf in die Luft tritt, und die Form des sichtbaren Dampfes annimmt, aber selbst im Zustande der Durchsichtigkeit ein mäßiger Leiter der Electricität ist, und b) daß die Entweichung des Dampfes aus dem Kessel mit einer negativen Elektrisirung des letzteren verknüpft ist, und man daher, wenn man die Verdichtung des Dampfes verhindern könnte, eine Entwicklung von negativer Elektricität in dem Kessel ohne gleichzeitige Entwickelung von positiver haben würde, und andererseits, wenn man den ausströmenden Dampf im Wasser verdichte, eine Entwickelung von positiver Elektricität ohne begleitende Entbindung von negativer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Ein Beytrag zur Kritik derselben von Dr. Hermann Ulrici. Halle bey J. F. Lippert 1841.

Der durch philologische und ästhetische Untersuchungen rühmlichst bekannte Hr. Verf. hat durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes einen wichtigen Beytrag zur Kritik der Hegelschen Philosophie gegeben. Ohne die Verdienste seiner Vorgänger, deren kritische Erörterungen er vielmehr benützt zu haben S. VI. gesteht, zu verkennen, verhält er sich dennoch als selbstständiger Kritiker. Wie philosophisch er Hegels System prüft, erhellt daraus, daß er das Princip und die Methode, wodurch Hegels Lehre zum System sich entwickelt, zum Hauptproblem seiner Kritik macht, und daß er die Hegelsche Philosophie nicht an einem ihr äußerlichen Maaßstabe beurtheilt, erhellt aus seiner ausdrücklichen Erklärung S. 3. „Die Philosophie ist die Entwicklung der Wahrheit in der Form der Denknothwendigkeit oder des Begreifens; sie hat mithin keinen Richter über sich, sondern ist schlechthin nur ihr eigner Richter, jedes Urtheil von aussen her trifft sie schlechthin gar nicht. Die Hegelsche Philosophie soll und muß daher rein sich selbst kritisiren, nur dieß ist die wahre, allein gültige Kritik. Und weil sie dieß ist, werde ich überall, wo es nicht schlechterdings nothwendig ist, auch nicht einmal das, was ich selbst für die Wahrheit halte, anführen, sondern mich begnügen, nur den Irrthum des Hegelschen Systems aus ihm selbst, aus seinen eigenen Principien und Prämissen aufzudecken, anderer Seits aber auch überall eben so bereitwillig die Wahrheit und die Vorzüge desselben anerkennen."

Es ist allerdings ein Vorurtheil, wenn man meynt, ein System könne subjectiv wahr, d. h. consequent oder richtig seyn, wenn es gleich objectiv unwahr oder unreal sey. Denn da die denkende und erkennende Vernunft eine und dieselbe ist, so wird dasselbe System, dessen objective Unwahrheit am Tage ist, auch seiner subjectiven Unwahrheit wissenschaftlich überwiesen werden können.

Die wahrhaft philosophische Prüfung ist daher allerdings die innere Kritik der Systeme, wodurch sie aus sich selbst und durch sich selbst beurtheilt werden. Sofern nun aber die speculativen Systeme die allgemeinen Probleme und Interessen des menschlichen Gemüthes und Geistes zu lösen und zu befriedigen versprechen, indem die Philosophie nach Hegels eigner Erklärung „als der Gedanke der Welt das was ist oder die Wirklichkeit zu begreifen" hat *), so beurtheilt man sie nach keinem ihr äußerlichen Maaßstabe, wenn man ihre theoretische Wahrheit nach der praktischen Wahrheit des Lebens prüft.

Sofern nämlich die Philosophie keine höhere Aufgabe hat, als die Wahrheit der Wirklichkeit zu begreifen, daher sie, wie Hegel am erwähnten Orte gesteht, das Leben, welches sie begreift, zu ihrer Voraussetzung hat, hat sie allerdings an der substanziellen objectiven Wahrheit des Daseyns, zu deren Wissenschaft sie sich zu entwickeln hat, ihr inneres Maaß und Kriterium. Nur wenn der Maaßstab, wornach ein System geprüft wird, ein subjectiver, particulärer ist, ist er der Philosophie äußerlich und sie hat ihn nicht anzuerkennen. Darum waren alle ächten Philosophen

*) Vergl. den Schluß der Vorrede der Hegelschen Rechtsphilosophie.

ebenso eifrig bestrebt, die Einheit der Philosophie mit der Wahrheit des religiösen, des sittlichen und des politischen Lebens, so wie mit den positiven Wissenschaften zu erweisen, wie sie subjective Interessen und Prätensionen zurückwiesen. Obgleich auch die Hegelsche Philosophie die Wahrheit, wornach sie zu beurtheilen ist, theils voraussetzt, theils zum Bewußtseyn bringt, so reicht es zur vollständigen Kritik derselben doch nicht hin, nur ihre inneren Inconsequenzen nachzuweisen, da der Irrthum nur an der Wahrheit erkannt wird, und diese, eben weil sie in dem, von dem Verf. beurtheilten Systeme nicht zu ihrer entsprechenden Darstellung kommt, einer tieferen und umfassenderen Erforschung und Darstellung bedarf, um sowohl sich selbst, als ihr Gegentheil zu offenbaren. Denn nur die positive Kritik, welche durch die Widerlegung des Irrthums die Erkenntniß der Wahrheit als ihren wahrhaften Zweck vermittelt, hat ein befriedigendes Resultat.

Darum hätte der Verfasser besser gethan, wenn er eben so sehr den Inhalt wie die Methode der Hegelschen Philosophie geprüft, und das was er (S. 3) selbst „für die Wahrheit hält," durch die Kritik der Hegelschen Philosophie erwiesen hätte. Damit soll übrigens das große Verdienst, welches sich der Verf. durch die strenge Kritik der Hegelschen Dialektik erworben hat, nicht bestritten werden, und Ref. ist durch das Studium dieses wichtigen zeitgemäßen Werkes zu der freudigen Ueberzeugung gekommen, daß es von keinem Unbefangenen ohne innere Zustimmung zu den bedeutenden Aufschlüssen, die es gewährt, gelesen werden wird. Von den eilf Vorlesungen, in denen der Verf. die Methode Hegels in allen Hauptgebieten seiner Philosophie prüft, sind die beyden ersten einer allgemeinen Charakteristik seines Systems und seiner Methode gewidmet, in welcher er den, von dem Ref. sogenannten logischen Idealismus, wornach der Begriff Ein und Alles ist und aller Inhalt auf die logische Form reducirt wird, mit siegreicher Klarheit kritisirt und namentlich den Mißbrauch des Princips der Negativität nachweist. Der Verf. zeigt, daß Hegels Methode und System nur die innere Fortbestimmung des sich in sich selbst unterscheidenden Denkens darstelle, und daß er daher in Wahrheit über die Logik nicht hinauskomme. Und in

der That ist Hegeln der logische Begriff, der nach seiner ausdrücklichen Erklärung „nie einen andern Inhalt erhält, als sich selbst,"*) in seinem Ansichseyn der vorweltliche Gott, **) in seinem Andersseyn die Natur, ***) und in seinem An und für sich seyn ****) der Geist der Welt, der sich in seiner Wahrheit als absoluten göttlichen Geist wisse.

Um den Begriff zum absoluten Princip, zur alleinigen Realität und zur absoluten Wahrheit zu erheben, muß ihn der logische Idealismus personificiren, hypostasiren und apotheosiren, indem von einem Denken †) ohne denkendes Subject, von einem sich Entschließen, ohne wollendes Princip, ††) von einem Erscheinen ohne ein Wesen, welches erscheint, und einem sich als absolutes Wissen †††) ohne ein Ursubject, welches sich als absoluten Geist erkennt, die Rede ist. Der Begriff denkt sich selbst, entschließt sich selbst: sich zum äußerlichen Seyn zu entlassen, erscheint als solches (als Natur), kommt

---

*) Encykl. §. 164. „Der subjective Begriff ist noch formell, jedoch gar nicht, als ob er je einen andern Inhalt haben oder erhalten sollte als sich selbst."

**) I. Log. S. 12. „Die Logik ist die Darstellung Gottes wie er in seinem ewigen Wesen vor Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist."

***) Encykl. §. 247. „Die Natur ist die (logische) Idee in ihrem Andersseyn."

****) Encykl. §. 18. „Die Logik ist die Wissenschaft der Idee (des Begriffs) an und für sich. In der Natur wird nichts anderes erkannt als die Idee in ihrer Entäusserung, so wie im Geiste eben dieselbe als für sich seyend (sich wissend) und an und für sich werdend."

†) Das reine oder wie Hegel selbst I. Log. S. 59 sagt, leere Denken ist in seiner vorausgesetzten Identität mit dem Seyn Princip der Selbstbestimmung des Absoluten, deren Darstellung die Logik sey.

††) Encykl. §. 244. „Die logische Idee entschließt sich, das Moment ihrer Besonderheit als ihren Wiederschein als Natur aus sich zu entlassen."

†††) Das Resultat der Logik ist „die absolute Idee als der sich selbst und Alles als Begriff wissende Begriff." III. Bd. Log. S. 394.

zu seinem Fürsichseyn, d. h. wird sich seiner selbst bewußt (als Geist) und hat sich endlich als das Absolute sowohl Objective wie Subjective zum Gegenstand.

Als Wissenschaft des abstrakten Denkens und seiner formellen Bestimmungen soll die Logik die Selbstbestimmung des Absoluten darstellen, indem das reine leere Seyn, dieses letzte Abstraktum des subjectiven Denkens, das Princip seiner Selbstbestimmnng bilden soll. Die objective Logik, deren Denken „objectivirendes Thun“*) seyn soll, soll die allgemeinen Gesetze, oder Verhältnißbestimmungen der Weltentwicklung in Form einer speculativen Physik, aus dem reinen Begriff a priori deduciren, und die subjective Logik, welche in ihrer Elementarlehre die Formen des selbstbewußten Denkens ableitet, soll sich durch ihre immanente Entwicklung und mithin ohne über den formellen Begriff hinaus und zur Erfahrung überzugehen, zum Wissen der Objektivität fortbilden, einer Objectivität, die, da der Begriff keine anderen Bestimmungen als sich selbst erhält, nur eine logische Objectivirung ist.

Die objective Idee ist nur der, in den realen Vorgängen des Mechanismus, des Chemismus, des Organismus (des Lebens) wiedererkannte formelle Begriff, die absolute Idee ist, „der sich sowohl als das Objective wie Subjective wissende Begriff,“ und der Entschluß, wodurch sie sich zur äußerlichen Idee, in der sie in ihrem Andersseyn als Natur erscheint, entläßt, ist keine Bereicherung ihres Inhalts, sondern nur die Wiederholung der logischen Formen, auf welche das Material der Naturphilosophie reducirt wird.

Die Geistesphilosophie hat nur den Zweck, das Fürsichwerden der logischen Idee, oder die stufenweise Hervorbildung des absoluten Begriffs darzustellen, indem der subjective Geist in der absoluten Wissenschaft seine Wahrheit erfaßt, der objective Geist als Weltgeist dadurch die Einheit seines Begriffs und seiner Objectivität hervorbringt, daß er „alles gegenständliche Wissen abthut und sich als absoluten (göttlichen) Geist erfaßt.“ Der Formalismus, wornach der Begriff Ein und Alles ist, ist

*) I. Log. S. 31.

eine nothwendige Folge des Anspruchs auf ein absolutes Wissen und der Unfähigkeit zur absoluten Wissenschaft zu gelangen. Würde die sich absolut nennende Philosophie die Identität des Denkens und des Seyns, in welcher das Seyn selbst nur der Begriff an sich ist, nicht voraussetzen, *) so könnte sie nur auf eine Uebereinstimmung des Wissens mit dem Seyn, nicht aber auf ein absolutes, den Gegenstand als sich selbst begreifendes Wissen Anspruch machen. Denn haben die Gegenstände des Wissens und zwar die Natur und die geistige Welt eine relative, die Gottheit aber eine absolute Realität und Selbstständigkeit, so kann von einer Identität des Denkens mit dem Seyn, in welcher jenes den Gegenstand als sich selbst weiß, nicht die Rede seyn, und das Resultat der mit ihrem absoluten Gegenstande übereinstimmenden Wissenschaft ist nicht der sich als das Absolute wissende Begriff, sondern die Idee des an und für sich seyenden (sich selbst bestimmenden und wissenden) absoluten Geistes. Nun ist aber die Voraussetzung der Identität des Wissens und des Seyns, die nur im Selbstbewußtseyn gilt, in Beziehung auf das gegenständliche Wissen **) eine petitio principii, und die Gegenstände des Erkennens: die Natur, die geistige Welt, und die Gottheit offenbaren der erkennenden Vernunft ihre relative oder absolute Realität und Selbständigkeit, so daß das Vernunftwesen sich ih-

*) Daß der Versuch, den Hegel im Anfange seiner Phänomenologie macht, jene Identität des Denkens und Seyns zu beweisen, völlig mißlungen ist, hat der Verf. in der Einleitung zu seiner Metaphysik gezeigt. In der Darstellung seines Systems, die Hegel in der Encyclopädie gibt, setzt er jene Identität nur voraus, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sie zu beweisen.

**) Im Selbstbewußtseyn ist allerdings Wissen und Seyn identisch; das sich wissende Subject und das von sich gewußte Object und das von sich gewußte Object ist ein und dasselbe. Aber die Objectivität erkennt die philosophirende Vernunft so wenig als Objectivirung ihrer selbst, daß sie sich vielmehr zu der letztern als einer realen und selbstständigen Wirklichkeit verhält, mit der ihr Wissen nur übereinstimmen kann, eine Uebereinstimmung, welche die Einheit nicht aber die Identität des Subjects mit der Objectivität voraussetzt.

rer Existenz so gewiß ist, wie seines eigenen Daseyns; — es ist also nur eine Uebereinstimmung der Vernunft mit der Wirklichkeit nicht aber eine Identität der Objectivität mit dem Wissen möglich, und die Aufgabe der Philosophie ist: die Gewißheit des unmittelbaren Vernunftwissens oder der vernünftigen Erfahrung zur Wahrheit der begreifenden Vernunfterkenntniß zu vermitteln.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

(Fortsetzung.)

6. Hrn. Munke zeigte ein Ungenannter, und Hrn. Poggendorff Hr. Wartmann aus Lausanne die im ersten Augenblicke sonderbare Erscheinung, daß, wenn eine Stange Antimon mit einem, eine Stange Wismuth mit dem andern Ende eines Thermomultiplicators in Verbindung gebracht wird, die Nadel sich bewegt, wenn man die eine Stange mit der andern berührt oder stoßt, und wenn man sie aneinander reibt, aber im zweyten Fall westlich, wenn im ersten östlich. Hr. Poggendorff erklärt die Erscheinung einfach dadurch, daß beym Berühren die Stellen, wo die Finger ruhen, wärmer sind als die, in welchen sich Antimon und Wismuth berühren, bey dem Reiben aber die Berührungsstellen wärmer, als die von den Fingern gedrückte (S. 314).

7 Die von Hrn. Ampère (37 B. der Annales de Chimie et Physique) gegebene Erklärung der Wechselwirkung eines Magnetes und eines galvanischen Leiters, und der Rotation des galvanischen Leiters um die Axe des Magnetes und des Magnetes um seine eigene Axe, wenn ein galvanischer Strom durch ihn geleitet wird, hat Hrn. Wilh. Weber veranlaßt, zu untersuchen, ob die von Hrn. Ampère gegebene Erklärung, wie Hr. A. glaubt, für beyde Fälle passe oder nicht, und fand das Letztere. Durch eigens dazu construirte Apparate ergaben sich ihm aus 6 Versuchreihen (S. 354—386) folgende Inductionsgesetze:

a) Die Induction auf allen Wegen von dem berührten Punkte der colindrischen Oberfläche, zu dem berührten Ende der Drehungsaxe ist gleich, wenn die magnetischen Fluida überall gleichmäßig geschieden sind.

b) Wenn der galvanischen Strom gleichzeitig auf mehreren Wegen von der Oberfläche des Cylinders zur Axe geht, auf denen allen die Induction gleich ist, so ist die Induction eben so stark, als wenn er bloß auf einem Wege hindurchgeht.

c) Die Induction ist unabhängig von der Zahl der Punkte, welche an der Oberfläche des Cylinders berührt werden.

d) Die Induction ist unabhängig von der Länge des Cylinders, dessen Molecule alle gleich stark magnetisch sind.

e) Die Induction ist unter sonst gleichen Verhältnissen dem Querschnitt des Cylinders proportional.

f) Wenn unter verschiedenen Wegen, welche durch den Cylinder gehen, einige sind, für welche die Induction größer, andere, für die sie kleiner ist, so wird der Strom eben so stark seyn, als wenn er auf dem letzteren Wege allein durch den Cylinder gegangen wäre.

g) Wenn der Cylinder in allen Theilen gleich stark magnetisch ist, so wird durch zwey Umdrehungen ein Strom inducirt, welcher dem Strome gleich ist, der von demselben Cylinder durch einen Wechsel in einer, aus einer Umwindung bestehenden Inductorrolle hervorgebracht wird, vorausgesetzt, daß der Durchmesser der letzteren gegen die Länge des Cylinders sehr klein ist.

h) Wenn einige Theile des Cylinders stärker, andere schwächer magnetisirt sind, so ist der durch zwey Umdrehungen des Cylinders inducirte Strom schwächer als der durch einen Wechsel, vorausgesetzt, daß der Draht der Inductorrolle nur eine gegen die Länge des Cylinders sehr kleine Umwindung bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Ein Beytrag zur Kritik derselben von Dr. Hermann Ulrici.

(Schluß.)

Die Unfähigkeit des logischen Idealismus, die Wirklichkeit zu begreifen, erweist sich in jedem Gebiet der sich absolut nennenden Philosophie. In der Philosophie der Natur und des Geistes kommt der logische Idealismus in seinem immanenten d. h. in seinem Sinne in sich selbst fortgehenden oder sich in sich selbst bestimmenden, Denken im Wesentlichen auf keine andere als die in der Logik anticipirten Resultate und läßt daher die nur dem sich durch die Erfahrung realisirenden Denken erkennbaren Probleme der natürlichen und der geistigen Welt consequenterweise unbegriffen.

Die nicht nur für die Philosophie, sondern selbst für die allgemeine Forschung unendlich wichtigen Probleme des göttlichen Weltplans und der sogenannten ewigen oder zeitlichen Schöpfung der Welt, der successiven Bildungsgeschichte der Erde und der Epochen derselben, des daseyenden Systems ihrer Reiche: der Mineral- Pflanzen- und Thierwelt, und endlich des Verhältnisses der Menschheit zur Natur, alle diese Probleme, in deren Erforschung die Philosophie und die Naturwissenschaft seit der Wiederherstellung der Wissenschaften wetteifern, reducirt der logische Idealismus auf abstracte völlig unbestimmte Allgemeinheiten, durch welche die concrete Bestimmtheit derselben unerkannt bleibt.

Die Philosophie des subjectiven Geistes ist auf diesem Standpunkte nicht die Wissenschaft des Entwicklungsgangs, durch den das sich selbst bestimmende Subject zur Erkenntniß der Natur und der geistigen Welt und der Gottheit sich bildet, sondern der logische Idealismus sieht in der psychologischen Entwicklung nur den Stufengang, wodurch der subjective Geist zum abstracten Denken sich läutere, so daß ihm die Bestimmungen des Bewußtseyns nur eben so viele Formen sind, in welchen die Subjektivität die Objectivität in sich aufhebt, oder zurücknimmt.

Der abstracte Gedanke, in welchem alle gegenständliche Realität getilgt ist, ist Hegel'n der Begriff, in welchem der subjective Geist nach vollendeter Besitznahme der Objectivität seine Wahrheit erfasse. *)

Der objective Geist habe seine wahrhafte Wirklichkeit im Staate, der (§. 3 der Rechtsphilosophie) als das Reich der verwirklichten Freyheit, S. 260. „als göttlicher sich zur Organisation einer Welt entwickelnde Wille" definirt wird. Indem auf diesem Standpuncte der absolute göttliche Geist, der in seiner Wahrheit gedachte menschliche Geist selbst ist, sind die (heilige) Kunst und die Religion nicht die Sphären, in welchen die Menschheit die Gottheit verehrt und erkennt, sondern sie sind die Sphären, in denen der absolute Geist im Cultus sich selbst verehrt und in dem absoluten Wissen sich selbst be-

*) Vergl. §. 463 und 465 der Hegelschen Encyc. III. Ausg. S. 481. „Die Intelligenz ist an sich selbst das Allgemeine, ihr Produkt, der Gedanke ist die Sache; einfache Identität des Subjectiven und Objectiven. Sie weiß, daß, was gedacht ist, ist; und daß, was ist, nur ist, in so fern es Gedanke ist."

greift. „Das sich Wissen Gottes ist sein Selbstbewußtseyn im Menschen.“

Aus diesem allem erhellt, daß auf dem Standpuncte des Begriffsidealismus, auf welchem das Seyn nur der Begriff an sich, das Andersseyn oder die bestimmte Realität nur das Moment der Besonderheit oder Besonderung des abstracten Denkens ist, so daß in diesem immanenten Fortgange die objective Wahrheit des gegenständlichen Erkennens auf die abstracte Form des in sich selbst und seinen formellen Bestimmungen fortgehenden Denkens reducirt wird, — die Philosophie ein wahrer Eroberungsact ist, dessen Resultat die Idealisirung der Objectivität oder ihre Zurücknahme in die Subjectivität ist, welche, nachdem sie ihren Abstractionsproceß bis zu den die reale Bedeutung tilgenden Gedanken fortgesetzt hat, zum absoluten Wissen gekommen zu seyn glaubt, welches den Gegenstand als sich selbst wisse. Wird dagegen die Realität der unmittelbaren Vernunfterfahrung, — des vernünftigen Fühlens und Anschauens eingesehen —, und mithin die Selbstständigkeit der Vernunftgegenstände als der Probleme ihres Erkennens zugestanden, so ist die Philosophie nicht, wie Hegel sie in der ersten Ausgabe seiner Encyclopädie definirt, „Wissenschaft der Vernunft, die sich ihrer selbst als alles Seyns bewußt ist,“ sondern sie ist, wie er sie in den folgenden Ausgaben definirt, „die denkende Betrachtung der Gegenstände oder die begreifende Erkenntniß derselben“, und ihre Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit ist nicht nur der äußere Prüfstein, sondern die innere wesentliche Probe ihrer objectiven Wahrheit, wornach die Versöhnung der selbstbewußten Vernunft mit der Wirklichkeit als der höchste Zweck der Philosophie §. 6. bestimmt wird. Wenn sich dieß so verhält, so wird der Inhalt der Philosophie: die Wirklichkeit im wissenschafttlichen Denken, nicht hervorgebracht, sondern „als der im Gebiete des lebendigen Geistes ursprünglich hervorgebrachte und sich hervorbringende, zur äussern und innern Welt des Bewußtseyns gemachte Inhalt“ *) wird er als ein erfahrener (d. h. gefühlter und angeschauter) vorausgesetzt, um begriffen zu werden. Diese Uebereinstimmung der erkennenden Vernunft mit der Wirklichkeit ist die Einheit des Denkens und des Seyns, in welcher die objective Wahrheit oder die Wahrheit des Wirklichen begriffen wird, während nach dem Principe der Identität des Wissens und Seyns das immanente sich in sich selbst bestimmende Denken über seine formellen Bestimmungen nicht hinauskommt. Wenn dieses die Realität der Erfahrung auf seine abstracte Vernunftform reducirt, statt diese zum concreten Erkennen der Wirklichkeit zu realisiren, so wird es zum Formalismus, der nur durch die äußerste Abstraction, in welcher Wissendes und Gewußtes zusammenfallen, von der Identität des Denkens und des Seyns, der Subjectivität und der Objectivität ausgehen und im Begriffe des sich selbst als das Absolute wissenden Denkens oder Geistes enden kann. —

Dieß die allgemeine Kritik der Hegelschen Philosophie. Was ihre Methode insbesondere betrifft, so ist sie insoweit wahrhaft wissenschaftlich, als ihre Dialektik die reale Entwicklung und Vermittlung des natürlichen und geistigen Lebens begreift, und sich mithin objectiv gestaltet. Subjectiv und formell wird sie dagegen in ihrer abstracten und negativen Richtung, in welcher sie die Objectivität aus dem reinen Denken abzuleiten sucht, und den Widerspruch mit dem (positiven) Gegensatz als allgemein schlechthin nothwendigen Gesetze des Denkens und Lebens verwechselt. So scharf nun der Verf. die Unwissenschaftlichkeit des Anfangs der Logik und des Uebergangs zur Naturphilosophie beurtheilt, so hätten wir doch gewünscht, daß er die angeblich objective Logik Hegels in ihrem ganzen Verlaufe geprüft und eben sowohl das wahrhaft Verdienstliche derselben wie die Mängel der Dialektik, die sich in ungelösten Widersprüchen einer-, und in Tautologieen andrerseits und endlich in unvermittelten Uebergängen oder logischen Sprüngen zeigt, vielfacher erwiesen hätte.

Auch die Methode der Naturphilosophie wäre mit Rücksicht auf den Inhalt, der sich in jener als ihm wesentlicher immanenter Form entwickle, näher zu prüfen gewesen.

Dagegen geht der Verf. in der Kritik der Hegelschen Geistesphilosophie sehr auf das Detail Hegelscher Begriffsbestimmungen ein. Aber so gründ-

*) Hegels Encykl. §. 6.

lich und verdienstvoll auch in dieser Sphäre des Verfassers Bemühungen sind, so zeigt sich doch auch hier der Mangel einer eben so sehr materiellen wie formellen positiven Kritik, welche die vollständige Erkenntniß der Wahrheit vermittelt.

Um die Gränzen einer Anzeige nicht zu überschreiten, muß Ref. hier auf den Versuch verzichten, Proben dieser positiven Kritik, die er in selbstständigen Schriften erscheinen ließ, zu geben.

Er schließt mit dem Wunsche, daß das gelehrte Publikum der Schrift des Verfassers, welche die vielen kritischen Arbeiten über Hegels Philosophie würdig ergänzt, die ernste und gründliche Beachtung widme, die sie in hohem Grade verdient.

K. Fischer.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

(Fortsetzung.)

8. Daß ein elektrodynamischer Eisendraht noch kein Magnet ist, zeigt Hr. Poggendorff (S. 386.) durch die einfache Erfahrung, daß, wenn eine magnetisirte etwa 9 Linien lange Nähnadel in einem mit einer Glasröhre gefüllten drey Zoll langen und 2,5 Lin. weiten magnetisirten Eisencylinder an seinen Nordpol, mit ihrem Südpole gebracht wird, sie oben schweben bleibt, während sie bey einem Schraubendraht sich in die Mitte begiebt und dort schweben bleibt.

B. Magnetismus.

1. Um die Erzeugung kräftiger Elektromagnete, wie Henry, Dr. Ten-Eyck und Joule hervorgebracht haben, genauer zu untersuchen, ließ sich Hr. C. H. Pfaff einen eigens dazu eingerichteten Apparat (Brückenwage) verfertigen, welcher ihm den Unterschied von 0,001, ja selbst von 0,0005 der größten Tragkraft anzuzeigen vermag.

Das cylindrische 32 Pfund schwere Hufeisen von weichem Eisen hatte in seiner äußern Länge 3 F. 4 Z. rheinländisch, in mittlerer Länge 3 F. $3\frac{7}{12}$ Z. und im Durchmesser 1 Z. $11\frac{5}{10}$ Lin. Der umwickelte Kupferdraht von der Dicke von $2\frac{8}{20}$ Lin. war 60 Fuße lang, und jede 10 Fuße wogen ein Pfund. Die Aufwickelung war aber so bewerkstelliget worden, daß man den elektrischen Strom entweder durch die ganze Länge, oder theilweise durch aliquote Theile von 6 gehen lassen konnte. Als Elektromotoren dienten die bekannten Spiralen von Zink und Kupfer, deren Oberfläche etwas mehr als $1\frac{1}{2}$ Quadratfuß für jede Platte betrug. Als Flüssigkeit diente ein mit $\frac{1}{5}$ Säure (halb aus concentrirter Schwefelsäure und halb aus doppeltem Scheidewasser) gesäuertes Wasser.

Mit diesem Apparat wurden (S. 303—314) die Versuche Anfangs mit ebenen, und dann mit abgerundeten Schenkeln des Hufeisens angestellt.

Außer dem angegebenen großen Elektromagnete machte Hr. Pf. die Versuche auch mit sehr kleinen nur $\frac{3}{8}$, $\frac{6}{8}$ Loth schweren zur Hufeisenform gebogenen Eisendrähten.

Die aus drey Versuchreihen hervorgegangenen Resultate sind:

a) Die Tragkraft der Elektromagnete, welche in diesen Versuchen auf 700, 800 und beynahe 900 Pfund stieg, mit der Masse verglichen steht bey gleicher Stärke des elektrischen Stromes einigermassen im umgekehrten Verhältniß der Masse.

b) Bey Umwickelung der großen Electromagnete mit einem Kupferdraht von bedeutender Dicke wird durch die Vermehrung der Elemente nichts, dagegen durch Vergrößerung der Oberfläche (bis zu einer gewissen Grenze) viel gewonnen.

c) Der große Electromagnet zeigte wenig Tragkraft, wenn der Strom getheilt durch die sechs Abtheilungen der Drahtspirale gieng verglichen mit der Tragkraft, wenn der Strom durch den ganzen Draht als ein Continuum gieng, welches sich leicht aus den allgemeinen Gesetzen des Einflusses des Leitungswiderstandes auf die Stärke des Stromes erklärt.

d) Bey einer gewissen Vergrößerung der Oberfläche eines einfachen Elementes nahm die Tragkraft nicht nur nicht mehr zu, sondern vielmehr ab, eine Erscheinung, welche allerdings bis auf weiters räthselhaft scheint.

e) Die Abrundung der Flächen an den Schenkeln des Hufeisens zeigte eine selbst bis zum Doppelten steigende Verstärkung der Tragkraft, was allerdings auffallend ist, obwohl schon früher einige Physiker die Bemerkung gemacht haben, daß ein abgerundeter Anker mehr angezogen werde, als ein eben geschliffener. Vielleicht liegt die Ursache darin, daß durch die Abrundung eine größere Annäherung möglich wird; denn würde

die Entfernung nur von 1/100 bis auf 1/130 Linie abnehmen, so müßte die Tragkraft bereits um die Hälfte zunehmen.

2. Wahrscheinlich mit demselben Apparate untersuchte (S. 298 — 302) Hr. Cramer, Universitäts-Mechanicus in Kiel die Abnahme der Tragkraft verschiedener Magnete durch Vergrößerung der Entfernung von einander, welche er durch dazwischen gelegte Streifen von Velin-Postpapier bestimmte, deren Anzahl in zwey Versuchreihen auf 15, in zwey anderen auf 46 stieg. Das Resultat war, daß schon Ein eingelegter Streifen eine bedeutende Verminderung der Tragkraft hervor brachte, indem in diesem Falle ein Magnet von 104 Loth Tragkraft nur mehr 44, ein anderer von 680 Loth Tragkraft nur mehr 475 Loth trug, und daß die magnetische Anziehung in einem geringeren Verhältniß als des umgekehrten der Entfernungen abnimmt.

Die Repulsivkraft fand aber Hr. C. immer sehr klein.

C. Wärme.

1. Häufig bemerkt man, daß Substanzen, welche in ihrem Emissions- und Absorptionsvermögen völlig gleich scheinen, bey der Wirkung der Strahlung entflammter oder glühender Körper außerordentlich verschieden werden, und die Erwärmung mehrerer dieser Substanzen bey nicht sehr hoher Temperatur beynahe gleich ist der des Kienrusses, welcher unter allen bekannten Körpern das stärkste Absorptionsvermögen besitzt. Ob aber dieses Absorptionsvermögen unter allen Wärmestrahlungen unveränderlich ist, war noch nicht entschieden.

Unter die Abänderungen, welche die strahlende Wärme an einem starren Körper erfahren kann, gehört auch die Diffusion. Allein, wenn schon einige Physiker dieselbe gleichsam geahndet haben, ist dieselbe doch sehr wenig aus einander gesetzt worden. Das Daseyn dieser Diffusion und ihre Gesetze sind daher noch sehr im Dunklen, und bedürfen experimenteller Nachweisung.

Dieser hat sich der in dieser Sache competenteste Richter, Hr. Melloni (S. 421 — 443 und 573 — 585) unterzogen. Die Resultate seiner Untersuchungen sind:

a) Die Absorption eines Metalles steht stets in dem nämlichen Verhältniß zur Absorption des Kienrusses.

b) Die Beständigkeit des Absorptionsvermögens des Kienrusses in Bezug auf das der Metallflächen bietet (aber in weit ausgedehnterem Verhältniß) eine Analogie dar mit der Proportionalität, welche zwischen der Ausdehnung des Queckfilbers und der Gasarten statt findet.

c) Die Gleichförmigkeit der von dem Kienrusse auf alle Arten von Wärmestrahlen ausgeübten Absorption ist nicht bloß eine einfache aus der Analogie gezogene Deduction, sondern eine Wahrheit, die man durch den Versuch direct erweisen kann.

d) Die Oberflächenschichten der Körper zerstreuen die strahlende Wärme auf ähnliche Weise wie das Licht.

e) Man besitzt sichere Mittel, um die Wärmezerstreuung von der aus der eigenen Wärme der Körper herstammenden Strahlung zu unterscheiden.

f) Der Kienruß bewirkt eine äußerst geringe und für alle Wärmestrahlung gleiche Zerstreuung.

g) Andere Körper, besonders die weißen, zerstreuen die Strahlen von glühenden Körpern stark, die von niederer Temperatur schwach.

h) Die Wärmezerstreuung ist nicht einer blossen Reflexion zuzuschreiben.

i) Die Metalle zerstreuen im Allgemeinen mehr als die weißen Körper, und nähern sich in dieser Hinsicht der schwachen Zerstreuung des Kienrusses.

k) Vergleicht man die Zerstreuungserscheinungen der Wärme mit denen des Lichtes, so geht hervor α) daß der Kienruß eine wahrhaft schwarze Substanz ist für Licht und Wärme, β) daß weiße Körper sich gegen die strahlende Wärme verhalten wie farbige Körper gegen das Licht, γ) daß die Metalle auf die Wärmestrahlung wirken wie weiße Körper auf das Licht.

l) Die Wärmezerstreuung sendet einen Theil der einfallenden Strahlen zurück proportional mit der Stärke derselben, und verringt sonach die Absorption um die ganze Wärmeportion, die durch Wirkung der Oberfläche zerstreut worden ist.

m) Thermoskope und Thermometer können, da sie ihre Kugeln frey haben, nicht zum Vergleich der Wärmestrahlungen dienen.

2. Eine der schwierigsten Aufgaben der Physik ist die Auffindung der specifischen Wärme der Naturdinge.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Göthe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzoglich-Sächsischem Hofrathe und Ober-Bibliothekar. Erster Band. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot. 1841. XXIII. und 496 S. — Zweyter Bd., von demselben Jahr. 728 S.

Schon waren neun Jahre nach Göthe's Tode verflossen, als sein vieljähriger Freund und Gehülfe, Hofrath Riemer in Weimar, mit Mittheilungen über ihn hervortrat, die wir, wie sich auch sonst das Urtheil gestalten möge, jedenfalls als eine sehr dankenswerthe Gabe zu betrachten haben. Denn da so viele Stimmen sich über Göthe vernehmen lassen, war es wünschenswerth, auch einen Mann zu hören, der, wie dieß bey Hrn. Hofrath Riemer der Fall ist, eine lange Reihe von Jahren in der Nähe, ja in vertrautester Bekanntschaft mit demselben gelebt hat. Wie nahe er ihm gestanden, legt der Verf. sogleich im Vorwort dar. In dreyßig Jahren, sagt er, könne man ohne Zweifel Jemand kennen lernen, zumal Einen, der sich gebe, wie er sey, und der nicht Ursache habe, gegen Untergeordnete sich zu verstellen oder geheim zu thun, wenn er ihrer Discretion versichert sey. Von seiner literarischen Thätigkeit sey er durchgängig Zeuge, Mitgehülfe, gelegentlich auch Begutachter, zum wenigsten Moment, Corrector und Revisor der Manuscripte gewesen. Alles was er in Prosa und Versen veröffentlicht habe, sey mehr als einmal, entweder geschrieben oder gedruckt, durch seine Hände gegangen, habe seine genauere Durchsicht, mindestens seinen Ueberblick erfahren; unzählige Briefe an seine Freunde und Vertraute habe er geschrieben, oder nachher gelesen. Aber auch sein häusliches, gemüthliches Leben sey ihm nicht fremd geblieben. Er habe auch den Menschen gesehen, voll allgemeinen und besondern Wohlwollens gegen seine Mitbrüder; den liebreichen Vater, den zärtlichen Gatten, den theilnehmenden Freund, den heitern Gesellschafter, den patriarchalischen Greis im Kreise seiner Enkel; den freundlichen und gütigen Herrn gegen Diener und Untergebene; den leutseligen, ansprächigen Mann gegen Niedere und Unglückliche. Er habe ihn kennen gelernt in seinen Neigungen und Abneigungen, physischen wie moralischen; in seinen Idiosyncrasien und Idiopathien. Kurz er habe in seiner Stellung zu ihm so oft und so vielfach Gelegenheit gehabt, unabsichtlich und also unbefangen, er wolle nicht sagen ihn zu beobachten, welches schon den Vorsatz sehen zu wollen ausdrücke, sondern unwillkührlich ihn gewahr zu werden, daß ihm wenigstens vergönnt seyn werde, was er selbst erfahren habe, auszusprechen.

Müssen wir ihm diese Befugniß nun vor vielen Andern zugestehen, so giebt sogleich das dem Titelblatt folgende Motto mit Entschiedenheit an, wie er sich derselben zu bedienen gedenke. „Es wird ja gesagt, daß, wer ein Zeugniß für einen Verstorbenen verschweige, der gezügelt werde mit Zügeln von Feuer am Tage der Auferstehung. (Calila und Dimna, oder die Fabeln Bidpai's aus dem Arabischen von Philipp Wolf. Bd. 1. S. 120.) Der Verf. fühlt sich nämlich, da alle Welt, befugt oder unbefugt, über Göthe schreibe und spreche, gedrungen, ja verpflichtet, „ein wahrhaftes Zeugniß“ über denselben abzulegen; eine Verpflichtung, welcher er schon früher nachgekommen seyn würde, hätte er nicht geglaubt

den Vortritt denen einräumen zu müssen, welche, dem Verewigten ebenbürtiger an Geist und betrauter in jedem Sinne, fähiger gewesen wären, etwas seiner und ihrer Würdiges darzubringen, als er, dem weder die erforderliche Auffassungs- noch auch Darstellungsgabe verliehen sey, um einen Mann zu schildern, dessen geistige Größe, obschon von den Besseren der Gegenwart mit Bewunderung erkannt, sich doch wohl erst im Fortschritt der Zeit zu einer völlig klaren, ungetrübten Erscheinung herausstellen und dadurch zu einer allgemeineren Segenswirkung gelangen dürfte. Mit einem keineswegs verhaltenen Unwillen gegen diejenigen, von denen er ein kräftiges Auftreten erwartet hätte, unternimmt er, vielfacher Verkennung und Verunglimpfung Göthe's mit einer Apologie entgegen zu treten.

Das apologetische Verfahren des Verf. besteht darin, daß er sich zuerst bemüht, aus Göthe's eigenen Worten und Werken, mit denen er früher als das Publikum bekannt zu werden Gelegenheit gehabt, seinen Charakter entnehmen zu lassen; dann interessante Aufschlüsse über sein Leben, zumal aus der früheren Weimarischen, wenig bekannten Epoche desselben, mitzutheilen; hierauf von der Entstehung seiner Schriften, seinem Urtheil über dieselben, ihren Schicksalen und Veränderungen, nach Zeit und Absicht, so weit er als Mitherausgeber von diesem allen unterrichtet seyn konnte, ausführlicher als Andere vermöchten, Auskunft und Rechenschaft zu geben; worauf er endlich mehr anhangsweise noch manche nicht bekannte Bemerkungen und Urtheile über alte und neuere Schriftsteller, Personen und Begebenheiten seiner Zeit, nebst bedeutsamen Maximen und Apothegmen, als Beyspielen seiner Tischreden hinzufügt, um auch aus beyläufigen Aeußerungen den Charakter und die Gesinnungen desselben zur Anschauung zu bringen.

Sogleich in der Einleitung S. 3. 4. erfahren wir, von welcher Art die Angriffe sind, die den Verf. zu dem Unternehmen einer Apologie Göthes angetrieben haben.

„Ein ganzer Mensch gewesen zu seyn, wird ihm von mehreren, Männern wie Frauen, abgesprochen. Er war kein wirklich Liebender, klagen diese, kein beständiger Freund bedauern jene."

„Kein Christ seufzen die Frömmler; aber auch kein rechter Heide, wie die Philologen einwerfen; auch kein wahrer Muselmann, wie die Orientalisten nachträglich bemerken." „Ein Genie nun gar nicht, ein Talent allenfalls; als Poet nur ein halber, in der Jugend, nicht mehr im Alter. Denn hier spielt er den absoluten König, und nicht den constitutionellen Dichter. So sagen Dichter und eines Dichters Gattin." „Kein Naturforscher, höchstens ein Dilettant; denn er war kein Mathematiker, urgiren die Facultisten. Kein Philosoph, am Wenigsten ein Dialectiker, dieß negiren die Hegelianer." „Kein Hofmann, und obwohl Minister, doch wieder kein rechter; kein Geschäftsmann, wenigstens kein Actenmensch, kein Canzley-Verwandter, nach Aussage der Subalternen." „Endlich kein Deutscher, kein Patriot, kein Democrat. So lautet besonders die Rüge des jungen „Deutschlands." „Schließlich aber vereinigen sich Alle, Juden und Christen, in dem unisono: Er war ein Egoist!"

Alle diese und noch gehässigere über Göthe's Charakter, Leben und Schriften circulirende Beschuldigungen, Schmachreden und Kritiken, die doch nur Documente und Testimonien der Unkunde, des Unverstandes und der Lieblosigkeit ihrer Urheber seyen, vernehme die edle deutsche Nation seit 60 Jahren mündlich wie schriftlich, zur angenehmen Unterhaltung und Zeitvertreib, ohne daß es ihr im mindesten beyginge: Wer solchen offenbaren Verläumdungen leichtes Gehör gebe, lasse an seinem Charakter oder an seinem Verstande zweifeln; ja, wer sie mit Wohlgefallen anhöre, mache sich zum Mitschuldigen des Verläumders. Es sey längst schon an der Zeit gewesen, der deutschen Afterkritik den Spiegel Ubaldo's vorzuhalten, um sie in ihrer scheußlichen Basiliskengestalt sich selbst erblicken zu lassen.

Die Tendenz dieser Mittheilungen tritt hiemit in das hellste Licht. Es ist keineswegs eine bloß apologetische, sondern eben so sehr, ja wohl in noch höherem Grade eine polemische, und dieß ist es, was, wie es uns scheint, dem Werke nicht wenig Eintrag thut. Denn wenn die eigentlichen Mittheilungen über den Dichter allerdings ganz geeignet sind, große Theilnahme zu erregen, so hat die

polemische Beymischuug, die sich durch das Ganze hindurchzieht, etwas höchst Unerfreuliches und Störendes. Diese Polemik nämlich bezieht sich nicht bloß auf offenbar verwerfliche Richtungen der allerneuesten Zeit, die mit Göthe in Conflict gekommen sind; sondern unter den mit nicht geringer Ungunst Behandelten begegnen uns außer Falk, Knebel, Jean Paul, auch Wieland, Jakobi, Herder, ja nicht selten selbst Schiller, und, um mit Einem Alles zu sagen, die ganze deutsche Nation. Wenn es dem Verf. nicht verargt werden kann, daß er von der Vortrefflichkeit seines Dichters ganz erfüllt ist, so ist doch billig zu zweifeln, ob diese nicht besser in das gehörige Licht getreten seyn würde, wenn neben ihr auch die unserer übrigen großen Schriftsteller, die mit Göthe ohnehin zum Theil in so nahem Verhältniß gestanden, die gebührende Anerkennung gefunden hätte. So hat der Verf. seinem Unternehmen ohne Zweifel dadurch einen schlechten Dienst erwiesen, daß er sich durch ein ähnliches Unternehmen von Johannes Falk (Göthe *aus näherem persönlichen Umgang dargestellt*) bewegen läßt, von dessen (Falk's) dunkelblauem Frack und gleichen Pantalons zu reden, in denen man ihn, einem französischen Commissair nicht unähnlich, mit schwarz befiedertem Dreymaster und goldner Agraffe, ein ostindisches Taschentuch vor den Mund haltend und mit schlau satyrischen Falkenaugen umherblickend, als neuen Legationsrath stolz durch die Straßen habe wandeln, und dreist und frey in die Zimmer seiner Gönner, Freunde und Bekannten treten sehen. Schwerlich wird der Verf. einen Leser davon überzeugen, daß Göthe's Gespräche mit Falk eine Fiktion des Letzteren seyen. Aber gerechten Unwillen erregt es, wenn S. 29 Falk's edle Bemühungen zur Rettung verwahrloster Kinder, die so vielen ähnlichen in ganz Deutschland zum Vorbilde gedient haben, dadurch herabgezogen werden sollen, daß er eben dabey nur den barmherzigen Schuster in Rom nachgeahmt habe, wie ihn Göthe beschreibe, denn dieser habe die Geschichte dieses Waisenvaters lange zuvor, ehe er sie weiter ausgeführt seiner italienischen Reise einverleibte, öfters erzählt! Aus dieser mündlichen Tradition habe Falk die Sache wahrscheinlich gehabt.

Was nun die Apologie Göthe's betrifft, so

giebt schon ein Blick auf die Rubriken des ersten Bandes zu erkennen, welch ein Ernst es dem Verf. damit gewesen ist.

Nachdem nämlich über Göthe's Persönlichkeit, Gesundheit und Character gesprochen worden S. 41 — 76., breitet sich der Verf. über die Gesinnung desselben von S. 77 — 183 aus, nach folgenden neun Kategorien: a. Sensibilität, b. Ruhe, c. Uneigennützigkeit, d. Dankbarkeit, e. Wohlthätigkeit, f. Aberglaube, g. Religiosität, h. Aristokratismus, i. Deutschheit. Hierauf folgt die Thätigkeit, wobey insbesondere von der Gegenständlichkeit des Denkens, der Benutzung zufälliger Ereignisse, der Benutzung Anderer, zuletzt von der Nachahmung die Rede ist. Dann ist es Göthe's Totalität, oder vielmehr die Einheit seines Lebens und seiner Autorschaft, die zur Sprache kommt. Demnächst folgt ein ausführlicher Abschnitt über Eigenheiten, mit den sieben Abtheilungen: Incognito, Discretion, Laune, Witz, Humor, Ironie, Unmuth. Sodann finden wir ein Capitel über Fehler, welches sich von S. 281 — 353 erstreckt, wobey jedoch die besonderen Ueberschriften: Eitelkeit, Selbsturtheil, Parteylichkeit für, Parteylichkeit wider, Neidsucht, Bequemlichkeit nicht mit zu verstehen sind. Denn der Verf. will hier nur die Vorwürfe besprechen, die gegen Göthe erhoben worden seyen. Die übrigen Abschnitte des ersten Bandes haben folgende Ueberschriften: XII. Häuslicher Zustand S. 354. a. Besitz. b. Oekonomisches. c. Erwerb. XIII. Reisen S. 389. XIV. Fremde S. 409. a. Martin Friedrich Arendt. b. Adam Oehlenschläger. c. Franzosen und Engländer. XV. Juden S. 427. XVI. Freunde S. 443. XVII. Umgebung S. 464. XVIII. Ruhm S. 477. XIX. Publicum S. 484. Schon aus diesem flüchtigen Ueberblick läßt sich entnehmen, wie tief der Verf. in das Einzelne eingeht, und wie viel Anziehendes er behandelt. Nur mußte diese Vertheilung des Gegenstandes manchen Uebelstand mit sich führen, namentlich diesen, daß die verschiedenen Lebensepochen nicht gehörig geschieden werden und die Entwicklung des innern Lebens eben deßhalb nicht zur Anschauung gebracht wird.

Dieß ist ein Uebelstand, der sich im ganzen ersten Bande bemerklich macht. Am Meisten jedoch

da, wo es sich um das Innerste und Höchste handelt, was der Mensch im Herzen trägt, um die Religiosität. Der Verf. begnügt sich hier, mit ziemlich heftigen Ausfällen auf katholische und protestantische Kirche, zu versichern, daß Göthe religiös, ja nach S. 132 der allerreligiöseste Mensch, und zwar im besten Sinne des Wortes, gewesen sey, was freylich viel sagen will und wohl Göthe's eigene Verwunderung in hohem Grade erregen würde. Aber es wäre etwas viel Dankenswertheres, allerdings auch Schwierigeres gewesen, die religiöse Entwicklung des Dichters, wenigstens ihren Grundzügen nach, geschichtlich darzulegen, und wir bezeichnen dieß bey dieser Gelegenheit als eine Aufgabe, die sich ein dazu Berufener stellen sollte, und zu deren Lösung ein reiches Material bereits vorliegt, theils in Göthe's autobiographischen Mittheilungen, theils in seinen Werken und in den gegenwärtig schon umfangreichen Sammlungen seiner Briefe. Wenn nun eine solche Darstellung allerdings nicht von vorne herein auf eine Apologie der Göthe'schen Denkweise ausgehen dürfte, sondern in ächt historischer Art zu verfahren hätte, so würde, wie es uns scheint, gerade auf diesem Wege die in jedem Falle wünschenswerthe Billigkeit des Urtheils zu gewinnen seyn. Denn es versteht sich von selbst, daß Göthe's Verhältniß zur Religion, zum Christenthum nicht isolirt zu betrachten wäre, sondern im Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung, welcher er angehörte; eine Beziehung, aus welcher für einen Versuch dieser Art sich ein ganz eigenthümlicher Reitz ergeben würde, da er ohne ein tieferes Eingehen auf die wichtigsten Erscheinungen der neueren Zeit sich nicht denken ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die sichersten Resultate haben wir durch die Untersuchungen der Herren Dulong und Petit erhalten. Auf der von diesen eingeschlagenen Bahn schritten die

Herren Avogardo und Regnault weiter fort, und die Abhandlung des letztern war es vorzüglich, welche die Herren De la Rive und Marcet veranlaßten, ihre schon 1835 der Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte in Genf mitgetheilten Resultate einer Arbeit über denselben Gegenstand zu veröffentlichen (S. 120 — 148). Sie bedienten sich der Methode der Abkühlung wie Dulong und Petit, und ihre Untersuchungen wurden mit größter Sorgfalt angestellt. Die Mittleren aus mehreren Versuchen gaben die specifische Wärme

a) für die starren Körper

Kupfer . . .	0,0950	Zinn . . .	0,0514
Kobalt . . .	0,1172	Selen . . .	0,0834
Kadmium . .	0,0576	Molybdän .	0,0659
Schwefelantimon	0,1286	Schwefeleisen .	0,1396
Schwefelmolybdaen	0,1097	Schwefelqueckfilb.	0,0597
Weiße arsen. Säure	0,1309	Glasige ars. Säure	0,1320
Wolfram . . .	0,035	Kohle . .	0,165

b) für flüssige Substanzen

Wasser	1,000	Alkohol . .	0,632
Schwefeläther . .	0,550	Naphta . .	0,493
Olivenöl	0,504	Terpenthinöl .	0,188
Farad. Koh'enwasserstoff	0,475	Schwefelsäure	0,349
Schwefelkohlenstoff .	0,329	Brom . . .	0,135
		Queckfilber .	0,0318

In einem Nachtrage ertheilen die Herren de la R. und M. den Versuchen des Hrn. Regnault, deren Resultate von den ihrigen bis auf einige Ausnahmen wenig abweichen, das gebührende Lob. Nur in Rücksicht der Kohle stimmen sie wenig überein, indem sie 0,165 (mit eingestampftem Kohlenpulver sogar 0,140 und in ein paar Fällen selbst noch weniger) anstatt 0,25 oder 0,24 erhalten haben. Deßwegen machten sie neue genaue Versuche mie Diamantpulver und durch Wasserstoff reducirtem Kupfer, und fanden die specifische Wärme des Diamants 0,1192, d. h. halb so groß, als die von Hrn. Regnault für die Kohle gefundene.

3. Hr. Schrader hatte schon früher aus theoretischen Gründen den Schluß gezogen, daß die specifische Wärme eines zusammengesetzten Körpers die Summe der specifischen Wärmen sey, welche seinen Bestandtheilen in jenen Condensationszuständen zukommen, in welchen sie in der fraglichen Verbindung enthalten sind (Bd. L.).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Göthe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Um nun das Verfahren des Verf. in diesem Puncte kennen zu lernen, sey es erlaubt, eine Stelle auszuheben.

„Ihm ist der Glaube ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungkraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe (Göthe's Werke XXVI, 272); ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfscassen gebe, woraus man in Tagen der Noth Einzelnen ihr Bedürfniß reicht. Hier nehme der Gläubige sich seine Zinsen im Stillen selbst (XLIX, 54)."

„Ob er nun gerade dem jüdisch-christlichen und somit kirchlichen Glauben und zwar in allen Stücken zugethan gewesen, darauf würde es vor der Hand nicht ankommen (Schiller Correspond. Nr. 616), wenn er nur überhaupt das besaß, was nach seiner eigenen Erklärung (XXII. 12. f. f.) die Grundlage einer jeden Religion ausmacht: Ehrfurcht, oder mit einem umfassenderen auch die Liebe und Dankbarkeit einschließenden Ausdruck: Pietät (XLVI, 96)."

„Die allgemeine, die natürliche Religion, sagt er, bedürfe eigentlich keines (historischen) Glaubens; denn die Ueberzeugung, daß ein großes hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich faßlich zu machen — denn das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande (XLIX, 77) — dringe sich einem Jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so würde er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können (XXIV, 218, 219):

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.
(II, 258.)

„Ganz anders verhalte es sich mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme: diese Religion sey auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich seyn müsse, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden solle."

„Jeder Zweifel gegen eine solche Religion sey ihr tödtlich; zur Ueberzeugung könne man zurückkehren, aber nicht zum Glauben."

„Nun hatte jener Glaube an ein Wesen, wie das A. T. Gott schildert, durch ein schreckliches Weltereigniß, das Erdbeben von Lissabon, und durch andere gleichzeitige Calamitäten, in dem sittlichen Gemüth des Knaben eine solche Erschütterung erlitten, gegen die es sich vergebens herzustellen strebte und daher auf verschiedenen Wegen sich dem Uebersinnlichen zu nähern suchte."

„Hat man die Geschichte der Menschheit ein Suchen Gottes genannt (Buch der Weisheit c. XIII. v. 6.), so darf man überhaupt sagen, die Lebenstendenz eines Jeden, mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, sey ein Suchen Gottes, es geschehe nun durch Trieb nach Erkenntniß der Außenwelt und ihres Zusammenhanges (Tu fecisti nos ad te et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te; D. Augustinus. Vergl. Göthe's Werke XLVII, 89; coll. XXXIII, 260), also realistisch; oder durch stilles Eingehen in das Gemüth, also mystisch; am zureichendsten doch wohl nur durch Verbindung von beyden: denn auf die eine oder die andere Weise allein möchte es nicht ganz gelingen (XLIX, 21; coll. 78; it. 84; it. Schill. Nr. 185, S. 131 f.).

Glaubst dich zu erkennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte „göttlich nennen."
(II, 258) ꝛc.

„Göthe's Bestreben war demnach einmal: sich dem Höchsten zu nähern sowohl durch Naturbetrachtung und Naturerforschung, als durch Ausbildung

und Anwendung seines Dichtertalents; und so konnte er sagen: die Liebe des Göttlichen strebe immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen; ein Bekenntniß, das er früh schon (1781) ablegt in dem Briefe an Mösers Tochter; dann 1823 in dem an Gräfin Auguste v. Stolberg, zuletzt in Kunst und Alterthum (XLIX, 18)."

„Bey seiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anschauungsweise, die ihn gelehrt hatte, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen (L, 59), so daß diese Vorstellungsart den Grund seiner ganzen Existenz machte (XXX, 72), glaubte er in der Consequenz des unendlich Mannigfaltigen Gottes Handschrift am allerdeutlichsten zu sehen (XLV, 293 f.), und konnte daher mit dem Samaritanischen Psalmisten einstimmend ausrufen: (z. Morphologie Bd. II. Heft I.):

Tu sine voce nuntias
Adspectui Te esse rerum causam
Instar Chirographi, quod absolutum est
Et audibile unicuique videnti."

Gesenius de samarit.
theol. comment. etc. 16.

„Wie er nun aber Gott in der Natur (III, 122), im Universum fand (II, 228), so fand er auch ein Universum im Innern des Menschen, in Sich (II, 228), und das Centrum, als Sonne dieses Inneren, das selbständige (L, 68) Gewissen (XLVII, 73) (*Θεὸς γάρ τις ἐν ἡμῖν ἡ συνείδησις.* Desgl. *ὁ νοῦς γὰρ ἡμῖν ἐστιν ἑκάστῳ θεός.* Euripides), um welches alle geistigen Kräfte harmonisch mit dem All sich bewegen sollen (XXI, 181), und das, — besser als Compaß und Polarstern den Schiffer, — seine Fahrt in den Hafen lenkt, wovon er ausgeschifft" (IV, 390).

„So war er denn kein Atheist — wie Lavater ihm das harte Dilemma stellte: entweder Christ oder Atheist — sondern er glaubte und verehrte — wie wäre es auch anders möglich! — einen Gott; es war aber sein Gott, wie ein Jeder seinen eigenen hat (III, 228; XLII, 73) und wie der Mann, so sein Gott, (daher Moses Jehova auch ganz wie Moses VI, 182) nach seiner Gesinnung und nach seinen Kenntnissen (IV, 313). Nur war ihm sein Gott nicht außer der Natur (II, 228), sondern der Kern der Natur, und dieser Kern der Natur Menschen im Herzen (III, 113, 122); und auch keine Person (XLVII, 248; Zelter Nr. 829), wie er ihm auch keine Gestalt verleihen konnte (XXIV, 63): denn

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."
(II, 227. f.)

„So war er denn auch nicht nur religiös im Glauben, d. h. „sich zu einer besonderen inneren Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend" (L, 77), „wandelnd auf weiter bunter Flur ursprünglicher Natur, badend im holden Born der Ueberlieferung, der Gnade (II, 227), sondern auch fromm, in Gesinnung und Wandel, indem er als Grundlage einer jeden Religion die Pietät erklärt, und diese Tugend so schön und nachdrücklich schildert, daß man sieht, das innerste Gefühl ihres Besitzes habe ihm diese Worte eingegeben:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freywillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten:
Wir heißen's Fromm seyn." (III, 27. XLIX, 98.)

Es wird nicht nöthig seyn, noch mehr auszuheben; das Gegebene zeigt zur Genüge, worauf der Verf. ausgeht. Die verschiedenen Entwicklungsstufen, die Göthe unläugbar durchgemacht hat, beachtet er nicht, und es kommt ihm nur darauf an, nachzuweisen, was freylich noch niemals bezweifelt worden ist, daß in Göthe's Gemüth jenes Allgemeine vorhanden gewesen, was die (subjective) Grundlage einer jeden Religion ausmacht.

Von jeher hat es Anstoß erregt, wie Göthe in den Venetianischen Epigrammen und noch stärker in einem Briefe an Zelter (Nr. 792) seine Antipathie gegen das Kreuz ausspricht. Dem Verf. geräth seine Apologie gerade an diesem Puncte schlecht genug; denn indem er damit beschäftigt ist, widerfährt es ihm, daß er selbst in den Kampf gegen das Kreuz hineingezogen wird. Er findet es ganz in der Ordnung, daß dem Gestalten liebenden, Alles gestaltenden Künstler, das Kreuz, als mathemathisches Ergebniß von zwey Linien, die sich schneiden, ein zu leeres, Nichts sagendes, Nichts erweckendes Symbol gewesen sey, das ihm in keiner Ausschmückung und Verzierung, etwa ein Ehrenkreuzlein ausgenommen (Z. Nr. 792), etwas,

das ihn erbaut hätte, habe abgewinnen können. Diesen vier Winkeln um einen Mittelpunct sey nirgends zu entgehen, man sehe sie, wenn man nur die Augen aufthue, im Zimmer am Fensterkreuz, im Freyen an den vier Weltgegenden, auf allen Querstraßen, kurz in hunderterley Vorkommenheiten. „Die Gestalt des Menschen selbst," sagt er, „reducirt sich zuletzt auf dieses Schema, so daß ein Jeder nicht nur sein eigenes Kreuz hat, sondern ist. Was wäre daran Erbauliches, Religiöses?"

Man sieht, wie der Verf. im Haß gegen das Zeichen der Welterlösung mit seinem Meister wetteifert, und es muß hier bemerkt werden, daß eine Ader dieser Art sich durch das ganze Buch zieht, was besonders in solchen Stellen zu Tage kommt, wo, in seltsamer Uebereinstimmung mit dem Koran, von Nazarenern geredet wird, statt von Christen. Doch genug hievon, da wir noch einen Blick auf den zweyten Band des Riemer'schen Werkes zu thun haben.

Ohne alle Frage bedeutend werthvoller sind die Mittheilungen des zweyten Bandes, die Göthe's Leben von seiner Ankunft in Weimar bis zu Schiller's Tode sehr ausführlich bis S. 516 behandeln, worauf noch drey Abschnitte folgen: Göthe's Schriften, Göthe's Urtheile (über Dichter, Künstler, Kunstkenner, Naturforscher, Philosophen, Regenten und Staatsmänner) und zuletzt Göthe's Tischreden.

Göthe selbst hat uns über seine Jugend (1749 — 1775) in Dichtung und Wahrheit sehr ausführlichen Bericht gegeben. Vom Jahre 1786 an sehen wir uns zuerst durch seine Briefe aus Italien, für die spätere Zeit durch seinen Briefwechsel mit Schiller und Zelter über sein Leben hinlänglich unterrichtet. Aber nicht leicht möchte es einen Leser von Dichtung und Wahrheit geben, den es nicht höchst unangenehm berührt hätte, daß jenes Werk gerade da abbricht, wo wir auf weitere Nachrichten begierig geworden waren, und daß die Briefe, die einigermassen die Stelle einer Fortsetzung vertreten, erst um 11 Jahre später beginnen, so daß zwischen 1775 und 1786 eine Lücke bleibt, zu deren

Ausfüllung uns nichts geboten wird. Wenn es nun immer sehr zu bedauern bleibt, daß der Dichter gerade diese Periode, deren Bedeutsamkeit sich ahnen ließ, auf keine Weise schildern, oder auch nur den Hauptmomenten nach andeuten wollte, so ist es doch sehr dankenswerth, daß Riemer dieselbe zu einem besondern Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat und es ist in keiner Weise ein überflüssiges, ein tadelnswerthes Unternehmen, wenn der Verf. „im Rücken des Meisters," der es allerdings allein gekonnt hätte, den Versuch macht, ob nicht aus seinen eigenen authentischen Daten, aus den zerstreuten, aber nicht unzuverläßigen Nachrichten seiner Freunde, ja selbst aus nur hingeworfenen Winken und leisen Andeutungen, eine ungefähre Skizze jener Jahre zu entwerfen seyn könnte.

Das Erste, was der Verf. uns hier darbietet, ist, daß er uns in dem Abschnitt, den er der Darstellung „Weimarischer Zustände" widmet und mit den Namen: Anna Amalia, Carl August, Louise, Göthe näher bezeichnet, gleichsam den Grund und Boden beschreibt, auf dem das Leben des Dichters sich fortan bewegte.

Mit Begeisterung spricht der Verf. von der Herzogin Amalia, der Mutter Carl August's, dieser

> „Urenkelblüthe des Hauses Este und Nichte Friedrichs II", die „in den uralten sächsischen Fürstenstamm ein frisches, heiteres Geblüt gebracht und dem Lande in ihrem Erstgeborenen einen Prinzen geschenkt, mit dem eine neue Aera für die Geschichte seines Landes sowohl, als der deutschen Literatur überhaupt beginnen sollte."
>
> „Durch ihre vormundschaftliche Regierung kam über Hof, Stadt und Land einer der Hauptvortheile und Gewinne, die man allgemein einer weiblichen Regierung zugesteht und nachrühmt. Nicht nur daß unnöthige Strenge und Härte aufhörte; es verbreitete sich nun auch, durch eine bisher ungewohnte Milde und Humanität, mehr Heiterkeit und Lebenslust über das Land, ausgehend von einer jungen, schönen, liebenswürdigen, geistreichen und jovialen Fürstin, der Jedermann zu dienen und zu gefallen sich bestrebte.
>
> Die tüchtigsten, geschicktesten, vortrefflichsten Männer jeder Art wußte sie selbst um ihren Thron zu versammeln, vor dem nur die Grazie den Rosenscepter senkte und alle wetteiferten, sich ihm nütz-

lich und angenehm zu machen. Von ihren vielen und großen Verdiensten um die materielle Wohlfahrt des anfangs durch die Kriegsläufte und Calamitäten sehr bedrängten Landes, wie um die Erziehung ihrer Söhne und der dadurch gegebenen Veranlassung, Weimar zu einem Sitz der Musen und aller Musenkünste zu erheben, hat vor Andern Göthe selbst so bündig als gründlich geschrieben. (XXXII. 223.)"

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung).

In dem gegenwärtigen Aufsatze (S. 269 — 281) weiset Hr. Sch. die Bestätigung des obigen Gesetzes aus den Resultaten der von Hrn. Regnault angestellten Untersuchungen bey Oxyden von verschiedenen Formen, bey Schwefelverbindungen, in Chlorverbindungen u. s. w. auf eine überzeugende Weise nach.

4. Mit einer Alles berücksichtigenden Genauigkeit hat Hr. C. Depretz nach Black und Rudberg (S. 177 — 184) das Verhalten der Körper zur Wärme zu untersuchen gestrebt, und beschreibt weitläufig die Art und Weise seines Verfahrens, woraus ohne eben specielle Resultate anzugeben, im Allgemeinen hervorgieng, daß die Wärmecapacität im flüssigen Zustande größer als im starren, und daß die latenten Wärmen beynahe (annäherungsweise) im umgekehrten Verhältniß der Atomengewichte stehen.

5. Hr. Schröder hatte schon in der Versammlung der deutschen Naturforscher zu Erlangen einen Vortrag über die Ausdehnung der Körper durch Wärme gehalten. Gegenwärtig giebt er (S. 282 — 291) nach demselben eine Darstellung seiner Ansicht, welche ihn zu dem Satze führt, daß „die Ausdehnung des Atomvolumens durch die Wärme im Allgemeinen um so größer ist, je näher dieselben bey der betreffenden Temperatur ihrer Schmelzwärme liegen, wenn sie auch in dieser Hinsicht nicht bey jeder Temperatur genau die Reihe befolgen, in der sie nach ihrer Schmelzwärme geordnet sind." Aus der Vergleichung der erhaltenen Resultate entstand die Vermuthung, daß die Atomvolume der einfachen Körper Ausdehnungen geben, welche dann in einfachen Verhältnissen stehen, wenn die Atomvolume

selbst in demselben stehen. So ist das Atomvolum von Platin, Palladium und Zink = 56, das des Bleyes und des Wassers = 112, und die Ausdehnung des Platins und Palladiums = 0,16, des Zinkes = 0,48 = 3 × 0,16, des Bleyes = 0,96 = 6 × 0,16, des Wassers = 5,12 = 32 × 0,16, und die der Gase = 8 × 32 × 0,16.

D. Meteorologie.

1. Um die Höhe der Wolken zu messen, sind verschiedene Methoden vorgeschlagen und angewendet worden. Hr. Pouillet (S. 41 — 57) ist aber mit keiner bis jetzt gebrauchten zufrieden, indem sie alle noch Manches unermittelt lassen.

Nachdem daher Hr. P. a) die Bernoulli'sche, b) die Lambert'sche, c) die Arrago'sche angewandt von den Offizieren der Fregatte Venus, und d) die Methode vermittelst der gemessenen Höhe eines Luftballons, der sich in Wolken befindet, aufgestellt und kritisirt hat, schlägt er vor die Beobachtung eines Punktes aus zwey Standpunkten, an welchen die nothwendigen Instrumente (Theodolith und Chronometer) aufgestellt sind.

Diese Methode wurde auch sogleich ausgeführt in sechs Beobachtungen an zwey von verschiedenen Winden getriebenen Wolkenschichten, welche mit hinlänglicher Genauigkeit die senkrechte Höhe der unteren Wolken 7500, der höheren 12000 Met. geben. Hr. P. verspricht sich aus dieser neuen Weise die Wolken zu studieren viele neue Resultate, besonders, weil ein einziger Beobachter dazu hinzureichen scheint, weil er sich auf einer Eisenbahn so schnell bewegen kann, daß eine Veränderung des ausgewählten Punctes inner dieser Zeit kaum eintreten kann.

Was die Beobachtung der Richtung des Windes durch einen einzigen Beobachter in verschiedenen Höhen anbetrifft, so giebt Hr. P. eine Methode, und selbst den Vorschlag zu einem zweckgemäßen Instrumente an. Die Methode beruht auf der Relation zwischen der Zenithdistanz der Wolke und dem Winkel zwischen ihrer Verticale und der Verticale des Beobachters, wo erweislich der Sinus dieser letztern proportional ist der Tangente der ersteren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Göthe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Man hat den Weimarischen Hof schon oft mit dem von Ferrara zu den Zeiten Ariost's und Tasso's verglichen. Der Verf. bemerkt dagegen mit Recht, das Weimarische Hofverhältniß sey ein viel naiveres, von einem sittlich-ästhetischeren Charakter, von ungleich bedeutenderen literarischen und politischen Folgen und Wirkungen, als das des italienischen Hofes; die Stellung der deutschen Dichter zu ihrem Fürsten freyer, ehrenhafter, humaner. Eine so wundersame Constellation deutscher Gestirne, einer Fürstin wie Anna Amalia, eines fürstlichen Sohnes wie Carl August, einer fürstlichen Gemahlin wie Louise, in dem Widerschein eines geistigen Polarlichtes, wie es der poetische Genius Göthe's ausströmte, das jene eben so verherrlichte, wie es durch sie verherrlicht ward, offenbare in sich eine viel besonderere Gunst der Weltgeschicke, die sowohl an das Gemüth rede, als dem Verstande Stoff und Anlaß zu mannigfaltigen Betrachtungen gewähre. In der Geschichte werde sich kein völlig congruirender Fall nachweisen lassen, und jener behalte durch den Charakter der Personen und der Zeitumstände immer ein rein individuelles Ansehn.

Sehr charakteristisch ist am Schluß dieses Abschnitts die von dem Herzog zu den Acten gegebene Erklärung, deren Veranlassung in der Mißgunst lag, die sich in Weimar gegen Göthe's Anstellung erhoben hatte.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: Göthes Leben und Wirken, und erstreckt sich vom J. 1775 bis 1786. Der Verf. geht hier davon aus, daß sich gerade über diese Periode schlimme Gerüchte verbreitet haben, die zum Theil in gleichzeitige Schriften, wie Briefe und Journale übergegangen, zum Theil in mündlichen Traditionen fortgepflanzt, noch gegenwärtig in der Klatsch- und Lesewelt fortwirken. Um diese theils zu widerlegen, theils zu berichtigen, findet er es gerathener, statt einer künstlich poetischen Schilderung jener Zeit, die nicht möglich seyn möchte, lieber die eigenen, selbstbewußten Confessionen Göthe's und seiner nächsten Freunde actenmäßig aus gedruckten und ungedruckten Quellen im Wesentlichen, wenn auch sonst fragmentarisch, in chronologischer Folge mitzutheilen und so die Zeit selbst reden zu lassen. Wir können dieß nur billigen, indem wir hierin eine sehr schätzbare Vorarbeit für eine künftige Biographie des Dichters sehen.

Es war am 7. November 1775, daß Göthe nach Weimar kam. Am 21. December desselben Jahres schrieb er von Wielands Zimmer aus Folgendes an Lavater:

> „Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meist in freyer Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wieland zugebracht habe, ziemlich müd' und ausgelüftet von der Eisfahrt, sitze ich bey Wieland, und will sehen, was ich an dich zusammenstoppele über die mir geschickten Capitel der Physiognomik, kurz genug und, will's Gott, bündig und treffend, das ist alles; denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens bis zu Nacht umgetrieben werde. — Wieland hat mir seine Gefühle gegeben, und so wird Alles gut werden. — Ich bin hier, wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen. Mir geht Alles nach Herzenswunsch."

Aus derselben wird ein Brief des Herzogs an Göthe mitgetheilt, der so beginnt:

„Lieber Göthe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freyerer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir.“

Schon im Juny des folgenden Jahres (1776) empfieng Göthe das Decret, das ihn zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und einem Gehalt von 1200 Thalern ernennt.

Seine erste Geschäftsthätigkeit führte ihn nach Ilmenau. „Wir sind hier,“ schreibt er von da, „und wollen sehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen.“ Dieß wurde die Veranlassung zu Göthe's mineralogischen Studien; übrigens zeigte sich hier schon der ökonomisch-administrative Sinn, der sich später in andern Zweigen der Verwaltung zum Vortheil des Fürsten und des Landes bethätigte. Wieland ist in dieser Zeit so begeistert für Göthe, den er einen großen, edeln, herrlichen, verkannten Menschen nennt, daß er schreibt: „Göthe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte allenthalben seyn!“ Den Aufenthalt in Weimar verschönerte er sich durch den Ankauf eines Gartens, von dem er schon im May des Jahres 1776 schrieb:

„Hab' ein liebes Gärtchen vor'm Thore, an der Ilm, schöne Wiesen in einem Thal. Ist ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen“ u. s. w.

Einige Notizen, wie er den November desselben Jahres zubrachte, mögen einen Blick in sein damaliges Leben thun.

„Den 1. November pflanzte er Linden; den 7. brachte er die Bienen zur Winterruhe; Abends Baugrillen im Garten und Feldzug gegen die Jahres-Zeit; hatte am 15. Probe von den Mitschuldigen, und spielte am 21. in seinen Geschwistern, die er am 26. October erfunden und bis zum 31. abschriftlich fertig gemacht hatte.“

Im April des Jahres 1777 finden wir ihn schon wieder in großer Thätigkeit in seinem Garten. Er legte damals die noch jetzt bestehenden Hecken um denselben an und pflanzte Eichen und andere Bäume, wie er bereits im vorigen Jahre die Linden gesetzt hatte, die in herrlichem Wuchs emporstrebend noch jetzt das hochgewölbte, schattige Laubdach bilden, unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur einsam sinnend und dichtend zu wandeln liebte, sondern auch gastlich Fremde, wie Einheimische, gern empfing und geistig und leiblich zu bewirthen pflegte. In jenem glücklich zufriedenen Zustand überraschte ihn eine Trauerbotschaft von dem Tode seiner geliebten, einzigen, an den Amtmann Schlosser verheiratheten Schwester Cornelia. „Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag.“ Mit diesen wenigen Worten fand man in seinem Tagebuch den 16. Juny bezeichnet, und die folgenden Tage mit den Worten: „Leiden und Träume.“ Gegen Ausgang des Jahres findet er sich in seinem Gartenhaus wieder so glücklich, daß er eines Morgens bey'm Erwachen in ein Gebet ausbricht:

„Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter einem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu lassen; aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen, wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!“

Es war noch in demselben Monat, als er (29. November) jene berühmte von ihm in Versen besungene, in Prosa geschriebene und commentirte Harzreise zu Pferde unternahm, die in der vorgerückten winterlichen Jahreszeit, bey den kurzen Tagen und schlechtem Wetter und Wegen nicht ohne Gefahr und Abenteuer ablaufen konnte. Von den Bemerkungen zu dieser Reise, die Hofrath Riemer nachträglich aus Göthe's Tagebuch giebt, möge hier nur eine stehen.

Am 10. December. Früh nach dem Torfhause in tiefem Schnee; ein Viertel nach 10 Uhr aufgebrochen, von da auf den Brocken. Schnee eine Elle tief, der aber trug. Ein Viertel nach Eins droben. Heiterer, herrlicher Anblick. Die ganze Welt in Wolken und Nebel, und oben Alles heiter. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst u. s. w.

Am 16. December sehen wir ihn wieder in Weimar und den 30. Dec. spielt er zu Ettersburg in seinen Mitschuldigen den Alceste.

Zu Anfang des Jahres 1778 beendigte er das erste Buch des Wilhelm Meister. Im May begleitete er den Herzog nach Berlin, wo er Spalding predigen hörte, Chodowiechi und die Karschin besuchte. Etwas klagend geht er aus diesem Jahre hinaus.

„Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht. Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereyen kümmere, nicht klatsche nnd solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm. — Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammen zu drängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorstehende neue Eckelverhältnisse durch die Kriegs-Commission. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch Alles durch.“

Mit dem 5. Januar 1779 treten die nicht angenehmen Verhältnisse der Kriegs-Commission ein. Die erste Session am 13. Januar findet ihn fest und ruhig. Er hatte allein dieses Geschäft die Tage vorher vorgenommen, sich, nach seinem Ausdruck darin gebadet und war voll guter Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens. „Der Druck der Geschäfte,“ setzt er hinzu, „ist sehr schön der Seele; wenn sie eutladen ist, spielt sie freyer und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm eckel.“

Außerdem war er gleichzeitig mit einer Wegbau-Commission beauftragt worden. So sind denn außer der Actenkramerey, Durchstörung der unordentlichen Repositur, fatalen Nachbarverhältnissen durch Beunruhigung des Amts Großen-Rudstädt von den Preußen, auch noch Auslösung der Militärpflichtigen und Wegbesichtigung die nächsten Geschäfte, worüber die drey ersten Monate des Jahres (1779) hingehen. Dennoch weiß er sich nicht nur im Geschäfte aufrecht zu erhalten und bey allen Verhältnissen fest und ruhig zu seyn; noch mehr, er bewährt seine eben mitgetheilte Bemerkung über den Druck der Geschäfte auf die Seele, daß sie, davon entladen, freyer spiele und des Lebens genieße, durch sein eigenes Beyspiel. Denn während und inmitten dieser Störungen, besonders vom 14. Februar bis 28. März, wo er am Tage die Straßen des Herzogthums besichtigt, in Begleitung eines

Artillerie-Hauptmanns, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienste ausliest, des Abends und Nachts in den kleinen Städten und Ortschaften rastet, arbeitet er an seiner Iphigenia, die zwar früher schon — vielleicht 1776 — erfunden, doch erst jetzt in der kurzen Zeit concipirt, dictirt, vollendet, abgeschrieben, vorgelesen und am 6. April zum ersten Mal aufgeführt wird. Die drey ersten Acte wurden in Alstädt zusammen gearbeitet. Der vierte wurde am 19. März auf dem Schwalbenstein bey Ilmenau geschrieben und das Ganze am 28. März vollendet. Sogleich bey der ersten Aufführung hatte er die Autorfreude, „eine gar gute Wirkung, besonders auf reine Menschen, wahrzunehmen.“

Im demselben Jahre hat ein landwirthschaftskundiger Mann, Land-Commissarius Bätty, der ihm von dem Zustande der Kammergüter Nachricht gab, die mit seinen Vorstellungen ziemlich zusammentrafen, große Einwirkung auf ihn, und veranlaßt ihn sogar zu dem Wunsch:

— „Will's Gott, daß mir Acker und Wiese noch werden, und ich für diesen simpelsten Erwerb der Menschen noch Sinn kriege, und zu ganz eigenen Bemerkungen über den „Instinct zu irgend einer Sache.“

„Jedes Werk, was der Mensch treibt, hat, möcht' ich sagen, einen Geruch. Wie im groben Sinne der Reiter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden: so ist's auch im Feineren. Die Materie, woraus einer formt, die Werkzeuge, die einer braucht, die Glieder, die er dazu anstrengt, das Alles zusammen giebt eine gewisse Häuslichkeit und Ehstand dem Künstler mit seinem Element. Diese Nähe zu allen Saiten der Harfe, die Gewißheit und Sicherheit, womit er sie rührt, mag den Meister anzeigen in jeder Art. Er geht, wenn er bemerken soll, gerad auf das los, wie Bätty auf einem Landgut; er träumt nicht, wie unser einer ehemals um bildende Kunst. Wenn er handeln soll, greift er gerade das an, was nöthig ist. Gar schön ist der Feldbau, weil Alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache, und Glück und Unglück die primas vias der Menschheit trifft. Aber ich spüre zum Voraus, es ist auch nicht für mich. Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen, mein Daseyn ist einmal nicht einfach; nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiegen möge, mir aber schöne

Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzupumpen. Man beneidet jeden Menschen, den man auf seine Töpferscheibe gebannt sieht, wenn vor Einem unter seinen Händen bald ein Krug, bald eine Schale, nach seinem Willen hervorgeht. Den Punct der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines Jeden darin besonders zu Rathe gehen muß und Niemanden angehören darf.“

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

(Schluß.)

Daß die Stürme Folge eines bedeutend verminderten Druckes der Atmosphäre seyen, lag von jeher so nahe, daß schon Otto von Guericke dasselbe mit Zuversicht behaupten konnte, und es zur meteorologischen Regel geworden, aus dem schnellen Fallen des Queckfilbers im Barometer auf Sturm zu schließen, und diesem das Fallen des erstern zuzuschreiben.

Dabey bleibt aber noch unentschieden, welche von beyden Erscheinungen die bedingende ist, und ob sie nicht beyde verschiedene Wirkungen einer und derselben gemeinschaftlichen Ursache sind.

Wenn nämlich schon die Minima der Barometerstände fast immer zu der Zeit stürmischer Erregung der Atmosphäre eintreten, so sieht man doch auch häufig das Barometer sehr tief, wenn laue Frühlingslüfte uns aus der Strenge des Winters in eine freundlichere Jahreszeit zu versetzen scheinen. Dasselbe ist der Fall bey Erdbeben.

Ein solches ungewöhnliches Fallen des Barometers in ganz Europa am Weihnachtsabend 1821 veranlaßte Hrn. Brandes, Notizen darüber zu sammeln, und die Ergebnisse in seiner Dissertatio physica de repentinis variationibus in pressione atmosphaerae observatis. 4. 1826 darzulegen. Hr. B. zog hieraus das Resultat, der Sturm sey centripetal, und entstanden durch das Bestreben der umgebenden Luftmasse, das an einer bestimmten Stelle gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Allein diese Behauptung, meynt Hr. Dove, (S. 1 — 40) stimmt durchaus nicht mit den Beobachtungen und stellt dafür die Ansicht auf, daß die atmosphärischen Veränderungen entstehen aus dem Kampfe zweyer über dem Beobachtungsorte einander abwechselnd verdrängender Ströme, und daß daher das absolute Extrem dieser Veränderungen durch das einseitige Vorwalten des einen dieser Ströme hervorgebracht werde.

Diese Ansicht hatte Hr. D. schon 1828 (An. Bd. XIII.) durch Vergleichung der gesammelten Beobachtungen zu rechtfertigen gesucht, und nimmt sie in der gegenwärtigen Abhandlung wieder auf, und zeigt, daß Windesrichtungen Tangenten concentrischer Kreise sind, und daher die Kreise, welchen sie angehören, als wirklich existirend vorausgesetzt werden können. Hr. D. benützt zur Begründung und Darstellung seiner Ansicht die höchst sorgfältigen Untersuchungen des Hrn. Redfield in New-York, und des Gouverneurs der Bermudas Hrn. Lieutenant Colonel Reid, welche beyde zu denselben Resultaten geführt worden sind, wie Hr. Dove.

3. Bey heiterem Himmel fiel am 22. März 1841 Nachmittags 3 1/2 Uhr bey Grüneberg in Schlesien ein Meteorstein unter starkem Brausen und Kanonenschüssen ähnlichem Knalle, schlug ungefähr 1/2 Fuß tief in die Erde und hatte ungefähr die Form einer vierseitigen Pyramide. Er war offenbar Bruchstück eines größeren und wog 2 Pfund 9 Loth. (S. 495, 496.)

4. Nach den barometrischen Messungen des Hrn. F. Junghuhn ist die Höhe von 54 Bergen auf Java, deren höchster (Slamat oder Gedé, Berg von Tagol) 10630 Fuß erreicht, und durch die Mittheilung des Hrn. Prof. E. Mitchell die Höhe von sechs Puncten in Nordcarolina bestimmt worden. Unter den letztern ist der Black Mountain (6478 engl. F.) der höchste in den Vereinigten Staaten, und auf den Spitzen mehrerer derselben findet man Quellen von 48 — 53° Fahr. Temperatur. (S. 345 — 352.)

5. Aus einer von Hrn. Prof. Kupffer mitgetheilten Tafel über die Auf- und Zugänge der Newa von 1718 — 1840 ergiebt sich im Mittel aus 122 Beobachtungen, daß die Newa jährlich 146 Tage (2/5 des Jahres) mit Eis bedeckt ist, und das Klima von St. Petersburg in 120 Jahren weder strenger, noch milder, sondern nur eben unbeständiger geworden ist. (S. 638 — 641.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Göthe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Indem Göthe so, theils mit den Relationen Bätty's, theils mit den Kriegs-Commissions-Reposituren beschäftigt, theils in mancherley Gedanken und Planen die Zeit verlebte, ereignete sich ein bedeutendes Brandunglück, das ihn in neue Thätigkeit setzte, worüber wir ihn selbst hören.

„In der Nacht zum 25. July (1779) entstand ein gewaltiges Feuer zu Apolda. Erst früh erfuhr ich's, eilte hin und ward den ganzen Tag gebraten und gesotten. Der Herzog war auswärts in Bendeleben und Erfurt. Nun verbrannten mir auch meine Plane, Gedanken, Eintheilung der Zeit mit. So geht das Leben durch bis an's Ende, so werden es andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben habe; doch erwart' ich sittsam noch starke Prüfungen, vielleicht binnen vier Wochen. Meine Ideen über Feuerordnung wieder bestätigt, über hiesige besonders, wo man doch nur das Spiel, wie in Allem, mit den Karten spielt, die man in diesem Moment aufhebt. Der Herzog wird endlich glauben. Die Augen brennen mich noch von der Gluth und dem Rauch, und die Fußsohlen schmerzen mich.“

„Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Caminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bey meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beystehen.“

Vom größten Einfluß auf Göthe's Leben und ganze Stellung ist, wie man weiß, die Reise geworden, die derselbe mit dem Herzog und von Wedel gegen Ausgang Septembers im strengsten Incognito, und ohne daß in Weimar irgend Jemand das Ziel derselben gekannt hätte, unternahm. Ehe er sie antrat, schrieb Göthe einen prüfenden Rückblick auf sein Leben nieder, an dessen Schluß er sagt:

„Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sey, wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen, und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“

Die Reise gieng zuerst über Cassel nach Frankfurt. Hier verweilten sie in Göthe's älterlichem Hause nur wenige Tage und setzten ihre Reise fort über Speyer, Freyburg, Basel bis Genf, durchstrichen von hier das Thal Chamouny, durchzogen Wallis und kamen endlich über die Furca auf den Gotthard. Hier beschlossen sie still zu stehen und sich wieder nach dem Vaterlande zu wenden.

Welch einen beruhigenden, reinigenden Einfluß diese Reise auf Göthe gehabt, das geht aus einem, auch in anderer Hinsicht merkwürdigen Briefe hervor, den er am 30. November von Zürich aus an einen Freund in Weimar schrieb.

„So schön und glücklich, daß man sich nicht unterstehen darf zu preisen, ist unsere Reise bisher gewesen. Helfe die willige Glücksluft weiter und führe uns gesund wieder zu euch! So wohl mir's geht, so mannigfaltig das Leben ist, sehn' ich mich wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet, und wie ich Gott bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir an einander haben; daß die eher-

nen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden. Wenn werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte dich, und wenn ich unhold werde, zeig ihn mir vor, daß ich in mich kehre u. s. w."

„Hier bin ich bey Lavater, im reinsten Zusammenfluß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh bey allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud und Schmerz. Doch hab ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß Jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat: das schließt an einander und speit, was feindlich ist, sogleich aus!"

„Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drey Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe u. s. w. ist weder in Israel, noch unter den Heiden. — Leb wohl und vergnügt und thut das Eurige, wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung sind, Euch freundlicher, als jemals, entgegen zu gehen."

Nach seiner Rückkehr (13. Januar 1780) beschäftigte ihn zunächst die Redaction seiner Schweizerreise, deren wichtigster Theil aus einzelnen im Moment geschriebenen Blättchen und Briefen durch eine lebhafte Erinnerung componirt wird. Sie fand, da sie vorgelesen wurde, so viel Beyfall, daß Wieland sagte, sie sey ihm in ihrer Art eben so lieb, als die Anabasis.

„Das Ding ist eins von seinen meisterhaften Productionen, und mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geschrieben. Die Zuhörerinnen enthusiasmirten sich über die Natur in diesem Stück; mir war die schlaue Kunst in der Composition noch lieber, wovon jene nichts sahen. Es ist ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist. Das Besondere aber, was ihn auch hier, wie fast in allen seinen Werken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß der Ich, der Ille ego, überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Jactanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin selten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so characteristisch und zeichnen einen so edlen und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken."

Schon unterwegs hatte Göthe das kleine Singspiel Jery und Bäthely zu Stande gebracht, für dessen Composition er nun Sorge trug. Zugleich faßte er den Vorsatz, das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar zu beschreiben. Schon im April des Jahres 1780 hatte er viele Documente und Collectaneen zur Geschichte Bernhards zusammengebracht, konnte sie schon ziemlich erzählen, und hatte vor, wenn er erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönen Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herum gestreut haben werde, ihn einmal bey schöner trockner Nachtzeit anzuzünden und auch dieses Kunst- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publici brennen zu lassen.

In demselben Jahre arbeitete er zugleich, neben seinen zuweilen drückenden Geschäften, an den Vögeln und am Tasso.

Eben so sieht man ihn im Jahre 1781 in mannigfaltigster Beschäftigung. Einen tiefen Blick in seine Lage läßt uns folgender Brief thun, den er im August dieses Jahres an seine Mutter schrieb:

„Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu seyn, und sich durch nichts irre machen zu lassen! Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie im vorigen Jahre vermuthen und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens größtentheils zu thun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu seyn."

„Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich; wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merk und Mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich, ehe ich hieher gieng, bey Ihnen zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich

gewiß zu Grunde gegangen seyn. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bey der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich mir selbst und dem Schicksale überlassen durch so viele Prüfungen gieng, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig seyn mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu seyn, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aushellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter wurde, so fände ich doch *täglich Gelegenheit*, alle diese Eigenschaften bald im *Großen*, bald im Kleinen anzuwenden. Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unruhe bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweyt, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen, oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen, und da man hoffen kann, bey der Ernte das Unkraut von dem Waizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon gienge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indeß glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muthes, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freywillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bey Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeigenen und Taglöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir Manches viel saurer werden."

„Ich schicke mich," schreibt er an einen Freund, „nach und nach immer besser in das Beschwerliche meiner Aemter, schnalle mir die Rüstung nach meinem Leibe zurecht und schleife die Waffen auf meine Weise. Meine übrigen Liebhabereyen gehen

nebenher, und ich erhalte sie immer durch ein und die andere Zubuße, wie man gangbare Gruben nicht auflässig werden läßt, so lange noch einige Hoffnung von künftigen Vortheilen erscheinen will."

„Das Bedürfniß meiner Natur," so schreibt er an einen andern Freund, „zwingt mich zu einer mannigfaltigen Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam seyn müssen, um nur zu leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sey nun hier zeitlich oder dort ewig."

Und so macht er denn neben allen übrigen Arbeiten in der Mineralogie bedeutende Progressen; zugleich aber nimmt er nicht bloß auch osteologische und anatomische Studien vor, sondern er entschließt sich sogar, an der Zeichnungs-Akademie mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, um sie „auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sichtlicher Dinge zu erkennen und zu suchen." Man würde allerdings das Mögliche einer solchen Thätigkeit kaum begreifen, wüßte man nicht, daß Göthe im Ganzen von trefflicher Gesundheit gewesen und daß er seine Zeit und Kräfte auf eine Weise eintheilte, wodurch er ein früheres Wort: Man könnte viel mehr thun, ja das Unglaubliche, wenn man mäßiger wäre, an sich selbst wahr machte. Dieses mäßiger seyn, ist aber, wie der Verf. erinnert, nicht bloß von der leiblichen Diät im Essen und Trinken zu verstehen, sondern eben so sehr von der geistigen, vom nicht sich Uebernehmen in irgend einer geistigen Thätigkeit allein und in dem ausschließlichen Betrieb derselben, ohne Abwechselung und Uebergang zu andern, woran Göthe es bis ins hohe Alter nicht fehlen ließ, so daß er immer beschäftigt seyn konnte, ohne sich abgespannt zu fühlen. Wie man zu essen aufhören soll, wenn es am Besten schmeckt, so hörte Göthe auch wohl in einer behaglichen Geistesbeschäftigung früher auf, „nur um sich nicht zu hetzen." Er producirte fast immer nur in Ruhe und Sammlung und daher in der Einsamkeit und

am frühen Morgen. Er wartete immer den Wiedereintritt der gehörigen Stimmung ab, und wie er sich eines eigenen Cirkels zu diesem oder jenen Geschäfte aufgelegter Tage inne ward, so auch die Tagesstunden, von denen nicht jede zu jedem Vornehmen schicklich und förderlich sich finden ließ.

Sehr bezeichnend für das Innerlichste seiner Thätigkeit ist die Bemerkung:

„Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten uud entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammen geschleppt habe, und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink über's Ganze zusammen.“

Das Jahr 1782 wurde für Göthe dadurch bedeutend, daß er, ohne deßhalb seinen Platz im geheimen Conseil zu verlieren, Kammerpräsident wurde, wodurch er sich, wie er sagt, genöthigt sah, zwey volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so weit gesammelt seyn würden, daß er bleiben oder mit Ehren abdanken könnte. Dabey äußerte er sich jedoch sehr vergnügt darüber, daß er nun, wenigstens in diesem Fache, nicht mehr das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden habe. Daß er bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, helfe ihm unendlich; er habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. An Lavater schreibt er in dieser Zeit, von sich habe er ihm nichts zu sagen, als daß er sich seinem Beruf aufopfere, indem er nichts suche, als wenn es das Ziel seiner Begriffe wäre. Das neue Verhältniß nöthigte ihn, seinen Garten zu verlassen und ein geräumiges Haus in der Stadt zu beziehen. Hier kann er nun erst seine Sammlungen gehörig aufstellen und bald umgiebt ihn, wie er sagt, die ganze Naturgeschichte, wie Bacon's großes Salomonisches Haus. Seine vielen Geschäfte entschuldigten ihn, wenn er fast zu Niemand kam, und so fand er auch in demselben Jahre noch „gute Stunden,“ in denen er sich „die Mährchen aufschrieb, die er sich selbst zu erzählen“ von jeher gewohnt war.

Im Jahre 1783 versieht Göthe seine Kammerpräsidentur; seine Finanzsachen gehen besser, als er es vor einem Jahre gedacht; er hat Glück und Gedeihen bey seiner Administration, hält aber auch fest über seine Pläne und Grundsätze. In den Mußestunden arbeitet er an seinem W. Meister, von dem er das erste Buch unter dem 19. May an Knebel schickt. Inzwischen sammelt er zu seinen Naturstudien von allen Orten und Enden sowohl Mineralien, als Thierskelette und Knochen, wie für seinen bildenden Kunsttrieb Kupfer und Zeichnungen. Der Herzog selbst kauft Handzeichnungen an, „zu Nutzen und Frommen seines Herrn Kammerpräsidenten,“ dem man mit so etwas ein bischen Freude machen und seine Taciturnität etwas entrunzeln könne.

Nach seinem Geburtstage (28. Aug.), „an welchem seine Weimarischen Freunde und Guten gar artig und lieb waren und ihm viel Freundliches erzeigten,“ trat Göthe eine Reise an, die ihn zunächst nach Ilmenau führte, wo er in wenig Tagen das Gedicht zum Geburtstag des Herzogs verfertigt. Am 7. September ist er des Nachts auf dem Gockelhahn des Ilmenauer Forstes und schreibt an die Wand des einsamen Bretterhäuschens, worin er übernachtet, die berühmten Verse, die er das Glück hatte, nach 48 Jahren an seinem 82. Geburtstag (28. Aug. 1831) zu recognosciren.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Hierauf setzt er seine Reise nach Göttingen und Cassel fort, sieht dort „die Gelehrten“ und hier „den gelehrten Hof“, besonders Sömmering, dem er bey Füllung einer aërostatischen Kugel behülflich ist, er kehrt bereichert mit naturhistorischen Kenntnissen und neuen Ansichten nach Weimar zurück.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert, Dr. Ph., Privatdocenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Zwey Theile. Leipzig. T. O. Weigel. 1840.

Daß Homeros die Schreibekunst zwar noch nicht gekannt, dessen ungeachtet aber in den beyden Gedichten der ursprünglichen Anlage nach, je ein Ganzes gebildet hat, so daß der Verf. der Ilias und Odyssee höchst wahrscheinlich ein und derselbe Dichter ist (vrgl. Th. 1. S. 295; 2 S. 166), diese Zugeständnisse Geppert's haben Recensenten ausnehmend erfreut. Hinwiederum nimmt letzterer keinen Anstand, eine Anzahl von Interpolationen kleineren und größeren Umfangs anzuerkennen und giebt namentlich die Δολώνεια, den Schluß von Il. ω von V. 722 an, zwischen welchem und dem vorhergehenden Vers eine augenscheinliche Lücke ist, ferner Od. ω, 1 — 204 und noch Mehreres unbedenklich preis, da er es bey seiner Ueberzeugung, Homer habe nicht geschrieben, für völlig unmöglich erachtet, daß die Gedichte dem ersten Aufzeichner unverfälscht in der Form überliefert worden seyen, in welcher sie der Dichter hervorgebracht hatte. Somit bestünde zwischen ihm und Herrn Geppert eine Zusammenstimmung in den Principien, wie sie gar nicht vollständiger gedacht werden könnte. Gleichwohl muß er denjenigen Athetesen, welche Geppert zuerst und bis jetzt allein versucht, aufs entschiedenste den Krieg erklären und bey aller Achtung vor dessen Fleiß und angestrengten Bemühungen gerade den Theil des Buches als den mißlungensten in Anspruch nehmen, der Kayser'n, den früheren Recensenten Geppert's in diesen Blättern, am meisten befriedigt hat, die Verurtheilung der Odyssee von O, 193 an. Wer nun, wie der Unterzeichnete kein eigensinniger, gründlicher Ueberführung unzugänglicher Conservativer ist, wie er denn z. B. Kayser'n einräumt, daß ein Widerspruch zwischen Il. π. 72 ff. und Il. ι in Absicht auf die Gesandtschaft an Achilleus nicht wegzuschaffen ist, für den ists in unseren hyperkritischen Zeiten doppelte Pflicht, der lohnenden Aufgabe, zu vertheidigen, was mit Unrecht angefochten wird, nach Kräften sich zu widmen. Aus diesem Grunde hat Unterzeichneter, dem es unlieb ist, gerade Kayser'n widersprechen zu müssen, die von der verehrten Redaction der g. A. an ihn ergangene Aufforderung einer nochmaligen Beurtheilung des Geppert'schen Werkes nicht ablehnen zu dürfen geglaubt.

Doch bevor wir uns eindringender mit dem bezeichneten Abschnitte der Odyssee beschäftigen und Geppert's fast etwas triumphirend ausgesprochene Meynungen durch Erörterung des wahren Sachverhältnisses widerlegen, müssen wir auf eine Hauptquelle von Geppert's Athetesen hinweisen, auf ein wunderliches, ja fast abentheuerliches Mißverstehn des Dichters der Sprache nach. Wir gehören wahrlich nicht zu denjenigen Recensenten, die von einem Versehn, einem Schreibfehler u. dgl. großes Aufheben machen, und in einem Buche, das, wie das vorliegende, Fleiß und Bemühung zeigt, pedantisch jede Kleinigkeit rügen; wir wissen jenen Bibelspruch, daß, wer sich ohne Sünde fühlt, den ersten Stein aufheben solle, gar wohl auch hieher zu beziehn. Wenn sich aber das über so manche Stelle gefällte Verdammungsurtheil häufig bloß auf ein grobes Mißverständniß gründet, wenn solche Mißverständnisse, auch wenn sie für die Kritik nicht relevant sind, Gepperts Einsicht in die homerische Poesie als eine noch nicht gereifte und durchgeprüfte

dokumentiren, da wird es Pflicht des Recensenten, vor Allem die Unsicherheit der Grundlage nachzuweisen, auf welcher die sprachliche sowohl, als die ästhetische Kritik des Hrn. Verf. ruht. Aus einer großen Menge von Belegen heben wir nur einige der schlagendsten heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Göthe ꝛc.

(Schluß.)

Im Jahre 1784 hatte das Ilmenauer Bergwerk guten Fortgang. Der neue Johannisschacht ward zu Fastnacht eröffnet, und Göthe'n machte es viel Vergnügen, daß nach Ueberwindung so mannigfaltiger Hindernisse auch dieses Unternehmen so weit gebracht war.

„Ich bin fleißig," schreibt er einem Freunde, „und meine Sachen gehen gut, und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerley Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oeconomicum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde — das ist der ganze Kreis meines Daseyns, in den ich mich klüglich verschanzt habe."

Von seinem praktischen Talent, bey allgemeiner Noth und Gefahr die zweckmäßigsten Anstalten zu treffen, das er früher schon mehrmals bey Feuersbrünsten gezeigt hatte, gab er im März dieses Jahres bey einer Wassernoth in Jena einen glänzenden Beweis. Im Anfange des May beschäftigten ihn die Anstalten, das Verschwemmte wieder herzustellen und den ganzen Juny hatte er dem Eisenacher Ausschußtag zu widmen. Nach einem Ausflug auf den Harz, wobey er den geschickten Künstler Kraus zum Begleiter hatte, der ihm alle Felsarten charakteristisch zeichnete, hatte er im September einen Besuch seines Freundes Friedrich Jakobi, der für ihn, wie für Herder und Wieland gleich genußreich war. Die alte Freundschaft erneute und

befestigte sich. Jakobi schickt ihm hierauf alle Werke des Hemsterhuis, die ihn sehr freuten. Nun las er auch die Ethik des Spinoza und fühlte sich ihm sehr nahe, obgleich dessen Geist viel tiefer und reiner sey, als der seinige.

Nachdem er im letzten Viertel des Jahres sein osteologisches Specimen über das os intermaxillare geendigt und durch Hofrath Loder eine Uebersetzung ins Lateinische hatte veranstalten lassen, theilt er den Aufsatz zuvörderst Freunden mit. Er lebte um diese Zeit viel mit Herder, der damals mit seinen Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit beschäftigt war. Herder und Frau von Stein waren ihm damals vom größten Werthe; sie seyen die einzigen Capitale in Weimar, von denen er Interessen ziehe. Wie denn auch Herder ihm das schöne Zeugniß giebt, er trage seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und sey in jedem Schritte seines Lebens ein Mann. Mit jenem osteologischen Specimen gieng es ihm übrigens anfangs bey Sömmering und andern Fachgelehrten nicht gut, wodurch Göthe zu der Aeußerung veranlaßt wurde:

„Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat."

Im Jahre 1785 finden wir, daß Göthe nun auch die botanischen Studien in seinen Kreis zieht; aber übrigens geht der Bericht des Verf. über dieses und das folgende Jahr sehr in's Enge zusammen. Göthe sieht sich schon 1785 genöthigt, Carlsbad zu besuchen; im Jahre darauf ebenfalls. Man spürt immer mehr, daß seine Lage mit seinem Innern doch auf gewisse Weise im Widerspruch steht, und nun begreift man recht wohl, wie er dazu kommen konnte, sich plötzlich von allem loszureißen und sich ganz seinem eigentlichen Triebe hinzugeben, wie er dieß am 3. September 1786 that, indem er sich, wie er selbst sagt, von Carlsbad wegstahl, ohne daß seine Freunde wußten oder vermutheten, daß er weiter, als auf eine kleine Excursion ausgegangen sey, und es erst erfuhren, als er bereits in Italien war.

Wie bedeutend diese Reise für Göthe geworden, ist bereits aus seiner eigenen Darstellung bekannt. Hofrath Riemer giebt übrigens aus dieser einen ausführlichen Auszug von S. 208 — 308. Etwas kurz geräth der Bericht über die Jahre 1788 — 1793. Ausführlicher dagegen der über die folgenden bis zu Schiller's Tod (1805). Der Verf. legt hierbey den bereits bekannten Briefwechsel Göthe's und Schiller's zu Grunde, und sein Bestreben geht größtentheils dahin, zu zeigen, daß Schiller viel mehr durch Göthe gefördert worden sey, als dieser durch jenen. Hier aber bricht die Darstellung über Göthe's Leben ganz ab. Es folgt dagegen ein ausführlicher Abschnitt über Göthe's Schriften S. 517 — 640; und hier hat sich der Verf. wieder ein unläugbares Verdienst erworben.

Zuerst giebt er uns eine Gallerie Göthe'scher Schriften, deren Anordnung nach dem Alphabet allerdings zum Nachschlagen bequem seyn mag, aber doch den bedeutenden Nachtheil hat, daß das Einzelne, indem es nicht an seiner geschichtlichen Stelle zum Vorschein kommt, ganz abrupt dasteht. Doch der Verf. hat es uns zu wiederholten Malen eingeschärft, daß man ein Werk nehmen müsse, wie es ist, und so wollen wir uns nicht ungelehrig zeigen und uns dieses ohne Zweifel sehr belehrenden Abschnittes freuen.

Ein Schriftwerk hat, wie der Verf. treffend bemerkt, so gut eine Geschichte seines Entstehens und allmähligen Werdens, seiner Schicksale in Bezug auf Förderung oder Hemmung, auf günstige oder ungünstige Aufnahme, seiner Wirkungen, seiner Erhaltung und seines Untergangs, wie jedes andere Menschenwerk, ja wie der Mensch selbst. Diese Geschichte muß man kennen, um bey Beurtheilung eines solchen Werkes nicht bloß die Kunstregel und deren Erfüllung im Sinne zu haben, um nicht bloß zu bestimmen, wie es hätte werden sollen, werden müssen, sondern auch zu begreifen, warum es nicht so, vielmehr nur anders werden konnte. In diesem Sinne ist es, daß der Verf. über Göthe's Schriften spricht.

Am Erwünschtesten möchte es vielen Lesern seyn, wenn wir beyspielsweise etwas über den zweyten Theil von Göthe's Faust ausheben.

„Der Faust als mythische Person mußte in dem Faust des Dichters durch Genese und Epigenese den Weg einer langen und großen Umwandlung machen, und der zweyte Theil ein anderer werden, weil er auch erst gelebt werden mußte, d. h. im Fortschritt des Lebens sich erst entwickeln konnte."

„Wie es schon ein ander Ding war, bemerkt G., das Stück 1788 ausschreiben, als 1773; so war es noch mehr ein anderes nah am Ausgang des Lebens 1827 — 1831. Denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf (XLIX, 17.), welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wären. (Z. Nr. 727.). Der zweyte Theil sollte und konnte nicht so fragmentarisch seyn, als der erste. Der Verstand hat mehr Forderungen daran, als an den ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser entgegengearbeitet werden. Die Fabel mußte sich dem Idealen nähern und zuletzt darin entfalten, die Behandlung aber des Dichters eignen Weg nehmen. Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantastische Irrthümer, in welche der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren durfte. Die Behandlung mußte aus dem Specifischen mehr in das Generische gehen, denn Specification und Varietät gehören der Jugend an."

„Tizian, der große Colorist, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher so concret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in Abstracto, z. B. den Sammet nur als Idee davon: eine Anekdote, die G. mir mehrmals mit Beziehung auf sich erzählte."

„So sind denn freylich einzelne, aber nicht gerade sehr wesentliche Partien nur angelegt und aus dem Groben gearbeitet; aber das, worauf es ankam, der Sinn und die Idee des Ganzen wird sich dem vernünftigen Leser entgegenbringen, wenn ihm auch an Uebergängen genug zu suppliren übrig bleibt. Schon lange wußte der Dichter, was und wie er es wollte und arbeitete daran nach Lust und Laune, wie ihn ein Motiv vor dem andern anzog. Nun ward aber das Ausfüllen gewisser Lücken sowohl für historische, als ästhetische Stetigkeit nöthig. Der Dichter setzte es so lange fort, bis er endlich für räthlich hielt auszurufen: Schließet den Wässerungscanal, genugsam tranken die Wiesen; und nun faßte er sich ein Herz, das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes in einander geschoben sind, zu versiegeln, damit er nicht etwa weiter auszuführen in Versuchung käme."

„Da steht es nun, schreibt er an einen Freund,

wie es auch gerathen sey, und wenn es noch Probleme genug enthalte und keineswegs jede Aufklärung darbiete, so werde es doch gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung verstehe; dieser werde sogar mehr finden, als der Dichter geben konnte."

„Die Helena ist eine der ältesten Conceptionen des Dichters, ruhend auf der Puppenspiel-Ueberlieferung, daß Faust den Mephistopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beylager heranzuschaffen. Er brachte sie schon von Frankfurt mit, und in seinen Tagebüchern ist angemerkt, daß er im Jahre 1780 den 23. und 24. März sie der Herzogin Mutter des Abends vorgelesen. Er hatte seitdem von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, wie der Briefwechsel mit Schiller ausweist, oder war ihr nachgeschlichen, wie er anderswo sich in seinem Wesen abconterfeiend humoristisch schreibt: aber geschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine vollen 3000 Jahre spielt, von Troja's Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi (1826). Dieses könne man also auch für eine Zeiteinheit rechnen in höherem Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung seyen aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs Genaueste beobachtet. Wie vielfach hatte sie sich in langen, kaum übersehbaren Jahren gestaltet und umgestaltet. Nun möge sie im Zeitmoment solidescirt endlich verharren. Ich zweifelte niemals, fährt er fort, daß die Leser, für die ich eigentlich schrieb, den Hauptsinn dieser Darstellung sogleich fassen würden. Es ist Zeit, daß der leidenschaftliche Zwiespalt zwischen Classikern und Romantikern sich endlich versöhne. Daß wir uns bilden, ist die Hauptforderung; woher wir uns bilden, wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falschen Mustern zu verbilden fürchten müßten. Ist es doch eine weitere und reinere Umsicht in und über griechische und römische Literatur, der wir die Befreyung aus mönchischer Barbarey zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken. Lernen wir nicht auf dieser hohen Stelle Alles in seinem wahren ethisch-ästhetischen Werthe schätzen, das Aelteste wie das Neueste? In solcher Hoffnung einsichtiger Theilnahme habe ich mich bey Ausarbeitung der Helena ganz gehen lassen, ohne an irgend ein Publikum, noch einen einzelnen Leser zu denken, überzeugt, daß wer das Ganze leicht ergreift und faßt, mit liebevoller Geduld sich nach und nach das Einzelne zueignen werde. Von einer Seite wird dem Philologen nichts Geheimes bleiben; er wird sich vielmehr an dem wiederbelebten Alterthum, das er schon kennt, ergötzen! von der andern Seite wird ein fühlender dasjenige durchdringen, was gemüthlich hie und da verdeckt liegt. Eleusis servat quod ostendat revisentibus! und es soll mich freuen, wenn dießmal das Geheimnißvolle zu öfterer Rückkehr den Freunden Veranlassung giebt. Die ersten Scenen des zweyten Theils vom Faust werden auf manche Weise ein frisches Licht auf Helena, die als der dritte Act des Ganzen anzusehen ist, zurückspielen. — — Da Alles, was von mir mitgetheilt worden auf Lebenserfahrung beruht, so darf ich wohl andeuten und hoffen, daß man meine Dichtungen auch wieder erleben wolle und werde. Und gewiß, jeder meiner Leser findet es an sich selbst, daß ihm von Zeit zu Zeit, bey schon im Allgemeinen bekannten Dingen, noch im Besonderen etwas Neues erfreulich aufgeht; welches dann ganz eigentlich uns angehört, indem es von einer wachsenden Bildung zeugt und uns dabey zu einem frischen Gedeihen hinleitet. Geht es uns doch mit Allem so, was irgend einen Gehalt darbietet oder hinter sich hat."

Sieht sich der Leser hierdurch über ein Werk belehrt, das auf den ersten Blick immer etwas Räthselhaftes und Fremdes haben wird, so mag an diesem Beyspiele ersehen werden, wie trefflich dieser ganze Abschnitt, der mit dem „Atelier Göthe'scher Dichtungen" schließt, worin wir mit des Dichters Vorsätzen und poetischen Anwandlungen bekannt gemacht werden, bearbeitet ist; wie denn auch der Schluß des ganzen Werkes: Göthe's Urtheile und Göthe's Tischreden recht viel Bemerkenswerthes enthält.

Kann man es nur bedauern, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, seine zahlreichen und zum Theil neuen Mittheilungen zu einem lebendigen Ganzen zu gestalten, was ohne Zweifel mit der polemischen Richtung desselben zusammenhängt, so muß doch anerkannt werden, daß das Werk, auch wie es vorliegt, den aufmerksamen und lehrbegierigen Leser zu einer tieferen Kenntniß Göthe's anzuleiten ganz geeignet ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der homerischen Gesänge von C. Geppert ꝛc.

(Fortsetzung.)

Il. υ, 194 sagt Achilleus zu Aeneas: ἀτὰρ σὲ Ζεὺς ἐρρύσατο καὶ θεοὶ ἄλλοι. Ἀλλ' οὐ νῦν σε ῥύεσθαι ὀΐομαι· wer sollte hier ein Mißverständniß für möglich halten? Geppert S. 12 findet in V. 195 den Gedanken „er (Achilleus) glaube nicht, daß jener (Aeneas) seinen Leichnam in seine Gewalt bekommen würde." — Indem G. S. 78 von der Mährchenwelt der Odyssee spricht, läßt er in derselben die libyschen Lämmer mit Hörnern auf die Welt kommen. Aber ist denn Od. δ, 85: ἵνα τ' ἄρνες ἄφαρ κεραοὶ τελέθουσιν nicht längst schon vom Unsinn jener Auffassung befreyt und richtig dahin erklärt worden, daß in Libyen die Lämmer alsbald nach der Geburt ihre Hörner bekommen, daß deren Entwicklungsprozeß sehr schleunig vor sich geht? Ἄρνες κεραοὶ τελέθουσιν, die Lämmer sind gehörnt, ist doch wahrlich nicht anders gesagt als Il. μ, 347: Λυκίων ἀγοὶ Ζαχρηεῖς τελέθουσιν. — Unter dem Helm Athene's, der Il. ε, 744 beschrieben wird als ἑκατὸν πολίων πρυλέεσσ' ἀραρυῖα, läßt G. S. 100 auch nach Hermanns Dissert. de hyperbole mit gänzlicher Verkennung sowohl des Gebrauchs von ἀραρυῖα als der hom. Vorstellungen von der Leiblichkeit der Götter noch immer „tausend Krieger ihre Köpfe verbergen." — Den Worten Apollons Il. ω, 33—54 kann er S. 116 gar nicht böses genug andichten, besonders von V. 46 an. Der Dichter sagt ganz einfach: „muß doch Mancher einen noch viel geliebteren verlieren (nämlich als Achilleus in Patroklos verloren), einen leiblichen Bruder oder auch einen Sohn; dennoch aber läßt ein solcher endlich vom Weinen und Klagen ab; denn die Moeren haben dem Menschen ein duldsam Gemüth verliehn. Achilleus aber thut nicht so, sondern seine aus dem maaßlosen Jammer entspringende Wuth gegen Hektor ist unersättlich, so daß er des letzteren Leiche noch fortwährend um den Grabhügel des Freundes schleift. Daß ihm das nur nicht übel bekommt; denn er mißhandelt in seinem Grimm sogar den stummen Erdboden." Die Sprache dieser Verse ist so leicht, so natürlich, daß sie nirgends auch nur der Möglichkeit einer Mißdeutung Raum zu lassen scheint; dennoch giebt Hr. Geppert S. 116 f. den Sinn derselben folgendermassen wieder: „es könnte ja wohl auch sonst vorkommen, daß jemand einen Andern, der ihm noch lieber wäre (als Hektor dem Achill, wie es scheint? sic), ja seinen Bruder und Sohn verloren hätte; aber nachdem er ihn beklagt und beweint hätte, so ließe er von ihm ab (sic! das ist das κλαύσας καὶ ὀδυράμενος μεθέηκε); denn die Moeren hätten ja den Sinn der Menschen zur Ertragung von Leiden geschaffen; dieser aber schleifte den Hektor um das Grab und verunstaltete nur (sic) die fühllose Erde." Hat man bisher schon kaum seinen Augen getraut, so drohn sie einem völlig zu vergehn, wenn man über das so erklärte κωφὴν γὰρ δὴ γαῖαν ἀεικίζει μενεαίνων S. 117 weiter folgendes liest:

„Von dem letzten Verse aber vollends sollte man wegen seiner beyspiellosen Nüchternheit und Abstraktheit gar nicht glauben, daß ihn ein Grieche gemacht hätte. Wenn Apollo das für die Herausgabe des Leichnams anführte, daß es ja nichts als eine Handvoll Staub wäre, so begreift man nicht, was sie eben dann auch noch für den Priamus für Werth haben konnte. Damit ist auch seine Sorge für diese werthlosen Reste und die ganze

Verhandlung über die Herausgabe des Leichnams und das 24ste Buch ohne alle vernünftige Tendenz hingestellt. So wenig wußte der Autor desselben, worauf es ihm eigentlich ankam, als er es dichtete!“

So wenig weiß Hr. Geppert — er verzeihe uns die Parodie — daß κωφὴ γαῖα nicht eine Handvoll Staubs, nicht die Leiche Hektors, sondern den fühllosen Erdboden bedeutet, der durch Achilleus' Verfahren gemißhandelt, entweiht wird. — Kaum minder befremdlich ist, was wir S. 145 lesen, daß sich vom Olymp, von den Wohnungen der Götter und ihrem Verkehre daselbst in der Odyssee „nur noch eine dunkle Sage findet.“ Dieß wird bewiesen mit Od. ζ, 42: *Οὔλυμπόνδ', ὅθι φασὶ θεῶν ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ ἔμμεναι.* Herr G. mußte gelesen haben, was Wolf in den Prolegg. p. LXXVII schon vor mehr als fünf und vierzig Jahren schrieb: Tironum gratia cum Meriano notandum est, illud *φασὶν* de rebus vel certissimis usurpari in fama minime obscurâ, non de iis, quae a nonnullis sive paucis traduntur.

Die weißglänzende Brust einiger Krieger, welchen Agamemnon Il. λ, 100, nachdem er sie getödtet, auch die Leibröcke ausgezogen hat, soll sich nach S. 155 nicht nur nicht mit dem λάσιον κῆρ der hom. Helden, sondern auch mit den *φρένες ἀμφιμέλαιναι* nicht reimen. Ja sind denn die *φρένες* außen auf der Haut? Stehen sie dem κῆρ parallel? — S. 175 heißt es in Bezug auf Il. κ, 75, wo erzählt wird, daß Agamemnon Nestor'n gefunden *εὐνῇ ἔνι μαλακῇ*: „er findet ihn in einem weichen Bette neben seinem Schiffe und Zelte. Welch' eine Situation für einen Krieger? Man mag es immerhin als den Vorzug des Alters betrachten, wenn Nestor in einem weichen Bette schläft, während andre auf ihrem Lager liegen ꝛc.; warum mußte er Angesichts des ganzen Heeres diesen seltsamen Luxus treiben und sich verweichlichen?“ Ich wage es kaum zu vermuthen, daß sich Hrn. G., indem er das weiche Bett Nestor's in einen Gegensatz zu dem Lager der Andern bringt, die Vorstellung unserer weichen Betten untergeschoben hat; indessen was hat ohne solche Voraussetzung Geppert's Tadel für einen Sinn?

G. scheint vergessen zu haben, daß jeder Held, der nicht gerade auf dem bloßen Erdboden liegt, an den *κώεσιν* oder *τάπησιν*, die er sich unterbreiten kann, ein weiches Bett hat ohne allen Luxus. — Leider weiß Hr. G. jedes Curiosum mit einem andern zu überbieten. Des Antilochos Worte Il. ψ, 791 f. *ὠμογέροντα δέ μιν φας' ἔμμεναι* (sc. *Ὀδυσῆα*)· *ἀργαλέον δὲ ποσσὶν ἐριδήσασθαι Ἀχαιοῖς, εἰ μὴ Ἀχιλλεῖ*, deutet Geppert also: „man sagt, daß er im Greisenalter sich befände, und es ist überhaupt (sic) schwer für die Achäer im Wettlauf zu kämpfen, außer für Achill“ (S. 180). Uebersetzt mir ein Schüler so, dann führ' ich ihm die Lehre von der Auslassung der Pronomina zu Gemüthe, vermöge deren nach *ἐριδήσασθαι* ein *αὐτῷ* oder homerisch ein *οἱ* zu suppliren ist, das auf Odysseus geht; aber darf denn diese Lehre auch ein Kritiker nicht kennen, der ein ziemliches Drittheil von Homer für unächt erklärt?— Nach S. 197 soll in Il. κ, 502: *ῥοίζησεν δ' ἄρα, πιφαύσκων Διομήδεϊ δίῳ* Odysseus schnarchen „um sich dem Diomedes verständlich zu machen und die Schlafenden oder diejenigen, die zufällig aufwachen konnten, zu täuschen.“ Freylich ein „komischer Nebenzug,“ nur Schade, daß ihn der Dichter nicht anbringt, der unter *ῥοιζεῖν* ein Räuspern, Husten oder Pfeifen, nur nicht ein Schnarchen versteht. — Gleich auf der folgenden Seite macht Hr. G. zur Beschreibung des Wettlaufs von Odysseus und Ajas, in der es heißt, Od. sey so flink hinter dem Ajas hergewesen, daß der Sand von dessen Fußstapfen nicht Zeit gehabt habe zusammen zu rinnen, bevor Od. hineingetreten, die feine Bemerkung: Es wäre doch höchst seltsam, wenn die Läufer nicht vielmehr nebeneinander, als dicht hintereinander gelaufen wären, wo sie sich unfehlbar Schaden thun mußten, wenn einer dem andern (??) auf die Ferse trat, wie es hier Od. beynahe mit dem Ajax macht.“ Gewiß! Od. wäre gern neben Ajas gelaufen, wenn er ihn nur völlig hätte einholen können; bis er dieß kann, läuft er einstweilen noch hinter ihm. Meynt etwa Herr Geppert, Od. hätte, wenn er hinter Ajas lief, wenigstens nicht auf derselben Linie mit ihm laufen sollen, sondern schräge neben ihm, so bedenkt er nicht, daß jeder Seitensprung des Od. ein Vorsprung für Ajas gewesen wäre.

In den Vorstellungen, die sich G. von Dingen des gewöhnlichen Lebens macht, ist er überhaupt so unglücklich, wie nur ein Gelehrter seyn kann, der Zeitlebens seine Studierstube nicht verlassen hat. Wir andern verstehn das ἀμβροσίην καὶ νέκταρ στάξε κατὰ ῥινῶν, was Il. τ, 39 Thetis mit der Leiche des Patroklos vornimmt, ganz einfach für ein Einträufeln des Flüssigen in die Nase, und in dem Folgenden ἵνα οἱ χρὼς ἔμπεδος εἴη unter χρὼς nicht bloß die Haut, sondern den Leib, der durch ein innerlich angewendetes Mittel vor der Verwesung geschützt werden soll; G. läßt Thetis dem Patroklos beydes unter die Nase reiben (S. 226). Dieß drückt Homer aber Od. δ, 445 folgendermaßen aus: ἀμβροσίην ὑπὸ ῥῖνα ἑκάστῳ θῆκε φέρουσα· und damit sich Hr. Geppert kein Bedenken mache, wie denn Ambrosia, als eine Speise, in die Nase gebracht werden könne, so bitten wir ihn auf den Grundbegriff von Ambrosia und die Verschiedenheit der Formen zu achten, in denen sie sich darstellen kann; vrgl. uns. hom. Theol. S. 41 ff. — In ähnliche Noth versetzt der Dichter Hrn. Geppert S. 231, wo die Stelle Il. τ, 347 besprochen wird, in welcher Zeus Athene'n mahnt, dem Achilleus Nektar und Ambrosia in die Brust zu träufeln, damit er nicht hungere. Das sey gar nicht zu erklären, meynt G., da die Götter doch essen wie die Menschen, ihre Speise somit wie die menschliche durch den Schlund muß. Als ob das Ganze etwas Anderes als eine übernatürliche, unsichtbare Machthandlung der Göttin wäre, von der Achilleus nichts anderes als die Wirkung zu spüren braucht; den Weg, auf welchem die unsichtbare Stärkung in Achilleus' Leib gelangt, denkt sich der Dichter ohne Zweifel als den natürlichen. So bequem sich nun auch das στάζειν der Vorstellung fügt, so ist doch in beyden angeführten Fällen etwas Wunderbares im Spiel; aber gar nichts Wunderbares ist in der Art, wie Priamos in Begleitung des Idaios ins griechische Lager fährt. In Il. ω, 265 — 282, ferner 322 — 326 ist so deutlich als möglich beschrieben, daß zwey Wagen bespannt werden, ein vierrädriger zum Transport der ἄποινα mit Maulthieren, die Idaios lenkt, dann ein gewöhnlicher mit Pferden für Priamos, von diesem selbst geführt. Aus diesen beyden Wagen macht Hr. Geppert einen einzigen, und findet es dann ganz eigenthümlich (S. 263), daß sie Pferde und Maulesel zusammenspannen, ja daß beyderley Thiere je besonders die Pferde von Priamos, die Maulesel von Idaios gelenkt werden, und kann gar nicht begreifen (S. 265), daß Hektors Leiche, die doch auf den Wagen gehoben worden sey, V. 697 von den Maulthieren getragen werde (ἡμίονοι δὲ νέκυν φέρον)! So wisse man nicht, ob sie auf dem Rücken der Thiere oder auf dem Wagen liege. Doch wir verzeihen Herrn Geppert dieß Alles gern; die Verstöße sind arg, betreffen aber, verhältnißmäßig nur Kleinigkeiten. Aber das verzeihen wir ihm nicht, daß er in Betreff der Verse ω, 486 ff.

Μνῆσαι πατρὸς σοῖο, θεοῖς ἐπιείκελ' Ἀχιλλεῦ,
τηλίκου, ὥσπερ ἐγών, ὀλοῷ ἐπὶ γήραος
οὐδῷ κ. τ. ἑ.

daß er hinsichtlich dieser Verse, die Jedem, der Homer mit Empfindung liest, das innerste Herz bewegen, zu sagen wagt S. 264: „statt dessen (was nämlich Priamus eigentlich hätte thun sollen) erinnert er ihn nur an Peleus!" Wir verzeihen ihm auch nicht, daß er den weltberühmten Vers Il. μ, 243: εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης, mit dessen Erklärung unsere Leser zu behelligen fast beleidigend wäre, nicht anders zu übersetzen weiß, als wie folgt: „Ein Glücksvogel ist mehr als genug, um das Vaterland zu vertheidigen," endlich daß er von „einer Schuld Hektors, von einem schönen Irrthum seines edeln Herzens spricht, indem er Ansprüche, die mit dem Schwert gemacht wurden, nun mit dem Schwert zurückweisen wolle und sich lieber zum Tode als zur Demüthigung unter die Uebermacht entschließe" (S. 273). Wer also spricht, der hat die Ilias nicht verstanden, und wäre er mit der Gelehrsamkeit aller Philologen der Welt ausgerüstet.

Gerne brechen wir ab, mit dieser zur Charakteristik des vorliegenden Buches unentbehrlichen, jedoch zu keiner wissenschaftlichen Ausbeute führenden Relation, um uns einer lohnenderen Aufgabe zu widmen, der Aufgabe, in der zweyten Hälfte der Odyssee Plan und Ordnung, Steigerung und Entwicklung nachzuweisen, wo Geppert nach Th. 1. S. 433. von dem Allen nicht das mindeste gewahrt.

Es ist uns zwar unmöglich, die zersplitterte Darstellung Gepperts, der die Handlung des Gedichts nicht in ihrem Zusammenhange verfolgt, sondern je nach den einzelnen Charakteren beurtheilt, in ihrem Detail zu berücksichtigen; dazu wäre ein Buch erforderlich; doch werden wir die von ihm am heftigsten angefochtenen Stellen, besonders die mit wahrer Verachtung behandelten Bücher XX und XXII in möglichst genaue Erwägung ziehn.

Ein böses Omen für Geppert ist es, daß er seine Ausstellungen an dem von ihm verworfenen Theile der Odyssee (von o, 193 an) sogleich mit einem Schnitzer beginnt, indem er S. 325 Telemachs Anrede an Peisistratos: *πῶς κέν μοι ὑποσχόμενος τελέσειας μῦθον ἐμόν;* durchaus nur auf ein früher schon gegebenes Versprechen beziehen zu können meynt, während die Worte doch nur besagen: möchtest du wohl meine Rede erfüllen, wenn du mir das jetzt versprochen haben wirst, d. i., möchtest du mir wohl meiner Rede Gewährung verheißen? Wenige Verse nachher, V. 199, macht er einen zweyten Schnitzer, indem er aus *μή με παρὲξ ἄγε νῆα* schließen zu können wähnt, als gehe in Widerspruch mit der Beschreibung des Weges in den ersten Büchern, wo Telemach vom Landungsplatze nach Pylos, von Pylos, ohne vorher an seinem Schiffe wieder vorbeyzukommen, nach Pherä und Sparta geht, der Rückweg von dorther nach Pylos an dem Schiffe vorüber. G. übersieht, daß die Reisenden nach V. 205 an einen Punkt gekommen sind, wo sich die Straße theilt, und links ein Fahrweg zur Stadt, rechts oder gerade aus ein zweyter, an das Meeresufer führt. Indem also Telemach auf jenem Scheidepunkte sagt: fahre mich nicht an meinem Schiffe vorbey, so ist das eine in allen Sprachen übliche Breviloquenz für: fahre mich nicht an dem Wege vorbey, der zu meinem Schiffe führt; und von einem Widerspruch ist keine Spur vorhanden.

Telemach kehrt also nicht mehr in Nestor's Haus zurück, sondern geht, nachdem er vorher den Seher Theoklymenos an Bord genommen, von dessen Wichtigkeit für die weitere Handlung nachher geredet werden soll, unverweilt in die See. Unterdessen, von o, 301 an, ist Odysseus bey Eumaios,

und führt mit diesem bis 495 ein nach Geppert (S. 298 f. 433) durchaus unnützes, nach unserm Dafürhalten zur Entfaltung der Charakteristik des Schweinhirten, den Od. nach des Dichters Angabe V. 304 auf die Probe stellt, ferner zur Darlegung der Geschichte des würdigen Mannes durchaus nothwendiges Gespräch, in welchem Hr. Geppert leider so manches wiederum nicht versteht, z. B. das *ὡς ἄρα τυτθὸς ἐὼν* V. 381, das in Eumaios Rede nicht begründet seyn soll, und sich doch so augenscheinlich auf V. 363 — 365 zurück bezieht. Wie viel würden wir von Eumaios nicht wissen, wenn von ihm bloß im Allgemeinen als von einem treuen Knechte, etwa wie von Philoitios geredet würde, nicht aber als von einem edlen Blute fürstlicher Abkunft, von einem geraubten Kinde, das in Laertes' Haus ein zweytes Vaterhaus und älterliche Liebe gefunden! Und dennoch meynt G., die Erzählung von Eumaios' Schicksalen stehe mit seiner Anhänglichkeit an das Haus und die Person des Od. in keinem Zusammenhang.

Am Morgen nach dieser Erzählungsnacht landet Telemach, der um den auflauernden Freyern zu entgehen die Insel westlich umfahren hat, an deren Nordseite. Nunmehr ist es Aufgabe des Dichters, ihn mit seinem Vater zusammen zu führen. Die Lösung derselben ist schon o, 36 angebahnt durch Athene's Gebot, vor allen Dingen nach der Heimkehr in Eumaios' Wohnung zu gehn. Dazu schickt er sich an, wohlgemerkt, ohne den Gefährten, die den Weg zur Stadt vollends im Schiffe zurücklegen, einen Auftrag an die Mutter zu geben. Jetzt fragt Theoklymenos, wohin er sich begeben solle. Telemach weist ihn zuerst an Eurymachos, endet aber seine Rede mit dem ominösen Worte: *εἴ κέ σφι πρὸ γάμοιο τελευτήσει κακὸν ἦμαρ* sc. *Ζεύς* (524). Indem dasselbe durch den Flug eines *δεξιὸς ὄρνις* bekräftigt wird, findet Theoklymenos Gelegenheit, die Bedeutung seiner Person für die Handlung zu bewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ist nämlich dieselbe mit einer Reihe von Zeichen aller Art begleitet, die, günstig für das Königshaus, ungünstig für die Freyer, zum Theil des kundigen Auslegers bedürfen, um jenem tröstend das Heil, diesen mit vergeblicher und darum uns nur um so mehr ergreifender Warnung, das Verderben vorzubedeuten. Dankbar für das tröstliche Wort, das ihm Theoklymenos prophetisch gesprochen, versorgt ihn jetzt Telemach sogleich bey Peiraios und macht sich auf den Weg in die Wohnung des Schweinhirten. Hr. Geppert sagt S. 327, man könne diese Stelle nicht lesen, ohne sich über den Unverstand des Dichters fast zu erzürnen, besonders weil er seinen Gast an Eurymachos, seinen bösartigsten Feind, weise, (als ob derselbe darum aller Ausübung der Gastfreundschaft unfähig wäre!) und weil er gleich nachher seine Meynung ohne alle Entschuldigung und Begründung wieder ändere.

Telemach trifft bey Eumaios ein (Od. π,), und herzlichst in Gegenwart des Fremdlings von jenem bewillkommt, fragt er noch auf dem Vorplatze sogleich nach seiner Mutter und ob sie noch in seinem Hause sey. Auf des Dieners bejahende Antwort tritt er ins Zimmer, und sein Vater, der Bettler-Rolle getreu, will ihm respectvoll Platz machen, was aber Telemach mit Leutseligkeit verhindert. Wahrlich der Dichter, der im allerersten Zusammentreffen des unerkannten Helden mit seinem Sohne diesen Zug anzubringen wußte, war mit nichten der alberne Tropf, zu den ihn G. in der Regel stempeln will. Natürlich fragt Telemach, wer der Fremde sey. Als ihm Eumaios denselben zur gastlichen Bewirthung empfiehlt, giebt er durch seine verlegene Antwort, daß er ihn vor dem Uebermuth der Freyer nicht schützen könne, dem Odysseus Gelegenheit zur prüfenden Frage, ob er sich denn derselben nicht zu entledigen vermöge, und, indem er das verneinen muß, ein Bekenntniß seiner Hülflosigkeit, das unmittelbar der Scene vorhergeht, in welcher ihm durch Wiedervereinigung mit dem Vater Heil und Rettung in Aussicht gestellt werden soll. Indem er nämlich sein ferneres Schicksal den Göttern anheimstellt, läßt ihn der Dichter für jetzt den Eumaios zwar, weil er die Scenen spart, nicht zu Laertes, wohl aber zu seiner Mutter abordnen, und motivirt dadurch sein Alleinseyn mit dem Vater, so daß diese Sendung nicht wie G. S. 433 will, nutzlos, sondern nothwendig und in der oben berührten Nichtabordnung der Gefährten schon vorausbedacht ist.

Kaum ist Telemach mit Od. allein, so erscheint Athene, von ersterem nicht gesehen, an der Thüre, und ermöglicht durch Verwandlung des bisherigen Bettlers in den stattlichen Helden, der er eigentlich ist, des Vaters Anerkennung vom Sohn, der im Wunder die Gewähr für Odysseus' Behauptungen hat. Daß Telemach, den der Dichter gar nicht als leichtgläubig schildert, durch des Odysseus wiederholte Berufung auf die Gottheit, durch dessen Reden und Benehmen endlich überzeugt wird, kann nur Hrn. Gepperts Hyperkrisie S. 300 unpoetisch und unglaublich finden. Hielt Telemach Odysseus nachdrückliches Wort V. 204: οὐ μὲν γάρ τοι ἔτ' ἄλλος ἐλεύσεται ἐνθάδ' Ὀδυσσεύς mit Allem was er sah, und warum nicht auch fühlte? zusam-

men, so war eine weitere Beglaubigung, dergleichen wir unten mehrere finden werden, unnöthig, ja störend. Die Rührung des endlichen Wiedersehns unterbricht Telemach mit der Frage, wie denn der Vater zurückgekommen sey, und erhält auch den vorläufig nöthigsten Bescheid; aber sogleich kommt Odysseus auf den Racheplan zu sprechen, den G. S. 304 freylich sonderbar findet. Sonderbar lautet die Sache in Geppert's Darstellung allerdings, aber erst in Folge des ungetreuen Referats und eines groben Mißverständnisses. Odysseus fragt vor Allem nach der Zahl der Freyer, um bemessen zu können, ob diese allein zu bestehen möglich, oder ob anderweitige Hülfe nöthig sey. Betroffen über des Vaters Wagniß giebt Telemach zwar die Zahl der Freyer an (auf deren Zählung durch G. wir der Raumersparniß wegen nicht eingehn), heißt ihn aber dringend auf Beystand sinnen. Gerade dieß läßt Geppert aus, und nun kommt freylich Odysseus' Antwort, der den Sohn erwägen heißt, ob Athene sammt Vater Zeus ihnen genügen werde oder ob sonst auf einen Helfer zu denken sey, etwas wunderlich heraus. Was ist aber seltsam und wunderlich, wenn Od. dem Sohn auf dessen Verlangen nach Helfern Zeus und Athene nennt, und wenn Telemach, der eben eine Probe der Wundermacht und Huld Athene's mit Augen gesehn, auch wirklich Zuversicht faßt und dieselbe ausdrückt mit dem Zusatze, daß diese Gottheiten auch sonst unter Menschen und Göttern die gewaltigsten seyen? Aber eben dieses ὥτε καὶ ἄλλοις ἀνδράσι τε κρατέουσι καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσιν mißdeutet Hr. G., indem er κρατεῖν mit dem Dativ des Plurals, was nach Od. λ. 485 der Erste seyn unter einer Menge bedeutet, übersetzt mit beherrschen, und in Bezug auf die hier ausgedrückte Stellung Athene's in der Götterwelt das proximos illi tamen occupavit Pallas honores so völlig vergessen hat, daß wir ihn abermal bitten müssen, unsere hom. Theol. S. 100 ff. nachzuschlagen, so wie über jenen Dativus unsere Anmerkung zu Il. β.. 285 oder auch nur Od. α, 71. — Was nun folgt, ist für die weitere Entwicklung der Handlung gerade das Allerwichtigste. Denn nachdem Od. dem Sohne die Weisung ertheilt hat, morgen frühe zur Stadt zu gehn, während er später nachkommen

wolle, dort aber im Hause die Mißhandlungen, welche die Freyer an ihm dem Vater verüben würden, geduldig mit anzusehen, und sie nur mit Warnungen und Abmahnungen zu begütigen, spricht er in V. 279. 280 (denn V. 281 — 298 sind längst mit Recht athetesirt) das Thema der epischen Handlung bis zum Bogenschuß in den Worten aus: οἳ δέ τοι οὔτι πείσονται· δὴ γάρ σφι παρίσταται αἴσιμον ἦμαρ. Denn das ists, wie wir sehen werden, was im Folgenden geschieht: alle Warnungen, von Menschen an sie gewendet, fruchten nichts mehr, sondern steigern nur ihren Frevel, weil ihr Maaß bereits voll ist, weil die Göttin, um die Strafe der Unthaten desto schrecklicher herbeyzuführen, die Lust am Bösen in ihnen jetzt selbst noch erhöht. Dieß übersieht Hr. Geppert so gut als die Angemessenheit der formellen Mittel, durch welche der Dichter die Haupthandlung der Odyssee, welche Telemachs Reise und Wiederkehr in sich begreift, in der Art zum Abschlusse bringt, daß innerhalb derselben die Fäden der folgenden, d. h. der Einleitung und des Vollzugs der Rache, bereits angelegt sind. Wenn wir nämlich erwägen, daß Telemach auf den nach obigem Verse folgenden Vorschlag seines Vaters, die Gesinnungen der Mägde und der auf dem Lande zerstreuten Knechte zu erforschen, hinsichtlich letzterer nicht eingeht, offenbar, um die Handlung auf Odysseus' Haus zu concentriren, daß inzwischen die Freyer sowohl als Penelope von der Rettung Telemachs aus den Händen der Mordgesellen unterrichtet werden, daß sich hieran ganz ungezwungen der Bericht schließt, was sowohl die Freyer als Penelope in Folge dieses Ereignisses gethan haben, daß endlich Eumaios auf seinem Heimwege von Penelope dem Telemach das Einlaufen der navis insidiatrix berichtet, so werden wir gestehen müssen, daß der Dichter die Geschichte von der Reise Telemachs zwar mit epischer Retardation bis in ihre letzten Nachwirkungen verfolgt, aber, indem er unterdessen die Möglichkeit eines Racheplans angedeutet und die allgemeinen Vorbedingungen des Vollzugs desselben, Geduld und Verschwiegenheit ausgesprochen hat, die folgenden Hauptereignisse künstlerisch vorbereitet und in jenen Abschluß einen neuen Anfang wirkungsvoll verwebt.

Es laufen nämlich jetzt im 17. Buche die Fäden der Haupthandlung in Odysseus' Hause zusammen, wohin sich Telemach am folgenden Morgen begiebt, nachdem er zuvor mit Eumaios von Odysseus zur Wahrung des Geheimnisses absichtlich recht wie von einem Bettler gesprochen hat, eine Sprache, auf welche der Vater eingeht (ρ, 1 — 25). Daß nun Telemach nach dem Willkomm seiner Mutter auf ihre Fragen nicht sogleich den Reisebericht abstattet, sondern erst den Theoklymenos herbeyholt, findet G. S. 330 f. abermal seltsam und unnatürlich. Allein er bedenkt nicht, daß erstlich in Telemachs μή μοι γόον ὄρνυθι etc. für Penelope'n schon die Andeutung liegt, daß er von der Reise selbst nicht viel Tröstliches zu berichten habe, daß zweytens seine Mahnung an die Mutter, jetzt um Rache zu beten, mit dem bereits gefaßten Racheplan vollkommen conform ist, und daß endlich sein Reisebericht (den G. sehr unverständig tadelt, indem, was Telemach aus Menelaos Bescheid Od. δ, wiederholt, für die Mutter gerade das Hauptresultat seiner Reise enthält) eben dadurch erst bedeutsam und wichtig wird, daß Theoklymenos seiner oben berührten Bestimmung gemäß die in demselben gegebene dunkle Kunde von Odysseus in die bestimmteste Vorhersagung seiner baldigen Wiederkunft umsetzt. Penelope'n fällt die Kürze der ersten Antwort ihres Sohnes freylich auf, und sie fühlt sich, als er mit Theoklymenos wiederkehrt, fast beleidigt; was aber Penelope'n befremdlich dünken mußte, darf es dem Hörer, dem Leser nicht seyn, der mit im Geheimnisse ist.

Die Freyer bereiten inzwischen das Mahl, während dessen Odysseus zuerst unter sie treten sollte (166 — 182). Denn dieser wird jetzt von Eumaios als rechter, wahrer Bettler (vrgl. 201 ff.) zur Stadt geführt, und nun beginnt die Reihe der Unbilden, welche in der epischen Handlung die doppelte Bedeutung haben, gegenüber der Mannhaftigkeit des Königs in den Abentheuern auch seinen starken Muth in der Selbstverleugnung zu erproben, zweytens die Bösartigkeit der Freyer, die bisher bloß in allgemeiner Darstellung ihres Usurpationsplanes geschildert war, nunmehr auch in einzelnen Handlungen und Atrocitäten zu enthüllen, welche, indem sie vor unsern Augen, und

nicht mehr bloß am Hause, sondern am Hausherrn und König geschehen, das schreckliche Gericht zwar nicht erst herbeyführen, denn dieß ist schon früher von ihnen verwirkt worden, wohl aber die Gerechtigkeit desselben vor dem Vollzuge noch einmal anschaulichst ins Licht stellen. Von diesem Allen hat H. Geppert keine Ahnung. Während der Dichter, sey er wer er wolle, allerorten darauf hindeutet, daß der König sich bezwungen, dem Ingrimm geboten, das Herz, das ihm in seinem Busen bellt, zur Ruhe gescholten habe (υ, 16 f.), meynt Hr. Geppert gerade umgekehrt, er habe als unberufener Sittenrichter verdient, von den Freyern zur Thüre hinaus geworfen zu werden (S. 311). Während der Dichter mit unvergleichlicher Wahrheit einen Bettler hat schildern wollen, der eben kein Bettler sondern der heimgekehrte, die höhnenden Bösewichter zu gerechter Strafe vollbereitende König ist, und diese Absicht in Allem was er den Bettler Weises reden und Kräftiges thun läßt, aufs deutlichste verräth, findet Hr. G. den Bettler nicht bettelhaft, nicht unterwürfig genug, sondern anmassend, zudringlich und schwatzhaft. Dagegen sind ihm die Freyer, deren vor der Bestrafung auf die Spitze sich treibende Bösartigkeit nach des Dichters Absicht just in der Mißhandlung des Bettlers, in der Pöbelhaftigkeit ihres Höhnens eklatant werden soll, nicht artig, nicht manierlich genug (z. B. S. 363); und umgekehrt, wenn sich in Manchem nach einer schnöden That der Hauptfrevler das Gewissen regt, wenn die dem homerischen Alterthum so nahe liegende Aeußerung laut wird, es wäre ja möglich, daß der Fremdling ein verhüllter Gott sey (ρ, 482 ff.) (doch wir irren; dieß εἰ δή που τις ἐπουράνιος θεός ἐστιν übersetzt G. S. 362: „wenn anders ein Gott im Himmel ist!) *), so sind sie wieder zu fromm, so stellen sie Betrachtungen über ein gottgefälliges und stilles Leben an (S. 361 f.). Seltsam, wahrlich sehr seltsam!

Die Reihe der Unbilden beginnt unterwegs schon Melanthios, für welchen unter dem Freyer-

*) Und knüpft doch das folgende in der Form an: Denn die Götter verwandeln sich öfters in Fremdlinge ꝛc.

haufen, weil er hier nicht in den Vordergrund treten kann, kein schicklicher Ort ist. Nach dieser Scene tritt Od. vor sein Haus, und an der Hofthüre erkennt ihn sein treuer Hund. So sehr hat sich nun selbst Hr. G. nicht an Homer zu versündigen gewagt, daß er ihm auch diese Stelle abgesprochen hätte; siehe S. 303 f. Allein, fragen wir, gewinnt diese Stelle ihre Herrlichkeit nicht vollständig erst dadurch, daß sie mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden in Contrast zu stehen kommt, daß die Treue des Thieres die Schlechtigkeit der Menschen hervorhebt? War sie ursprünglich außer irgend einem oder für einen andern Zusammenhang gedichtet? Ist jenes denkbar, dieses wahrscheinlich, da ja dann angenommen werden müßte, daß das Meisterwerk des ächten Homers von dem angeblichen Pfuschwerk elender Nachahmer verdrängt worden sey? Hr. G. beantworte sich diese Fragen selbst; wir begleiten den König im Bettlergewand in sein Haus, wo er sogleich von Telemach mit Speise versehen und zu weiterem Betteln aufgefordert wird. Er ißt so lange, als Phemios das Mahl der Freyer mit seinen Liedern erheitert. Wie er das ihm von Telemach Gereichte verzehrt hat, ist gerade auch des Sängers Lied zu Ende (dieses zufällige Zusammentreffen bringt Hr. G. mit einem Scholiasten erst in das Verhältniß von Ursache und Wirkung, um es nachher mehr als lächerlich zu finden! S. 309), und nun kann Athene den Helden selbst zum Betteln d. i. zur Prüfung der Gemüthsart seiner Feinde veranlassen, welche jedoch, dem oben ausgesprochenen Thema dieser Gesänge gemäß, nicht mehr zu retten sind (V. 364: ἀλλ' οὐδ' ὥς τιν' ἔμελλ' ἀπαλεξήσειν κακότητος). In Folge dieses Bettelns ereignet sich nunmehr der höhnende Wurf des Antinoos nach Odysseus, und ausdrücklich wird V. 488 erwähnt, daß jener auf keine Mahnungen der Bessergesinnten geachtet habe, und wiederum in Folge dieses Wurfes, durch den Penelope, welche davon unter ihren Dienerinnen hört, zum ersten Mal auf den Bettler aufmerksam und durch Eumaios Bericht ihn zu sprechen begierig wird, bereitet sich jenes nächtliche Gespräch des Gatten mit der Gattin, die Scene mit Eurykleia vor. Wie sich im Obigen die kunstgerechte Mantik durch Theoklymenos für die Bedrängten tröstlich erwiesen, so jetzt im Verlaufe der Gespräche die natürliche durch das Niesen des Telemach (541).

Die Nacht ist aber noch nicht hereingebrochen, und der Dichter benützt die Zwischenzeit, um den Freyern in Odysseus nicht mehr bloß einen merkwürdigen Bettler, sondern auch einen kampfkundigen, handfesten Mann zu zeigen, der selbst in seiner Gestalt, wovon weiter unten das Nähere, nichts Gewöhnliches verräth (σ, 74). Darum folgt der Kampf mit Iros, für den Helden, der sonst vor Troja, jetzt mit einem Elenden ficht, eine Probe der Kraft und der Selbstverläugnung zugleich. Geppert erkennt S. 311 diese Stelle für homerisch an, um so weniger aber die sich aus dem Sieg entwickelnden Folgen. Außer der κλειδών, welche conform mit den früheren Zeichen dem erfreuten Helden in den Glückwünschen der Freyer zu Theil wird (113), veranlaßt dieser Sieg Odysseus' weise Warnungsrede an den Besten der Freyer, an Amphinomos, einen der tiefsten, theologisch wichtigsten Stellen im ganzen Homer (vergl. hom. Theol. S. 288), von der jedoch G. S. 313 sagt, „daß sie durch Armseligkeit der Gedanken (sic) und die Kompilation von sonst vorkommenden Versen die gute Wirkung vernichte, welche der Gegenstand selbst machen könnte." In Folge derselben steigt, für den Leser so ergreifend, in Amphinomos die erste böse Ahnung auf, jedoch abermals nur als Vorgefühl, nicht als Abwendungsmittel der Rache (153 ff.). Jener Kampf bietet ferner die Möglichkeit dar, den nunmehr folgenden Gang Penelope's zu den Freyern mit der Nothwendigkeit einer Warnung ihres Sohnes vor Vernachlässigung der Pflichten des ξεινοδόκος decent zu motiviren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hr. G. weiß dieser Stelle nicht Böses genug nachzusagen (S. 339 fl.); wir fassen die Sache so. Für Penelope'n kommt der Entschluß zu diesem Schritte freylich ganz unvermittelt und ist ihr selbst nicht erklärlich; daher ihre Verlegenheit ihn zu gestehen, über welche sie sich durch jenes unvergleichliche, ganz der Natur abgelauschte ἀχρεῖον γελᾶν (164) hinwegzuhelfen sucht; aber er liegt in Athene's Plan, die ihr ihn eingiebt (158), indem sie die Klugheit der Königin, welche den schuldigen Tribut der Werbe-Geschenke von den Freyern mit höchstem Anstand indirekt zu fordern weiß, vor Sohn und Gemahl in helles Licht stellen, die Gattin als der Klugheit des Gatten ebenbürtig erweisen will, eine Absicht, die sie vollkommen erreicht; V. 281: γήθησεν δὲ πολύτλας δῖος Ὀδυσσεὺς οὕνεκα τῶν μὲν δῶρα παρέλκετο, θέλγε δὲ θυμὸν μειλιχίοις ἐπέεσσι· νόος δέ οἱ ἄλλα μενοίνα. Geppert, der hierin eine gemeine Brandschatzung findet, mag sich mit den Sitten und Ansichten der Heroenwelt auseinander setzen.

Inzwischen hat der Kampf mit Iros die Stellung des Od. unter den Freyern wesentlich modificirt. Wenn sie jetzt an ihm sündigen, so sündigen sie nicht mehr bloß an einem hülfsbedürftigen Bettler, sondern an einem Mann, der sich in braver That und weiser Rede bewährt hat, dem in keiner Beziehung eine Schwachheit anzumerken ist. Wenn daher nunmehr die undankbare Melantho, wenn die Freyer auf Athene's Antrieb, die wie vorher für Penelope's Ruhm so jetzt für Entwicklung der Rache geschäftig ist (346 ff.), aufs neue an ihm freveln, so sind das nicht leere Wiederholungen früherer Scenen, sondern es haben die bösen Thaten durch ihre Stellung im Ganzen für den Leser einen noch bösartigeren Charakter gewonnen.

Nach dem Beschlusse dieses Tages und nach Entfernung der Freyer bleibt Od. τ, 1 ff. der Held allein im Saale zurück, nicht jedoch, wie G. S. 106 das σὺν Ἀθήνῃ grundfalsch beziehend meynt, um mit Athene über das Verderben der Freyer nachzusinnen, sondern μόνος μερμηρίζων μνηστήρεσσι φόνον σὺν Ἀθήνῃ μέλλοντα τελεσθῆναι. Alsbald trägt er mit Telemach die Waffen aus dem Männersaal, und hiezu leuchtet Athene, χρύσεον λύχνον ἔχουσα (34), worüber Geppert aus Unkunde der homerischen Vorstellungen S. 106 f. die unnützesten Bedenken erhebt. Die Göttin und der Leuchter, beyde sind unsichtbar, wie Il. β, 446 ff. dieselbe Göttin und deren Aegis, werden aber, wie dort, an ihrer Wirkung, hier an der Helle erkannt. Weil dem Dichter die Gottheiten ein Licht nicht selber ausstrahlen, so macht er uns die Vorstellung der Sache gerade dadurch bequem, daß er ihr in dem λύχνος ein Vehikel des Leuchtens in die Hand giebt. Nach vollbrachtem Geschäfte geht Telemach zu Bette und es tritt mit ihren Dienerinnen endlich Penelope in den Saal. In jener Melantho steigert sich die Petulanz, weil sie schnöde Reden, von Od. ruhig und mahnend erwiedert, in Penelope's Gegenwart wagt; für den Helden aber hebt eine neue Probe seiner Selbstverleugnung, schwieriger noch, denn die vorigen, an, was der Dichter gar deutlich verräth in V. 208 ff.: ὡς τῆς τήκετο καλὰ παρῇϊα δακρυχεούσης, κλαιούσης

ἐὸν ἄνδρα παρήμενον. Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς θυμῷ μὲν γοόωσαν ἐὴν ἐλέαιρε γυναῖκα, ὀφθαλμοὶ δ' ὡσεὶ κέρα ἕστασαν ἠὲ σίδηρος ἀτρέμας ἐν βλεφάροισι· δόλῳ δ' ὅγε δάκρυα κεῦθεν. Nun entwickelt sich Alles in strengster Folge Punct für Punct. Das Gespräch beginnt V. 103 ff.; im Verlaufe desselben stellt Penelope die prüfende, d. i. abermals dem Gatten ihre Vorsicht bewährende Frage, wie Odysseus zur Zeit, als ihn der angebliche Kretenser beherbergt haben will, gekleidet war. In Folge der richtigen Antwort faßt Penelope zwar Zutrauen zu dem Bettler, glaubt aber an des Gatten Wiederkehr dessen ungeachtet nicht (253 — 260). Dieß ruft noch näher detaillirte Angaben über Odysseus' Heimkunft hervor, die feyerlich beschworen werden. Nun bleibt zwar Penelope's Mißtrauen unbesiegbar, doch widmet sie dem Bettler alle gastliche Sorgfalt und will ihm ein Fußbad bereiten lassen. Hiedurch wird die Erkennungsscene mit Eurykleia motivirt. Denn was für den Bettler und Penelope'n an sich natürlich ist, das Geschäft des Waschens nur dem erfahrungsreichen, darum dem Spott abholden Alter anzuvertrauen (vrgl. V. 373), benützt der Dichter, um den Odysseus, der jedoch durchaus keine Erkennung beabsichtigt, mit Eurykleia in Berührung zu bringen. Diese findet zwischen dem Bettler und ihrem abwesenden Gebieter eine wunderbare Aehnlichkeit *), und erkennt die Narbe. Nunmehr Contrast der Geistesgegenwart des Odysseus mit Penelope's durch Athene'n vermittelter Geistesabwesenheit, ein Contrast, von welchem G. so gar nichts ahnet, daß er meynt, die Scene sey nicht gut angelegt und es wäre natürlicher gewesen, Penelope'n, wenn es an's Fußwaschen gieng, zu entfernen (p. 435), während doch gar nichts vernünftiger ist, als daß Penelope mittlerweile in tiefes Sinnen verloren sitzt, und gerade die Hauptpointe der Erkennungsscene darin liegt, daß sie in Penelope's Gegenwart statt findet, ohne von dieser bemerkt zu werden. Odysseus' Besonnenheit verhütet unter Athene's Mitwirkung jede jetzt noch durchaus unzeitige Erkennung; die Waschung wird vollzogen; das Gespräch mit Penelope beginnt wieder, und mittelst neuer Einwebung eines günstigen Vorzeichens folgt die Erzählung von Penelope's Traum, der sich selbst deutet. Weil aber Penelope demselben abermal Glauben versagt, so spricht sie gegen den Fremdling ihren Entschluß aus, morgendes Tages jenen entscheidenden Bogenschuß zu veranstalten. In diesem Augenblick hat Odysseus das Wie der Rache gefunden, von deren Art früher durchaus keine Andeutung gegeben ist, nur daß schon für alle Fälle den Freyern die Waffen aus den Händen geräumt worden sind. Was für Penelope'n von ihrem Standpunkt aus entscheidend werden soll, das wird es auch für ihn von dem seinigem aus; jetzt kann er sagen V. 585: πρὶν γάρ τοι πολύμητις ἐλεύσεται ἐνθάδ' Ὀδυσσεύς, πρίν τούτους τόδε τόξον ἐΰξοον ἀμφαφόωντας νευρήν τ' ἐν τανύσαι διοϊστεῦσαί τε σιδήρου. Auch von diesem Incidenzpunkt ahnet Hr. G. nicht das Mindeste.

Nun sind wir am 20sten, von G. S. 437 für ganz überflüßig erklärten, d. h. total mißverstandenen Buche, von dem wir unsererseits behaupten, daß es nicht nur mit der Handlung in der nothwendigsten Verbindung steht, sondern gerade in den von G. am ärgsten mitgenommenen Partieen theilweise die effektvollste Poesie enthält.

Zuvörderst berichtet der Dichter die nächsten Ereignisse der Nacht. Die Mägde verlassen unter Scherzen und Lachen den Männersaal. Odysseus', der Alles mit anhören muß, bezwingt den furchtbar in seinem Herzen kochenden Ingrimm mit Heldenstärke von Neuem; aber es wandelt ihn zu schönem, wirkungsvollem Contraste die natürliche Schwäche der Sorgen an, wie der nunmehr gefaßte Plan des Freyermords am folgenden Tage vollführt, wie der Blutrache könne entgangen werden. Da naht

*) Ueber diesen in der Composition des letzten Theiles der Odyssee eigentlich allein auffallenden Punct entsinn' ich mich bey G. keines Wortes. Der Bettler wird nicht wieder ausdrücklich in den Odysseus zurück verwandelt, sondern bekommt dessen wirkliche Gestalt man möchte fast sagen allmählich wieder. Vrgl. Od. Ψ, 94, 95, wo es von Penelope nur heißt: ἄλλοτε δ' ἀγνώσασκε, κακὰ χροΐ εἵματ' ἔχοντα. Il. 156 wird Od. von Athene nur verschönt, nicht zurück verwandelt.

ihm Athene und verweist ihn mit den nachdrücklichsten Worten auf ihren eigenen Beystand. Sie hat ihm kaum beruhigenden Schlaf gesendet, da erwacht seine Gattin auf ihrem kummervollen Lager und betet („ganz aus dem Stegreife“ G. S. 344) jenes hymnusartige Gebet, in welchem sie von Artemis' Pfeilen getroffen, oder von einer Windsbraut entführt zu werden wünscht, wie die Töchter des Pandareos, deren Geschichte sie, Gepperten zu grossem Aergerniß, mit derselben Berechtigung einflicht, welche der Hymnus, auch eine Gattung des Gebetes, hat, in episch erzählende Darstellung überzugehn. Zudem fällt diese Berechtigung mit dem Bedürfniß des Dichters zusammen, den Mythos kurz zu erläutern. Sie wünscht jenes Geschick, weil ihre Nächte sogar von bösen, trüglich verheißenden Träumen beunruhigt würden. Odysseus hört ihr lautes Weinen aus ihrem Gemache in den Saal hinab; er erwacht davon; der Entscheidungstag ist angebrochen.

Was ist nun, fragen wir, nach homerischer Weise natürlicher, als erstlich des Odysseus Flehn um ein τέρας und eine φήμη, wodurch er der göttlichen Hülfe gewiß werden könne, und zweytens die epische Umständlichkeit, mit der vom Dichter die große Geschichte des Tages wie sonst jedes besonders wichtige Ereigniß eingeleitet und mit breiter Grundlage gleichsam unterbaut wird? Was ist folglich sachgemäßer, als daß die nach und nach erfolgende Ankunft der Personen im Einzelnen berichtet wird, die, thätig oder leidend, an diesem Tag eine so wichtige Rolle zu spielen haben? Hr. Geppert merkt, wie gewöhnlich, hievon durchaus nichts, sondern, um eine recht armselig gestückelte Composition nachzuweisen, zählt er S. 436 die Verse, die den einzelnen Gesprächen ꝛc. gewidmet sind! Doch folgen wir dem Dichter.

Im Hause wird es jetzt lebendig; die Mägde zünden Feuer an. Telemach steht auf und erkundigt sich bey Eurykleia nach der Versorgung des Fremden. Dann geht er nach täglicher Sitte (und weil er für den Dichter im Hause jetzt nichts zu thun hat) auf den Markt. Unterdessen bereiten die Mägde, sodann auch die eigenen Diener der Freyer zum Empfang der Gesellschaft den Saal. Aber vorher kommt der Schweinhirt, dessen erste Frage an Odysseus (166) sofort wieder an das Thema der Entwicklung, an den Frevel der Freyer erinnert; es kommt Melanthios, auf dessen neuen Hohn Odysseus sehr bedeutsam und zu schönem Zeugniß für des Dichters weise Sparsamkeit in den Scenen gar nichts mehr entgegnet; es kommt auch Philoitios, der Rinderhirt, der in dem Fremden, den er noch nicht kennt, etwas Königliches ahnet (vrgl. die obige Anmerkung), der in treuester Anhänglichkeit an das Fürstenhaus den Gegensatz zu Melanthios bildet, und — für uns zur Steigerung der oben Penelope'n über des Königs Heimkehr gegebenen Versicherung —, den Od. zu dem Schwure veranlaßt, daß er, Philoitios, nicht wieder fortgehn werde, ohne vorher den wiedergekehrten Hausherrn und den Mord der Freyer mit Augen gesehen zu haben. Endlich kommen die Freyer selbst, nachdem sie vorher noch ausser dem Hause einen neuen Mordanschlag gegen Telemach berathen haben, aber von einem ungünstigen Zeichen abgeschreckt, von Amphinomos abgemahnt worden sind (240 — 246). Freylich ist dieser abermalige Mordplan kurz, ja matt behandelt, vielleicht ein vestigium dormitantis Homeri, jedoch innerhalb der Struktur des Ganzen charakteristisch zur Andeutung, daß die Freyer von ihrem bösen Wesen in jeder Beziehung nicht lassen und am Tage der Rache noch ganz und gar die alten sind. Dieß müssen sie thatsächlich auch an Odysseus beweisen, trotz der Warnung, des gleichfalls wiedergekehrten Telemachs, der jenem einen Platz anweist und ihn mit Essen versorgt. Diese Warnung (263—267) hat nur den Erfolg, daß sich die Freyer in die Lippen beißen, Antinoos aber zu den Genossen seine böse Gesinnung gegen Telemach unverholen ausspricht, was Telemach wohl hört aber nicht beachtet. Nun schaltet der Dichter, nach G. S. 436 aufs wunderbarste und unerklärlichste, die Notiz ein (276 — 278), daß Herolde die Stadt hinauf Opferthiere geführt und daß sich die Achäer, d. i. die Bewohner von Ithaka, zur Feyer des auf diesen Tag fallenden Apollofestes (φ, 258) in den Hain des Gottes versammelt hätten. Hr. G. sieht aber nicht, daß diese Notiz die Einsicht bedingt in die Möglichkeit, wie der Freyermord an diesem Tage

nicht nur habe gewagt, sondern auch unbemerkt und ungestört vollzogen werden können; denn wir denken uns jetzt den größeren Theil der Bevölkerung außer der Stadt. Geschickt aber schaltet der Dichter jene Notiz gerade an der Stelle ein, wo sie geeignet ist, als Abschluß der für die Geschichte des Tages nöthigen Substruktion zu erscheinen.

Denn nunmehr beginnt, auf Athene's wiederholten Antrieb, die eigentliche Handlung dieses Tages mit dem dritten und letzten Frevel an des Königs Person. Ktesippos erfrecht sich eines neuen Wurfes nach ihm, dem er ruhig durch eine leichte Wendung des Hauptes ausbeugt, sonst kein Wort erwidert, wohl aber innerlich, ein Zug von ergreifendster Wirkung, jenes Gelächter des zornigen Hohnes lacht (V. 301: *μείδησε δὲ θυμῷ Σαρδάνιον μάλα τοῖον*). Hierauf warnt Telemach zum letzten Male, und gleichfalls zum letzten Male spricht der Freyer Agelaos, der Telemachs Vorwürfe für gerecht anerkennt, den Rath aus, nun doch endlich allem Streit durch Penelope's Vermählung ein Ende zu machen; denn, sagt er im Vollgefühle der ausgemachtesten Sicherheit V. 333:

νῦν ἤδη τόδε δῆλον, ὅτ' οὐκέτι νόστιμός ἐστιν.

Aber kaum hat Telemach seine Bereitwilligkeit die Mutter ziehen zu lassen erklärt, da erfolgt (345ff.), im grellen Contraste mit jener Sicherheit, also nicht unvermittelt, nicht, wie G. S. 354 sagt, ohne Vorbereitung hereingeschneit, von den bedrohlichen Wunderzeichen das letzte und schrecklichste, jener Wahnsinn der Freyer, in dessen Deutung der von den Freyern verhöhnte, von G. nicht verstandene Theoklymenos die Bestimmung, die der Dichter ihm gegeben, zum letzten Mal erfüllt, dann aber zu seinem Wirthe Peiraios zurückkehrt, um in das nahende Verderben nicht verwickelt zu werden. Denn zwar bereiten jetzt die Freyer unter Scherz und Gelächter das δεῖπνον; aber, fährt der Dichter fort, *δόρπου οὐκ ἄν πως ἀχαρίστερον ἄλλο γένοιτο, οἷον δὴ τάχ' ἔμελλε θεὰ καὶ καρτερὸς ἀνὴρ θησέμεναι· πρότεροι γὰρ ἀεικέα μηχανόωντο.*

So schließt das von G. so hart gescholtene

Buch, das, mit der ganzen Handlung historisch wie künstlerisch enge verflochten, auch in sich selber keine Spur von Zerrissenheit und Zerstücklung zeigt, wie sie G. ihm andichtet. Aber freylich, was wäre dem Vorurtheile Geppert's unmöglich, der in jener oben berührten Antwort Telemachs an Agelaos die sonnenklare und kinderleichte Stelle V. 342:

οὔτι διατρίβω μητρὸς γάμον, ἀλλὰ κελεύω
γήμασθ', ᾧ κ' ἐθέλῃ, ποτὶ δ' ἄσπετα δῶρα δίδωμι,

in welcher der Sohn sagt, daß er seine Mutter nicht nur nicht zurückhalte, sondern selbst reich ausgestattet entlassen wolle, so ganz entsetzlich mißversteht, daß er S. 332 schreibt:

„Alle diese Dinge werden indessen durch die Aeußerung des Telemach an einer andern Stelle überboten, wo er sagt, daß er noch viele Geschenke dazu geben wolle, wenn er nur seine Mutter los werden könnte!“

Ganz unmittelbar nach V. 342 sagt Telemach im V. 343: ich scheue mich aber, sie wider ihren Willen mit gebieterischen Worten aus dem Hause zu stoßen; möge das die Gottheit nie geschehen lassen.

Theoklymenos ist fort, das letzte nicht mehr warnende, sondern verderbendrohende Zeichen erfolgt. Da setzt Penelope den von ihr zur Entscheidung der Gattenwahl bestimmten Bogenschuß ins Werk (Od. φ). Sie holt den Bogen; Alles wird zum Schusse vorbereitet, und der Dichter verfehlt nicht, nach einer Scheltrede des Antinoos an des Odysseus weinende Getreuen den Contrast sowohl der anscheinend resignirenden Worte und geheimen Hoffnungen des Freyers als auch den dieser Hoffnungen und des Erfolges bemerklich zu machen (96 ff.). Telemach giebt so zu sagen das Signal (101); aber auch seine Rede lautet anders als er denkt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die getroste Stimmung trotz der Mutter Scheiden, die er nicht bergen kann, maskirt er durch eine Selbstanklage, will aber auch zur Probe, ob er sie getrost ziehen lassen könne, an dem Bogen seine Manneskraft selbst versuchen. Auch hätte er ihn beynahe gespannt, wenn ihm Odysseus, für den der Dichter die höchste Leistung allein aufsparen muß, nicht abgewinkt hätte. Nun müht sich Leiodes; vergebens; Antinoos ordnet das Schmieren des Bogens zur Schmeidigung an; doch die Versuche, von denen sich jedoch die Häupter der Freyer noch fern halten, mißlingen abermal.

Jetzt ists an der Zeit, daß sich Odysseus dem Eumaios und Philoitios entdeckt; denn in der raschen Folge der Entwicklungen bey und nach den Schüssen der vornehmsten Freyer, in der unmittelbaren Nähe des entscheidenden Augenblickes war hiezu keine Muße mehr. Die Narbe, die man sich nur recht charakteristisch und in Folge dessen als den Hausgenossen wohl bekannt zu denken braucht, um Gepperts Bedenken S. 301 ganz unerheblich zu finden, reicht hin seine Person zu dokumentiren. Die ganze Scene ist, wie G. meynt, sehr übers Knie gebrochen, wie es uns scheint, vom Dichter dem Drang der Ereignisse durch Abschneidung aller jetzt unzeitigen Erklärungen und Rührungen (cf. 224 ff.) vollkommen gut angepaßt. Nun giebt Odysseus die Verhaltungsregeln an, welche nöthig sind, um ihm den Bogen in die Hände zu spielen, und die Freyer rettungslos im Männersaale zusammen zu sperren, in welchen sich die Handlung, die sich früher an mehreren Puncten Ithaka's zugleich entwickelt, dann auf Odysseus' Haus und Hofraum beschränkt hatte, nunmehr allein concentrirt; eine Aeußerlichkeit allerdings, die jedoch schon ihrem formellen Gehalte nach Gepperten die Grundlosigkeit seiner Leugnung alles Ganges und Fortschrittes der Handlung hätte darthun können. — Odysseus kommt gerade mit den Seinigen in den Saal zurück, als sich Eurymachos am Bogen, aber gleichfalls vergeblich, versucht, und in Klagen ausbricht über die Schmach der Freyer im Contraste mit der Heldenkraft des Odysseus. Da will Antinoos klüglich die Sache auf den nächsten Morgen verschieben, weil sie am heutigen Festtage durch Apollo's Ungunst gehindert sey. Aber Odysseus bringt listig den Bogen in seine Gewalt, und wir bewundern die hohe Kunst des Dichters, der dem Helden die lediglich ihm handliche Waffe, die Waffe, der die Freyer nicht Manns genug sind, im Verlaufe der für dieselben entscheidenden, von ihnen nicht bestandenen Prüfung und gerade durch Telemach in die Hand giebt, so daß der grelle Contrast des wirklichen Hausherrn und Gemahls mit den Usurpatoren vor dem Vollzug der Rache noch ins hellste Licht tritt, ja von Eurymachos selbst ausgesprochen und eingestanden wird.

Als nämlich auf Odysseus' Gesuch um einen Probeschuß Antinoos schilt und droht, Eurymachos aber gegen Penelope's Fürbitte wiederholt die Schmach der Freyer geltend macht, wenn den Bogen des Starken, dessen sie nicht Meister würden, der Bettler spanne, von Penelope'n aber erinnert wird, daß der Freyer Ruf im Volke längst schon durch schlimmere Thaten verwirkt sey, da greift in diese Reden und Gegenreden Telemach ein, dessen Auftreten als Hausherr und Wegweisung der Mut-

ter, gleichsam als störe sie nur, aufs glücklichste deren unentbehrliche Entfernung aus dem Saal motivirt, wie denn auch der Schlaf, den ihr jetzt Athene sendet, der andauert, bis Alles völlig vorüber gegangen, berechnet ist für die Wirkung der Botschaft Eurykleia's (Od. ψ) vom Vollzug der Rache und des Gatten Wiederkehr. Nicht minder energisch greift jetzt der früher erhaltenen Weisung gemäß Eumaios ein und trägt den Bogen straks auf seinen König zu; ermuthigt von Telemach, der in seiner halb absichtlichen, halb natürlichen Barschheit den Freyern zu schärfstem Contraste der Wirklichkeit und des Wahns sogar liebenswürdig vorkommt (376), vollbringt er trotz aller Drohungen das Werk, und nun hat der Hausherr das Mittel seiner eigenen Bewährung sowohl als der längst vorbereiteten Rache endlich in seiner Hand. Während er den Bogen umsichtig prüft, vollziehen seine Getreuen die von ihm früher erhaltenen Weisungen Behufs der Absperrung der Freyer. Er aber spannt den Bogen, prüft die Sehne, Zeus donnert laut zu günstigem Zeichen, der Schuß fällt, und mit ironischer Rede (V. 428: *νῦν δ' ὥρη καὶ δόρπον Ἀχαιοῖσιν τετυκέσθαι κ. τ. ἑ.*) mahnt Odysseus zum Werk und Telemach stellt sich kampffertig in die Nähe des Vaters.

So oft auch der Unterzeichnete seit seinen Knabenjahren die Odyssee las, immer behielt für ihn der Anfang von Od. X: *αὐτὰρ ὁ γυμνώθη ῥακέων πολύμητις Ὀδυσσεύς* u. s. w. den character indelebilis einer eigenthümlichen Großheit. Nun ist der Held wieder er selbst; die Furchtbarkeit der ihm drohenden Gefahr stellt ihn nur auf den Boden zurück, auf dem man ihn in seinen Abentheuern so groß gesehen hat. Herr Geppert sagt uns S. 306, die *μνηστηροφονία* habe ein Stümper gedichtet, der das Allerunwahrscheinlichste, Unsinnigste, ja Abscheulichste in matter Erzählung an einander gereiht. Wohlan denn! Das Schwert für die Sache der Wahrheit, von dem G. am Schlusse seiner Nachschrift redet, nehmen getrost auch wir in die Hand zum Kampfe für den verunglimpften Dichter, der um einige der schönsten Zweige seines Lorbeers gebracht werden soll. In einem Puncte freylich erklären wir uns redlich für insolvent, in der Entwirrung des Labyrinths der Lokalitäten; aber nicht diese vielleicht unlösbaren Schwierigkeiten sind es, die Gepperten zu so wegwerfendem Urtheile bestimmen, sondern der Gang, die Struktur der Handlung.

Sich die Seiten durch die Mauertiefe der verschlossenen Hauptthüre zu decken springt Odysseus auf die Schwelle und erschießt den Antinoos. Bestürzung und Drohungen der Freyer (*τῷ σ' ἐνθάδε γῦπες ἔδονται*, nicht, wie G. höhnend erklärt: hier im Gesellschaftszimmer, sondern: hier in Ithaka, das du Fremder nicht mehr verlassen wirst); sie glauben, der Schuß sey unwillkührlich geschehen. Da giebt sich Od. zu erkennen in Worten, die zugleich den Inbegriff ihres Frevels in dem sprechendsten Gesammtbilde veranschaulichen, so daß der Leser, der den Vollzug der Rache aus dem vom Dichter selbst ihm angewiesenen Gesichtspuncte betrachtet, sich hüten wird, ihn mit dem Ausdrucke des „Abschlachtens," einer sittlich empörenden Würgerey zu bezeichnen. Die Freyer erbeben (42); nur Eurymachos bietet Buße an, deren Annehmbarkeit er durch Häufung aller Schuld auf Antinoos motivirt. Furchtbar abweisende Rede des Königs; er heißt sie wählen zwischen Kampf oder Flucht, welche jedoch unmöglich ist. Den Freyern entsinkt aller Muth (68; Steigerung von V. 42). Zwar feuert Eurymachos zum Angriff mit den *φασγάνοις* an; aber den Anstürmenden streckt der nächste Schuß zu Boden. Amphinomos greift an und bekommt den Speer des Telemach in den Rücken, der jedoch diese Waffe vorsichtig nicht aus dem Leichnam zieht, sondern die Waffen zu holen geht, mit welchen er selbst und die Diener sich schirmen (100 — 115). Unterdessen (vrgl. 106 mit 116) verschießt Odysseus in rasch auf einander folgenden Schüssen seine Pfeile, deren jeder einen Freyer zu Boden streckt. Die psychische Wirkung dieser offensiven Waffe, verstärkt durch die Macht des bösen Gewissens, durch den lähmenden Schreck der furchtbaren Enttäuschung, ist so groß, daß die Freyer sich nicht sammeln, nicht ermuthigen können, weil jeder den nächsten Pfeil in seiner Brust zu fühlen fürchtet und keiner sich voran wagt. Das ist der eben so einfache als psychologisch vollgültige

Grund „der unbegreiflichen Unthätigkeit der Freyer in Augenblicken, wo sie im entschiedensten und augenscheinlichsten Vortheil waren.“

Nun rüstet Odysseus sich selbst (120 — 125). Auch jetzt denken die Freyer noch nicht an Widerstand, sittlich gelähmt, wie sie sind. Nur räth Agelaos, durch die ὁρσοθύρη auf die Straße zu dringen; aber auf Odysseus' Mahnung hat Eumaios jene schon besetzt. Aber dafür holt ihnen jetzt Melanthios freylich auf einem kaum zu bestimmenden Wege Vertheidigungs- und Angriffswaffen aus dem θάλαμος. Während Odysseus erschrickt, als er ohne Melanthios zu bemerken dieß wahrnimmt, erräth sein Sohn, daß er durch unvorsichtiges Offenlassen des Obergemaches dieß Mißgeschick selbst verschuldet habe, und sendet den Eumaios, um nachzusehen, wer den Freyern die Waffen bringe. Da sieht dieser den Melanthios sich fortschleichen, was Alles geschehen kann, während die Freyer sich mit den ihnen gebrachten Waffen rüsten, und fragt, was er mit ihm beginnen solle. Auf erhaltene Weisung, während Odysseus zugleich ausdrücklich bemerkt (171. 172), er wolle während Eumaios' und Philoitios' Entfernung die Freyer mit Telemachs Beystand schon allein im Zaume halten, geht Eumaios und fängt mit seinem Gesellen den Melanthios (178 — 200). Wer diese Fortsendung nicht strategisch klug findet, der mag es immerhin; ist sie doch poetisch motivirt. Melanthios, der unsaubere Bösewicht, soll nicht, wie die Freyer, eines ehrlichen Todes sterben; er soll den Lohn für jenen Fußtritt auf schmählichere Weise bekommen. Wer aber fragt, was denn während der Diener Abwesenheit im Saale geschehen, „ob denn die Freyer von derselben nicht Nutzen gezogen hätten,“ dessen Frage hat der Dichter, indem er den Odysseus seine eben übersetzten Verse 171 und 172 sprechen läßt, voraus gesehn, und deutet an, daß die Freyer nichts ausrichten können. Dieß zu wissen genügt; der Dichter, der gerade bey dieser so wenig Variationen gestattenden Schilderung das Detail weise zu sparen hat, ist ökonomisch genug, die Wendungen und Wechselfälle des Kampfes nicht zu verbrauchen. Ehe er aufs neue detaillirt, führt er gerade zur Zeit, wo die Unmöglichkeit eines längern Alleinbestehens der Freyer sich der Vorstellung aufzudrängen beginnt, die helfende Göttin ein (205).

Den vermeyntlichen Mentor redet Odysseus, reden die Freyer an; aber den Muth des Helden neu belebend erinnert sie ihn an die Kämpfe vor Ilias, greift aber noch nicht unmittelbar ein, sondern fährt fort, den Odysseus und, wie V. 238 ausdrücklich gesagt ist, den Telemach zu erproben. Ganz nach homerischer Weise (vrgl. Il. η, 59; hom. Theol. S. 139) bleibt sie des Kampfes unsichtbarer Zeuge in Gestalt eines Vogels, der von der Höhe des Saales, etwa von einem Mauervorsprung, herabsieht.

Es beginnt der zweyte Akt des Kampfes; die Freyer sind nicht mehr, wie im ersten, fast wehrlos, sondern großentheils bewaffnet. Durch Unterscheidung dieser mittelst einiger Zwischenhandlung getrennten Akte hat der Dichter nicht bloß äußerliche, mechanische, sondern auch qualitative, dynamische Bewegung in die Handlung gebracht, ohne jedoch Herrn Geppert ein Zeichen des Beyfalls abnöthigen zu können. Vorkämpfer der Freyer ist Agelaos. Schleudert, ruft er, die Speere nicht alle zugleich! Sechse schleudern, aber durch Athene's Wirkung treffen sie nicht. Odysseus aber und die Seinen treffen; die Freyer, aufs neue muthlos, bergen sich in den Winkel, so daß sich jene die Speere wieder holen können. Die Freyer schießen abermal, und nun kommt in die Handlung die Variation, daß einige treffen, doch ohne erfolgreiche Wirkung. Dagegen treffen Odysseus und die Seinigen gut; es fällt unter andern jener Ktesippos, an dessen frevelen Wurf auf Odysseus in Od. υ Philoitios jetzt mit frommer Rede erinnert. Nun läßt die siegende Partey (neue Wendung des Kampfes) die Gegner gar nicht mehr zum Angriffe kommen. Man ficht jetzt cominus (293); das Ende naht; Athene hält ihnen unsichtbar nach Analogie von Il. β, 446 — 451, von der Höhe herab die sinnverwirrende Aegis entgegen, und es entsteht ein entsetzliches Blutbad, dessen Gesammtbild der Dichter, wie so oft in der Ilias, in Gleichnissen giebt (299 — 309). Jetzt aber treten mit poetischer Nothwendigkeit aus dem allgemeinen Ge-

tümmel zwey einzelne Gestalten hervor, Leiodes, der als der θυοσκόος (Hauspriester) und ἀρητὴρ der Freyer (321 ff.) nicht begnadigt, und Phemios, dem, wie dem Herold Medon auf Telemachs Fürsprache verziehn wird, auf daß im Sänger der Gott geehrt, in Medon die Treue gegen Telemach belohnt werde. Fein hat der Dichter des Leiodes Flehn vom Gnadenruf des Phemios unterschieden, und beyder Benehmen wieder von Medon's, der erst, als er Telemachs Fürwort vernommen, unter dem Stuhle hervorkriecht (V. 364 ist ohne Zweifel αἶψα δ' ὑπὸ θρόνου ὦρτο zu lesen statt ἀπό).

Odysseus sieht sich nunmehr nach den Freyern um, und siehe, sie sind Alle todt. Da ruft er Eurykleia, und verbietet ihr zwar übermüthigen, lauten Siegesjubel, benimmt auch, ein eben so tiefer als feiner, von G. nicht bemerkter Zug, der an sich grausenhaften Scene den Schauder durch Zurückführung seiner That auf ihren sittlichen Gehalt (413: τούσδε δὲ μοῖρ' ἐδάμασσε θεῶν καὶ σχέτλια ἔργα etc.), aber nach Vollzug der gerechten Rache beginnt noch ehe Penelope gerufen wird, vor deren Ankunft alles Blutige beseitigt und abgethan seyn soll, das Werk der Bestrafung. Die bösen Mägde, welche mit Rücksicht auf den bevorstehenden Eintritt Penelope's zur Reinigung des blutbefleckten Kampfplatzes mithelfen müssen, erleiden durch Telemach unehrlichen Tod, eben so Melanthios. Endlich heißt es: τετέλεστο δὲ ἔργον. Das Haus wird jetzt mit Schwefel durchräuchert, und Odysseus läßt die treuen Mägde kommen; ohne jedoch seine Lumpen mit fürstlicher Kleidung zu vertauschen (487 — 491), erwartet er Penelope'n noch immer im Bettlergewand.

Wir glauben jeden unbefangenen, sinnbegabten Leser getrost fragen zu dürfen, ob in dieser Entwicklung der Rache ein solches Gewebe von Unwahrscheinlichkeit, Unsinn und Abscheulichkeit wahrzunehmen ist, als Geppert in derselben gefunden hat. Dieser verkennt den formellen Gang der Handlung, verkennt in der Feigherzigkeit der Freyer das psychologische Motiv, verkennt endlich die Milderung des Grausenhaften durch das von Odysseus bey einer Demuth am Anfang und Ende des Rachekampfes nachdrücklichst hervorgehobene Moment der Gerechtigkeit.

Doch die größte Aufgabe hat der Dichter noch nicht gelöst, die Erkennungsscene zwischen Penelope'n und dem Gemahl. Hier oder nirgends muß er sich bewähren; er selbst muß sich beglaubigen, indem er seinen Helden sich vor der Gattin beglaubigen läßt. Wie glücklich ihre Entfernung aus dem Saale motivirt ist, welchen Eindruck der Umstand macht, daß sie, während sich ihr Schicksal entscheidet, in tiefem Schlafe liegt (was G. verspottet), gerade wie der Gemahl schlafend von den Phäaken an Ithaka's Strand ist getragen worden, darauf haben wir oben schon hingedeutet. Jetzt, geweckt von Eurykleia, von den Ereignißen summarisch unterrichtet, wagt sie nicht an die Wirklichkeit des unendlichen Glückes zu glauben; ein Gott hat die Freyer getödtet, über deren Frevelthaten empört. Doch um die Todten und den, der sie erschlagen hat zu sehn, geht sie hinab in den Saal. Mit starker Bemeisterung alles Gefühls sitzt sie dem immer noch als Bettler gekleideten Gatten, prüfend und zwischen Erkennen und Nichterkennen schwankend, stumm gegenüber (ψ 93 ff.) Da legt sich der Sohn ins Mittel, und schilt die Mutter ihrer anscheinenden Gleichgültigkeit wegen. Ihr Herz, entgegnet sie, sey voll ängstlicher Scheu; sie könne den Fremden nicht anreden, nicht ansehen; ist er Odysseus, so wird ihn schon ein nur ihr und ihm bekanntes Zeichen beglaubigen. Odysseus lächelt (111); er erkennt hieran sein kluges Weib; ohne sofort auf Entwicklung zu dringen, ohne die Lösung des Knotens herbey zu nöthigen, läßt er die fürsichtige Penelope mit vollkommener Ruhe gewähren. Vor der Hand gedenkt er nur den Familien der Freyer deren Tödtung zu verheimlichen, was durch Spiel und Tanz im Hause geschieht, so daß die Vorübergehenden an eine Hochzeitsfeyer Penelope's denken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. December 1841.

Herr Konservator Dr. von Martius hielt nachstehenden Vortrag:

Ueber die Vegetation der unächten und ächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

Die Naturgeschichte der pflanzlichen Parasiten ist in neuester Zeit von DeCandolle, Trevianus, Unger u. A. erläutert worden; doch glaube ich, noch Mehreres in Beziehung auf diese interessanten Gewächse, namentlich solche beybringen zu können, welche ich in Brasilien beobachtet habe. Ich werde mir daher erlauben, der mathematisch-physikalischen Klasse hierüber einen Vortrag zu erstatten.

Ehe ich aber zu der naturhistorischen Seite des Gegenstandes übergehe, dürften einige literarhistorische Nachweise über die Geschichte der Lehre vom pflanzlichen Parasitismus nicht am unrechten Orte seyn.

I. Zur Geschichte der Lehre vom Parasitismus.

Der Begriff des Parasitismus im Pflanzenreiche erscheint bey den Alten nicht klar ausgeprägt und entwickelt. Ja, in dem Sinne, wie die Botanik jetzt von Parasiten spricht, kennt sie das Alterthum eigentlich gar nicht.

Einer richtigen Einsicht in dieses Verhältniß mußte zunächst die wissenschaftliche Feststellung des Begriffs von Gattung und Art, sowie Einsicht in die Natur der Ernährung und Fortpflanzung, und in die Art der Unabhängigkeit des Parasiten von seiner Unterlage u. s. w. vorausgehn.

Hier stand aber die unter den griechischen Philosophen weit verbreitete Ansicht von einer ursprünglichen Erzeugung, generatio aequivoca oder spontanea, entgegen. Die ewigen Atome des Democritus, die überall umherstäubenden Samen des Anaxagoras, die Panspermie und Polyspermie — sind nur verschiedene Ausdrücke für ein und dasselbe, nicht ganz klar gewordene und von verschiedenen Gesichtspuncten aus betrachtete Naturverhältniß der Entstehung von Gleichartigem oder Ungleichartigem.

Es dürfte wohl die Mühe eines mit dem Geiste des Alterthums innig vertrauten Naturforschers oder eines den Naturstudien zugewendeten Philologen reichlich lohnen, wenn er die Geschichte dieser Begriffe ausführlich erörterte und sie in Beziehung setzte mit den Ansichten der Alten über Gattung, Art, Abart, Raçe, Zeugung u. s. w. Mir selbst steht es nicht zu, hierüber ins Einzelne zu gehen, da die Akademie in der Person des Hrn. Pr. Kopp zu Erlangen ein Mitglied besitzt, welches namentlich solche Untersuchungen mit dem reichsten Erfolgezu machen pflegt, und dem ich bereits mehrere hiher gehörige Nachweisungen verdanke. Während παν σπερμια zuerst eine Mischung oder Mengung von allerley Samen (Samen-Allerley) ausdrückt, hat das Wort (welches übrigens vorzüglich nur vergleichsweise gebraucht wird) in philosophischer Beziehung mehr als Eine Deutung, gemäß den verschiedenen

Gesichtspuncten des Systems. Wir haben eine Hauptstelle im Plato, Timäus S. 73 ed. Steph., wo gesagt wird: Fleisch und Knochen und ihnen Verwandtes hat all seinen Ursprung aus dem Marke; denn aus diesem Marke wurzeln und haften die Lebensbänder, welche Leib und Seele zusammenhalten, und das Menschengeschlecht halten und tragen. Unter den Elementardreyecken (Plato entwickelt die Elemente aus Dreyecken) hat der innerweltliche Gott die primitivsten, oder uranheblichsten, unverrückten, glatten und zur Erzeugung und Darstellung von Feuer und Wasser, von Luft und Erde tauglichsten, je aus ihrer Gattung ausgesondert, sie dann untereinander in Ebenmaaß oder symmetrisch gemischt uud eine Allsamigkeit aus ihnen, (jenen reinen, ausgeschiedenen und stöchiometrisch gemengten trigonen Elementen) das Mark erwirkt, und hierauf denn in dasselbe die verschiedenen Arten der (Thier-) Seelen eingepflanzt und geimpft; er hat nach Verschiedenheit der Gestalten und Arten das Mark selber gleich ursprünglich abgetheilt u. s. w. (das Gehirn ist ein Haupttheil dieses Markes.) Der Uebergang von solchen allgemeinsten Ansichten zu dem Begriffe einer gewissen Pflanzenart und ihrem Verhältniß zu einer zweyten auf ihr wachsenden und sich durch sie ernährenden, ist schwer nachzuweisen. Den Begriff der Panspermie aber, in so weit wir ihn von Demokritus und Anaxagoras angewendet finden, wird nur dann genügend erklärt werden, wenn wir zuvor die wesentlichen Unterschiede in der Atomenlehre beyder Philosophen genau kennen. Die Hauptstellen sind Aristot. de Anima I. c. 2. Phys. III. 14 §. 27 p. 48. ed. Sylb. περ. γεν. και φδ. I. 1. Democrit scheint das Wort zuerst gleichnißweise gebraucht zu haben, wie es auch sonst nur als ein kurzer bildlicher Aus-Ausdruck steht. *) Aristoteles bespricht unter Anderm in dem Buche de gener. Anim. IV. c. 3. ed. Duv. anno 1619. I. p. 1122 dieses Verhältniß einer allgemeinen Mischung der Samen (πολυ-

*) Wie z. B. Plut. de ira cohib. c. 16. καθάπερ ὁ Ζήνων (Stoicus) ἔλεγε τὸ σπέρμα σύμμιγμα καὶ κέρασμα τῶν τῆς ψυχῆς δυνάμεων ὑπάρχειν ἀπεσπασμένον, οὕτως ἔοικε τῶν παθῶν πανσπερμία τις ὁ θυμὸς εἶναι.

σπερμία), wo er geradezu bemerkt, daß die verschiedenen Mischtheile nicht actu, sondern nur potentia vorhanden seyn könnten, und wahrscheinlich befriedigte er sich mit dieser Erklärung, wo sich ihm die Erscheinung von Ungleichartigem darbot, das sich auseinander entwickelte. An einem andern Orte (Histor. Animal. V. c. 1. Gener. anim. I. c. 1. ad finem) geht er um einen Schritt weiter, wenn er bestimmt, daß der Generatio spontanea stets Fäulniß vorangehe. An beyden Stellen werden wir auf die leider verloren gegangenen Bücher von den Pflanzen verwiesen.

Theophrast faßt die Sache schon von einem concreteren Standpunct auf (de Caus. plant. II. c. 17 edit. Schneid. 429 ssq., nach Andern c. 23). Er vergleicht die Schmarotzergewächse mit dem Ungeziefer, das nur auf den ihm gleichsam angewiesenen Thieren fortkommt. Nachdem er der Entstehung durch Fäulniß gedacht, findet er es höchst wunderbar und kaum glaublich, daß die Samen einiger Pflanzen (er nennt sie, und es ist wenigstens unser Viscum darunter nicht zu verkennen) nicht in der Erde zu keimen vermögen. Es erscheint ihm nicht auffallend, daß eine Pflanze zuweilen auf einer andern gefunden werde. Sie können aber da, wo Fäulniß eingetreten und etwas Erde entstanden sey, recht wohl keimen und ihre Nahrung aus einem fremden Boden ziehen. Das Bewundernswürdige liege darin, daß jene Gewächse nicht durch Fäulniß, sondern aus Samen entstünden, und daß sie ausgebildete Samen erzeugten, von denen man anzunehmen berechtigt scheine, sie würden recht leicht in der Erde fortkommen. Durch einen Vergleich mit dem Pfropfreise findet er sich nicht befriedigt, und er kommt zu dem Schluß, wobey er sich beruhigt, daß gewisse Pflanzen, eben so wie gewisse Thiere eine ursprünglich angeschaffene Neigung und Gemeinschaft hätten, vermöge welcher sie mit einander entständen und zusammen untergiengen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der homerischen Gesänge von C. Geppert ꝛc.

(Schluß.)

Erst nach diesen Vorsichtsmaßregeln läßt er sich schmücken; offenbar soll er in der Pracht edler Männlichkeit erst kurz vor dem Augenblick erscheinen, der ihm die Gattin in die Arme führt. Dieser „Ball“ somit und diese Umkleidung sind nicht, wie G. S. 437 will, Episoden, nach dem Recept gemacht, und an möglichst unpassenden Stellen eingelegt. In geziemender Kleidung, nun auch äußerlich wieder der Fürst, setzt er sich der Gattin noch einmal gegenüber; aber indem er jetzt Penelope'n ihr eisenhartes Gemüth vorwirft, und Befehl ertheilt, für ihn allein eine Lagerstätte zu bereiten, gibt er der Gattin die rasch benützte Gelegenheit untrüglicher Prüfung. Sie befiehlt, ihm sein Ehebett aus dem Thalamos herab in den Saal zu tragen. Das ist unmöglich, ruft er ärgerlich, und setzt die ganze, nur ihm und ihr bekannte Struktur desselben aus einander. Jetzt eilt Penelope in seine Arme, rechtfertigt ihre Kälte, in der sie so groß ist, durch die natürliche Furcht vor Betrug, und überläßt sich jetzt ganz der unaussprechlichen Wonne, den Gemahl wieder zu besitzen, als dessen an Stärke, Geist und Vorsicht ebenbürtiges Weib sie sich im letzten, im gefährlichsten Augenblick (denn konnte nicht ein böser Gott sie täuschen, wie Helena bethört worden war? 218 — 221) aufs vollkommenste bewährt hat.

Wir müssen es dem Urtheile sachkundiger Leser überlassen, ob unsere bisherige Darlegung und Zergliederung der epischen Handlung von o, 193 an den Dichter gegen G. zu rechtfertigen vermag oder nicht. Geppert selbst will mit dem ersten, dem ästhetischen Theile seines Werkes die Unächtheit der angegriffenen Bücher nur wahrscheinlich gemacht, nicht erwiesen haben (S. 61), zu welcher Absicht die Sprache, die er in jenem Theile führt, freylich nicht recht paßt. Den vollständigen Erweis soll der zweyte, grammatische Theil seines Werkes liefern. Wir hätten folglich die Untersuchung von Neuem zu beginnen und umständlich in eine nicht geringe Masse sprachlichen Details einzugehen. Wir würden uns zu dieser Arbeit ohne Besorgniß für unsere Sache recht gerne verstehen und hatten uns auch schon eine ziemliche Menge der wunderlichsten Verstöße, der seltsamsten Ansichten und Schlüsse aus diesem zweyten Theile excerpirt; da bedachten wir aber, daß die gel. Anz. kein rein philologisches Blatt sind, und — daß eine umständliche Beurtheilung der sprachlichen Einzelheiten nicht einmal nöthig ist. Herrn Gepperts unbegreifliche Verblendung hat es uns leider möglich gemacht, ihm seine grammatischen Resultate vollständig zuzugestehen, ohne daß ihm für den sprachlichen Erweis des ästhetisch Wahrscheinlichen auch nur einigermassen der gewünschte Vortheil erwächst.

Wenn man nämlich die sprachlichen Ergebnisse des zweyten Theils zum Erweise der Unächtheit jener von uns durchgegangenen Bücher der Odyssee soll benützen können, so müssen diese Bücher doch wohl der Sprache nach sich von den ächten Poesien des Dichters durchgängig unterscheiden. Behauptet dieß Hr. Geppert? Mit nichten! Denn mit größtem Erstaunen lesen wir an mehreren Stellen, daß gerade die letzten Bücher von o, 193 an, diese stümperhaften Produkte talentloser Nachahmer, der Sprache nach den ächten Rhapsodieen besonders der Ilias in vielen Puncten ganz ähnlich sind. Vrgl. Thl. 2. S. 12, 19, 66, 69, 86, 111. Nun, so gesteht wohl Hr. G., daß seine ästhetische Kritik durch seine linguistischen Beobachtungen nicht ganz bestätigt wird? Ey, nichts weniger. Die Nachahmer, sagt er, haben, eben um ihren Betrug zu maskiren, die Sprache des ächten Homer, absichtlich alterthümelnd, copirt (S. 13), und er führt gleich S. 12 ein Beyspiel an in der Quantität des Jota in ἀνιάζω, das in der altepischen Sprache entschieden lang gewesen, bey den Interpolatoren der Ilias und in der ächten Odyssee doppelzeitig geworden, von jenen schlechten Rhapsoden aber, „um ihrem Gesang durch dergleichen Rückschritte eine alterthümliche Farbe zu geben,“ wieder lang gebraucht worden sey.

Muß man nun freylich schon über die Rhapso-

den erstaunen, — die doch wenigstens vor Pisistratus gelebt haben müssen, aber ihre grammatischen Observationen machen trotz jedem alexandrinischen Kritiker — und noch mehr erstaunen über ein Publikum, auf welches durch solchen grammatischen Hokuspokus täuschend hat gewirkt werden können, so steigt unsere Verwunderung doch noch um vieles höher, wenn wir andererseits wieder auf jeder Seite lesen, daß diese vorsichtigen Sylbenstecher, „welche die Iliade zu einem förmlichen Studium gemacht," plump genug waren, ihrem kritisch gebildeten, mit Homer grammatisch vertrauten Publikum durch die gröbsten Verstöße gegen homerische Klassicität den gespielten Betrug hinwiederum zu verrathen und ihre eigene Bemühung zu eludiren. Denn haben die Rhapsoden jene Aehnlichkeiten absichtlich erkünstelt, dann hatten sie, sollte man denken, sprachliche Routine und Einsicht genug, um alle auffallenden Discrepanzen zu beseitigen; sind aber jene Aehnlichkeiten nicht erkünstelt, nun so beweisen sie gegen Hrn. Geppert, und er muß, um ihre Beweiskraft zu schwächen, ja um nur ihre Möglichkeit zu erklären, eine arge petitio principii begehen, und was er nach seiner ausdrücklichen Versicherung nicht auf ästhetischem sondern nur auf sprachlichem Wege für völlig erweisbar erklärt, das muß ihm schon auf ästhetischem für unbedingt erwiesen gelten; denn lediglich den überführten und entlarvten Pseudo-Homer kann er zu einem mit kritischer Absichtlichkeit alterthümelnden Rhapsoden machen. Nicht genug. Zeus' Tochter *Ἄτη* hat ihn, vielleicht zur Strafe dafür, daß er den sie betreffenden locus classicus aus Il. τ streicht, so sehr verblendet, daß er Th. 1. S. 459 (vrgl. S. 311) von den Interpolationen die Geschichte vom Hund Argos und den Kampf mit Iros (Od. σ, 1 — 117) entschieden ausnimmt, „als welche Stellen sich durchaus von allem Andern unterscheiden, was in den letzten Büchern erzählt wird, und nur geringe Spuren späterer Zeit an sich tragen," während er Th. 2. S. 48. 51. 77. 112. 155. 180 eine Menge für ihn äußerst harter Dissonanzen von der ächtepischen Sprache gerade aus Od. σ, 1 — 117 auszuheben nicht müde wird. Herr G. hat offenbar den zweyten Theil seines Buches vor dem

ersten geschrieben und in diesem sein Urtheil geändert. Aber wer hat nun Recht, Geppert der Aesthetiker oder Geppert der Grammatiker?

Doch genug. Es thut uns leid, Hrn. G. in den allermeisten Puncten widersprechen zu müssen; aber wenn ihn entschiedene Opposition verdrießen sollte, so erinnere er sich der entschiedenen Sprache, die er selbst gegen den Dichter führt. Er scheint diese in der Nachschrift zur Vorrede zwar selbst nicht mehr zu billigen, aber er nimmt auch keines seiner Resultate zurück. Diese müssen bekämpft werden, wenn homerische Kritik und Interpretation nicht wieder auf einen neuen Irrweg gerathen soll; diese bestreiten auch wir. Wie gerne würden wir der ganzen Arbeit Herrn Gepperts die Anerkennung zollen, die sein mühsamer Fleiß, seine grammatischen, immer interessanten, wenn auch großentheils bestreitbaren Untersuchungen und auch im ersten Theile manches gute Wort, z. B. S. 416 über das Verhältniß einzelner Begebenheiten zur Haupthandlung, S. 443 über die Idee der Ilias u. A. schon gegenwärtig verdient. Dürfen wir eine freylich ganz subjective Vermuthung wagen, so rührt Hrn. Gepperts Unglück in der ästhetischen Würdigung des Dichters von einem Fehler her, in den uns besonders die jüngere Philologenwelt mehrfach zu gerathen scheint. Die Schriftsteller werden viel zu wenig um ihrer selbst willen, und viel zu sehr im Hinblick auf das gelehrte Werk gelesen, das aus der Lektüre resultiren soll. Bevor man dieselben eigentlich lieb gewonnen und sich dieser Liebe unbefangen hingegeben hat, spürt man schon nach neuen Entdeckungen umher und denkt sich kritische Resultate möglich. Dadurch kann es dann leicht geschehen, daß man gleich von vorn herein auf einen falschen Standpunct geräth, den man späterhin, quia amor suscepti negotii fallit, nicht mehr aufzugeben vermag. Aber Unbefangenheit, Vorurtheilslosigkeit der Betrachtung thut in unseren hyperkritischen Zeiten in jedem Bereiche der Literatur noth.

Dr. C. Fr. Nägelsbach.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der ächten und unächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Uebrigens unterliegt die Deutung der parasitischen Pflanzen, welche bey den Alten genannt werden, einigen Schwierigkeiten. Theoph. Hist. III c. 16 führt auf der Eiche πρινος zwey Schmarotzerpflanzen an, ἰξια, die auf der nördlichen, ὑφεαρ, die auf der südlichen Seite des Baumes wachsen soll. Sprengel hält diese beyden Namen für verschiedene Bezeichnungen des Viscum album, die andere parasitische Pflanze, στελις, aber für Loranthus Europaeus.

Plinius hat nichts Neues hinzugethan. Er spricht Hist. XVI. c. 44. segm. 93. XXIV. c. 4 segm. 9. von drey Parasiten, wobey er erwähnt, daß Hyphear ad saginanda pecora diene. Vielleicht ist hierunter eine Flechte verstanden.

Die abweichende Fortpflanzungsweise durch Vögel wird vom Viscum bey mehreren Alten erwähnt z. B.

Ipsa sibi avis mortem creat, cum viscum serat. Plaut.

Viscum, — quod non sua seminat arbos Virg. Aen. VI. 206.

Nicolaus Damascenus ist, wie mir sein gelehrter Herausgeber, Hr. Prof. E. Meyer schriftlich bemerkt, über diese Verhältnisse ebenfalls kurz und unklar. L. II. c. 7 ad fin. erwähnt er des parasitischen Wuchses, und erläutert ihn, vermuthlich nach Aristoteles, aus einer fauligen Digestion des Saftes der Nährpflanze. Die Pflanze Cuscuta, deren er als Beyspiel erwähnt, wird von Hr. Pr. Meyer für eine Flechte (Usnea) gehalten, und somit beschränkt sich vielleicht jene Ansicht bey ihm auf die Entstehung niederer Parasiten. Er nimmt übrigens l. c. c. 8. fünf Entstehungsweisen aller Pflanzen an, und darunter auch „Super aliam plantam nasci, welche Entstehungsart er von der Fäulniß unterscheidet. Weiter ausgeführt ist bey ihm hierüber nichts.

Albertus Magnus (Lib. IV. tract. II. c. 4. operum edit. Jon. Vol. V. 406.) hat dieselbe Stelle mit einigen Abweichungen. Daß Nikolaus Damascenus parasitische Pflanzen besonders auf Dornen erwähnt, kommt ihm gelegen, indem es zu seiner Theorie von der Entstehung der Dornen paßt. Sie sind nämlich nach ihm Producte eines Saftes, dessen sich die Pflanzen entledigen möchten. Aus diesem Safte läßt er nun auch die Parasiten entstehen, also nicht aus Fäulniß. Die Seele der Pflanze wirkt nicht bis in diesen Saft hinein, daher beginnt hier eine neue Bildung aus derselben Materie, aber anders beseelt. Dasselbe Phänomen, fährt er dann fort, kommt aber auch, wiewohl seltener, bey nicht dornigen Pflanzen vor (wo er nun, ohne es zu nennen, das Viscum beschreibt). Es ist dieß offenbar der einzige höher organisirte Parasit, den er kennt. Daher die Bemerkung, daß der Parasit auf allen Bäumen dieselbe Gestalt, Structur und Beschaffenheit annehme.

In den späteren Philosophen und Naturbeschreibern wiederholen sich im Allgemeinen die hier angegebenen Ansichten.

Hieron. Cardanus *) der, beyläufig gesagt, sehr seltsame Dinge von der Liebe und Feindschaft der Pflanzen erzählt, (daß z. B. der Weinstock die Ulme liebt und den Kohl haßt, die Gurke den Oelbaum flieht, die Myrte durch die Nähe des Granatbaums wohlriechender und fruchtbarer wird,) stellt auch über die Parasiten den besondern Satz auf, daß sie von edlerer und wirksamerer Natur seyen, als die Pflanzen, worauf sie wüchsen: nam solet natura ea nobiliora facere, quae aliis indigent. Diesen in mancher Beziehung bedeutungsvollen Satz hat er vielleicht von der Weisheit der Druiden überkommen, die bekanntlich die Mistel hoch verehrten, deren Holz schon die Römer als Amulet trugen.

Theophrastus Paracelsus **) scheint die Schmarotzer-Gewächse als Hypertrophien anderer Bäume betrachtet zu haben. Er nennt die Mistel und das Moos „Uebergewächse und Auswüchse," so wie Gummi und Harz Excremente.

Eben so wie bey den vorhergehenden finden wir auch bey Malpighi, in der Anatomia plantarum vom Jahre 1675, den Unterschied von solchen Pflanzen, die in und auf anderen wachsen noch nicht scharf hervorgehoben. In dem Kapitel de plantis, quae in aliis vegetant, macht er die Bemerkung, daß es Pflanzen gäbe, quae ipsae alias quoque extraneas enutriant, und handelt darauf von dem Viscum; später führt er aber auch Flechten wie die Pulmonaria arborea (Sticta pulmonacea), Moose und Pilze an, und sagt, daß sich die Mistel durch Samen, die andern auf eine noch unbekannte Weise fortpflanzen. Es geht hieraus hervor, daß er vielmehr das Verhältniß der Epiphyten als das der eigentlichen Schmarotzer vor Augen gehabt habe.

In allen den bisher angeführten Schriftstellern finden wir den Ausdruck Planta parasitica noch nicht auf die Schmarotzergewächse angewendet. Dieser erscheint uns erst bey Linne, der in der Philosophia botanica von einem Caulis parasiticus spricht, und ihn definirt als alteri plantae nec terrae innatus. Linne's phantasievolle Anschauung von dem Pflanzenreich im Allgemeinen und seine Neigung, die Lebens- und Formverhältnisse des Thierreichs auch bey den Gewächsen wieder zu finden, mußte jenen Ausdruck vorzugsweise ansprechend finden. Uebrigens macht er auch noch keinen Unterschied zwischen eigentlichen Schmarotzern und Epiphyten, denn er führt als Beyspiel eines Caulis parasiticus neben Viscum auch noch Epidendron und Tillandsia auf.

Entschiedener scheint der treffliche Micheli den Begriff des Parasitismus gefaßt zu haben, denn er sagt vom Cynomorium: *) Cynomorium est plantae secundariae aut parasiticae genus, quemadmodum in libello nostro de Orobanche Florentiae anno 1720 edito tradidimus; quod aliarum stirpium radicibus innascitur et alitur, ut Amblatum, Clandestina, Hypopithys, Orobanche.

Seit jener Zeit ist der Ausdruck Parasitus, welcher bey den Alten in Beziehung auf das Pflanzenreich gar nicht vorkommt, von den Botanikern vielfach in Anwendung gebracht worden, und spielt der Begriff des Parasitismus bekanntlich auch eine große Rolle in der Medicin. Auch muß man gestehen, daß das Wort, seiner alten Bedeutung gemäß, recht füglich zur Bezeichnung jenes eigenthümlichen Naturverhältnisses gebraucht werden konnte. Bey den Alten hießen bekanntlich Parasiti anfänglich Jene, die mit der Auswahl des bey den Opfern zu verwendenden Getreides beauftragt waren. Sie bildeten eine eigene, den Priestern verwandte Zunft (Athenaens VI. c. 6.) Ihren Namen hatten sie davon, daß sie zugleich mit den Priestern einen Theil des Opfers verzehrten, („Mitesser" Epulones, waren.) Später erhielt das Wort eine ungünstige Nebenbedeutung, indem man damit Solche bezeichnete, welche um der gedeckten Tafel willen, dem Gastgeber schmeichelten, die Gesellschaft mit Scherzen erheiterten (Scurrae, derisores), oder sich gar mancherley Unbilden behufs allgemeiner Be-

*) Cardan. de subtil. VIII. edit. Basil. 1559. p. 259 — 260.

**) Opera I. p. 885. II. p. 39. 40.

*) Nova Genera p. 17.

lustigung gefallen ließen (Plagipatidae). So fern sie den Hausherrn copirten, und sich ihm in äußeren Dingen ähnlich zu machen bestrebten, hießen sie sie auch Umbrae. *)

II. Die pflanzlichen Parasiten im allgemeinen, ihre Stellung und Bedeutung in der Reihe der Pflanzenfamilien.

Es ist nun in der That interessant, daß man in den verschiedenen Beziehungen der parasitischen Pflanzen zu ihren Nährpflanzen und Unterlagen gewissermassen Analogieen mit diesen sittlichen Zuständen auffinden kann, welche den Parasitismus im Sinne des Alterthums bezeichnen. Insbesondere kann hervorgehoben werden, daß die Parasiten gegenüber von den Pflanzen, auf denen sie wachsen, als Nachbildner, Copisten von deren Formen und Eigenschaften erscheinen.

Nees von Esenbeck hat dieß Verhältniß namentlich von den Pilzen und Schwämmen geltend gemacht. Diese bilden nach ihm ein abgesondertes Reich der secundären, nachbildlichen Vegetation, und repräsentiren, wenn auch auf einer sehr tiefen Stufe, verschiedene Formen oder Stadien in der allgemeinen pflanzlichen Entwickelung. Diese große, an Gestalten so reiche Klasse der Pilze erhebt sich niemals zur Darstellung der äußeren Haupt-Systeme und Organe: Niederwuchs und Aufwuchs, Stengel, Zweige, Blatt, Knoten, wie wir sie in höher organisirten Gewächsen finden, vielmehr stellen sie nur verschiedene Gestaltungstypen des Lagers (Thallus) in merkwürdigen Abstufungen dar; es läßt sich aber nicht verkennen, daß sie in dieser Weise eine symbolische Bedeutung gegenüber von andern höheren Bildungen haben und bey einer wissenschaftlichen Anordnung des gesammten Pflanzenreiches auf manche verwandtschaftliche Beziehungen ein eigenthümliches Licht werfen. Viele hierher gehörige Formen, wie namentlich aus der Reihe der Staubpilze, welche, als Rost, Brand u. s. w., wie

*) Vergl. Jul. Poll. VII, 7. 111. VI, 35. Phrynich. Eclog. p. 139. Lob. Curculio II, 3, 79. Martin Lexicon philol. p. 2506.

Krankheiten derjenigen Pflanzen, worauf sie vorkommen, zu betrachten sind, nehmen vom Gesichtspuncte des Parasitismus, auch das Interesse des Pathologen in Anspruch.

Will man aber die symbolischen Beziehungen der Gesammtreihe pflanzlicher Parasiten zu dem übrigen Pflanzenreiche ins Auge fassen, so muß man vor Allem noch den Unterschied zwischen ächten und unächten Parasiten hervorheben, wie er jetzt in der Pflanzenphysiologie festgestellt worden. Unächte (Pseudoparasiti) nennen wir solche Parasiten, die sich zur Unterlage, worauf sie wachsen, nicht anders verhalten, als zu irgend einem todten Körper, die also keine lebendigen Säfte aus derselben an sich nehmen, und entweder gar nicht aus derselben ernährt werden, oder doch nur die in der Oberfläche befindlichen Flüssigkeiten einsaugen. Aechte Parasiten dagegen sind jene, die in organische Beziehung mit der Unterlage treten und deren Säfte als eigentliche oft als einzige Nahrung in sich ziehen. Die unächten Parasiten, nicht unbedingt auf gewisse Unterlagen angewiesen, sondern vielmehr ohne Unterschied auf sehr mannichfaltigen Gewächsen eben so wie auf todten Körpern lebend, nehmen in dieser Beziehung, als Epiphyta, nicht sowohl das Interesse des Pflanzenphysiologen, als vielmehr das des Pflanzengeographen in Anspruch.

Wenn wir dagegen die eigentlichen Parasiten, als Pflanzen von bedingter, secundärer Erzeugung, Hysterophyta, d. h. solche, die zu ihrem Bestehen das Vorhandenseyn anderer Vegetabilien bedingen, gegenüber dem Pflanzenreiche, als einem Ganzen, betrachten, so ergiebt sich, daß hier ganz eigenthümliche, wenn auch zur Zeit noch in keiner Weise erklärbare Beziehungen zwischen den Formen der unbedingten, ursprünglichen und der bedingten, secundären Vegetation Statt finden. Manche Formen der ersteren finden sich nämlich unter den letztern deutlich repräsentirt, während sehr viele andere Typen ohne alle Beziehung zu den dermalen bekannten Parasiten bleiben. Bey den letztern aber findet man sowohl Analogieen mit Gliedern der allgemeinen Reihe des Gewächsreiches als eigentliche Verwandtschaften. Im ersteren Falle nämlich finden wir dieselben Organe sowohl bey den Parasiten als bey dem ent-

sprechenden Genus der allgemeinen Reihe vorhanden, aber auf verschiedener Stufe der Entfaltung. Im zweyten Falle nehmen wir Verwandtschaft im strengern Sinne an, so fern bey den sich entsprechenden Gattungen vollkommen gleiche Entwicklungsstufen gewisser Organe, oder eine Mischung identischer Prädicamente eintritt. *)

Um diese Verhältnisse deutlich zu machen, stelle ich hier die allgemeine

Reihe der Parasiten

zusammen.

I. Fungi.

(Die einzelnen Gattungen brauchen hier nicht aufgeführt zu werden. Der Parasitismus dieser Gewächse hat mehrere Stufen, je nach den Graden der chemischen Entmischung ihrer Unterlage).

II. Balanophoreae. Sarcophyte. Lophophytum. Ombrophytum. Cynomorium. Balanophora. Cynopsole. Scybalium. Helosis. Langsdorffia.

III. Cytineae. Cytinus. Aphyteia.

IV. Rafflesiaceae (Rhizantheae) Brugmansia. Rafflesia. Frostia. Apodanthes.

V. Burmanniaceae. Gonyanthes.

VI. Orchideae. Neottia. Epipogium. Limodorum. Gastrodia.

VII. Araceae. Philodendron. Anthurium, (vielleicht auch Pothos und mehrere andere Gattungen).

VIII. Convolvulaceae (Cuscuteae) Cuscuta.

IX. Orobancheae. Epiphegus. Phelipaea. Conopholis. Orobanche. Boschniakia. Clandestina. Lathraea. Anoplanthus. Aeginetia. Hyobanche. Epirhizanthus.

*) Die Beziehungen zwischen Parasiten und analogen Formen der Gesammtreihe haben mich schon früher beschäftigt, und Hr. Nees v. Esenbeck hat in seiner Ausgabe von R. Browns Schriften II. S. 664. des Plans einer ausführlicheren Arbeit gedacht, dessen ich hier nur Erwähnung thue um anzuführen, daß die Gattung, welche a. a. O. S. 665 Esenbeckia genannt wurde, später von mir als Schweiggera (Nov. Gen. III. t. 297. Renggeria Meisn.) beschrieben worden ist.

X. Ericeae (Monotropeae) Monotropa. Hypopithys. Schweinitzia.

XI. Loranthaceae. Misodendron. Antidaphne. Arceuthobium. Viscum. Tupeia. Loranthus. Nuytsia. Struthanthus. Tristerix. Dendrophthoë. Psittacanthus rel.

XII. Marcgraviaceae. Marcgravia. Norantea. Ruyshia.

XIII. Guttiferae. Schweiggera. Clusia. Havettia. Arrudaea.

Mehrere andere Gewächse, welche unter den Parasiten aufgeführt werden, verdienen vielmehr eine Stelle unter den Pseudoparasiten. So haben wir unter den Cyrtandraceae die Gattung Aeschinanthus (Incarvillaea parasitica), unter den Gesneraceae: Ulloa, bey den Gentianeae: Vohiria, bey den Rubiaceae: Myrmecodia, Hydrophytum, Schradera, Hymenopogon (parasiticus Wall,) Pavetta (parasitica Lour.), Hillia (parasitica L.), bey den Urticaceae: Urtica (muralis Vahl oder parasitica Forsk, und parasitica Bl.) unter den Myrsineae: Ardisia (parasitica Sw.), den Convolvulaceae: Convolvulus (parasiticus Kunth), unter den Araliaceae: Hedera (parasitica Don.) In der letztern Gattung kommt vielleicht wahrer Parasitismus vor.

Die hier mitgetheilte Uebersicht könnte zu vielfachen systematischen Betrachtungen Anlaß gewähren. Ich beschränke mich jedoch auf die allgemeinste Bemerkung, daß die Hälfte der hier angeführten Familien (Fungi, Balanophoreae, Rafflesiaceae, Orobancheae, Loranthaceae. Marcgraviaceae) ausschließlich aus parasitischen Gattungen bestehen, und daß die Cuscuteae und Monotropeae in mancher Beziehung von jenen natürlichen Familien abweichen, welchen sie untergeordnet zu werden pflegen. Aus dieser Thatsache läßt sich ableiten, daß der Parasitismus bey einer allgemeinen systematischen Uebersicht des Gewächsreichs als inneres Bildungsmoment für gewisse Entwicklungsstufen aufgefaßt werden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der unächten und ächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Ohne jedoch hier solchen Erwägungen weiter Folge zu geben, wende ich mich nun zu dem andern Theile meiner Aufgabe, indem ich versuche, namentlich von dem pflanzengeographischen Standpuncte aus, die Verhältnisse der unächten und ächten Parasiten in Brasilien zu schildern.

III. Die Pseudoparasiten in Brasilien.

Wie jede andere tropische Vegetation unterscheidet sich auch die Brasiliens von den außertropischen dadurch sehr wesentlich, daß die unächten Parasiten nicht ausschließlich oder vorzugsweise nur niedrigen, unscheinbaren und schnell vorüber gehenden Pflanzenordnungen angehören, sondern, daß sich dort auch viele durch Gestalt, Größe und längeres Leben ausgezeichnete Arten der höheren Pflanzenordnungen auf Bäumen und Gesträuchen niederlassen. Es sind nicht bloß Flechten, Moose, Lebermoose, Farnkräuter, wie bey uns, sondern außer diesen auch zahlreiche Arten aus den Ordnungen der Orchideae, Araceae, Bromeliaceae, Artocarpeae (wie die Feigen mit klimmendem Stamme und manchen Dorsteniae), die Vohiria, aus der Familie der Enzianartigen, viele Nopalgewächse, namentlich aus den Gattungen Cereus (Serpentini und Alati) und Rhipsalis, und unter günstigen Umständen auch viele Arten von Begonia. Die genannten Pflanzen wurzeln entweder unmittelbar auf der Rinde, oder in der Dammerde, die auf Bäumen abgelagert ist, oder endlich wohl auch auf bereits faulendem Holze. Sie sind, wenn auch keine ächten Parasiten, doch wahre Epiphyta, da sie nicht unmittelbar im Boden, sondern auf andern Gewächsen sich entwickeln und leben. Eine zweyte Reihe von Epiphyten bilden jene Schlingpflanzen, die zwar ursprünglich im Boden keimen und wurzeln, sich aber, indem sie an den Stämmen anderer Gewächse hinaufranken, durch secundäre Wurzeln und Haftfasern sich daran befestigen, und nicht selten, wenn ihre Wurzeln auf den Stämmen hinreichende Quantitäten von Dammerde finden, sich in ihr ebenso einwurzeln, als stünden sie im Boden selbst. Zu diesen gleichsam secundären Epiphyten darf man im tropischen Amerika mehrere Gattungen von Gesneraceae (wie Nematanthus, Alloplectus, Besleria, Tapina, Episcia, Hypocyrta) rechnen, an welche sich wahrscheinlich die bisher bloß in Peru gefundene, noch nicht hinreichend bekannte Ulloa anschließt, desgleichen gehören in dieselbe Kategorie manche Bignoniaceae, manche Arten von Cissus, Passiflora und gewisse schlingende Formen von Asclepiadeae und Apocyneae. Man findet nämlich Repräsentanten aus allen diesen Pflanzenordnungen bisweilen auf hohen Stämmen verbreitet, und in der Dammerde oder auf der Rinde derselben wurzelnd, wobey es unentschieden bleibt, ob sie durch Thiere oder einen andern Zufall auf die Unterlage gesäet worden, oder ob sie vom Boden heraufwachsend nach und nach ihre ursprünglichen Wurzeln verloren haben.

Alle diese genannten Pseudoparasiten oder Epiphyten bilden keine sehr langen und dicken, aber

um so zahlreichere und sehr lebensthätige Wurzeln. Sie versenken sich mit den äußersten Fasern dieses Ernährungssystems in die obersten Schichten der Rinde ihrer Unterlage und ziehen aus derselben zwar keine zubereiteten Säfte wohl aber Wasser, welches hier, wenn nicht durch organische Kräfte, so doch durch physische Anziehung festgehalten wird. Aus dieser Lebensweise folgt, daß die Pseudoparasiten, von denen hier die Rede ist, 1) ohne Unterschied auf sehr verschiedenen perennirenden Gewächsen vorkommen können, da sie keiner individualisirten Nahrungssäfte bedürfen;

2) daß sie neben einander in der größten Mannichfaltigkeit der Arten erscheinen können, während die ächten Parasiten immer eine eigenthümliche Anziehung zu gewissen Pflanzenarten verrathen, auf welchen sie oft in großer Anzahl der Individuen, aber auch mit Ausschluß anderer Arten Platz greifen.

Die Zahl von Pseudoparasiten, die sich auf irgend einem Stamme befinden, hängt von sehr verschiedenen Verhältnissen ab: 1) von dem Zustande der Rinde,

2) von der Richtung des Stammes und seiner Aeste gegen den Horizont,

3) von der Individuen-Zahl derselben Art in der Nachbarschaft und den verschiedenen eigenthümlichen Umständen, durch welche sie ihren Samen auf jenen Stamm verbreiten können.

Was den ersten Punct betrifft, so habe ich stets bemerkt, daß Bäume, die mit einer schwammigen, dicken, rissigen Rinde versehen waren, mehrere Epiphyten auf sich trugen, als solche, deren Rinde sehr glatt, hart und dünn war. Dieß hängt ohne Zweifel damit zusammen, daß diese Gewächse mit ihren Wurzeln und Haftfasern um so leichter haften, je ungleicher und schwammiger diese ist. Wenn sie auch durch diese Rinde nicht zu dem Holzkörper der Unterlage hindurch dringen, wie dieß die eigentlichen Parasiten thun, so pumpen sie doch die Feuchtigkeit auf und innerhalb der obersten Rindenschicht mit großer Lebhaftigkeit ein, wovon man sich besonders in den trocknen Gegenden des Landes nach einem plötzlichen Regen überzeugen kann.

Die äußerste Rinde der Unterlage ist in einem Verwitterungsproceß begriffen, und mehr oder weniger schon als ein Excretum des Baumes zu betrachten. Daraus erklärt sich, warum die meisten dieser Pseudoparasiten ohne Unterschied nicht bloß auf lebenden Bäumen von sehr verschiedenen Ordnungen, sondern eben so gut auch auf Stämmen, die bereits verfault sind, oder auf Pfosten, Planken, Brettern und Holzscheiten, also auf Holz das bereits menschliche Einwirkung erlitten hat, vorzukommen pflegen. Diese letztere Thatsache ist übrigens in Tropenländern darum nicht sehr augenfällig, weil die größeren Epiphyten, welche die Aufmerksamkeit eines Beobachters auf sich ziehen, langsam wachsen, so daß also ihre hölzerne Unterlage eher zerstört ist, als bis sie eine beträchtliche Größe erreicht haben. Dieß gilt insbesondere von den Stauden der Bromeliaceae, welche ein sehr langsames Wachsthum haben, und wohl mehrere Menschenalter brauchen, bis sie ihre größte Ausdehnung gewonnen haben. Man findet deßhalb auch die alternden Stauden von Bromelia Pinguin und Karatas oder mancher Anthuria selbst wieder über und über mit Moosen, Jungermannien und kriechenden Farnkräutern (Polypodium sepultum, vacciniifolium, Pleopeltis percussa) oder mit kleineren Bromeliaceen und Orchideen von kürzerer Lebensdauer, überwachsen.

Zweytens kommt es bey der Ansiedlung der tropischen Pseudoparasiten vorzüglich auf die Richtung des Stammes an, worauf sie wachsen. Die Orchideen lieben vorzugsweise eine horizontale, oder nicht sehr steil aufsteigende Unterlage, indem sie mit ihren, wenn auch zahlreichen, doch nicht sehr starken Wurzeln die dicken Blätter und die oft schweren Blüthentrauben nicht unter rechten Winkeln vom Baume zu tragen vermöchten.

Die Bromeliaceen findet man verhältnißmäßig häufiger an senkrecht aufsteigenden Unterlagen. Sehr große und schwere Rasen derselben entwickeln sich, gerade aufgerichtet, in den Bifurcationen der Stämme. Einige kleine und leichte Arten, die in Tropenländern die Stelle des Baumbartes (Usnea) vertreten, wie Tillandsia usneoides und recurva, werden vermöge ihrer leichten, mit einem Haarschopfe versehenen Samen, auf alle Theile des Stammes

und der Aeste ausgesät, und entwickeln sich nicht selten in so ungeheurer Zahl, daß sie den ganzen Baum wie ein Mantel einhüllen. Am geeignetsten, senkrecht aufzusteigen, sind von solchen Pseudoparasiten manche krautartige Feigen, welche sich dicht an die Stämme mittelst zahlreicher Haustorien anheften, und gewisse Araceae, welche durch ihre Windungen und durch Luftwurzeln, oft bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume aufsteigen. Gleiches gilt auch von manchen Asclepiadeae und Apocyneae. Je lebhafter bey irgend einem solchen Pseudoparasiten die Bildung von secundären Wurzeln ist, um so gleichgültiger wird er gegen die Richtung seiner Unterlage zum Horizonte. Die mit verästetem und wurzelndem Stamme versehenen Farn, sieht man ohne Unterschied in jeder Richtung ihrer Unterlage sich ausbreiten.

Die Zahl der Pseudoparasiten, welche sich auf irgend einem Stamme ansiedeln, hängt aber ohne Zweifel auch davon ab, ob sich andere Pflanzen derselben Art in der Nähe befinden und eine lebhafte und zahlreiche Besamung vermitteln. Meistentheils habe ich eine und dieselbe Art in tiefen, feuchten und warmen Schluchten des Urwaldes zu großen Haufen versammelt auf ihren Unterlagen wachsend gefunden; wo es denn auch nicht unschwer zu beobachten war, daß sie sich von Einem Orte aus immer weiter verbreiteten. Die Vermehrung geschieht auch durch Vögel und Säugthiere, welche solche Schluchten im Walde zu regelmäßigen Zeiten zu besuchen pflegen, und sich vorzüglich auf horizontalen Aesten niederlassen, um zu ruhen oder zu fressen.

Durch die bisherigen Erörterungen glaube ich die Frage beantwortet zu haben, ob sich die in Rede stehenden Pseudoparasiten ohne Unterschied auf kranken wie auf gesunden Gewächsen niederlassen. Sie wachsen ohne Wahl überall da fort, wohin ihre Samen leicht gelangen, wo sie, nach der Entfaltung leicht haften, und wo sie eine hinreichende Quantität von Feuchtigkeit in der Luft und auf der Unterlage finden, um sich zu ernähren. In solchen Gegenden, welche einen Theil des Jahres über an Wassermangel leiden, kommen vorzugsweise nur solche Pseudoparasiten vor, welche vermöge ihrer Organisation, weniger vom Einfluß der Feuchtigkeit

abhängen: Asclepiadeae und Apocyneae, Cacteae und Bromeliaceae. Die beyden ersteren Ordnungen werden hier durch Arten repräsentirt, die während der Dürre ihre Blätter abwerfen, wo sie dann wahrscheinlich durch die Verwendung und Umbildung ihres Milchsaftes vegetiren; die Cacteen besitzen in ihrem leichten, schwammigen und saftreichen Zellgewebe eine Art von Hybernaculum, von dessen Stoff sie dann zehren können; die Bromeliaceen endlich sammeln in ihren tutenförmig zusammengerollten Blättern Wasser, welches lange Zeit darin aufbewahrt bleibt, und bisweilen in so großer Menge vorhanden ist, daß die angebohrte Blatttute einen Strahl von trinkbarer Flüssigkeit von sich giebt, was die Sage von einer vegetabilischen Quelle veranlaßt hat.

Diese Pseudoparasiten bilden übrigens einen frappanten Zug in der Physionomie der tropischen Vegetation, sowohl vermöge ihrer eigenthümlichen, dem europäischen Ankömmling fremden Gestalt, als vermöge der prächtigen Farben, worin namentlich die Blüthentrauben der Orchideen und Bromeliaceen prangen.

IV. Die ächten Parasiten in Brasilien.

Was nun die eigentlichen Parasiten betrifft, so kommen sie im tropischen Brasilien häufiger und in viel stattlicheren Gestalten vor, als in den vom Aequator entfernteren Gegenden. Bestimmen sie auch nicht im Allgemeinen den malerischen Character der dortigen Vegetation, so thun dieß doch manchmal gewssie Formen unter ihnen, und in physiologischer Beziehung sind sie von großem Interesse.

Alle in jenem Lande bis jetzt beobachteten Parasiten lassen sich, meiner Ansicht nach, auf folgende Hauptgruppen zurückführen: 1. Pilze und Schwämme; 2. Blattlose, nicht grüne, wurzelständige Phanerogamen; 3. Blattlose auf Stengeln haftende Phanerogamen; 4. Beblätterte, grüne Phanerogamen, die sich nur mit dem primären Wurzeltheile in die Nährpflanze versenken; 5. Beblätterte, grüne Parasiten, die sich nur mit secundären, d. h. später entwickelten, Theilen auf der Unterlage ansaugen und aus ihr ernähren.

Was die Pilze betrifft, so sind diese Gewächse ohne Zweifel in tropischen Ländern und namentlich auch in Brasilien nicht minder häufig, als in andern Ländern, die den Polen näher liegen; aber bey dem Reichthume an höheren und interessanteren Gewächsformen und bey den eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefahren beym Aufsuchen dieser Pflanzen, die bekanntlich vorzüglich gern an Orten wachsen, wo dem Naturforscher giftige Schlangen und Insecten begegnen, hat man bis jetzt weniger Rücksicht auf sie genommen. Große Agarici und Boleti findet man in den tropischen Wäldern gesellig und einzeln wachsend, deßgleichen sind jene Floren sehr reich an Staub- und Kernpilzen. Nur die Familie der Bauchpilze ist dort vielleicht minder häufig repräsentirt.

Ich stimme ganz mit Hrn. Ludw. Chr. Treanus überein, wenn er (Pflanzenphysiologie II. S. 792.) annimmt, daß diese so seltsamen Gewächse wahre Parasiten sind, welche stets einen kranken oder bereits abgestorbenen (vegetabilischen, seltener auch thierischen) Körper zur Unterlage haben. Man kann nicht daran zweifeln, daß sie von dem Organismus auf irgend eine Art zubereitete Säfte aufnehmen, und im Allgemeinen unterscheiden sie sich von andern vegetabilischen Parasiten in physiologischer Beziehung wohl nur dadurch, daß sie jene Säfte nicht mehr in ihrem vollkommen organischen, vom Hauche des individuellen Lebens durchdrungenen Zustande sondern vielmehr in einem solchen Momente für ihre Nahrung verwenden, da die Säfte bereits anfangen, aus der Herrschaft des individuellen Lebens befreyet, in Entmischung zu treten. Die Annahme, daß die fadenförmige oder faserige Matrix der Pilze, das sogenannte **Mycelium**, unmittelbar aus faulenden Säften zusammenrinne, und daß sich aus demselben nur unter besonders begünstigenden Verhältnissen die höher entwickelte, Fortpflanzungskörner (Sporas) tragende Form, gleichsam die Frucht jenes, oft durch unbestimmte Zeit ruhenden Schwammgewebes, hervorbilden könne, scheint mir durch mehrere Beobachtungen immer fester begründet zu werden. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte sich die von Nees v. Esenbeck dem Pilzreich zuerst gegebene Bezeichnung der **Vegetatio secundaria** oder **succedanea** vorzugsweise rechtfertigen. Dieses Prädicat für die Pilze und Schwämme angenommen, dürfte es auch consequent seyn, manche jener sehr complicirten parasitischen, mit einer Kruste und innerhalb derselben mit Keimkörnerbehältern versehenen Bildungen, welche zu den Flechten (in die Abtheilungen der **Trypethelinae, Verrucarinae** und **Graphideae** Echweiler, Flor. Bras. I.) gesetzt worden sind, den Pilzen beyzuzählen.

Uebrigens ist mir kein Pilz bekannt geworden, der seine Wurzeln durch die Rinde hindurch bis auf das Holz der Unterlage einbohrte. Sie wurzeln nur in der oberflächlichen Schicht der Rinde oder auf entblößtem faulem Holze und die schwache Entfaltung ihrer Wurzeln, giebt einen Maßstab für ihre Bedeutung als Parasiten.

Doch, ich gehe von diesen unscheinbarsten Formen zu einer andern Gruppe über, welche ich blattlose, primäre Parasiten, **Parasitos aphyllos phytogenios**, nennen möchte. Ihr wesentlichster und allgemeinster Character ist, daß sie mit Blüthen versehen sind, daß ihnen aber grüne, vollständige Blätter, d. h. solche fehlen, die die drey typischen Dimensionen des Blattes, (Scheiden- Blattstiel- und Breitentheil) an sich darstellen. Es gehören hierher die Gattungen aus den natürlichen Familien der **Rafflesiaceae, Balanophoreae, Orobancheae** und **Monotropeae**. Nach der von De Candolle (Physiologie végétale III. S. 1404 ff. vorgeschlagenen Eintheilung der Parasiten sind sie seinen **Parasites radicicoles** zuzurechnen; nach Unger (Annalen des Wiener Museums, II.) könnte man an ihnen verschiedene Stufen des Parasitismus unterscheiden. Ich halte jedoch dafür, daß sie füglicher unter Einer gemeinschaftlichen Bezeichnung begriffen werden.

Sie kommen auf den Wurzeln oder den wurzelartigen, in der Erde liegenden Stämmen (Rhizomata) von Holzpflanzen vor, in die sie entweder mit einer Pfahlwurzel eindringen, oder an denen sie sich mittelst mehrerer Wurzeln ansaugen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der ächten und unächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Fortsetzung.)

In Brasilien fehlen die Familien der Orobancheae und Monotropeae gemäß den bisherigen Beobachtungen vollständig; die der Rafflesiaceae ist daselbst durch Frostia und vielleicht auch durch Apodanthes, zwey zur Zeit noch höchst apokryphische Formen, repräsentirt, welche nicht aus der Wurzel, sondern aus der Rinde des Stammes und der Aeste hervorbrechen. Dagegen besitzt Brasilien vier Gattungen von Balanophoreen: Scybalium, Lophophytum, Langsdorffia und Helosis, (vielleicht auch das bis jetzt bloß aus Peru bekannt gewordene Ombrophytum); höchst seltsame, pilzähnliche, bloß mit Schuppen versehene Gewächse, an denen die braune, rothe, gelbe, weiße Farbe herrscht, die grüne aber gänzlich ausgeschlossen ist.

Rücksichtlich der Insertion und der Entwicklungsgeschichte dieser räthselhaften Gewächse verweise ich auf die bereits erwähnte schöne Arbeit des Herrn Unger (Annalen des Wiener Museums, II. S. 15 — 60, mit Tafeln).

Eine dritte Gruppe von Parasiten, die in Brasilien repräsentirt ist, begreift die Gattungen Cuscuta und Cassyta. Man kann sie in Kürze als blattlose, in der Erde keimende, sich am Stengel ansaugende Parasiten bezeichnen: Parasiti aphylli, geogenii, haustoriis caules adeuntes. Fadenförmige, vielfach verschlungene, blattlose Bildungen mit unansehnlichen Blumen, die bey Cuscuta dem Typus der Convolvulaceae nahe stehn, bey Cassyta dem der Lorbeeren vollkommen gleich sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Pflanzen ursprünglich in der Erde keimen. Nachdem aber ihre dünnen, fadenförmigen, blattlosen Stengel zu einer gewissen Höhe aufgewachsen sind, lehnen sie sich an benachbarte Gewächse, sowohl kraut- als baumartige, an, wickeln sich um sie herum und entfalten häufige Saugwarzen oder verlängerte Nagwürzelchen, (Pythmenes), womit sie sich an der glatten, saftigen Rinde ihrer Unterlage festsaugen und ernähren. In einem späteren Stadium sterben die primären Wurzeln in der Erde ab, und sie erhalten sich nun ausschließlich aus der, in dieser Weise gewonnenen Unterlage, auf welche sie eine bisweilen sehr schädliche Einwirkung beurkunden. Cuscuta, welche in Europa bekanntlich auf Hopfen, Lein, Nesseln, Quendel, Klee, Schneckenklee und Schotenklee, Heidekraut, Tamarisken u. s. w. vorkommt, sieht man in Brasilien ebenfalls auf sehr verschiedenen niedrigen Gewächsen, wie auf Spermacoce, Borreria, Declieuxia, Echites, Ehrenbergia (Kallströmia Scop.) und auf Bäumen, wie Schinus, Schmidelia, Myrsine. (Die Herren von Humboldt und Bonpland haben sie auch auf Barnadesia, Bignonia und Berberis angegeben). In Brasilien, wie in Mexiko findet sich die Flachsseide oft in beträchtlicher Höhe von Bäumen herabhängend, in welchem Fall ich annehmen möchte, daß sie nicht von der Erde bis zu solcher Höhe aufgewachsen, sondern durch Vögel oder andere Thiere auf die Zweige gebracht worden sey, und sich dort eingenistet habe. Die ganze Pflanze ist niemals grün, sondern ockergelb, weißlich oder gelblich-roth gefärbt und ohne irgend eine Behaarung. Spaltöffnungen habe ich auf der zarten, glatten, aus parallelepipedischen

Zellen zusammengesetzten Oberhaut nicht finden können. Das verhältnißmäßig große Gewicht dieser Pflanze, vermöge dessen sie im Wasser untergeht, hat ihr in Brasilien den Namen Sipó de Chumbo, oder Bley-Liane verschafft. Man hält sie, wegen ihrer schleimig-säuerlichen Bestandtheile, für ein kräftiges Antiphlogisticum und empfiehlt sie in subinflammatorischen Krankheiten der Respirations-Organe und des Darmkanales, als ein Substitut des Mesembryanthemum crystallinum. Bekannter ist, daß man mehrere Arten dieser Gattung zum Gelbfärben von Baumwollenzeug verwenden kann.

Cassyta, von welcher Gattung ich Eine Art, C. brasiliensis, durch das ganze Land verbreitet gefunden habe, kommt in ihrem Parasitismus mit Cuscuta überein. Die fadenförmigen, zähen, runden aber mit leichten parallelen Längskanten versehenen Stengel sind grün, mit einem ziemlich dichten, in der Jugend bräunlichen Filze von einfachen Haaren bekleidet, und die Oberhaut ist in den Furchen mit einer Reihe von großen elliptischen, in die Quere stehenden Spaltöffnungen versehen, deren zwey Schließklappen stark erhöht und mit halbdurchsichtigem Schleime erfüllt sind. Die Stengel saugen sich mit kegelförmigen Warzen an die Unterlage fest, besonders da, wo sie sich in engen Windungen um dieselbe herschlingen, woraus hervorgeht, daß dieß Gewächs von De Candolle (Physiologie végétale III. 1423) mit Unrecht zu den Scheinparasiten gerechnet wird. Ich habe diese Pflanze an Cassia, Krameria, Convolvulus, Ipomoea, Lasiandra, Microlicia, schlingend und sich daran ansaugend beobachtet, und Gardner bemerkt (Hookers Journal of Botany II. 26) von einer Art die er für identisch mit R. Browns Cassyta pubescens hält, die aber wohl ohne Zweifel meine C. brasiliensis ist, daß er sie in der Provinz Ciara auf dem Gebirge Araripe auf Oenothera und Lisianthus gefunden habe.

Vierte Gruppe. Grüne, beblätterte, ursprünglich auf oberirdischen Holztheilen sich einpfropfende Parasiten. Parasiti foliosi, virides, originitus cormophyti. Hieher gehören diejenigen Parasiten, welche De Candolle vorzugsweise die P. chlorophylles nennt (a. a. O. III. S. 1409). Es sind dieß die Loranthaceae, welche merkwürdige Familie in Europa nur durch Loranthus europaeus und Viscum album und Oxycedri repräsentirt wird, in tropischen Ländern dagegen, und insbesondere auch in Brasilien, sehr zahlreiche Arten aufweist. Im Allgemeinen gilt von ihnen, daß sie einer noch lebenden Unterlage mit einem soliden Holzkörper bedürfen. Wenn der Same dieser Parasiten sich auf einem andern Baume entwickelt, so dringt sein Rostellum in die wulstartig aufgelockerte Rinde der Nährpflanze und durch dieselbe hindurch bis zum Holzkörper; früher oder später verzweigt sich die anfänglich ganz einfache Pfahlwurzel des Parasiten, und indem die Nährpflanze, vermöge des erhöhten Lebensreizes, immer neue Lagen von Holz- und Rindensubstanz ablagert, wird die Wurzel des Parasiten immer tiefer darein vergraben. In den meisten, von mir in Brasilien beobachteten Fällen sind alle Wurzeln des Parasiten in die Rinde der Unterlage versenkt, und er steht mit einfachem Stamm auf der Anschwellung der Letztern. Uebrigens hat De Candolle (Bibliotheque universelle, Monat März 1830) darauf aufmerksam grmacht, daß, nach den Figuren in der Flora Peruviano-chilensis zu schließen, dort sehr viele Loranthaceae ihre handförmig gelappten (späteren) Horizontalwurzeln auch auf der Rinde entwickeln und ausbreiten, und Unger (a. a. O. S. 33) bestätigt dieß von mehreren brasilianischen Arten.

Man kann die Einpflanzung dieser Parasiten in ihre Nährpflanze eine Pfropfung nennen. Sie wird durch Wind und Regen, vorzüglich aber durch Vögel vermittelt, welche die Beeren der Loranthaceae fressen, und die unverdaut abgehenden Samen auf die Bäume fallen lassen. Auch die americanischen Wilden kennen diese sonderbare Art der Fortpflanzung, und nennen deßhalb die Loranthaceae, vorzugsweise aber die Gattung Struthanthus, in der Tupisprache Oera-Repoty i. e. stercus avium. Ein Umstand im Vorkommen der zweyhäusigen Gattung Viscum, von der zahlreiche Arten der brasilianischen Flora angehören, ist mir noch räthselhaft. Ich habe nämlich mehrfach wahrgenommen, daß die weiblichen Stämme dieser Parasiten tiefer unten auf der Nährpflanze wachsen, als die männlichen, so daß

dadurch die Befruchtung derselben mittelst des herabfallenden Pollen erleichtert wird. Welchen Weg aber die Natur befolgt, eine solche Vertheilung nach den Geschlechtern zu veranstalten, ist mir unbekannt.

Man findet übrigens die Loranthaceae auf Bäumen von sehr verschiedener Natur, die den mannigfaltigsten Pflanzenfamilien angehören. *) So habe ich z. B. welche auf Büttneriaceae (Theobroma Cacao und Guazuma ulmifolia), auf Vochysiaceae (Vochysia tucanorum, Qualea ecalcarata und grandiflora), auf Aurantiaceae (Citrus Aurantium), Meliaceae (Guarea purgans), Myrtaceen (Psidium pomiferum und mehrere Myrciae), Celastrineae (Maytenus rigida), Anonaceae (Anona crassiflora), Leguminosae (Pithecollobium, Inga, Acacia, Stryphnodendron Barbatimão), Spondiaceae (Spondias), Anacardiaceae (Astronium) Euphorbiaceae (Spixia), Rubiaceae (Rondeletia), Myrsineae (Myrsine gujanensis), Laurineae (Nectandra) — gefunden. — Außerdem wird Viscum purpureum auf einer Euphorbiacea (Hippomane Mancinella), Misodendrou oblongifolium auf einer Cupulifera (Fagus), Misodendron imbricatum auf einem Zapfenbaume (Thuja) angegeben, und so wie Viscum album in Italien auf dem Loranthus europaeus, ist in Chile Loranthus buxifolius auf einem andern Parasiten, dem Loranthus tetrandrus, beobachtet worden.

Es geht hieraus hervor, daß die Loranthaceen sich auf Pflanzen, die sehr verschiedenartige

*) Korthals (Verhandeling over de of Java etc. verzamelde Loranthaceae p. 27.) führt folgende Familien an, auf deren Repräsentanten ihm Loranthaceae vorgekommen seyen: Amentaceae, Anonaceae, Apocyneae, Aurantiaceae, Bignoniaceae, Bixinae, Büttneriaceae, Ebenaceae, Elaeocarpeae, Ericeae, Flacourtianae, Jasmineae, Malvaceae, Melastomaceae, Leguminosae, Myrtaceae, Myrsineae, Rosaceae, Rubiaceae, Ternströmiaceae, Terebinthaceae, Loranthaceae, Salicarieae, Hypericineae, Artocarpeae, Sapindaceae, Verbenaceae, Myristiceae, Sapoteae, Euphorbiaceae, Ampelideae, Tiliaceae, Laurineae, Magnoliaceae, Homalineae, Meliaceae, Caprifoliaceae und Araliaceae.

Säfte bereiten, auf solchen, in denen Schleim, Gerbestoff, Harz oder Aroma vorherrschen, sich anzusiedeln, und mancherley Säfte aufzunehmen und zu verarbeiten vermögen. Hiezu machen sie ohne Zweifel ihre grünen, dicklichen, mit zahlreichen Spaltöffnungen versehenen Blätter geschickt.

Nähere Untersuchungen dürften wahrscheinlich auch noch darthun, daß eine und dieselbe Art auf Nährpflanzen von sehr verschiedener Natur vorkommen, wobey sie allerdings gewisse Abänderungen in ihren Formen erleiden mögen.

Was die geographische Verbreitung dieser Art von Parasiten in Brasilien betrifft, so erscheinen sie am häufigsten in den lichten Wäldern (Caa tinga) im Innern von Minas Novas und Bahia. Hier sieht man oft große Büschel von Viscum und Struthanthus von den verkrüppelten und seltsam verästelten Bäumen des sogenannten Taboleiro coberto (den mit zerstreutem Baumwuchse besetzten Bergwiesen) herabhängen; und sie verleihen der Landschaft zugleich mit den zahlreichen großen Ameisen- und Wespennestern, die ebenfalls häufig an jenen Bäumen hängen, besonders zur Zeit der Dürre wenn die Blätter größtentheils abgefallen sind, eine sehr seltsame Physiognomie.

Mehrere Arten der Gattung, die ich Psittacanthus genannt habe, machen sich durch die prächtigen Nüancen von Gelb, Roth und Blau, womit ihre großen Blumen prangen, als wahre Zierpflanzen geltend.

Eine fünfte Gruppe von Parasiten begreift jene baumartigen beblätterten Gewächse, welche in der Erde keimen, zu Gesträuchen oder Bäumen aufwachsen, und wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, sich an benachbarte Stämme ansaugen, während ihr Wurzelstand fortbesteht.

Diese Art von Parasitismus ist höchst eigenthümlich, und bisher noch nicht hinreichend beleuchtet. Obgleich Turpin desselben schon im Jahre 1820 erwähnt, und ich bereits 1830. (Reise, die Thiere und Pflanzen des tropischen Amerika S. XXXIII) ziemlich ausführlich davon gehandelt habe, ist er doch von De Candolle (a. a. O.) nicht speciell aufgeführt worden.

Man kann hier noch zwey Verhältnisse unter-

scheiden: es sind nämlich blättertragende Parasiten, die entweder sich mit secundären Luftwurzeln an andere baumartige Gewächse ansaugen, Parasiti rhizobdalli, oder solche, die mit der Masse ihres Stammes selbst oder ihrer Aeste parasitisch werden, Parasiti cormophagi. Physiologisch betrachtet ist der Proceß in beyden Arten sehr verschieden; im Effect aber ist er ganz gleich. Immer nämlich zeichnen sich diese Parasiten durch eine verhältnißmäßig sehr starke Wucherung des Holzes, hier im Stamm, dort in den Luftwurzeln, die somit nach und nach selbst stammartig werden, aus; und ihr Einfluß ist so mächtig und feindlich, daß sie die Unterlage endlich ganz zerstören. Es sind dieß im Ganzen Gewächse, die man mit unter dem Namen der Lianen zu begreifen pflegt, welches Wort, zuerst von den französischen Antillen aus in Gebrauch gekommen, überhaupt nur eine holzige Schlingpflanze bezeichnet. Wegen der schädlichen Einwirkung auf die Unterlage werden solche Parasiten im spanischen Amerika Mata palo oder Bejuco Matador, in Brasilien Mata páo oder Sipo Matador genannt, und eine hieher gehörige Art, die Clusia rosea, heißt auf den französischen Antillen Figuier maudit. Wenn wir sonst die Gewächse in ihrem gegenseitigen Einfluße auf einander bey weitem friedfertiger finden, als die Thiere, so ferne sie im Allgemeinen in kein anderes feindliches Verhältniß treten, als daß sie sich gegenseitig die aus dem Boden zu ziehende Nahrung streitig machen, wobey allerdings das schwächere Gewächs von dem lebenskräftigeren Schaden leidet und endlich verdämmt werden kann, — so zeigen diese Art von Parasiten die Natur reißender Thiere, indem sie gefräßig über ihre Nachbarn herfallen, und sie durch die Ausbreitung und Zunahme ihrer eigenen Masse zerstören. Es sind dieß die einzigen Empusen oder Vampyre im Gewächsreich, deren Umarmungen endlich den Tod herbeyführen.

Die erste Unterabtheilung dieser Parasiten, welche sich mit ihren secundären Wurzeln ansaugen, möchte ich deßhalb Parasiti rhizobdalli nennen. Zu ihnen gehören mehrere Artocarpeen, wie Brosimum microcarpum und discolor, Cyssapoa latifolia, Perebea gujanensis und mehrere Arten von Ficus; aus der Ordnung der Marcgraviaceae die Gattungen Norantea, Ruyshia und gewissermassen auch Marcgravia, bey welcher man übrigens auch ein Anwachsen des Stammes selbst auf der Unterlage, wenn schon in geringerem Grade, beobachtet; aus der Ordnung der Myrtaceae die Gustavia brasiliana und Myrcia egensis, deren fleischrothe Luftwurzeln oft in außerordentlicher Zahl entwickelt werden; unter den Melastomaceae die Blakea parasitica und quinquenervis; unter den Asclepiadeen und Apocyneen sehr viele Arten verschiedener Gattungen, die bis jetzt noch nicht vollständig bekannt geworden sind. Ferner gehören auch manche Arten von Caulotretus (gujanensis, Outimouta und macrostachya), in Brasilien Sipo de Mororo oder Sipo de Escada genannt) aus den Leguminosen, und von Cocculus aus der der Menispermeen, so wie von Cissus aus der Familie der Ampelideae, in diese Klasse. Uebrigens ist die Neigung dieser Pflanzen, ihre Wurzeln in eine Nährpflanze zu versenken, statt in den Boden, nicht bey allen gleich, und namentlich erinnere ich mich nicht, gesehen zu haben, daß die Luftwurzeln der beyden zuletzt genannten Gattung ein beträchtliches Volumen angenommen und sich nicht vorzugsweise in den Boden versenkt hätten. Unter den Monocotyledonen sind es nur die Araceae, bey ihnen aber findet man oft eine erstaunenswürdige Ausbildung der parasitischen Luftwurzeln. Eine Art mit großen pfeilförmigen Blättern, die vielleicht zu der Gattung Philodendron gehört und in Brasilien Sipo de Imbé genannt wird, steigt auf dreyßig bis vierzig Fuß Höhe an den Bäumen des Urwaldes hinauf, und entläßt zahlreiche Luftwurzeln, die, wenn sie auf eine lebendige Unterlage stossen, sich hier ansaugen und nach und nach einen schwammigen Querfortsatz bilden, welcher sich allmählig rings um die Unterlage ausdehnt und kronenförmig auf ihr anwächst. Bisweilen ist eine und dieselbe Luftwurzel an mehreren Orten in dieser Weise mit ihrer Nährpflanze verwachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der unächten und ächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen gilt von diesen saugwurzelnden Parasiten, daß sie ihre Luftwurzeln zuerst aus dem Stamme, nach und nach auch aus ihren Aesten, meistens unter spitzigen Winkeln hervortreiben und nach Unten strecken. Die Luftwurzeln sind schlank, walzenförmig, mit einer dünnen, glatten, hellgefärbten Oberhaut bekleidet, so lange sie den Boden nicht erreicht haben. An der Spitze ist eine grünlich gefärbte, weiche Warze, um welche sich die Oberhaut schalenförmig abblättert. Beym Fortwachsen dieses sehr lebensthätigen Theiles bilden sich mehrere, concentrisch über einander liegende, gefaltete Häutchen, die so lange sichtbar bleiben, bis die Anwurzelung vollständig statt gefunden hat, dann aber nach und nach obliteriren. *) Finden die Luftwurzeln auf dem Wege nach Unten das Erdreich, so bilden sie einen Wulst, treiben aus demselben einen mehr oder weniger starken Büschel von seitlichen Wurzelzasern hervor, befestigen sich mittelst derselben im Boden, und gehen nun nach und nach in die Natur des ursprünglichen Stammes über. Man bemerkt dann vorzüglich, daß die vorher glatte Rinde nun dicker, rissig und der des Stammes ähnlich wird. Gelangen sie nicht auf den Boden, sondern auf eine holzige Unterlage, was bisweilen in der Art eintritt, daß eine ganze Reihe von Luftwurzeln senkrecht über einander entwickelt wird, so haften sie mittelst einer, aus der Spitze abgesonderten Cambium-ähnlichen Flüssigkeit, und vertiefen sich nach und nach mehr oder weniger in das Holz der Nährpflanzen. Wenn sie eine gewisse Stärke erreicht haben, so vermögen sie seitlich neue, mit Blättern versehene Zweige hervorzutreiben. Letzteres bemerkt man vorzüglich bey Brosimum und Ficus. Die ursprüngliche Wurzel bleibt aber dabey immer noch thätig.

*) Eben so findet auch die Bildung der Luftwurzeln von Iriartea exorrhiza statt, die ich in Palmarum genera et species t. morpholog. U. fig. IV. abgebildet habe.

V. Verschiedene Arten tropischer Holzbildung.

Ich muß übrigens hiebey bemerken, daß nur die verhältnißmäßig geringste Zahl von Schlingpflanzen, deren es bekanntlich in Brasilien eine große Menge giebt, mit dem beschriebenen Apparate von paratisirenden Luftwurzeln versehen sind. Namentlich scheinen es solche Gewächse zu seyn, die gefärbte, milchichte oder trübe Säfte führen: also von den erwähnten die Araceen, Artocarpeen, Apocyneen, Asclepiadeen, Marcgraviaceen und Menispermeen. Bey andern Familien, die sehr reich an Lianen sind, wie z. B. den Sapindaceen, Hippocrateaceen, Trigoniaceen, Malpighiaceen, Passifloren, Cucurbitaceen, Convolvulaceen, Bignoniaceen, Aristolochien, den schlingenden Gattungen der Dilleniaceen (Davilla, Tetracera und Doliocarpus), der Rhamneen (Gouania) und der Polygaleen (Securidaca, Comesperma), den brasilianischen Clematis-Arten und den krautartigen Schlingern aus der

Ordnung der Leguminosen und Compositae (Mikania) habe ich keine Spur von Parasitismus beobachtet.

Bekanntlich sind es im Allgemeinen vorzüglich diese verschiedenen Schlingpflanzen (Lianen, Buschtaue), an welchen die Untersuchungen der Phytotomen in neuester Zeit sehr merkwürdige Abweichungen von den Structurverhältnissen des Holzes aufgefunden haben. Die meisten dieser wegen ihrer seltsamen Holzbildung so höchst interessanten Lianen sind nun zwar keine eigentlichen wurzelsaugenden Parasiten; dennoch will ich mir erlauben, diese Gelegenheit zu benützen, um die wesentlichsten Kategorien abweichender Holzstruktur in den genannten Gewächsgruppen hier in Kürze anzugeben.

1. Excentrisches Wachsthum.

A. Ein Holzkörper, welcher ursprünglich regelmäßig concentrische Ringe gebildet hat, verbreitert sich einseitig durch Anlagerung von halbmondförmigen Holzschichten. Es bildet sich dadurch ein bandförmiger Stamm, mit mehr oder weniger parallellaufenden Hauptflächen. Beyspiel **Cocculus Imene, Cocculus Pahni.**

B. Ein ursprünglich kreisrund geschlossener Holzring legt im größten Theile seines Umkreises concentrische Schichten an; diese schließen sich aber nicht ringsum, sondern nur im größeren Antheil, und nachdem sie den Stamm bis zu einer gewissen Dicke gebracht haben, setzen sie sich nur an einzelnen Stellen bogenförmig fort, so daß ein im Durchschnitte lappiger Stamm entsteht. Die Buchten zwischen den Vorsprüngen des Holzkörpers sind nicht mit Rindenkörper ausgefüllt, sondern dieser überzieht nur in einer dünnen Schicht den äußersten Umkreis. Auch diese Bildung kommt, wie die vorige, bey Menispermeen, z. B. **Cocculus amarus** vor, wobey zu bemerken ist, daß sich die jährlich nachwachsenden Holzlagen auf ihrer äußeren, mit großen porösen Gefässen versehenen Seite durch einen Reichthum eines gefärbten, adstringirenden Saftes auszeichnen.

C. Von dem ursprünglich geschlossenen, einfachen Holzkörper aus, entwickeln sich, nach verschiedenen Richtungen hin, einzelne, im Durchschnitte minder regelmäßige Holzbündel, deren jeder mit einem ziemlich starken, dunkelgefärbten Rindenkörper versehen ist. Diese nachwachsenden berindeten Holzbündel scheinen sich innerhalb der gemeinschaftlichen Rindenlage zu entwickeln, und sind unter einander auf das innigste verwachsen. Die ganze Liane ist zusammengedrückt, mit unregelmäßigen stumpfen Kanten versehen, und stellt einen ungeheuern Caulis fasciatus vor, der im Querdurchschnitte wegen der hellen Färbung des Holzes und der dunkelblauen Rindenparthieen, ein marmorirtes Ansehen hat (Caulotretus s. Schnella, macrostachyus). Hr. Adr. v. Jussieu erwähnt (Annales des Scienc. natur. 1841. Botan. 243.) einer Art von Schnella, bey der die einzelnen, mit dunkler Rindensubstanz umkleideten Holzbündel einer Spiralstellung folgen, so daß das Netz, welches durch die Rindensubstanz dargestellt wird, sich im Verticalschnitte eben so zeigt, wie im Horizontalschnitt.

D. Der ursprüngliche Holzkörper bildet eine Markröhre von kreuzförmigem Durchschnitte, und entwickelt die späteren Holzringe auf den sich gegenüber stehenden Bögen gleich, aber auf den benachbarten ungleich, so daß zwey der gegenüber stehenden sich mehr ausdehnen, und dadurch ein bandförmiger, auf den beyden breiteren Flächen mit zwey parallellaufenden Furchen versehener Stamm gebildet wird. **Caulotretus Outimouta.**

2. Concentrisches Wachsthum.

A. Die Holzbündel sind zwar in der gewöhnlichen Weise durch regelmäßig vom Centrum nach der Peripherie streichende Markstrahlen getrennt, aber sie vermehren sich nicht in der Weise, daß sich die neuen Holzbündel in unmittelbarer Contiguität an der äußern Peripherie der schon bestehenden niederschlagen, sondern die (im Durchschnitte) schmalablangen oder keilförmigen, seitlich von einander durch Zellgewebe getrennten Holzbündel ordnen sich zu concentrischen Kreisen, zwischen denen sich Streifen von Zellgewebe anlagern, wodurch der Fall eintritt, daß deutliche Binden aus Zellgeweben die Jahrringe absondern.

Dieses Wachsthum, welches den Menispermeen mit rundem Stamme zukommt, unterscheidet sich

rücksichtlich des anatomischen Baues der Theile des Holzkörpers gar nicht von dem unter 1) A. und B. angeführten, sondern lediglich durch die Concentricität aller Bildungen.

B. Der Rindenkörper entwickelt sich nicht kreisrund und überall in gleicher Ausdehnuug im Umkreise des Holzkörpers, und das Wachsthum tritt nicht gleichmäßig an allen Gränzpunkten zwischen beyden organischen Systemen ein; sondern der Holzkörper erhält durch ungleiche Zunahme an seiner Peripherie einen gelappten Durchschnitt. Die Buchten des Holzkörpers aber erfüllen sich mit Zellgewebe des Rindenkörpers, und je nachdem jenes tiefer oder seichter ausgelappt ist, tritt die Rinde tiefer oder seichter gegen das Centrum hin. Das Wachsthum geschieht an der Gränze zwischen dem Holz- und Rindenkörper als Zunahme des erstern durch Erneuerung und Vermehrung der Convexitäten in der Peripherie des Holzkörpers.

Dieß ist die seltsame Art des Wachsthums bey den Malpighiaceen. Der Holzkörper bildet die Lappen entweder senkrecht, oder spiralig gedrillt, mehr oder weniger tief mit Rindensubstanz umkleidet, aus. Alle Lappen beziehen sich auf eine einzige Markröhre.

Man kann sich diese Bildung vermöge einer Tendenz des Stammes erklären, sich in mehrere Aeste aufzulösen, welche jedoch nicht zum Durchbruch kommt. Hierher gehören die von Gaudichaud (Archives de Botan. II. t. 19. f. 9. 10. 11.) abgebildeten, von Adr. de Jussieu (Annales des Sciences natur. 1841.) ausführlich erörterten Bildungen.

C. Während in dem vorhergehenden Falle der Rindenkörper in seiner gewöhnlichen Form und Farbe zwischen die Auslappungen des Holzkörpers eintritt, sehen wir ihn sich bey den Aristolochien unter dem Typus breiter und regelmäßiger Markstrahlen von dem Bast aus nach der Markröhre hin erstrecken. Dabey ist hier der Bast innerhalb der korkigen Rinde in einer mächtigen Schichte vorhanden, während er bey den Menispermeen und den Malpighiaceen nur in untergeordnetem Verhältniß vorhanden ist. Dieser Typus steht also gewissermassen zwischen dem der beyden genannten Familien in der Mitte.

D. Ein analoges, jedoch verschiedenes concentrisches Wachsthumsverhältniß scheint dasjenige zu seyn, dessen Hr. Adr. de Jussieu (a. a. O. 244) von Stigmatophyllum acuminatum erwähnt. Hier ist nämlich der Holzkörper durch ein Maschennetz von Zellgewebe, das sich von der Markhöhle bis an die Rinde erstreckt, in zahlreiche Abtheilung getrennt (analog dem Wachsthume der flachen Liane von Caulotretus macrostachyus.)

E. Ein geschlossener, mit Markröhre und einem beträchtlichen Rindenkörper versehener Holzkörper erscheint auf dem Querdurchschnitte von mehreren (3, 7, 10) symmetrisch gestellten, kleineren Holzkörpern umgeben, deren jeder eine selbstständige Rinde besitzt. Es ist dieß der im Allgemeinen bey den Sapindaceen (Paullinia, Urvillea, Serjania) herrschende Fall. Die peripherischen Holzbündel entstehen in dem Bast-Antheile des centralen Hauptkörpers. Sie sind als nicht vollständig gelöste (unentwickelte innerliche) Aeste zu betrachten.

In dieser höchst eigenthümlichen Vegetationsform könnte man gewissermassen ein Gegenstück zu jenen vorweltlichen, den Lycopodineen verwandten Formen finden, welche innerhalb einer allgemeinen Rinde secundäre Wurzeln nach Unten aussenden, indem die in Rede stehenden Lianen nicht Wurzeln nach Unten, sondern Aeste nach oben bilden, welche sich nicht von dem Centrum, dem sie angehören, entfernen sollen.

F. Die Bignoniaceen kommen der eben erwähnten Bildung nahe, so fern sich auch bey ihnen in dem Baste junge Gefäßbündel zeigen, die aus einer Horizontalausbreitung des ursprünglichen Holzkörpers hervorgehen und nach Oben steigen. Der Unterschied, den die Holzstructur und das Wachsthum hier darbieten, beruht vorzüglich in der Decussation der Blätter und der damit in Verbindung stehenden Entwickelung des ursprünglichen Holzkörpers. Letzterer geht nämlich von seinem anfänglich kreisrunden Umriß in einen kreuzförmigen über, indem seine Peripherie in vier übers Kreuz stehende Lappen hervorspringt, welche letztere selbst wieder unterordnete Einschnitte und Läppchen erhalten, die ein immer mächtiger werdender Rindenkörper umschließt. Die neuentstehenden, peripheri-

schen, mit Jahrringen und einer Markröhre versehenen Holzkörper sind nichts anders, als seitliche Verlängerungen jener Lappen des ersten Holzkörpers.

Bringt man alle diese Verschiedenheiten auf den allgemeinsten Ausdruck zurück, so sind sie nichts anders, als Modificationen einer nicht entwickelten Astbildung, bey welcher die Aeste anstatt von der Gränze zwischen Holz- und Rindenkörper sogleich unmittelbar nach Aussen hindurchzubrechen, noch unter der Herrschaft des ursprünglichen Holzkörpers, parallel an denselben gebunden bleiben.

Während bey vielen andern Schlingpflanzen nur gewisse peripherische Theile des Holzkörpers als Ranken (d. i. als verkümmerte Blätter (?), Blüthenstiele oder Zweige) die senkrechte Richtung des Wachsthums aufgeben und sich spiralig um eine gegebene Unterlage herumwinden, vereinigt hier der Stamm die nicht hervorgetretenen Aeste auf das engste mit sich und wird in seiner Totalität schlingend.

Die hier in Kürze aufgeführten Typen der Holzbildung von Schlingpflanzen sind ohne Zweifel nicht die einzigen, welche in der brasilischen Flora vorkommen; spätere Untersuchungen des reichen Materials, das uns von Jahr zu Jahr mehr zugänglich wird, dürften noch manche andere, eben so eigenthümliche Strukturverhältnisse entdecken lassen, wie wir denn in der, den Monocotyledonen analogen Holzbildung der dortigen Nyctagineae (Bougainvillea, Pisonia) eine höchst seltsame Abweichung kennen gelernt haben.

VI. Parasiti cormophagi.

Ich will aber diesem Gegenstande keine weitere Folge geben, und nur noch Einiges über die zweyte Art der Parasiten mit secundären Saugorganen, die Parasiti cormophagi, beybringen. Bey diesen also spielt der Stamm die Hauptrolle; er oder seine Aeste saugen sich vorzugsweise auf die Nährpflanze ein, wenn schon die Formation von Luftwurzeln, die parasitisch werden können, auch hier mehr oder minder üppig hervortritt. Diese Gewächse sind Bäume, welche oft eine beträchtliche Höhe und Dicke erreichen. Sie wachsen anfänglich mit einem senkrechten Stamme auf, der sich mittelst eines starken Wurzelsystems im Boden befestigt, und oben weit ausgebreitete Aeste bildet. Wenn aber der Stamm oder die Aeste in die Nähe eines andern Baumes gelangen, so üben sie eine ganz eigenthümliche pathologische Wirksamkeit aus. Sie werfen nämlich ihre Oberhaut ab, entäußern sich später auch ihrer Rinde und bringen, vermöge des Contactes mit ihren Säften auch die Oberhaut und Rinde der Unterlage zum Absterben. Sobald ihr junges Holz auf dem der letztern aufliegt, saugen sie die Holzsäfte derselben an, und werden zu wahren Parasiten. Diese Art von Parasitismus hat die größte Aehnlichkeit mit dem von Cuscuta und Cassyta, welche auch nirgends mit dem Holz der Unterlage eine solche Verwachsung eingehen (sich so in dasselbe infiltriren) wie dieß bey den Loranthaceae der Fall ist, sondern stets noch getrennt davon bleiben. Dabey verlassen sie ihr ursprünglich concentrisches Wachsthum, und breiten sich auf der Unterlage in der Art aus, daß sie allen Erhöhungen und Vertiefungen derselben folgen, sich ganz in sie modeln, und eine sehr enge Contiguität herstellen, (ohne jedoch innig mit ihnen zu verwachsen). Trennt man sie von der Unterlage, so findet man die beyderseitigen Oberflächen feucht von den ergossenen Holzsäften der Nährpflanzen, welche sich gewöhnlich von den Säften des Parasiten durch größere Flüssigkeit und Farblosigkeit unterscheiden. Sie benehmen sich hier etwa so, wie ein lederartiger Boletus, der auf einem Stamme wächst.

Die eigenthümliche Anziehung, womit sie sich über die Flächen der Unterlage ausbreiten, kann auch jenem Wachsthume holziger Baumwurzeln verglichen werden, die auf festes Gestein gerathend, nach und nach ihre runde Gestalt verlieren, sich verflachen, und gleichsam von der Anziehung der starren Masse überwältigt, ihren Rindenkörper auf der dem Fels zugekehrten Seite verdünnen, ja endlich ganz verzehren. Man könnte also sagen, daß solche parasitische Stämme in die Natur der holzigen Wurzel übergehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der heilige Bonifacius auf der Salzburg, eine geschichtliche Untersuchung (von Hrn. Prof. Dr. Herm. Müller.) Wirzburg 1841. 4.

Vorstehende kleine Schrift, $17\frac{1}{3}$ Seiten stark, verdankt ihre Entstehung dem „Salzburgfeste“, welches am 12. Julius 1841 begangen wurde, und ist dem Programme für dieses Fest angehängt. Im Jahre 1841 waren es gerade 1100 Jahre, daß Bonifacius auf der Salzburg bey Neustadt an der fränkischen Saale für Errichtung von Bisthümern, überhaupt für feste Begründung christlicher Institute nach dem Dogma Rom's thätig sich erzeigt hatte. Deßhalb war auch die XI. Säcularfeyer durchaus im Charakter eines kirchlichen Festes gehalten, wie aus dem Programme selbst ersichtlich ist.

Hr. M., welcher nach eigenem Geständnisse zu seiner Forschung nur wenige Tage verwenden konnte, hatte es übernommen, in einer kurzen historischen Abhandlung zu untersuchen und zu beweisen, „daß zu diesem Kirchen- und Landesfeste — als der eilften Säcularfeyer der Gründung unserer Bisthümer durch den hl. Apostel des deutschen Volkes ꝛc. — Zeit und Ort nicht besser gewählt werden konnten.“ —

Vorher wirft Hr. M. einen Blick auf den frühesten Zustand des Christenthums in Franken, auf Kilians Auftreten und Martyrthum, auf Bonifacius' früheres Wirken für Bekehrung der Deutschen, namentlich seit dem Jahre 719, 15 May, an welchem Datum er zum päbstlichen Legaten ernannt und mit Ausbreitung der christlichen Lehre in Deutschland beauftragt wurde (Serrav. ep. CXVIII. p. 164). Nachdem er im J. 723, 30. November zum Bischof für die zu bekehrenden Deutschen rechts des Rheins (Würdtwein ep. V. p. 22) geweiht und dem Papste den Eid der Treue und Ergebenheit geleistet, reiste er mit Empfehlungsschreiben an den Frankenherzog Karl Martell und die übrigen geistlichen und weltlichen Großen zurück (Würdtw. ep. VI. p. 22. 23.). Nach Hrn. M. wäre des Zurückgekehrten eigentlicher Wohnort die Salzburg gewesen, von wo aus er gleichsam als aus dem Mittelpunkte seiner Thätigkeit seine häufigen Züge durch Franken, Thüringen und Hessen angetreten, und selbst entferntere Gegenden, z. B. Bayern, das dortige Kirchenwesen zu fördern, besucht habe. Hier auf der Salzburg sollen sich seine britischen Genossen (Burkard, Lullo, Wilibald, Wunibald, Wita ꝛc.) mit ihm vereint haben und alsdann ausgezogen seyn zur Verbreitung des Glaubens und der daraus entspringenden Cultur: denn in 10 — 12 Jahren (genauer, vom J. 725 — 740, 29. Octob.) erhoben sich Kirchen und Klöster in allen Gegenden u. s. w. — Den Beweis für diese Behauptung findet Hr. M. in der Stelle des Martinus im chronico Fuldensi, nach welcher Bonifacius von den Diöcesen Augsburgs, Regensburgs und Salzburgs die Gauen Nordgewy und Salafeld abgetrennt, und hieraus das neue Bisthum Eichstädt für Wilibald gebildet habe. Mit dem Bisthume Salzburg sey keineswegs das südbayerische Bisthum Salzburg gemeynt, sondern hier die regio S. Bonifacii bezeichnet, welche also ihre Benennung dem Wohnorte des hl. Apostels verdankte, der vielleicht auch ursprünglich zum wirklichen Bischofssitze bestimmt war, ehe noch Wirzburg dafür auserlesen wurde.

Unwillkührlich dringt sich uns hiebey die Frage auf: Wenn die Salzburg vom hl. Bonifacius so bevorzugt war, und er das Passende dieser Oertlichkeit für einen geistlichen Oberhirten erkannt hatte,

wie kam es doch, daß er nicht hier, sondern zu Wirzburg den Sitz des Bischofs aufschlagen ließ? Welche Gründe bestimmten wohl den Heiligen, seine geliebte Salzburg mit dem Marienberg vertauschen zu lassen?

Nach Pertz M. G. H. II. 355 war der Schreiber dieser Stelle ein ungenannter Mainzer Priester. Mir scheint derselbe kein Coaevus gewesen zu seyn, sondern zur Zeit gelebt zu haben, als das Bisthum Salzburg bereits zur Metropole der bajoarischen Bisthümer erhoben worden war. Bekanntlich reichte die Eichstätter Diöcese in jenen Theil Bajoariens, der sich südlich und östlich der Altmühle hinzog (der nordwestliche Theil des Chelsgaues). Der Schreiber jener Notiz, seine Zeit im Auge, hielt die Bildung des Eichstätter Bisthums nur mit dem Consens des Metropoliten Bajoariens, des Erzbischofs von Salzburg für möglich; begieng jedoch hier einen Parachronismus, da schon 741 das Bisthum Eichstätt errichtet worden war, wo es noch keine Metropole Bajoariens gegeben. Bonifacius hatte als episcopus regionarius keinen bestimmten Sitz, wie sollte man alsdann seine, auch über die Diöcese Augsburg sich erstreckende Region nach der Salzburg in Franken benannt haben? — Wenn man ferner einen Blick auf des Heiligen Thätigkeit, insbesondere seine beständigen Reisen wirft, so wird bald einleuchten, daß von der Salzburg, als dem eigentlichen Wohnort desselben, kaum die Rede seyn könne.

Um nun zu zeigen, daß Bonifacius im Jahre 741 auf der Salzburg gewirkt, was ja der Zweck dieser Blätter ist, stellt Hr. M. „dasjenige, was der hl. Bonifacius um das Jahr 741 für unser Land gethan," aus den Quellen zusammen (Vita S. Wilibaldi von der Heidenheimer Nonne, alia vita S. W. auctore anonymo, Vita S. Bonifacii auctore Wilibaldo, und die Vita S. Bonif. auctore Othlono).

Zuerst beschäftigt ihn die Reise und der Aufenthalt des Heiligen nach und zu Rom; Beydes setzt er in die Jahre 737 — 738. Hierauf läßt er die einschlägigen Quellenstellen in extenso folgen, und entnimmt daraus den geschichtlichen Hergang in folgender Ordnung: 738 war Bonifacius

schon in Bayern thätig, z. B. bey Verlegung des Bischofssitzes von Lorch nach Passau. Ueberhaupt war er vom Frühsommer 738 bis zum Spätsommer 739 daselbst, die Bisthümer daselbst errichtend und ordnend. Er muß demzufolge den Winter von 737 auf 738 in Rom zugebracht haben. Am 22. July 739 weihte Bonifacius den h. Wilibald in Eichstädt zum Priester, und nach Jahresfrist auf der Salzburg 3 Wochen vor Martini zum Bischof. Das wäre aber im Jahre 740 und nicht 741. Da dieß Hrn. M. wegen der Salzburgfeyer v. J. 1841 etwas ungelegen kommt; so räumt er ein, der Brief bey Othlon IV. Kal. Novemb., im 23. Jahr der Regierung des Kaisers Leo, seines Sohnes Constantin im 20., in der 8. Indiction, den er S. 17 den 29. Octob. 739 geschrieben seyn läßt, könne auch, wie Manche behaupten, im J. 740 geschrieben seyn. „Diese bestimmen alsdann", fährt Hr. M. fort, „mit Recht das Jahr 741, als die Zeit der Bischofsweihe des h. Wilibald. Der herrschenden Meynung entsprechend, ist daher auch die XI. Säcularfeyer der Bischofsweihe des h. Wilibald auf das laufende Jahr 1841 gelegt worden. Hiezu mochte man eine entscheidende Veranlassung in der allgemeinen Wichtigkeit finden, welche das Jahr 741 für das ganze Land durch die Vollendung seiner kirchlichen Organisation und die Errichtung dreyer Bisthümer erlangt hat, ein Ereigniß, zu dessen Feyer dieses Säcularfest uns vorzugsweise aufruft." — Durch das bisher von Hrn. M. Vorgebrachte ist so gut wie Nichts erwiesen. Erst rechnet er nach dem päpstlichen Brief, angeblich vom 29. Oktob. 739 das Jahr 740 als jenes der Weihe Wilibalds auf der Salzburg heraus, stellt sich jedoch gleich hernach auf die Seite derjenigen, die, auf die Indiction gestützt, den Brief des Papstes 740 geschrieben seyn lassen. Dieß ist aber ein bloßes Parteynehmen ohne Angabe der Gründe. Indem er nun über die Stiftung Wirzburgs, Erpesfurts und Buriaburgs redet, und die betreffende Stelle aus der bonifaz. Briefsammlung anführt, worin der Heilige um die päpstliche Bestätigung seiner drey Bisthümer bittet, geht er zum Beweise fort, daß das Gründungsjahr das J. 741 deßhalb seyn müsse, weil Bonifacius' Brief mit der Bitte um Bestätigung um Neujahr 742 geschrieben sey. Es wäre

also die Errichtung obiger Bisthümer im J. 741 vorgenommen worden. Karl der Hammer war im October 741 gestorben und Karlmann ihm gefolgt. Dieser wird als Landesregent im Briefe genannt, sowie Gregors III. Tod 27. Novemb. 741, und Zacharias' Erwählung, 30. November desselben Jahres, gedacht wird. Auf dem Concil des Jahres 742, April, erscheinen bereits Burkard, Willibald und Witta als Bischöfe. All' dieses zwingt zur Annahme des Jahres 741, als der Gründung des Bisthums Wirzburg.

Allerdings reichen die eben angeführten Punkte hin, um sich in Ansehung der Gründung des Bisthums Wirzburg für das Jahr 741 zu entscheiden, und darnach die XI. Säkularfeyer 1841 zu begehen. Allein die Weise, wie Hr. M. seine Berechnung angestellt, ist nicht ganz fehlerfrey. Ehe wir ihm dieß nachweisen, wollen wir erst noch ein Wort über des Hrn. M. Behauptung sprechen, nach welcher „Eichstätt bey der Diöcesan-Eintheilung von 741 noch der Diöcese Wirzburg zugefallen sey."

Wie unzweifelhaft dieß auch Hrn. M. erscheint, so lassen sich dennoch einige Zweifel darüber vorbringen.

1) Wir kennen urkundlich den Umfang des Bisthums Wirzburg gleich bey und nach der ersten Dotation. Der Wirzburger Sprengel erstreckte sich vom Neckar bis über die Regnitz und das Gebirge, welches der rothe Mayn vom Fichtelberge scheidet, von der Gränze des Nordgaues und Sualafeldes bis an den Spesshart und die Fulda. Vom Nordgau und Sualafeld selbst war auch nicht der kleinste Theil der Wirzburger Diöcese zuständig zur Zeit als S. Burkard das Bisthum überkam, und während seiner Regierung.

2) Eichstätt und Wirzburg sind nach dem Zeugnisse der **Vita S. Bonifacii** bey Pertz II. 348 zur selben Zeit und mit einander errichtet worden. Steht nun für Wirzburg das Jahr 741 fest, so ist dieß auch das Jahr der Gründung Eichstätts, als Bisthum. Beyde Bisthümer standen unter des heil.

Bonifacius Aufsicht, aber nirgends ist zu finden, daß der h. Wilibald dem h. Burkard untergeben gewesen, sondern beyde waren als Bischöfe im Range einander gleich. Ausdrücklich wird der Ort, wo das Bisthum Eichstätt errichtet wurde, als in des h. Bonifacius Sprengel gelegen, bezeichnet (hoc igitur loco adhuc suae parochiae subjecto decrevit S. Bonifacius episcopatum facere, eique Stm. Wilibaldum praeficere). Auch ist nicht zu übersehen, daß dieser Heilige den Wilibald schon damals zum Bischof in diesen südlichen Gegenden Ostfrankens erkoren hatte, nachdem er Suitgar's Schenkung dem Wilibald zukommen ließ.

Nun zur Berechnungsweise des Hrn. M. — Wir beginnen gleich mit des h. Bonifacius Aufenthalt in Bajoarien, welchen Hr. M. in den Frühsommer 738 bis zum Spätsommer 739 setzt.

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der ächten und unächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Schluß.)

Die Wucherung des in dieser Art sich ausbreitenden Parasiten kann so lange fortgesetzt werden, daß er endlich mit seinen Rändern zusammenschmilzt und die Unterlage gänzlich einschließt. In diesem Falle wird die Lebensthätigkeit der Unterlage immer mehr gehemmt, und endlich muß sie der Einwirkung des Druckes, der Abschließung von Luft und Licht und des Säfteverlustes unterliegen. Ist der von einem so gefräßigen Parasiten angefallene Baum zu dick, als daß ihn jener gänzlich überziehen könnte, so wird er einseitig

überdeckt, und indem der Parasit sich verzweigt, bilden sich Wulste oder klammerförmige Fortsätze, die oft in großer Ausdehnung sich erstrecken, nach Oben, seitlich, ja nach Unten laufen und sich hie und da ringförmig schließen. Man sieht manchmal Urwaldbäume von ungeheuerer Höhe, an denen der Parasit vierzig bis fünfzig Fuß hoch, selbst als ein mächtiger Baum, hinaufgewachsen ist, und deren Hauptäste er einseitig weithin begleitet oder hin und rings umgürtet. Ein so ausgedehntes Wachsthum reicht wohl weit über ein Jahrhundert hinaus. Ueberlebt die Unterlage den Parasiten, so sieht man diesen, von Fäulniß ergriffen, wie ein zackiges Gerippe an ihr hängen. Nicht selten habe ich aber auch den entgegengesetzten Fall beobachtet, wenn der Parasit lebenskräftig genug war, den Baum zu ersticken. Ist dann dieser von ihm weggefault, so steht er, auf der einen Hälfte berindet, auf der andern nackt, mit seltsam unregelmäßig zertheilten Zinken und Windungen emporstarrend, aus den obersten Zweigen Blätter treibend, wie ein vegetabilisches Gespenst zwischen den Nachbarbäumen. Hatte er einen walzenrunden Stamm ringsum überzogen, so bleibt er, wenn jener durch die Fäulniß ganz entfernt worden ist, unter der Form einer Röhre stehen. In den Wäldern am Yupurá habe ich dergleichen von 15 Fuß Höhe und 1 Fuß Durchmesser gesehen, die so regelmäßig rund waren, als wenn sie künstlich gearbeitet wären. Die Indianer bedienen sich dergleichen Röhren um Quellen hineinzuleiten, oder sie schneiden sie in Stücke von fünf bis sechs Fuß Länge, die sie zu Pauken, als Tontelegraphen, gebrauchen. Diese merkwürdige Eigenschaft, röhrenförmig um andere Stämme herum zu wachsen, bemerkt man vorzüglich bey der Gattung Clusia. Am Rio Guamá in der Provinz Pará habe ich mehrere ansehnliche Stämme von Clusia alba gefunden, welche die Stämme der Palme Acrocomia sclerocarpa auf zwanzig bis dreyßig Fuß hoch vollkommen überwachsen hatten. Sie bildeten mit ihren kurzen, dichtbeblätterten Zweigen, an denen große weiße Blüthen fassen, eine prächtige Hülle um den Palmbaum, der nur an der Spitze seine Blattwedel entwickeln konnte. (Siehe Martius Reise-Atlas, Vegetationsformen, II. fig. XI.) Turpin erzählt (Iconographie, Explicat. des Tableaux p. 75.), daß er auf der kleinen Isle de la tortue, bey S. Domingo, eine Clusia rosea von bewundernswürdiger Größe und Schönheit gesehen. Als der Baum umgehauen werden mußte, erstaunten die Arbeiter, nachdem sie das weiße und weiche Holz der Clusia durchgehauen hatten, auf einen Körper von großer Härte zu stoßen. Man fand endlich inmitten des bekannten Baumes einen großen, wohlerhaltenen Baum des gefleckten Acajú (Swietenia Mahagoni), von dessen Daseyn Niemand etwas wußte, und dessen Holz noch als brauchbar verkauft werden konnte. (Vrgl. Turpin Iconographie Tab. IV. und Martius Reiseatlas, Pflanzenformen, II. Fig. 1.)

Diese eigenthümliche Art des Parasitismus ist mir vorzugsweise von Pflanzen aus der natürlichen Familie der Guttiferae bekannt geworden, also bey Clusia, Arrudaea, Quapoya, und sehr ausgezeichnet bey Schweiggera (Renggeria Meisn.) comans. Vielleicht hat auch Moronobea coccinea eine ähnliche Lebensweise; doch erinnere ich mich nicht deutlich mehr, es an ihr beobachtet zu haben. Aber auch mehrere Ficus-Arten gehören zu diesen Parasitis cormophagis, wie namentlich Ficus dendroctona, von der ihr Beschreiber (Humboldt nova Gen. et Spec. II. 46.) selbst sagt: Mala-palo incolis; junior in arbores excelsas adscendit, quas totas obtegens suffocat et necat; adulta proceritate trunci insignis.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der heilige Bonifacius auf der Salzburg ꝛc.

(Schluß.)

Dreymal war der h. Bonifacius in der Zeit von 719 — 740 in Bajoarien gewesen. Das erste mal im Frühjahre 719, wo er aus Rom und Italien kommend, daselbst anlangte (Vita Bonif. bey Pertz II, 340, cap. 6.), und sich von da nach Thüringen, dann zu den Friesen begab. Wir theilen hier unten eine kurze aus den Quellen gezogene Angabe über den Aufenthalt und die Reisen des Heiligen von 719 — 742 mit. *)

Die zweyte Reise nach Bajoarien fällt in die Jahre 733 — 34, nicht aber in die Jahre 737 oder 733 und 739. Und zwar giebt hier die Vollendung der Kirchen zu Fritzlar und Amöneburg den chronologischen Haltpunkt.

Papst Gregor II. starb 10. (11.) Febr. 731. An seinen Nachfolger Gregor III., ordinirt 18. März 731, schickte Bonifacius Gesandte mit einem Schreiben, welches dieser Papst sogleich beantwortete (Pertz II. 345) und die Gesandten mit Geschenken entließ. Der von den rückkehrenden Gesandten überbrachte Brief Gregors III. ist vom Jahre 732 (Würdtw. ep. XXV. p. 65. Serrav. 167 — 169. ep. 122.

*) I. Reise nach Bajoarien.

719 im Frühlinge, Bonifacius aus Rom nach Bajoarien. Pertz II. 340. cap. 6. Brief des Papstes vom 15. May 719. Würdtwein p. 12.

— Von Bajoarien geht Bonif. nach Thüringen, und auf erhaltene Nachricht vom Tode Ratbods zu den Friesen, woselbst er 3 Jahre bleibt.

719, 720, 721 — 22. Aufenthalt des Heiligen bey den Friesen.

722. Bonif. bey Trier. Würdtw. p. 18.

— Zu Amanaburg. Hessenbekehrungen. Bonifac. Berichte durch Binna nach Rom geschickt. Bonifacius begiebt sich

723. nach Rom, wohin ihn der Papst erfordert.

— 30. November und 1. December noch zu Rom. Bonif. reist mit päpstlichen Briefen an Karl Martell und die Bischöfe und Fürsten Germaniens heraus. (Würdtw. ep. V. VI. VII. VIII. IX. X.)

724. Bonif. bey Karl Martell. Von da zu den Hessen. Die Donnar-Eiche bey Gäsmere. Von den Catten zu den Thüringern. Ordorff errichtet. (Pertz II, 344. §. 23.)

725. Bonif. lehrt bey den Thüringern und Hessen. Ankunft der Gehülfen des Heiligen aus Britannien, denen der Heilige weit entgegenreist (Serrav. ep. 53. p. 70.).

731. Febr. Tod Gregor's II. Gregor III. 16. Febr. Bonif. schickt Boten an den neuen Papst, seine Ergebenheit zu bezeugen.

732. Gregor III. sendet an Bonif. das Pallium.

II. Bajoarische Reise.

733 — 34. Nach der Weihe von Fridslar und Hamanäburg begiebt sich Bonif. nach Bajoarien.

Adelung. Director. p. 19.). Im Frühling des Jahres 732 überbrachten sie wohl denselben dem Heiligen. Sofort unternahm er den Bau jener 2 Kirchen zu Frideslare und Hamanaburg und weihte dieselben (consecravit, dedicavit). Bey beyden Kirchen errichtete er Klöster, in denen sich viele Mönche befanden. Alles deutet auf Vollendung der Gebäude, der Kirchen, die eingeweiht, der Klöster, die bereits bewohnt wurden; und nachdem dieß alles vollführt (hisque omnibus rite confectis) begab sich der Heilige in das Land der Bajoarier, deren Herzog Hugobert war. Da die meisten Kirchen jener Zeit aus Holz erbaut waren (lignum oratorium zu Gäsmere) und dieß Material in Fülle vorhanden war, so scheint der Bau der Kirchen und Klöster ziemlich rasch vorgeschritten zu seyn, so daß er in Jahresfrist, also wenn 732 begonnen, im Jahre 733, höchstens 734 vollendet wurde. Gleich darauf trat der Heilige die Reise an, welche sohin in die Jahre 733 — 34 zu setzen wäre. Wie er in Bajoarien gewirkt, erzählt Wilibalds Vita S. Bonifac. Eremwulf wurde gebannt, und der Knabe Sturmi zog mit dem Heiligen, der nicht nach der Salzburg, sondern nach Hessen (Frideslar) sich begab (vita S. Sturmi. Pertz II. 366). Gewiß lebte um jene Zeit noch Hugobert, allein diese zweyte bajoarische Reise steht mit Hugoberts Tod in keiner Verbindung, so wenig als mit der dritten bajoarischen Reise des Heiligen, denn von der zweyten Reise kehrte Bonifacius aus Bajoarien mit Sturmi zu den Brüdern seiner Diöcese zurück, und nirgends wird gesagt, daß er auf seiner dritten Reise den Herzog Hugobert noch angetroffen habe. Bonifacius blieb vielmehr einige Jahre in Hessen und Thüringen, woselbst der Bau von nicht wenigen Kirchen gefördert und vollendet wurde (cumque ecclesiarum esset non minima etc. multitudo extructa). In der Eile, so scheint es, hat Hr. M. hier das in der betreffenden Stelle vorkommende Wörtchen „non“ im Texte, wie in der beygegebenen Uebersetzung vergessen, denn er sagt: „daß damals in Hessen und Thüringen die geringste Zahl Kirchen gestiftet war, und daß darum vornämlich zur vertrauten Berathung mit dem Papste der hl. Bonifacius nach Rom gezogen sey, von vielen Schülern begleitet.“

Die dritte Reise unternahm Bonifacius im Jahre 738. Ob die Reise nach Rom über Bajoarien gieng, wissen wir nicht, denn die Quelle schweigt hierüber. Daß aber der Heilige zu Rom Bajoarier in großer Zahl vorfand, die nicht mit ihm gekommen waren, möchte dafür sprechen, daß er dießmal auf seiner Rom-Reise Bajoarien nicht berührt, wohin ihn jedoch sein Rückweg führte. Den größten Theil des Jahres brachte er in Rom zu (Pertz II. 346. cap. 9.) und gieng mit päpstlichen Briefen, die vom Jahre 738 sind (Adelung. p. 20, 21),

---

Huibert. Eremwulf. Sturmi geht mit dem Heiligen, der zu den Brüdern seiner Diöcese (Frideslar) zurückkehrt. (Pertz II. 366).

734 — 738. Aufenthalt des Heiligen in Hessen und Thüringen.

738. Rom-Reise. Würdtw. ep. 42. 43. 44. 45. (von 43 — 45 inclus. aus dem Jahre 738 nicht 739), Pertz II. 346. cap. 9.

III. Bajoarische Reise.

739. Bisthums-Eintheilung in Bajoarien. Aufenthalt des Bonif. zu Freysingen.

740. Bonif. noch in Bajoarien. Weihe der Kirchen von Pura und Altonismonasterii.

740. 22. July. Bonif. zu Eichstätt. Wilibalds Priesterweihe.

741. 15. October. Karl der Hammer stirbt. Bonif. auf der Salzburg.

— 22. October. Bonif., Wizzo, Burkard und Wilibald auf der Salzburg. Ordination des Letzteren. Errichtung des Bisthums Wirzburg und Eichstätt. Pertz II. 348, 31.

742. Zu Anfang des Jahres. Bonif. berichtet die Bisthums-Errichtungen an den Papst Zacharias.

742. 21. April. Concilium. Bonifacius führt den Vorsitz. Burkard und Wilibald aus Bischöfe daselbst.

743. 1. April. Die päpstliche Bestätigung für Wirzburg, Buriaburg und Erpesfurt.

den alternden Liutprand besuchend, über die Alpen nach Bajoarien, im Jahre 739. Und in diesem Jahre ordnete er die Bisthümer jenes Landes.

Daß bey solcher Lage der Dinge Bonifacius die Verlegung des Bisthumes Lorch nach Passau nicht beschäftigen konnte, weil er sich um jene Zeit noch auf italienischem Boden befand, ist klar. Der Herzog Otilo hatte bereits ein Jahr über Bajoarien geherrscht, als am 1. November 738 die Kathedrale von Passau eingeweiht wurde. Vivilo war schon, und zwar, wie der Papst Gregor III. zweymal ausdrücklich in einem und demselben Schreiben meldet („unum (episcopum), nomine Vivilum, quem nos ante tempus ordinavimus“ — und Nam Vivilus episcopus a nobis est ordinatus), vom Papste selbst ordinirt worden. Vivilo nahm als Bischof, unterstützt durch Otilo, diese Verlegung seines Bischoffitzes nach Passau ohne den h. Bonifacius vor, jedoch stellte der Papst den Passauer Bischof gleich den übrigen bajoarischen unter des Heiligen Aufsicht, der, wie gesagt, zur Ordnung der Diöcesen in Bajoarien eingetroffen war.

Irrig scheint uns ferner die chronologische Angabe des päpstlichen Schreibens vom 29. October 739, wenn gleich Würdtwein ep. XLVI. p. 99 und 100 dasselbe Datum gesetzt hat. Dieser Brief gehört den Regierungs-Jahren des Kaisers Leo (23) und seines Mitkaisers und Sohnes Constantin (20) und der Indiction (8) zu Folge in das Jahr 740. Es ist die päpstliche Bestätigung der in Bajoarien durch Bonifacius geordneten 4 Bisthümer, mit welchem Geschäfte der Heilige den Sommer und Herbst des Jahres 739 vollauf zu thun hatte. Natürlich kann nach dieser Annahme alsdann der h. Wilibald nicht füglich am 22. Julius 739 in Eichstätt zum Priester geweiht worden seyn, sondern diese Weihe fällt ein Jahr später, wie es schon Eckhart Fr. Or. I. 379 angesetzt hat. Daß sich Bonifacius auch noch 740 in Bajoarien aufgehalten, bezeugt uns die Einweihung der Kirchen von Pura und Altomünster, welche er vorgenommen.

Richtig hat Hr. M. das Schreiben des Bonifacius, worin er dem Papste die Errichtung von 3 Bisthümern, Wirzburg, Erpesfurt und Buraburg (Bierberg, am rechten Eder-Ufer, beym Dorfe Ungedanken gegen Frizlar zu, Pertz I, 152) anzeigt, und um deren Bestätigung bittet, in den Anfang des Jahres 742 gesetzt, und daraus gefolgert, diese Bisthums-Anordnungen mußten im Jahre 741 vor sich gegangen seyn und zwar nach Karl Martells Tode (15. October 741). Daß die Communication zwischen Italien und Deutschland nicht so gar langsam und schleppend auch im Winter gewesen sey, geht aus eben diesem Briefe hervor. Denn schon im Anfang des Jahres 742 hatte Bonifacius Gregors III. Tod, 27. November, und die Wahl seines Nachfolgers Zacharias, 30. November 741, erfahren. Und so mochte wohl auch eine Antwort des neuen Papstes in Betreff des zu haltenden Concils rechtzeitig über die Alpen eingetroffen seyn. Denn am 21. (nicht 2.) April 742 wurde es unter dem Vorsitze des Bonifacius in Gegenwart Karlmanns gefeyert; wo, wird nicht gesagt; Eckhart hält dafür, auf der Salzburg. Vrgl. Pertz III. p. 16, 17.

Billig muß man sich wundern, weßhalb die Bestätigung der in Thüringen und Hessen errichteten Bisthümer durch den Papst, um welche Bestätigung doch Bonifacius im Briefe vom Anfang des Jahres 742 dringend gebeten (haec tria loca propria carta et auctoritate Apostolatus vestri roborari et confirmari diligenter postulamus, und kurz vorher: scriptis auctoritatis vestrae confirmari et stabiliri desideramus), erst so spät, nämlich 1. April 743 (Adelung p. 23) erfolgt sey. Zwar sagt Zacharias: Sed nos tuis sincerissimis atque

a nobis dilectis syllabis provocati, quae poposcisti absque mora concedi patimur et statuimus per apostolicam auctoritatem Episcopales illic esse sedes etc. und dieß spräche für das von Würdtwein und auch von Hrn. M. angesetzte Jahr 742, so daß die 3 Bischöfe ihre einzelnen Bestätigungs-Bullen im besagten Jahre erhalten hätten (tribus episcopis tuis singulas confirmationis epistolas misimus). Allein Datum (Kalend. April), Regierungs-Jahre Constantins (24) und Indiction (XI) sind entschieden für das Jahr 743. Leo des Isauriers Sohn, Constantin, wurde im Jahre 720 einjährig gekrönt, und herrschte nach seines Vaters Tod allein 741, das zweyte Jahr seiner Regierung (siehe Serrav. ep. 131. p. 181) ist das Jahr 743. Das 24te Jahr seit seiner Krönung entspricht dem Jahre 743 — 44. Die XI. Indiction fällt gleichfalls ins Jahr 743. — Da nun Zacharias der am 21. April 742 gefeyerten Synode oder des Concils erwähnt (Sed dum juvante Deo etc. ad effectum perducti fuerint, tuaque fraternitas memorato concilio consederit cum eodem excellentissimo viro (Karlmann), sein Brief aber vom 1. April datirt ist, so kann hier nur der 1. April 743, nicht aber der 1. April 742 zu verstehen seyn. Die Synode (Concil) von Liptinas 1. März 743 ist hier vom Papste schon deßhalb nicht gemeynt, weil man vor dem 1. April, dem Datum des päpstlichen Schreibens, von diesem liptinensischen Concil schwerlich etwas in Rom wissen konnte.

Ich vermuthe den Verlust eines päpstlichen Schreibens als einer Antwort auf einen gleichfalls verlornen bonifacianischen Brief, in welch' letzterem der gewissenhafte Bonifacius die Oertlichkeit seiner neuen Bischofssitze, wie er solche gefunden und kannte, geschildert. Dahin würde die Stelle des päpstlichen Schreibens vom 1. April (743) auszulegen seyn, in welcher Zacharias dem Bonifacius (wiederholt?) zu bedenken giebt, welche Forderungen die Canones an einen Bischofssitz machen (meministi enim, charissime, quid in sacris canonibus praecipimur observare: ut minime in villulas vel modicas civitates Episcopos ordinemus: ne vilescat nomen episcopi.). Nachdem es dem Heiligen gelungen, den Papst über diesen Punct zu beruhigen, erfolgte die, vorher wahrscheinlich bedingnißweise ertheilte Bestätigung der 3 Bischöfe und ihrer Sitze wirklich (et tribus episcopis — confirmationis epistolas misimus); hiedurch würde sich die so lange verzögerte Bestätigung einigermassen erklären lassen.

Nach dem bisher Vorgetragenen unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, daß im Jahre 741 die Ordination der Bischöfe Burkhard, Witta und Wilibald statt gefunden. Vom Letztern ist es entschieden, daß sie am 22. October 741 auf der Salzburg unter Assistenz Witta's und Burkard's vorgenommen worden. Ob jedoch Witta und Burkard, welche am 22. October bereits Bischöfe waren, gleichfalls daselbst auf der Salzburg ordinirt worden seyen, steht nicht mit gleicher Gewißheit fest. Jedenfalls muß Beyder Ordination (Burkard's und Witta's nämlich) in der Mitte Octobers 741 statt gefunden haben.

Allerdings hat Hr. M., der Zeit und Ort für die XI. Säcularfeyer erweisen wollte, das Jahr richtig dargethan; dagegen ist die nähere Zeitangabe, die zweyte Hälfte des Octobers 741, als der wahre Zeitpunkt, in welchem die kirchlichen Einrichtungen Frankens und Thüringens vorgenommen wurden, wahrscheinlich aus dem Grunde nicht bedeutender, als es sich streng historisch gebührte, herausgehoben worden, weil sonst die auf den 12. Julius 1841 in der Octave Wilibald's und Kilian's abzuhaltende Säcularfeyer als nicht zur rechten Zeit begangen sich dargestellt haben würde.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Tirol und die Reformation. In historischen Bildern und Fragmenten. Ein katholischer Beytrag zur näheren Charakterisirung der Folgen des dreyßigjährigen Krieges von tirolischem Standpuncte aus. Von Beda Weber. Innsbruck, in der Wagnerischen Buchhandlung 1841. 8. 434 S.

Nur wenige Fremde, welche während der Ferienzeit nach dem lieblichen Meran kommen, versäumen das dortige Gymnasium zu besuchen, welches unter der Leitung von Benedictiner-Mönchen steht, und mit diesen kindlich frommen und gelehrten Männern bekannt zu werden. Hier ist der greise P. Degeser, Superior der Anstalt, welcher die Stürme französischer und bayerischer Herrschaft, den Wechsel der Zeiten mit christlichem Gleichmuthe, wenn auch oft schwer geprüft, an sich erduldet; unter ihm steht mit mehrern andern P. Zingerle, von dessen großer Kenntniß der syrischen Sprache jüngst die Tübinger Quartalschrift wiederholt Zeugniß gab, während ein im verflossenen Jahre zu Innsbruck erschienener Band geistlicher Lieder auch weniger genauen Bekannten die Zartheit und Innigkeit seines Gemüthes offenbarte. Hier wohnte, bis der gegenwärtige Gouverneur von Tyrol, Graf v. Brandis Exc. ihn zur Erziehung seines Sohnes nach Innsbruck berief, der kenntnißvolle und liebenswürdige P. Jäger, als Historiker durch die Beschreibung des Engadeiner Krieges und viele kleinere Aufsätze im Tyroler Boten und der Zeitschrift des Ferdinandeums bekannt, dem Referent durch vielfache wichtige Aufschlüsse über die ältere Geschichte Tyrols sowie durch den freundschaftlichsten Diensteifer sich auf das tiefste verbunden fühlt. Aber nicht bloß die Stadt umschließt so treffliche Männer. Mit der rühmlichsten Bereitwilligkeit eröffnet der vortreffliche Pfarrer zu Untermais dem Wißbegierigen die handschriftlichen Schätze seines herrlich gelegenen Wieden. Geht man bergaufwärts an St. Zeno vorüber, wo tief unten am alten Kirchlein vorüber die Passeyr braust, so birgt dieselbe Capelle, welche einst St. Valentin begründet, und die gleich der Schloßkapelle zu Tyrol an ihrem Portale die seltsamsten Figuren zum Staunen der Fremden weist, manch' köstlichen Schatz für den Historiker, den der freundliche Besitzer gern dem Fremden aufschließt. Noch weiter hinauf im Gebirge, da wo zwischen zwey Bergströmen das alte Kains liegt, einst der Ruheort des hl. Corbinians und von diesem an bis zur Zeit der Säcularisation der Kirche von Freysing gehörig, trifft der Wanderer was er am wenigsten vermuthet, einen umsichtigen Forscher der verschiedenen Tyrolerdialecte. Reichlich wird er für die Mühe des Steigens belohnt, wenn der Pfarrer, freundlich und gesprächig, ihm die Resultate seiner Forschungen aufschließt, durch welche die Abstammung der Bewohner der einzelnen Thäler Tyrols von Bayern, oder Schwaben, mit großer Wahrscheinlichkeit erhärtet wird. Drey Stunden weiter nördlich treffen wir endlich tief im Gebirge den Verf. der vorliegenden Schrift, aus dessen Feder bereits ein gediegenes Werk über „das Land Tyrol (1838, 3 Bde.), ein historisch-topographisch-statistisches Gemälde von Innsbruck (1838), ein Denkbuch der Erbhuldigung in Tyrol (1839), und schon früher (1833) eine Uebersetzung von des hl. Johannes Chrysostomus sechs Büchern vom Priesterthume hervorgegangen sind. Wir haben es also mit keinem Neulinge zu thun, sondern mit einem in der Topographie und Geschichte seines Landes höchst bewanderten Manne, der bey Einheimischen und Fremden, die ihn kennen, in vorzüglicher Achtung

steht. Es ist nichts Geringes, wie P. Beda unter den Passeyern Seelsorger zu seyn und für ernste literarische Studien noch die gehörige Muße zu finden. Früh um 4 Uhr ruft oft die heilige Pflicht in den Beichtstuhl, den der Andrang der Gläubigen, die regelmäßig alle 8 Tage beichten und communiciren, meist nicht vor 11 Uhr zu verlassen erlaubt. Nicht wenige Stunden nehmen der nachmittägige Gottesdienst, die Schule, der Krankenbesuch hinweg. Oft hat der Priester 3 — 4 Stunden im tiefsten Schnee hoch hinauf zu den Alpenhütten zu klimmen, wo irgend ein Kranker das Brod des Lebens begehrt. Es darf sich auch der Leser dieser Blätter unsern Verfasser nicht als ein schmächtiges Männchen denken, sondern von schöner, stattlicher Gestalt, mit lebhaften geistreichen Zügen, der als Sohn der Alpen an deren Natur gewöhnt ist, die Berge zu erklimmen, und, wo es Noth thut, das Roß zu tummeln vermag; eine persönliche Erscheinung, die, würde sie statt des schwarzen Habits das weiße mit dem rothen Kreuze tragen, das Ideal eines Tempelritters darstellen würde, welches einst Schiller zu so schönen Distichen begeisterte.

Möge es uns der nachsichtige Leser vergeben, daß wir bey Gelegenheit dieser Anzeige ihm für einen Augenblick andere Bilder vorführten, als er sich vielleicht erwartet hat. Allein die Eigenthümlichkeit der oben bezeichneten Schrift ist so groß, daß wir von dem Verfasser und dessen Umgebung zur bessern Verständniß seines Werkes Einiges vorauszuschicken für nothwendig hielten. So viel auch bis jetzt Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges unter verschiedenen Namen erschienen sind, dieser ist so originell, daß wir ihm kein Aehnliches an die Seite zu stellen wüßten. Nicht bloß deßhalb, weil er vom Anfang bis zum Ende beynahe nur aus unbenützten handschriftlichen Quellen entstanden ist, sondern noch mehr wegen des ganz besondern Inhaltes, in welchen wir nun unsern Leser einzuführen gedenken.

Wir bemerken jedoch, daß nicht eine geschichtliche Uebersicht, sondern eine Reihe von Bildern, die manchmal in innigem, meist jedoch in losem Zusammenhange unter einander stehen, hier gereicht wird. Sie haben zwar alle eine gemeinschaftliche Basis, sind aber nach der Absicht des Verf. nur Fragmente, Skizzen, Charakteristiken der hervorstechendsten Personen jener interessanten Zeit, durch welche eine ganz neue Seite, der ungeheure Aufwand geistiger Kräfte enthüllt wird, die von katholischer Seite in den Kampf geführt wurden. Es sind also nicht neue Dokumente, diplomatische Aktenstücke, die aus dem Schutte der Archive hervorgezogen werden, sondern lebhafte Schilderungen geistiger Zustände, welche gewöhnlich der Betrachtung gänzlich entrückt werden und von denen sich überall eher eine Spur vorfindet, als in den sogenannten critischen und andern Sammlungen und Beyträgen ꝛc. zur Geschichte des großen deutschen Krieges.

Der Verf. beginnt 1) mit der Weltstellung Tirols im dreyßigjährigen Kriege. Er zeigt „die wohlangelegte Schlachtordnung, in der Mailand den linken, Prag den rechten Flügel, Tirol den Mittelpunkt der großen dreyßigjährigen Weltschlacht“ bildeten. Dann geht er in dem zweyten Abschnitte auf die „Volkszustände in Tirol ums Jahr 1600“ über und entwirft hievon ein Gemälde der innern Fäulniß, die in dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts in Tyrol immer tiefer um sich gefressen hatte. Der Verf. folgt hierbey den Schilderungen des trefflichen Arztes Guarinoni, der mit Kummer dem sybaritischen Treiben seiner Landsleute zusah.

„Nach ärztlichen Zeugnissen wurden die Stadtschreiber selten alt, sie starben am verpraßten Gut der Armen, Wittwen und Waisen. Die Geburt eines jeden Kindes, jeder Todfall, alle Todtengottesdienste, alle Feyerlichkeiten wegen erlangten Doktorgrades, Taufen, Hochzeiten wurden mit unsinnigen Mahlzeiten mehr belastet als gefeyert. Eine sogenannte „Bürgerfresserey“ bestand aus sechs Gängen, jeder Gang aus 9 Speisen, zusammen 54 Gerichte in unmäßiger Fülle und Sättigungskraft. Die Gänge kamen unter folgenden Benennungen vor: „Voressen, Suppe, Kraut, Gebratenes, Schröckdengast, Nachtrichten.“ Ein besonderer Erfindungsgeist wurde auf den Schröckdengast verwendet, mehr um zu zeigen, wie weit sich der ausschweifende Unsinn in der Verschwendung verirren könnte, als aus Berechnung für die Magenfähigkeit der Gäste. Ein freyherrliches Essen umfaßte 400 Speisen, ein gräfliches noch mehr ꝛc. — Besonders berüchtigt waren die Hochzeitschmäuse. Ganz gemeine Handwerker luden zu denselben 6 — 8 Tafeln Gäste

ein, die Bauern 12 bis 24, so daß die kleinste Hochzeit wenigstens 72 Theilnehmer aufweisen konnte. Ein Edelmann des Innthales hielt im Jahre 1610 eine Privathochzeit in seinem Hause. Sie dauerte zwey Tage lang auf 7 Tafeln mit 1456 Gerichten und galt noch als mäßig, da eine Ausdehnung der Schmausereyen auf 8 Tage gar nicht selten war. — Jede Wöchnerin bedurfte zum Eßvorrathe während ihres Wochenbettes wenigstens 1 Zentner ausgesottenes Schmalz, 1/2 Zentner Butter, gegen 2000 Eyer, 2 bis 3 Star Weizen, 1 Fäßlein Traminerwein. Sie aß im Zeitraum eines Tages und einer Nacht 20 bis 28 Mal. Es wurde von Aerzten ausgerechnet, daß tausend Wöchnerinnen des Innthales die Nahrung von 9000 Menschen verzehrten." Guarinoni entwirft folgende ärgerliche Statistik: „In Tyrol werden alljährlich 16,544600 Tafelgerichte zu viel verschwendet, und zwar in einer kleinen Stadt 138200, also in 15 Städten 2,073000, dazu in 12 Märkten 1,375600, ein Ergebniß, das noch unter der vollen Wahrheit und Wirklichkeit steht. Rechnet man für jede unnütz verschwendete Speise 2 Maß Wein, wobey es wie allbekannt nirgends bleibt, so erhält man die Unsumme von 32,689200 Maß Wein, die lediglich der Völlerey zum Opfer gebracht werden. Zu Geld angeschlagen kostet diese schändliche Schlemmerey dem Lande jährlich wenigstens die runde Summe von 3,268920 fl."

Der Verfasser zeigt, wie die Unanständigkeit der Kleidung mit der Ausgelassenheit des Lebens wetteiferte, die Komödien dieselbe noch erhöhten, das Leben selbst eine Komödie wurde.

„Die Männer feyerten allenthalben die sogenannten Aderlaßfeste, die oft ununterbrochen zwey volle Wochen fortdauerten. Eingeleitet mit Blutentleerungen und Reinigungstränklein schlugen sie schnell über in wilde Passerey; keine Stunde gieng ohne Essen vorüber, das Trinken der stärksten Weine, besonders des Malvasiers währte mit geringer Unterbrechung den ganzen Tag und einen guten Theil der Nacht fort, die Aderlassenden selbst nahmen freudigen Antheil an der allgemeinen Entweihung der Gottesgabe, an der regelfesten Zerstörung der Gesundheit. Der Besuch der Wildbäder, die zu der größten Unzucht Anlaß gaben, das Kalenderwesen, mit welchem sich Hexenwesen und Zauberspuck verband, die Freytänze, die manchmal nur nach förmlichen Kämpfen zwischen dem Pfarrer und den Tänzern abgestellt werden konnten, die Zinglitage der Handwerker besonders in Meran, in Süd-Tirol die ausgelassene Lust des Carnevals verbannten alle Nüchternheit des Lebens. Schwärme von landflüchtigen Leuten, die Todtschläger und Aufrührer von Graubündten und Veltelin, die verfehmten Wilddiebe

aus dem Salzburgischen, die aussatzbehafteten Bettler und Landstreicher von Cadore, Feltre und Belluno, die hochnothpeinlichen Mordbrenner und Straßenräuber von Brescia und Bergamo, entlaufene Mönche aus dem deutschen Reiche strömten sämmtlich ins Gebirge zusammen mit dem Brandmahl ihrer Sündenschuld — und fanden bey den gutmüthigen Alpenbewohnern nur zu mitleidige Aufnahme."

Armuth, Geldnoth und Zinswucher, Durchzüge der Soldaten und Seuchen brachten die physische und moralische Kraft des Volkes herab und erzeugten mit allgemeinem Mißbehagen allgemeines Mißtrauen gegen die Regierenden.

III. Kirchenwesen. Mönchthum. „Gegen das Jahr 1600 war ein Zustand der kirchlichen Angelegenheiten herbeygeführt worden, der uns mit Schauder erfüllt." In mehreren Klöstern waren oft nur 2 Mönche zurückgeblieben; unter 100 Seelsorgsgeistlichen waren kaum 15 zu finden, die ihrem erhabenen Beruf nur einigermassen entsprechen konnten oder wollten. Die 10 Gebote, das Brevier-gebet, der Unterschied zwischen läßlichen und Todsünden, die Kirchengebräuche waren ihnen unbekannt. Selbst die Messe war bey vielen aus Unkenntniß der verschiedenen Gebete und Handlungen ein lächerliches Schauspiel geworden. Die Ohrenbeicht kam an vielen Orten in Abnahme (S. 37); man predigte äußerst selten und schlecht im Geiste einer lauen, verdorbenen Zeit oder artete in den Ton der Ostermährlein aus. Bey den Klöstern riß unselige Prachtbauluft ein; die Faschingsmummereyen drangen in jene ein. (S. 42)

„Ein Kloster, das diese Mißbräuche entfernen wollte, lief Gefahr auszusterben, so wenig Lust zur Abtödtung stand den Bewerbern um die Aufnahme zu Gebot. Unter 10000 Ordensleuten fand sich kaum Einer, der nach dem Willen Gottes das schwierige Geschäft eines Vorstandes führte, und that er's, so war Haß, Verfolgung, unauslöschliche Rache sein Antheil."

IV. Auftauchender Protestantismus. Am meisten Anhaltspunkt fanden unkatholische Lehren an den zahlreichen Knappeninnungen im Lande. Durch diese wurden verbotene Bücher in Unzahl verbreitet. Das ganze Valtelin und damit die ganze Westgränze war in politischer und religiöser Beziehung der Punkt, von wo aus Tirol gleich anfangs die meiste

Ansteckung drohte; gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts kamen hiezu noch die salzburger Thäler im Osten und bereiteten eine Aufregung der Gemüther in Tirol, die wohl ein ganzes Jahrhundert andauerte. „Auch in den italienischen Gränzbezirken trat eine Hinneigung zum Protestantismus vorzüglich in den ursprünglich deutschen Volkszweigen hervor;“ ja selbst in der Mitte des Landes, in Klausen, suchte sich die „neuevangelische Lehre auszubreiten“ (S. 57). Die Mittel aber, welche die Landesregierung gegen Bekenner derselben anwandte, Confiscationen ihrer Habe, oder wo dieses nicht durchgeführt werden konnte, Ueberlassung derselben an Beamte als Gehalt, oder an Staatsgläubiger als Zahlung mit völliger Freystellung der Erhebungsmittel an die darauf Angewiesenen, erzeugten oft

> „ein Zerren und Schinden von Hartherzigen, die allgemeinen Abscheu im Lande verbreiteten, oder die Angewiesenen verzichteten lieber auf ihre Ansprüche, als daß sie ihr Leben mit dem Fluche dieser Menschenpresse belasten wollten. Daher wurde überall der Wunsch laut nach andern Mitteln, die aus dem Geiste geboren, auch mit sicherem Erfolge auf den Geist wirken konnten, einen unseligen Zwist ausgleichend, der zwischen Brüdern zum größten Nachtheile der Landeswohlfahrt entbrannt war.“

Wir verlassen jetzt absichtlich mit dem fünften Abschnitte die Eintheilung des Werkes, nachdem wir den hauptsächlichsten Plan desselben nachgewiesen: zuerst die herrschende Krankheit und dann die Heilung derselben zu zeigen. Das letztere ist von nun an der Inhalt des Werkes bis zu seinem Schlusse, sie soll von uns, wie wir es dem Kreise unsrer Leser angemessen erachten, noch in Kürze durchgegangen werden. Es ist dieß zwar nicht bloß der größere, sondern auch der wichtigere Theil des historischen Gemäldes; allein der Verfasser möge es uns nicht verargen, wenn wir uns in Dingen kürzer fassen, die unserer Ansicht nach entweder nach ihrem vollen inneren Zusammenhange dargestellt oder nur ganz kurz berührt werden müssen. Wir besorgen, nicht ohne Grund, es möchten bey dem Fremdartigen, welches der Inhalt des Buches für manche unserer Leser haben wird, Auszüge, wie wir sie bis jetzt gegeben, nicht hinreichen, den Gegenstand klar zu machen, zumal da der oft zu blüthenreiche Styl Lesern, die sich in solchen Gebieten noch weniger versucht, das Eindringen eher erschweren als erleichtern dürfte.

Der Verfasser führt den Leser zuerst nach Italien, um ihn hier mit einigen Persönlichkeiten bekannt zu machen, welche sich selbst der strengsten Ascese hingaben und dann unabläßig an einer riforma und restaurazione della chiesa arbeitend, sich nach Tirol wandten, daselbst das kirchliche Leben wieder erweckten und an der Zerstörung jener Gräuel arbeiteten, die, wie wir oben sahen, dasselbe umflorten. Der erste dieser merkwürdigen Männer war Bartolomeo Saluzzo, erst Schäfer, dann Franciskanermönch und so glühender Prediger, daß in 5 Tagen zu Cremona an 32000 Menschen aus seinen Händen das hl. Abendmahl empfiengen. Von noch größerer Bedeutung war der Carmelit Domingo, der 62 Jahre alt, den Sieg am weißen Berge bekanntlich entscheiden half, und für Tirol zunächst der einflußreichste, Fra Tomaso de Bergamo. Die Bewegung, welche von diesen Männern ausgieng, wurde aber so recht volksthümlich durch den Glaubenseifer Ferdinand's II. (Bruder K. Max II.), „von dessen Regierung an die Anhänglichkeit des Tirolervolkes an seine Fürsten auf religiöse Grundlagen festgestellt wurde;“ dann durch die übereinstimmenden Bestrebungen Maximilians III., eines der thatkräftigsten und frömmsten Fürsten seiner Zeit, welcher durch die Gründung des Innsbrucker Gymnasiums, „der ersten festgeregelten Anstalt dieser Art in Tirol, dem wesentlichen Bedürfnisse gründlicher Priesterbildung im Lande abhalf“ (1595 — 1618). Was diese Fürsten begonnen, vollendete Erzherzog Leopold V., Bruder K. Ferdinands II. und nach seinem Tode (1632) die Erzherzogin Claudia, durch welche besonders „das Einströmen des romanischen Kirchenelementes,“ vermittelt wurde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque. Recensuit et enarravit D. Jo. Nicolaus Madvigius. Havniae MDCCCXXXIX. Impensis librariae Gyldendalianae. Typis Schultzianis. LXVIII. u. 902 S. gr. 8.

Je ärmer verhältnißmäßig unsere Zeit an bedeutenden Erscheinungen in der philologischen Literatur ist, desto gespannter pflegt die Erwartung bey Ankündigung eines Werkes zu seyn, bey welchem die Bedeutung der bearbeiteten Schrift nicht weniger die Aufmerksamkeit auf sich zieht, als das Ansehen, welches sich der Herausgeber durch seine früheren Leistungen verschafft hat, wie es bey dem vorliegenden der Fall ist. Daß eine so hoch gespannte Erwartung nicht geeignet ist, einen billigen Maßstab für die Beurtheilung abzugeben, und daß man sich gerade durch ein solches Werk oft am wenigsten befriedigt findet, liegt in der Natur der Sache; um so ehrenvoller ist es aber für den Verfasser, wenn er trotz eines solchen Vorurtheils den Beyfall der stimmfähigen Leser sich zu sichern weiß. Daß dieß Hrn. Madvig gelungen sey, getraut sich Referent mit Zuversicht auszusprechen. Jede Seite giebt Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit, seinen Scharfsinn und sein sicheres Urtheil zu bewundern, und im Ganzen muß anerkannt werden, daß in dieser Ausgabe zuerst nicht nur eine Einsicht in die Beschaffenheit möglich gemacht worden ist, in welcher diese für die Geschichte der alten Philosophie so wichtigen Bücher auf uns gekommen sind, sondern auch in die Art und Weise, wie Cicero sich seinen Stoff zu verschaffen wußte, und wie er ihn bearbeitet hat, und daß auch außerdem reichliche Belehrung aus derselben zu schöpfen ist. Demungeachtet ist die Freude bey Durchlesung derselben, wenigstens für den Deutschen, nicht so ungetrübt, als man erwarten sollte, und zwar theilweise nicht sowohl durch die Schuld des Verf., als durch die Lage der Verhältnisse, welche er vorfand. Es ist nämlich hier ein schweres Strafgericht geübt, zunächst über die früheren Bearbeiter dieser Schrift, mehr oder weniger aber über die ganze deutsche Philologie.

Das härteste Urtheil ergeht über Görenz, dessen Ansehen durch das hier Ausgesprochene und namentlich durch die Art, wie es ausgesprochen ist, so gut wie vernichtet erscheint. Der Kern der Anklage, welche Hr. Madvig gegen ihn erhebt, ist in folgender Stelle der Vorrede (S. LIII.) enthalten:

> Dedit enim mihi fortuna, cui, si summa res spectatur, succederem, Goerenzium, quem ego, ex quo primum Ciceronis de philosophia libros studiis meis adtigi, nescio utrum miratus sim magis an indignatus, aliquo inter philologos loco habitum esse et nunc quoque a nonnullis haberi; adeo mihi totus ex neglegentia et confusione, ex Latini sermonis summa ignorantia, ex ingeni torpore iudicique perversitate cum incredibili quadam oblivione (quam Graeci *μετεωρίαν καὶ ἀβλεψίαν* appellant), denique ex arrogantia mixtus videbatur.

Aehnliches findet sich durch die ganze Ausgabe hin zerstreut, wie S. 511. Goerenzius incredibili illo suo stupore u. dgl. Da sich bey genauerer Prüfung die Ausstellungen in der Regel als wohl begründet ergeben, läßt sich nur das dagegen einwenden, daß sich dasselbe auch auf eine schonendere Weise hätte erreichen lassen. Billig ist das

Urtheil über Orelli, dessen Verdienste anerkannt werden; doch wird auch bey ihm ein sichreres Urtheil in Betreff der Latinität und Grammatik gewünscht. Ganz geringschätzend wird in der Vorrede, wie in den Bemerkungen zu einzelnen Stellen F. W. Otto behandelt, der gewöhnlich mit Görenz zusammengestellt wird, z. B. S. 437., wo man liest: Nam Goerenzi et Ottonis conatus rideas an miserere, nescias. G. C. Kern dagegen, der Stuttgarter Uebersetzer, *) erhält das, den andern harten Urtheilen gegenüber, ehrenvolle Zeugniß, manche von allen andern für richtig angenommenen Irrthümer vermieden zu haben. Von Bremi heißt es S. LVI.: Si subsidiis instructior et magis exercitatus ad eos (libros) accessisset et si tantum ingeni acumine valuisset, quantum recto quodam sensu ad verum trahebatur, non parum profuisset. Am günstigsten lautet das Urtheil über die Leistungen A. S. Wesenberg's, eines Gymnasiallehres zu Wiborg in Jütland, der Hrn. Madvig mit seinen Bemerkungen unterstützte. Hier findet nur das Lobenswerthe Erwähnung, so daß, wie die andern Urtheile nicht sine ira, so dieses nicht sine studio ausgesprochen erscheinen möchte, wenn gleich das, was von ihm angeführt wird, von der Art ist, daß man vor seiner Beobachtungsgabe wie vor seinen Kenntnissen alle Achtung haben muß.

Außerdem ergiebt sich öfters die Gelegenheit, die von Hand in seinem Tursellinus aufgestellten Ansichten zu besprechen, dem (vrgl. Vorr. S. XLVII. S. 358. 371 u. s. w.) die Aufstellung vieler allzusehr ins Kleinliche geschiedener Bedeutungen einzelner Partikeln und zu wenig Berücksichtigung der werthvolleren Handschriften bey den in seine Untersuchungen aufgenommenen Stellen vorgeworfen wird. Die Schwierigkeit der hier aufgestellten Forderung fühlt übrigens Herr Madvig selbst, er beschränkt sie daher auf Cicero und Livius; einen factischen Beweis dafür liefert er aber unter andern selbst, wenn er S. 308 sagt, bey Seneca (ep. 6, 33, 52), würde Hermachus geschrieben, während in den angeführten Stellen schon Schweighäuser nach Handschriften (denen auch die Nürnberger mit 2 Stellen gegen eine beytritt) Hermarchus verbessert hat. Stürenburg wird (S. XLIX. und 65.) wegen seiner maßlosen Conjecturen in seiner Ausgabe der Bücher de officiis getadelt, ohne daß er genannt wird, was dagegen S. 190 geschieht, wo ihm die Prädicate einer iuvenilis protervia und incredibilis levitas zu Theil werden. R. Klotz wird S. XLVIII., ebenfalls ungenannt, hart darüber angelassen, daß er um jeden Preis die Lesart der Handschriften vertheidige, und in einer Bemerkung hinzugefügt, er hasse wohl mit Recht die Conjecturen, da er in der Rede p. Caecina p. 76. gezeigt habe, daß er nicht wisse, quid differat inter portenta orationis et sententiae a perspicuis codicum vestigiis discedentia et coniecturam via ac ratione procedentem; S. 56. liest man von ihm: simile st *) ceterorum eius viri, ubi in corruptelas codicum incidit; absurdissima quaeque praeclare se expedisse putat, si aeque absurde verterit, S. 273. heißt er mitissimus mendorum patronus. Auch der Veteran G. Hermann geht nicht ganz leer aus. Nachdem S. 430 eine Conjectur von ihm, freylich mit den einleitenden

*) J. G. Droysen's Uebersetzung erschien erst nach der Madvig'schen Ausgabe. Wie das Urtheil über dieselbe ausgefallen seyn würde, läßt sich aus dem in den Gelehrten Anzeigen 1841 Nr. 226 ff. darüber Gesagten entnehmen. An Gelegenheit zu Angriffen würde es übrigens auch außer den dort berührten Stellen nicht gefehlt haben, wie III. 2. §. 8, wo ludis commissis (S. 224) nach Görenz und Otto übersetzt wird: „nach Beendigung der Spiele", während Hr. M. es erklärt: „nach Beginn der Spiele." Die Richtigkeit der letzteren Erklärung geht auch aus den Worten des Macrobius (Saturn. I. 11) ante spectaculi commissionem hervor, für welche Valerius Maximus bey Erzählung derselben Sache (I. 7, 4.) den Ausdruck prius quam pompa induceretur, braucht.

*) Es sey hier ein für allemal bemerkt, daß Hr. M. die Orthographie, wie sie sich in den Palimpsesten findet, nicht nur im Texte, sondern auch in seinen Noten auf eine für unser Auge und Ohr auffallende Weise, ähnlich wie Benecke in seiner Ausgabe der Rede de imperio Pompei, durchzuführen gesucht hat; während er sich in der Vorrede S. LVII f. selbst in gewisser Hinsicht reuig darüber ausspricht.

Worten: sed commemorandum st, quamquam invitus facio, mißbilligend angeführt, und dabey bemerkt worden ist, daß Beier erkläre, es sey so der Schwierigkeit ganz abgeholfen, und Orelli ihm folge, heißt es weiter: Jam non miror eum paullo interdum licentius ludere, qui videat, tam facile sibi credi.

Doch genug von diesen Persönlichkeiten, die man, so wenig sich in den meisten Fällen die Wahrheit der zu Grunde liegenden Gedanken abläugnen läßt, doch in dieser Gestalt wegwünschen möchte. Wir gehen nun zu einem erfreulicheren Geschäfte über, nämlich zur Darlegung der Vorzüge des Werkes, die uns in folgenden Punkten zu bestehen scheinen: 1) in der Aufstellung billigenswerther Grundsätze der Kritik, 2) in der besonnenen Anwendung derselben, 3) in einer trefflichen, stets, so weit als möglich, auf die griechischen Quellen zurückgehenden Interpretation, 4) in der Besprechung vieler bisher nicht oder nicht gehörig berücksichtigter Punkte in Betreff der Grammatik und Latinität.

Suchen wir die Grundsätze auf, welche Hr. Madvig über die Ausübung der Kritik aufstellt, so verlangt er zuerst eine genaue Untersuchung der Handschriften, um sie nach Familien oder Klassen eintheilen und darnach ermitteln zu können, ob sie aus einer gemeinsamen Quelle, oder aus verschiedenen geflossen sind, und was in jedem einzelnen Falle die Quelle gehabt haben müsse, aus welcher die verschiedenen Abschriften hervorgegangen seyen, wobey natürlich, in so ferne sich eine bessere und schlechtere Familie unterscheiden ließe, jene vorzugsweise zur Richtschnur dienen müsse. Stimme dieses mit dem Sinne überein, welchen der Gedankengang des Schriftstellers fordere, so sey es aufzunehmen; sey dieses aber nicht der Fall, so trete die Nothwendigkeit der Conjectur ein, wenn nicht das, was bereits in den Ausgaben sich vorfinde, die nöthige Verbesserung enthalte, oder diese etwa aus einem Grammatiker, der die Stelle anführe, zu entnehmen sey. Von der Conjectur, die auch, emendatio ex indiciis reperta genannt wird, heißt es: der unbesonnene und ungeschickte Gebrauch derselben müsse schon deßwegen Unwillen erregen, weil

dadurch ein nothwendiger Theil der kritischen Kunst in Mißachtung käme. Sie solle aber frey und mit kluger Anwendung der Regeln der Kunst geübt werden. Unter der ersteren Forderung wird verstanden, daß man sich nicht die Sprache in jener Zeit, wo sie noch eine lebende war, eben so in Fesseln geschlagen denke, wie es jetzt, in Folge der kunstreich aufgestellten Regeln, der Fall ist, daß man also dem einzelnen Schriftsteller eine gewisse Freyheit der Bewegung zugestehe, daß man aber anderer Seits auch die Möglichkeit einer Nachlässigkeit oder eines Versehens voraussetze, in welchem letzteren Falle es nicht darauf ankomme, das herzustellen, was an sich richtig sey, sondern nur das, worauf die vorliegenden Zeugnisse uns führen.

(Fortsetzung folgt.)

Tyrol und die Reformation ꝛc.

(Schluß.)

Seitdem das erlauchte Ehepaar den Glaubensprediger P. Eufemio nach Tirol berufen, ward der ganze Zustand des Landes allmählig ein anderer. Noch bey Leopolds Lebzeiten wurde auch der oben berührte Fra Tomaso nach Tirol berufen, mit dessen Auftreten die Ausbreitung des Kapuzinerordens Hand in Hand gieng. Bekanntlich hat aber auf das Volk im Gebirge wohl niemals eine religiöse Corporation einen bleibenderen Einfluß ausgeübt als dieser Orden, der so recht gemacht ist, in Leid und Freud dem Volke Helfer und Tröster zu geben. Jetzt bildete sich ein ganzer Kranz von Aehnlichgesinnten, Guarinoni der Leibarzt des Hallerdamenstiftes, Fra Vito zu Trient, viele angesehene, durch Geburt und Frömmigkeit ausgezeichnete Frauen. Unter diesen, deren Wirken besonders vom XIII. Abschnitte an dem Leser vorgezeigt wird, stehen 3 Töchter K. Ferdinands I. oben an. An sie, die „Königinnen“ Magdalena, Margaretha und Helene, schloß sich Anna Juliana von Mantua, zweyte Gemahlin des

Erzherzogs Ferdinand an, welche in einem Alter von 28 Jahren Wittwe, sich der Uebung frommer Werke widmete und das Regelhaus zu Innsbruck gründete, in welchem sie selbst die fünf letzten Jahre ihres Lebens zubrachte. Am längsten verweilt jedoch der Verfasser bey dem Bilde der Giovanna della Croce von Roveredo, einer der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten des siebenzehnten Jahrhunderts, deren beträchtlichen literarischen Nachlaß, 15 Bände in 4., das Stadtarchiv von Roveredo enthält, und die mit den bedeutendsten Feldherren und Staatsmännern Oesterreichs, Tirols und Bayerns einen, die politischen Verhältnisse auf das Tiefste bereichernden Briefwechsel unterhielt. Giovanna bildet den geistigen Mittelpunkt ihrer Zeit, ihr hat deßhalb der Verfasser eine eigene Monographie gewidmet, die in Kurzem die Presse verlassen soll. Nur wenige von unseren Lesern dürften eine Kunde von dem Einfluße haben, welchen diese Nonne auf die militärischen Angelegenheiten Deutschlands ausübte.

„Der kaiserl. Generallieutenant Gallas stand unaufhörlich mit ihrem Beichtvater in Verbindung und bediente sich in seinen Briefen einer eigenen Chiffer zur Unterschrift, um die Quelle seiner Schlachtpläne und seines Verhaltens sorgsamst zu verdecken.“

Sie erklärte Wallenstein für einen Verräther; Gallas wagte auf ihren Rath die entscheidende Schlacht von Nördlingen, später rieth sie unabläßig zum Frieden und berief endlich den Feldhern zum Schluße seiner Tage nach Trient zurück. Nicht minder bedeutend war ihr Einfluß auf die Staatsmänner Tirols und des Auslandes.

„Die vorbeyreisenden Gesandten, selbst von protestantischen Fürsten, legten ihr im Kloster zu Roveredo ihre Instructionen vor, und ließen sich von ihr die beste Art der Ausführung dictiren. Die Masse von Briefen, die von allen Seiten an sie einliefen, war ungeheuer; aus allen europäischen Ländern, selbst von Ungarn, Siebenbürgen, Mähren, Polen, Rußland und Dänemark, in fast allen europäischen Sprachen, so daß sie eigene Dolmetscher brauchte.“

Noch sollten wir einige andere Frauengestalten erwähnen, welche, wie Maria Hueber in Brixen durch die Gründung der armen Schulschwestern auf die Bildung des Volkes belebend und veredelnd einwirkten. Wir heben aber zum Schlusse nur die eine große Thatsache hervor, welche den Hauptinhalt der letzten Abschnitte bildet. Es ist dieß das Eindringen des romanischen Elementes in das deutsche, in Folge des Widerstandes gegen gemeinsame Gefahr. Der Antheil, den die Italiener an dem großen Kriege nahmen, brachte den Deutschen die italienische Sprache, Sitte und Literatur näher. Gallas, Piccolomini, Montecuculi und so viele andere Italiener führten deutsche Heere zu Kampf und Sieg. Aus italienischer Familie war der Gründer der salzburgischen Hochschule, Paris von Lodron, den Johannes von Müller als eine der größten Zierden des deutschen Episcopates pries. Die deutsche Jugend bezog italienische Hochschulen, besuchte die Werkstätten italienischer Kunst, und Wissenschaft und Kunst wurden neue Vermittlungs- und Berührungspunkte zwischen den sonst vielfach geschiedenen Stämmen. Die häufigen Vermählungen deutsch-katholischer Fürsten mit italienischen Prinzessinen verschafften den deutschen Höfen einen besonderen Glanz und eine besondere religiöse Weihe. *) Es lohnte der Mühe dem Verfasser in das Detail der Verschmelzung beyder Richtungen nachzufolgen, müßten wir nicht des Raumes wegen dieses übergehen. Wir erwähnen nur noch der Schilderung des biederen Engelhard Dietrich zu Wolkenstein-Trostburg, in dessen thatenvollem Leben der Verfasser das Bild der in wenigen Jahrzehnten nicht bloß veränderten, ja umgewandelten Zeit vor Augen führte. Noch knüpft der Verfasser durch die Schilderung der Gründung der englischen Fräulein und der Einsiedeleyen seine Darstellung an den Anfang des vorigen Jahrhunderts an und schließt damit die Reihe der Bilder, jedem Leser, wie wir nicht zweifeln, den Eindruck hinterlassend, daß Ungewöhnliches in kritischer Zeit vorgegangen und nicht bloß die Kenntniß des äußeren Lebens, sondern in viel höherem Grade die des inneren, dem gewöhnlichen Auge verborgenen, durch das Buch gewonnen habe, wir aber eine der eigenthümlichsten Quellen für die Geschichte des XVII. Jahrhunderts damit erhielten.

Höfler.

*) Siehe vorzüglich S. 339.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum etc.

(Fortsetzung.)

Wenn es sich darum handle, in dieser Beziehung das Rechte zu treffen, so trete die zweyte Forderung ein, genau zu erwägen, durch welche Mittelglieder ein Uebergang aus dem Gewöhnlichen und Regelrechten auf das im einzelnen Falle Vorliegende hätte Statt finden können, und nur, wenn die Möglichkeit des Ueberganges sich erweisen lasse, sich für etwas Gegebenes oder Gefundenes zu erklären. Uebrigens müsse man in dem Falle, daß sich nichts auffinden ließe, was den Andeutungen der Handschriften und den Forderungen des Zusammenhanges und der Sprache so entspräche, daß nichts anderes diesen Gemäßes denkbar wäre, dabey stehen bleiben, den Sinn und den Zusammenhang möglichst genau darzulegen, damit man sich wenigstens den Gedanken vergegenwärtigen könne, welcher in dem von dem Schriftsteller Geschriebenen ausgesprochen gewesen seyn müßte.

Diese Grundsätze sind von der Art, daß sich nichts von Bedeutung dagegen einwenden läßt; allein sie geben an sich noch keine sichere Gewähr für die Handhabung der Kritik, da die Erwägung dessen, was bey einem Schriftsteller als zulässig oder nicht zulässig gelten solle, doch ganz von der subjectiven Ansicht des Kritikers abhängt, und demnach Alles darauf ankommt, ob er sich einer unbefangenen Ueberlegung oder einem vorurtheilsvollen Räsonniren hingiebt; es fragt sich daher weiter, wie sich die ausgesprochenen Grundsätze in der Anwendung bewähren, die Hr. M. von denselben macht?

Daß Ref. im Allgemeinen mit dem eingeschlagenen Wege vollkommen einverstanden ist, geht schon aus dem Obigen hervor; es verlohnt sich aber wohl der Mühe, denselben etwas mehr ins Einzelne zu verfolgen.

Vor Allem stellte Hr. Madvig eine genaue Untersuchung über die Handschriften an, welche von seinen Vorgängern angeführt werden, und fand dabey, daß Irrthum, Nachlässigkeit und Täuschung bey Benützung ihrer Angaben die größte Vorsicht nöthig mache, indem einmal F. A. Wolf von einem Lagomarsinischen Apparate spreche, der aus mehr als dreyßig Handschriften gesammelt sey, während es sich hier um eben so viele Ausgaben handle, was aber die wirklich aus Handschriften entnommenen Lesarten beträfe, Görenz in der Anführung derselben sehr ungenau verfahren sey, die früheren Herausgeber aber nach der damals allgemeinen Sitte nur an einzelnen Stellen, welche ihnen schwierig erschienen, die Abweichungen bemerkten, und endlich Ursini, wie es scheint, Lesarten erdichtete, wie er sie für seine Ansicht brauchte.

Er mußte sich also nach einem zuverlässigeren Apparate umthun, und wählte zu diesem Behufe fürs Erste die schon von Görenz verglichene Erlanger Handschrift, von welcher er sich durch die Vermittelung des Herrn Prof. Döderlein eine vollständige Vergleichung verschaffte, welcher er das Zeugniß giebt, daß sie sehr genau sey, und ihn nur an einzelnen von ihm bezeichneten Stellen, wo in zweifelhaften Fällen nichts erwähnt sey, in Ungewißheit gelassen habe. Dieser Ungewißheit wenigstens theilweise abzuhelfen wird dem Ref. durch den günstigen Umstand möglich gemacht, daß einer seiner wertheften früheren Schüler, Hr. Rich. Schnei-

der, gegenwärtig Amanuensis an der Universitäts-Bibliothek zu Erlangen ist, und die Gefälligkeit hatte, eine Anzahl von Stellen, an welchen Hr. Madvig ausdrücklich bemerkt, daß er über die Lesart dieser Handschrift nicht im Klaren sey, auf die Bitte des Ref. nochmals nachzusehen. Diese einzeln hier anzuführen möchte aber deßhalb nicht unzweckmäßig seyn, weil Hr. Madvig selbst erklärt, daß diese Handschrift die Hauptgrundlage seiner Ausgabe bilde. I, 3. §. 8. bemerkt Hr. M. zu dem Worte dictas: „Vereor, ut in Erl. hic silentio eorum, qui eum mihi contulerunt, confidere possim," und wirklich hat die Handschrift dictatas; die Vermuthung, daß sie daselbst statt praetore die Abkürzung PR. habe, bestätigt sich jedoch nicht, es steht vielmehr in derselben praetor. I, 5. §. 14. hat sie wirklich pertinerent und I, 12. §. 41. accidere, wo Hr. M. wegen des Stillschweigens in seiner Vergleichung in Unsicherheit war. III, 8, 28. spricht Hr. M. die Vermuthung aus, da Görenz aus dreyen seiner Handschriften die Lesart de non beata statt der Vulgata non de beata anführe, so sey vielleicht aus der Erlanger nicht mit Recht nichts bemerkt; allein diese hat hier wirklich non de beata. III, 9. §. 30. vermuthet er mit Recht, die Erlanger Handschrift habe singulis singulas, nicht, wie das Stillschweigen der Collation voraussetzen ließe: singuli singulas. Eben so ist §. 31. der Zweifel über die Vulgata et iis quae similes earum sunt, die nach der Collation zu urtheilen, sich auch in der Erlanger Handschrift finden müßte, gegründet, denn diese hat: et iis siquae. Dagegen ist das. §. 32. über das in Zweifel Gezogne a primo, mit Recht in der Vergleichung nichts bemerkt. III, 15. §. 49. behält Görenz, welcher meldet, es fehle in dieser Handschrift si in den Worten aut si bona valetudo sit, und statt at si habe sie im Folgenden aut si, gegen die Vergleichung Recht, von welcher Hr. M. an beyden Stellen ohne Weiteres berichtet, daß nichts in derselben bemerkt sey; eben so IV. 22. §. 61. in Betreff der Lesart probantur, wo dieß auch Hr. M., jedoch mit Hinzufügung der Worte: etsi quis confidat Goerenzio? vermuthet; deßgleichen V. 2. §. 4. in den Worten adsentior usu hoc venire, wo Görenz mit Recht bemerkt, es stehe in dieser Handschrift venire (nicht evenire) und selbst Hr. M. ihm trauen zu dürfen glaubt, weil er nicht billige, was er als Lesart der Erlanger Handschrift anführe. — Wer das hier Zusammengestellte zu vergleichen sich die Mühe nimmt, wird einerseits finden, daß in den meisten Fällen die Vermuthungen des Hrn. Madvig sich bestätigen, andrerseits aber, daß Görenz den Vorwurf der Nachläßigkeit nicht in dem Maße verdient, wie er hier wiederholt gegen ihn ausgesprochen wird. Den beyden Vergleichern der Erlanger Handschrift, deren Namen Sartorius und Fritz, auch von Hrn. M. genannt werden, wird übrigens Versehen der Art niemand zur Schuld anrechnen, der je ein ähnliches Geschäft unternommen, und in Folge dessen gewiß an sich selbst die Erfahrung gemacht hat, wie sich dergleichen auch bey dem eifrigsten Bestreben nach Genauigkeit nicht ganz vermeiden läßt. Was endlich das Alter der Handschrift betrifft, über welches Hr. M. in der Vorrede S. XVI. bemerkt: ut est minume antiquos (Goerenzius seculi XV. dicit), ad me de aetate nihil perscriptum st externisve ejus indiciis, so wird es durch die beygeschriebene Jahrzahl 1466 außer allen Zweifel gesetzt.

Außer der Erlanger Handschrift benützte Hr. Madvig noch die beyden ältesten Ausgaben und die für ihn veranstalteten Vergleichungen einer Pariser, einer Leidener und einer Münchner Handschrift, so wie die von P. Victorius aus einer Venetianer, der Asceasianischen Ausgabe vom Jahre 1521 am Rande beygeschriebenen Lesarten. In Betreff der Münchner beklagt er sich, daß er weder die Nummer, noch sonst etwas, von derselben angeben könne, weil der, welcher sie für ihn verglichen habe, aus Versehen nicht die von ihm gewünschte Handschrift durchgegangen habe, aus welcher Görenz früher Einiges nach F. X. Werfers Vergleichung mitgetheilt, und Hr. Hofrath Thiersch auf seinen Wunsch ihm eine Probe übersandt habe, sondern eine andere, die nur die drey ersten Bücher enthielte, ohne über diese ihm weiter etwas anzugeben. Es fragt sich nun, ob sich die Sache wirklich so verhält, oder ob nicht etwa die verglichene Handschrift eine und dieselbe mit jener ist, und die Vergleichung der zwey letzten Bücher nur deßhalb unterlassen wurde, weil

diese F. X. Werfer für Görenz (nach dessen Vorrede S. V.) bereits verglichen hatte? Da Hr. Madvig nichts über das Verhältniß der Lesarten der wirklich verglichenen Handschrift zu den ihm zugekommenen Proben gesagt hat, so läßt sich aus der Ferne darüber nicht urtheilen. Es verlohnte sich aber wohl der Mühe, daß Jemand an Ort und Stelle eine Nachforschung über die sich in München vorfindenden Handschriften anstellte, und, wenn wirklich ein Irrthum Statt gefunden hat, die Handschrift, welche Hr. Madvig im Auge hatte (N. 328) noch vergliche und wenigstens das, was auf die Madvig'sche Textesrecension einen Einfluß haben könnte, nachträglich bekannt machte. *)

Bey genauer Untersuchung seines Apparates und des aus früher verglichenen Handschriften Aufgezeichneten fand Hr. Madvig, daß sich nicht von Grund aus verschiedene Familien unter diesen Handschriften entdecken ließen, sondern daß allen eine gemeinsame Urhandschrift zu Grunde läge, die selbst schon vielfach, namentlich durch Auslassungen entstellt gewesen zu seyn schiene. Daß sich aber unter den vorhandenen Handschriften zwey Klassen unterscheiden ließen, eine der besseren, welche aus einer Abschrift jener Urhandschrift stammten, in welcher der Text derselben in der Hauptsache unverändert wiedergegeben würde, und eine der schlechteren, welche auf eine durch Interpolationen von mancherley Art entstellte Abschrift, als ihre gemeinsame Quelle schließen ließe, da die einzelnen Handschriften der beyden Klassen fast ganz miteinander übereinstimmten. Diese Zweytheilung ist im Ganzen nichts Neues; vielmehr ist sie schon von Bremi und Görenz erkannt worden. Diese sahen aber, wie Madvig sagt, nicht das wahre Verhältniß der Sache ein, und schlossen sich daher allzuoft den schlechteren Handschriften an.

Derselbe Scharfblick und dieselbe Gründlichkeit, wie bey der eben besprochenen Untersuchung des Verhältnisses der Handschriften unter einander, zeigt sich auch bey dem auf dieselben begründeten Verbesserungsverfahren. Von der Lesart der besseren Handschriften ausgehend, sucht Hr. Madvig mit Beyziehung der andern immer auf das hinzukommen, was die Urhandschrift hatte, und zwar auf eine Weise, daß man bey weitem in den meisten Fällen ihm seine Zustimmung nicht versagen kann. So fern er auf diesem Wege nicht zum Ziele kommt, macht er von der Conjecturalkritik einen sehr gemäßigten Gebrauch, so daß es in seiner Ausgabe der Stellen sehr viele giebt, an welchen, meistens durch ein Kreuz, die Verdorbenheit der Lesart angedeutet ist, ohne daß ein Verbesserungs-Vorschlag in den Text Aufnahme gefunden hat. Dadurch erscheint dieser zwar in vielen Fällen weniger lesbar, als in den früheren Ausgaben; allein dieses ist nicht sowohl die Schuld des Herausgebers, als des Zah-

*) Es befinden sich auf der Münchner Bibliothek zwey Pergamenthandschriften in Folio, in welchen das Werk de finibus b. e. m. vorkommt. Die eine, welche schon der ältern churfürstlichen Bibliothek angehört hatte und im XV. Jhrh. geschrieben ist, enthält auf Fol. 1 — 96 das benannte Werk, auf den übrigen Fol. 97 — 105 aber Academicarum Quaestionum das erste Buch, welches mit den Worten: incredibili quadam fuit facultate abbricht. Aus dieser HS., welche unter den lateinischen die Nummer 328 führt, hat der selige Werfer im J. 1812 die beyden letzten Bücher (das 4te und 5te) ds finibus für Görenz verglichen. Die andere HS., unter denen des P. Victorius, mit welchen sie erworben worden ist, die 58ste, unter den lateinischen der jetzigen Münchner Bibliothek aber die 763ste, enthält auf Fol. 1 — 81 Tusculanarum Quaestionum libros V., an deren Schluß zu lesen ist: Joannes Arretinus IIII id. aug. IXV. post MIIII, annum salvatoris feliciter in urbe Florentina hunc librum absolvit. Auf Fol. 82 — 162 stehen die 5 Bücher de finibus, endlich auf Fol. 163 bis 169 ist das erste Buch Academicarum Quaestionum beygefügt, welches wie im vorgenannten Cod. 328 mit dem Worte facultate abbricht, wozu der Schreiber bemerkt: non reperitur ultra.

Bey Vergleichung stellt sich heraus, daß die bey Görenz im 4ten und 5ten Buch als aus dem Münchner Codex genommen angegebenen Lesarten, dem Cod. 328, diejenigen aber, welche Madvig in den ersten drey Büchern als Münchnerische bezeichnet, dem Cod. 763 entsprechen. Es sind demnach von diesem Cod. die Bücher IV und V, von jenem die Bücher I. II. III. für die genannten Herausgeber nicht collationirt worden.

Anm. d. Red.

nes der Zeit, und jedenfalls hat man hier den Vortheil, daß man das, was nicht durch besonderen Druck als der handschriftlichen Autorität ermangelnd bezeichnet ist, als fest begründet annehmen darf. Ueberdieß finden sich zur Verbesserung solcher verdorbener Stellen sehr oft in den Noten Vorschläge, denen ein Anderer, ohne deßhalb sich Tadel zuzuziehen, eine Stelle in dem Texte angewiesen haben würde. Daß hier und da ein Versuch zur Verbesserung nahe liegt, wo auch in den Noten ein solcher nicht gemacht ist, ist im Allgemeinen als ein lobenswerther Beweis der Besonnenheit des Herausgebers zu betrachten, und nur in einzelnen Fällen läßt sich ein allzu ausgedehnter Gebrauch des Grundsatzes wahrnehmen, daß man sich hüten müsse, das verbessern zu wollen, was in einem Versehen des Schriftstellers selbst seinen Grund hätte. Daß aber endlich die wirklich versuchten Aenderungen nicht alle auf allgemeinen Beyfall Anspruch machen können, liegt in der Natur der Sache. Wenn wir im Folgenden einige Stellen besprechen, über welche wir nicht derselben Meynung, als Hr. Madvig, sind, so geschieht es übrigens mehr in der Absicht, auf dieselben aufmerksam zu machen, als in der Zuversicht, das Richtige gefunden zu haben, und wir schließen uns dabey, durch eigene Erfahrungen günstig dafür gestimmt, vorzüglich an die schon oben berührte Ansicht des Hrn. Madvig an, daß in der Urhandschrift sehr häufig einzelne oder mehrere Worte ausgefallen sind, namentlich, wo ganz oder theilweise gleiche Wörter in geringer Entfernung neben einander vorkamen.

Zu der Stelle (II, 18. §. 57.) Sed finge non solum callidum eum, qui aliquid inprobe faciat, verum etiam praepotentem, ut M. Crassus fuit, (qui tamen solebat uti suo bono) bemerkt Hr. Madvig in Bezug auf den Vorschlag Otto's, zu schreiben, qui tam solebat etc.: „Sed nihil mutandum. Crassum, etsi esset praepotens, tamen suo bono, id est, quod eius proprium esset, et quod is, ceteris omissis sequeretur, pecunia, uti solitum Cicero dicit ad ea, quae vellet, ecficienda.“ Daß unter bonum nicht die Macht, sondern das Geld verstanden wird, ist hierin gewiß richtig; allein um dem tamen eine Bedeutung zu verleihen sieht sich Hr. Madvig genöthigt, dem suo einen Nachdruck zu geben, den es an dieser Stelle kaum haben kann. Seine eigenen Worte: ceteris omissis führen darauf hin, daß Cicero geschrieben haben könnte: qui tamen solo solebat uti suo bono, womit sich folgende Stelle vergleichen ließe (p. Sulla 27. §. 74.) Qui cum multa haberet invitamenta urbis et fori propter summa studia amicorum, quae tamen ei sola in malis restiterunt, afuit ab oculis vestris etc. Sollte man einen solchen Zusatz unpassend finden, so würde sich Ref. denen anschließen, welche eine Aenderung verlangen, und etwa vorschlagen: qui tam insolenter solebat uti suo bono, so daß diese Worte als nähere Bezeichnung dessen gälten, weßwegen Crassus praepotens genannt würde. Zur Erklärung von insolenter ließe sich dann anführen (p. Rosc. Amer. 8. §. 23.) Qui in sua re fuisset egentissimus, erat, ut fit, insolens in aliena.

II, 22. §. 71. schreibt Hr. Madvig: Ita, † quod certissumum st, pro vera certaque iustitia simulationem nobis iustitiae traditis, praecipitisque quodam modo, ut nostram stabilem conscientiam contemnamus, aliorum errantem opinionem aucupemur. In der Note läßt er sich genügen, die Unstatthaftigkeit des Wortes certissumum nachzuweisen, und hinzuzufügen, die Verbesserungen Bentley's und Bremi's, turpissimum und perniciosissimum, seyen dem Sinne angemessen, ohne sich für eine zu erklären, wahrscheinlich, weil sie ihm von dem in den Handschriften stehenden Worte zu weit entfernt schienen. Dieser Anstand würde nebst dem, daß der Sinn wohl nicht zu beanstanden wäre, beseitigt, wenn man schriebe: quod inertissimum est, was, zumal, wenn man an die Abkürzung (ī)ertissimum denkt, eine ganz unbedeutende Aenderung ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque.

(Fortsetzung.)

Ueber den Gebrauch des Wortes vergleiche man in dieser Schrift I, 2, §. 5. inertissimae segnitiae, v. 20. §. 56. Quin etiam inertissimos homines, wo Herr Madvig im Folgenden gegen die Autorität der besseren Handschriften statt des durch die vorausgehende Stelle empfohlenen segnitia schreibt, nescio qua singulari nequitia praeditos; und de fato 13. §. 29. Recte genus hoc interrogationis iners nominatum est, quod eadem ratione omnis e vita tolletur actio.

Bey folgender Stelle (III, 15. §. 51.) Quae autem aestumanda essent, eorum in aliis satis esse caussae, quam ob rem quibusdam anteponerentur, ut in valetudine, ut in integritate sensuum, ut in doloris vacuitate, ut gloriae, divitiarum, similium rerum, alia autem non esse eiusmodi, weiß Hr. Madvig keinen andern Ausweg zu finden, als anzunehmen, Cicero sey aus Versehen von der Construction abgewichen. Allein ein solches Versehen wäre doch gar zu stark. Bemerkenswerth ist aber auch, daß mit dem Eintritt des Genitivs die Wiederholung von ut auf einmal aufhört; es scheint daher, daß sie von einem jetzt ausgefallenen Worte abhingen, etwa ut in fructu gloriae divitiarum etc. Dafür lassen sich Stellen anführen, wie folgende (IV, 6. §. 15.): omnibus aut maximis rebus iis, quae secundum naturam sunt, fruentem vivere, oder, wenn man das Substantiv verlangt, Lael. 23. §. 88. Quis tam esset ferreus, cui non auferret fructum voluptatum omnium solitudo, Catil. II, 4. §. 8. fructum libidinum. — Das Verbum frui hat Herr Madvig III, 18. §. 61. eingesetzt, wo im Texte steht: Nam neque * * * virtute retinetur in vita, neque iis, qui sine virtute sunt, mors est oppetenda, und in der Note vorgeschlagen wird: neque [is, qui virtute fruitur,] retinetur in vita. Allein so ist weder der Ausfall erklärlich, noch ein Grund einzusehen, warum erst der Singular, dann der Plural steht. Ref. möchte daher lieber für das Ursprüngliche halten: neque vir bonus virtute retinetur in vita, oder etwa nach §. 64. vir bonus et sapiens oder etwas Aehnliches.

IV, 3. §. 6. steht im Texte: quam magnifice sunt dicta ab illis! . . . † hominum spinas vellentium, ut Stoici, nec ossa nudantium, sed eorum, qui grandia ornate vellent, enucleate minora dicere. Hier glaubt Hr. Madvig, der Genitiv könne stehen bleiben, und dazu ergänzt werden: ita ut ea sint; nach hominum habe leicht non ausfallen können. Mehrere haben hier schon an more gedacht, das unten §. 10. gleich wieder in ähnlicher Weise vorkommt, und dieß möchte auch das Einfachste seyn, und zwar nicht nec more sondern non more, da nō more vor hominum leicht ausfallen konnte.

Eine sehr schwierige Stelle findet sich IV, 15. §. 40., wo Hr. Madvig geschrieben hat: At enim [nam] dicitis virtutem non posse constitui, si ea, quae extra virtutem sint, ad beate vivendum pertineant. Quod totum contra st. Introduci enim virtus nullo modo potest, nisi omnia, quae leget, quaeque reiciet, unam referentur ad summam. Nam si omnino † nos neglegemus in Aristonea vitia incidemus et peccata . . .

sin ea non neglegemus, neque tamen ad finem summi boni referemus, non multum ab Herilli levitate aberrabimus, und in Betreff des nam bemerkt: „Nisi vocula illa, quae nos vexat, scribendi errore tota orta st, subest mendum occultius.“ Sollte hier nicht zu lesen seyn: At enim unam dicitis virtutem non posse constitui? Dazu paßt im Folgenden ganz gut: nisi omnia ... unam referentur ad summam, und was unmittelbar vor dieser Stelle vorhergeht: duo nobis opera pro uno relinquont, ut alia sumamus, alia adpetamus, potius quam uno fine utrumque concluderent. Aus diesen Worten ist auch zu unam virtutem non posse constitui zu ergänzen finem, wie 16. §. 48. zu virtute constituta zu ergänzen ist fine aus den Worten: qui finem bonorum esse dixerunt honeste vivere. In anderer Construction findet sich 16. §. 45. qui in una virtute constituunt finem bonorum und §. 41. sit in una virtute finis bonorum, womit sich noch 20. §. 57. vergleichen läßt: totamque eam (beatam vitam) in una virtute ponitis. — Ueber das ebenfalls offenbar verdorbene nos spricht Hr. Madvig seine Ansicht nicht bestimmt aus. Wir vermuthen hier eine Lücke, so daß es etwa ursprünglich geheißen haben könnte: Nam si omnino omnia non honesta neglegemus. Dieses wäre als eine Umschreibung des Vorhergehenden quae extra virtutem sunt, zu betrachten, wie in der eben angeführten Stelle 16. §. 43, honeste vivere und virtus wechselt, II, 13. §. 42. virtus und honestas, eine Stelle, die sich auch sonst mit der unsrigen vergleichen läßt, da Aristo dort auch erwähnt wird. Daß nach omnino leicht omnia nō ho - ausfallen konnte, ist klar; das sinnlose - nesta konnte dann leicht in nos übergehen; ja man könnte das t in der Lesart der Erlanger Handschrift intelligemus als eine Spur der weggefallenen Buchstaben ta betrachten. Daß Cicero omnino omnes öfters verbindet, ist bekannt; wir erwähnen daher nur noch, daß Lael. 21. §. 78. omnium nach omnino in mehreren Handschriften ausgefallen ist.

Zu den Worten (V. 19. §. 54.) Equidem e Cn. Aufidio, praetorio, erudito homine, oculis capto, saepe audiebam, quom se lucis magis quam utilitatis desiderio moveri diceret, bemerkt Hr. Madvig richtig, daß lucis und utilitatis sich eigentlich nicht so einander gegenüber stellen lassen, wie es hier geschieht; er nimmt aber an, daß die Unebenheit von Cicero selbst herrühre. Sollte aber nicht vielmehr zu schreiben seyn, quum se lucis magis quam ullius utilitatis desiderio moveri diceret? Der Unterschied von utilitas mit oder ohne einen solchen Beysatz erhellt aus folgender Stelle (22. §. 63.) qua non modo utilitas nulla quaeritur, sed contra utilitatem etiam conservatur fides; im ersten Falle bezeichnet es nämlich den concreten Vortheil, im anderen den abstracten Begriff. Das Pronomen konnte aber hier eben so leicht ausfallen, als huius §. 63. vor urbis, wo Hr. Madvig wohl mit Recht dieses einsetzen möchte.

V. 24. §. 72. erklärt sich Hr. Madvig bey den Worten: Qui enim sic disputant, obliti mihi videntur, quae ipsi † egerint principia naturae für fecerint, was Lambinus vermuthet hat. Referent möchte statt dessen vorschlagen, quae ipsi pepigerint principia naturae, oder, was der Lesart der Handschriften noch näher käme, pegerint. Diese Form ist von Orelli de leg. I, 21. §. 36. in den Worten Requiri placere terminos, quos Socrates pegerit, iisque parere aufgenommen, wo freylich die darauf folgenden Worte: verba usurpantur civilis iuris et legum zur Entschuldigung des Archaismus angeführt werden können; an einer andern Stelle dagegen (in Pis. 16. §. 37.) Obtinuisti provinciam consularem finibus iis, quos lex cupiditatis tuae non quos lex generis tui pepigerat, hat er die Aenderung des Parnus, pegerat (S. Stallbaum zu Ruddim. Instit. gramm. Lat. I. p. 240.) gar nicht erwähnt. Was den Gebrauch des Verbums pangere betrifft, so ist die Uebertragung von den gesetzlichen Bestimmungen auf die Bestimmungen in den philosophischen Systemen nicht zu beanstanden. Die Entstehung der Lesart der Handschriften ist aber wohl erklärlich, wenn man auf das vorausgehende ipsi Rücksicht nimmt.

V. 30. §. 91. steht im Texte: Audebo igitur cetera, quae secundum naturam sint, bona appellare, nec fraudare suo veteri nomine †

quam aliquid potius novom exquirere. Herr Madvig schlägt vor: nec fraudare suo veteri nomine, et aliquid potius novom acquirere, das letzte Wort nach der Erlanger Handschrift. Er nimmt an, quam sey wegen potius beygeschrieben und dann am unrechten Orte statt et eingeschaltet worden. Offenbar leichter erklärt sich aber die Lesart der Handschriften, wenn man annimmt, Cicero habe geschrieben: nec fraudare suo nomine qualicunque et aliquid potius novum acquirere, und dieß sey in qualiquid verstümmelt, und dann in quam aliquid verändert worden. Das eingesetzte Pronomen ist in dem Sinne „was man auch daran auszusetzen haben mag“ hier gewiß ganz an seiner Stelle.

Auch in den Stellen, welche in den Noten angeführt werden, ist es hier und da zu verwundern, daß statt der bloßen Angabe der Verdorbenheit nicht eine nahe liegende Verbesserung angegeben ist, wie S. 53, wo in einer Stelle des Athenäus zu dem Worte *αἰτιάς* nur hinzugefügt ist (corruptum hoc), während der Zusammenhang zeigt, daß *παιδείας* zu lesen ist. Doch wollen wir hierüber mit Hrn. Madvig nicht weiter rechten, da es mit der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht in unmittelbarer Beziehung steht.

Wir gehen nun zu dem dritten Punkte über, der Interpretation. Im Allgemeinen ist Hr. Madvig bemüht, sie auf das Nothwendigste zu beschränken; der Kritik gegenüber erscheint sie daher untergeordnet; doch zeichnet sie sich vorzüglich in zweyerley Hinsicht aus; zuvörderst durch das Bestreben, überall auf die griechischen Quellen zurück zu gehen und die Art und Weise zu untersuchen, wie Cicero dieselben benützte, ob unmittelbar oder mittelbar. Von den aristotelischen Schriften zeigt er, daß sie zum größten Theile nicht in den Händen Cicero's waren, sondern daß er in der Angabe und Besprechung der in denselben enthaltenen Lehrsätze anderen Philosophen folgte, wodurch natürlich Manches einfloß, was sich mit den noch vorhandenen Aristotelischen Schriften nicht in Einklang bringen läßt, ohne daß man sich deßhalb berechtigt glauben dürfe, die Worte Cicero's nach diesen abzuändern. Dieß führt uns auf den zweyten Punkt, in welchem die Interpretation des Hrn. Madvig, im Einklange mit seinen Grundsätzen der Kritik, den fast allgemein geltenden Ansichten entgegentritt. Er sucht nämlich, frey von aller übermäßigen Verehrung Cicero's, dessen schriftstellerische Thätigkeit unter Berücksichtigung der Verhältnisse zu betrachten, unter denen er sie übte, wobey vorzüglich die Eilfertigkeit in Betracht kommt, mit welcher er bey Abfassung seiner philosophischen Schriften verfuhr, so wie der Umstand, daß er sich nur durch die schwer auf ihm lastenden Sorgen veranlaßt, auf die Philosophie hinwandte, ohne für seine Person die nöthigen Vorstudien gemacht zu haben, und ohne die Sprache für den Vortrag von Untersuchungen dieser Art gehörig ausgebildet zu finden. Indessen läßt er dabey die Verdienste durchaus nicht aus den Augen, welche sich Cicero durch seine philosophischen Schriften insgesammt und durch dieses Werk insbesondere um seine, wie um die neuere Zeit erworben hat, indem er die Philosophie in die lateinische Literatur einführte, und viele Punkte der Geschichte der griechischen Philosophie uns allein aufhellte; was sich namentlich aus dem Schlusse der Vorrede deutlich ergiebt.

Werden diese Grundsätze auf einzelne Stellen angewendet, so ergiebt sich dieselbe Gefahr, die wir oben bey der Kritik gesehen haben, daß man nämlich Manches für Nachlässigkeit anerkennt, was aus gutem Grunde so und nicht anders geschrieben worden ist. Sie sind daher, auch abgesehen von den pädagogischen Rücksichten, die hier nicht in Betracht kommen können, bedenklich. Uebrigens ist die Zahl der Stellen, die hier zu besprechen wären, zwar nicht so sehr groß, aber doch eine zu weitläufige Erörterung nöthig, um auf das Einzelne eingehen zu können.

Eine ganz besondere Bedeutung erhält aber diese Ausgabe außer ihrem eigentlichen Zwecke durch den Reichthum an grammatischen und stilistischen Bemerkungen, die nirgends gesucht, sondern nur da eingeschaltet sind, wo die Berichtigung oder Erläuterung einzelner Stellen auf dieselben führt. So spricht er S. 27. über den Dativ beym Passivum zur Angabe des thätigen Subjectes, den er bey allen guten Schriftstellern für verdächtig hält,

wo nicht das Verbum im Participium steht, oder das, was von einem gethan ist, auch als für ihn gethan erscheint. S. 31. bestimmt er den Unterschied zwischen delector aliquo und ab aliquo dahin, daß jenes bedeute, daß man fortdauernd an einer Person Gefallen finde, dieses aber die momentane Unterhaltung durch dieselbe bezeichne, womit sich noch S. 82 die Erklärung von delectari in aliqua re „bey Gelegenheit einer Sache" zusammenstellen läßt. S. 32 f. werden Stellen, wie folgende besprochen: (I, 5. §. 14.): Nam illud *) quidem adduci vix possum, ut ea, quae senserit ille, tibi non vera videantur, die er neben dem Accus. cum Infin. auf eine Brachylogie für adducor, ut esse credam, zurückführt, womit sich noch das griechische ὥστε zusammenstellen ließe, in Sätzen, wie folgende des Isocrates (Paneg. §. 175.) ἐξ ὧν τοιαύτη δόξα γέγονεν, ὥστε ὁ μὲν βάρβαρος κήδεται τῆς Ἑλλάδος und Archid. §. 4. εἰ μὲν γὰρ ἦν ἀποδεδειγμένον, ὥστε τοὺς μὲν πρεσβυτέρους περὶ ἁπάντων εἰδέναι τὸ βέλτιστον, τοὺς δὲ νεωτέρους μήτε περὶ ἑνὸς ὀρθῶς γιγνώσκειν u. s. f. Eine ähnliche Bemerkung findet sich S. 40 über den oft scheinbar ganz unpassenden Gebrauch der Conclusivpartikeln bey Cicero. Etwas undeutlich ist S. 57. die Bemerkung: Videtur ipsam rem controversam universius eloqui velle, durch welche erklärt werden soll, warum in den Worten (I, 7. §. 25.) Nam si concederetur, etiamsi ad corpus nihil referatur, ista sua sponte et per se esse iucunda, per se esset et virtus et cognitio rerum expetenda, neben dem Imperfectum das Präsens gesetzt sey. Hr. M. will wohl sagen, der Sprechende wolle sein Urtheil nicht bestimmt aussprechen, was er wenigstens zu thun scheinen könnte, wenn er der übrigen Imperfekte wegen auch hier dieses Tempus setzte, welches, für sich betrachtet, die entgegen gesetzte Ansicht als die des Redenden bezeichnen würde. Ueberhaupt ist es eine nicht rühmliche Eigenschaft der sonst guten, ohne Uebertreibung reingehaltenen Sprache in den Noten des Hrn. Madvig, daß sie nicht immer deutlich genug ist, und daß man öfters eine Note mehrmals überlesen muß, bevor man erkennt, was sie bezwecken soll. Die Haupturſache davon ist das Streben nach Kürze, welches an sich bey dem großen Umfang, den der Commentar auch so noch erhalten hat, allerdings nicht zu mißbilligen ist. — S. 59 wird der Prosa die Form si quae neben si qua, namentlich gegen Stürenburg zur Rede p. Arch. c. 11. abgesprochen. S. 66 wird der Gebrauch von tantum satis in dem Sinne von „schon genug" entwickelt, und vor Verbindungen, wie sententiam oder rem concludere, rem oder veritatem rei negare, gewarnt. S. 74 wird für memoriter statt der gewöhnlichen Erklärung: „auswendig, aus dem Kopfe," so wie statt der in Vorschlag gebrachten „mit Achtung gegen ihr Andenken" als die einzig richtige geltend gemacht: bene et probe meminisse, so daß es sich also immer auf die Treue des Gedächtnisses bezöge, und auf das Vermögen über eine vergangene Sache gut und richtig zu sprechen. S. 75 macht Hr. M. auf den Gebrauch von atque aufmerksam, wo es eigentliche und bildliche Ausdrücke verbindet; S. 82 bestreitet er die Ansicht, daß ne für ne . . quidem stehen könne. S. 91 macht er die Stellung est enim oder enim est davon abhängig, ob das vorhergehende erste Wort des Satzes stark betont ist, oder nicht. Ueberhaupt ist der Erforschung des Wesens der lateinischen Partikeln besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so daß der Hand'sche Tursellinus in Einzelnheiten vielfältig aus dieser Ausgabe berichtigt werden kann. S. 112 f. werden Ausdrücke, wie facultas agrorum condonandi erklärt, als in der Mitte stehend zwischen dem Gebrauche des Gerundium und Gerundivum, und herbeygeführt durch das Streben die Einförmigkeit zu vermeiden.

(Schluß folgt.)

*) So schreibt Hr. Madvig nach der Erlanger Handschrift für illuc. Es fragt sich aber, ob hier nicht der Gebrauch des Accusativs der Pronomina im Neutrum zu weit ausgedehnt ist. Ein ganz ähnliches Beyspiel findet sich wenigstens auch unter den als Beleg hier angeführten nicht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Episteln des Quintus Horazius Flaccus, übersetzt von Joseph Merkel, Professor und Hofbibliothekar in Aschaffenburg. Aschaffenburg bey Theodor Pergay 1841.

Lebhafter als je ist in der neuern Zeit das, im Erfolge jedoch nicht immer glückliche, Streben erwacht, das Verständniß der klassischen Schriftsteller des Alterthums, namentlich jenes der Dichter, durch genaue, dem gegenwärtigen Stande der Kritik, sowie den gesteigerten Forderungen der Sprache und des Metrums entsprechende Uebersetzungen auch dem gebildeten, jedoch der Ursprache unkundigen Publicum zugänglich zu machen. Um so auffallender muß es daher erscheinen, daß von jenem Dichter, der durch seine praktische Lebensweisheit in der Brust des natürlichen Menschen zu allen Zeiten geheime Sympathien hervorgerufen, und deßhalb auch die meisten Leser und Commentatoren gefunden hat, daß von Horaz, dem Lieblingsschriftsteller der Gebildeten aller Jahrhunderte, eine unverhältnißmäßig kleine Anzahl von Uebersetzungen erschienen ist. Besonders scharf stellt sich dieses Mißverhältniß heraus, wenn man die Satyren und Episteln betrachtet; wenn man vergleicht, was für die Erklärung einerseits, was für die Uebersetzung derselben andrerseits in der neuern Zeit geleistet worden. Während die Masse der Commentare zu diesem Dichter und der Erläuterungsschriften, größern und geringern Umfanges, zu einer kleinen Bibliothek bereits angewachsen, beschränkt sich dagegen, von der Wieland'schen angefangen, bis zu der vorliegenden, die Anzahl der einigermassen namhaften Uebertragungen kaum auf sechs bis sieben. Wieland hat bey oft glücklicher Auffassung einzelner Stellen, durch ein falsches Princip mißleitet, im Ganzen das Original zu sehr modernisirt. Er läßt Horaz nicht selten eine Sprache sprechen, wie sie, in gleichen Verhältnissen, zu des Uebersetzers Zeiten, am fürstlichen Hofe in Weimar etwa wäre beliebt worden. In der That glaubt man oft nicht den römischen Dichter, sondern einen fürstlich Weimarischen Hofrath in geistreicher Weise zu vernehmen; so sehr hat der antike Charakter, so zu sagen der aerugo nobilis dem modernen Schimmer weichen müssen. — Voß dagegen hat jenen Dichter, in welchem, wie Herr Prof. Merkel in der Vorrede treffend bemerkt, „gesunder Verstand, feiner Geschmack, weltmännische Bildung und ächtes Gefühl sich glücklich verbinden und durchdringen;“ jenen Dichter, der sich durch die geglättete Form und den reinlichen Glanz seiner Kunstwerke so sehr auszeichnet, jenen feingebildeten Freund des Mäcenas und Augustus mit seltenen Ausnahmen eine so unbeholfene, so ungelenke Sprache sprechen lassen, wie sie wohl ein gebildeter Weltmann in keinem Jahrhunderte gesprochen hat. — Endlich nennen wir hier noch E. Günther als Uebersetzer der Satyren und Episteln. Eine ziemlich fließende Sprache, und eine im Allgemeinen bessere Behandlung des Metrums sind entschiedene Vorzüge seiner Uebersetzung, die jedoch durch unrichtiges Auffassen des Sinnes, durch ungeeignete, nicht erschöpfende, oder falsche Ausdrücke, durch undeutsche Fügung, endlich durch metrische Verstöße, vielfach entstellt ist; wie dieß Hr. Prof. Merkel in einer eigenen, scharfen Zergliederung der Uebersetzung des siebenten Briefs im ersten Buche treffend nachgewiesen.

Die Hauptpunkte nun, welchen zu genügen der neueste Uebersetzer, Hr. Prof. Merkel zur Aufgabe sich gemacht, hat er selbst in dem Vorworte

folgendermassen aufgeführt: Scharfes Auffassen und treues Wiedergeben des Sinnes. Wörtlich treue Uebersetzung, wenn dieselbe der Klarheit des Sinnes und dem Genius der deutschen Sprache nicht aufgeopfert werden muß. Strenge Correktheit der deutschen Satzfügung. Leicht verständliche und lesbare Darstellung. Bewahrung des antiken Colorits, wo sie möglich war, ohne undeutlich zu werden. Strenge Beobachtung der metrischen Gesetze und prosodischen Regeln, wie diese von C. Kirchner und besonders von W. E. Weber aufgestellt worden sind.

Wie glücklich der Uebersetzer diesen Forderungen nachgekommen, mag folgende kleine Probe beweisen. Wir wählen die beym Aufschlagen uns gerade in die Hände fallende Epistel, worin der Hypochonder so meisterhaft geschildert wird.

VIII.

An Celsus Albinovanus.

Gieb dem Gesuche Gehör und bring, o Muse, dem Celsus
Freundliche Wünsche zurück, dem Begleiter und Schreiber des Nero.
Fragt er dich, was ich treibe, so sag ihm: Vieles und Schönes
Wolle gestalten der Geist, doch fehle die heitere Stimmung;
Nicht, weil Hagel die Reben zerstört und Hitze den Oehlbaum,
Auch nicht, weil mir die Heerden erkrankt, auf fernen Gefilden —
Nein, weil kränker die Seel', als sämmtliche Glieder des Leibes,
Durchaus nichts, was lindert den Gram, anhören und sehn will,
Weil mich reizen zum Zorn treumeinende Aerzte und Freunde,
Daß ihr Eifer entreißen mich will der betäubenden Schlafsucht,
Weil ich, dem Schädlichen hold, wegstoße das Gute, und launisch,
Tibur preise in Rom, nach Rom mich sehne in Tibur. —
Dann nach seinem Befinden, Geschäft und ganzen Verhältniß
Frage, und wie er dem Fürsten gefällt und wie dem Gefolge.
Wenn er „wohl!“ dir erwiedert, so wünsche ihm Glück und vergiß nicht

Recht eindringlich die warnende Lehr ins Ohr ihm zu flüstern:
Wie du trägst dein Glück, so werden dich tragen die Freunde.

und die nachfolgende:

An Claudius Nero.

Claudius! Nur Septimius scheint allein es zu wissen,
Wie du mich schätzest, indem er mich drängt durch eifrige Bitte,
Daß ich ihn dir, wie kühn! als Würdigen möge empfehlen,
Noch bey Nero zu seyn, der stets nur Treffliches auswählt;
Wenn er sich denkt, ich besitz' als Freund dein volles Vertrauen,
Sieht er mit schärferem Blick, als ich, wie viel ich vermöge;
Viel zwar brachte ich vor, zu entschuldigen mich vor dem Freunde,
Aber ich fürchtete endlich den Schein unedler Selbstsucht,
Wenn ich zu klein darstellte die Kraft, für die Freunde zu wirken.
So, zu entgehen dem schlimmern Tadel, gebrauch' ich des Welttons
Vorrecht, dreist zu begehren. Wofern deßhalb du es billigst,
Daß auf Freundes Geheiß ich bescheidene Sitte verletze:
Nimm ihn auf bey deinem Gefolg' als wacker und tüchtig.

Anlangend die Auffassung des Sinnes schwieriger Stellen, hat der Uebersetzer mit eben so viel kritischem Scharfblick, als geläutertem Geschmacke und feinem Takte, der nicht immer die Frucht großer Belesenheit ist, aus der Masse möglicher Beziehungen, die dem Sinne jedesmal angemessenste glücklich herausgefunden, und so hat denn fast überall die natürlichste, einfachste Erklärung den Vorzug bekommen. In dieser Beziehung finden wir ihn mit dem neuesten bedeutenden Herausgeber des Horaz, mit Orelli nämlich, am häufigsten zusammentreffen. Von den Stellen, an welchen Hr. Prof. Merkel von den früheren Erklärern entweder ganz abweichen zu müssen glaubte, oder wo er den unbezweifelt richtigen Sinn durch die Bestimmtheit und Prägnanz des glücklich gewählten Ausdrucks erst in das volle Licht setzte, wollen wir hier nur folgende hervorheben.

Aus dem ersten Buche ep. I. v. 86. v. 99. ep. II. v. 25. v. 60. 61. ep. V. v. 1. v. 6. 36. 53. ep. VII. v. 24. 77. ep. X. 25. ep. XI. 28., ep. XII. 22. ep. XIII. 4. 5. 19. ep. XIV. v. 18. 26. 42. 44. ep. XV. v. 45. 46. ep. XVI. v. 15. ep. XVII. v. 25. 42. ep. XVIII. v. 16. 86.

Aus dem zweyten Buche heben wir nur hervor: ep. I. v. 68. 92. 269. ep. II. v. 18. 51. 193. Aus der ep. ad Pis. v. 29. 32. 37. 49. 52. 128. 135. 254. 294. 310. 331. 386. 436. 469. u. s. w.

Unter beynahe zweytausend Versen finden sich etwa zwölf unverändert aufgenommen und gegen achtzig oder neunzig, wo der Uebersetzer theils zufällig mit früheren zusammentraf, theils Verse derselben mit wohlbegründeten Veränderungen aufnahm. Besonders interessant und belehrend ist in dieser Beziehung die Vergleichung der vorliegenden Uebersetzung mit ihren Vorgängerinnen; sie läßt uns die Kunst des ächten Uebersetzers wahrnehmen, welcher Unwesentliches mit Bewußtseyn aufgiebt, um dasjenige, was er als das Wesentliche und Nothwendige anerkennt, zu retten. Da zeigt es sich denn auch deutlich, daß da, wo es um das Verständniß einer schwierigen Stelle sich handelt, im Falle dieses nicht absolut an eine antiquarische oder historische Notiz gebunden ist, die treffende Uebersetzung den Zweck besser erreicht, als der umständlichste Commentar dieß vermag. Für jenen Fall hat der Verfasser durch die hinten beygefügten Anmerkungen gesorgt, welche die zum Verständniß durchaus nothwendigen Notizen mitzutheilen, bisweilen auch die Uebersetzung zu rechtfertigen bestimmt sind.

Zum Schlusse glauben wir hier noch auf die Uebersetzung der ars poëtica, in Bezug auf Treue, Klarheit und Anmuth des Ausdrucks vielleicht die gelungenste, besonders aufmerksam machen zu müssen; indem gerade hier die Schwierigkeit des Gegenstandes selbst und das Streben, die Einfachheit und energische Kürze des Originals wieder zu geben, ohne die strengsten Forderungen des Metrums zu verletzen, der freyen Bewegung am schädlichsten werden konnte. Gerade was Sprache und Darstellung, namentlich die gelungene Nachbildung des horazischen Hexameters betrifft — an welcher, unserer Meynung nach, die Kunst des Uebersetzers, wie die

Bildsamkeit der deutschen Sprache gleich sehr hervortritt — darf Hr. Prof. Merkel das Wort des Horaz, er wolle ein Werk formen, „daß jeder das Gleiche sich zutraute, und wenn er es wagt, viel schwitzte, und dennoch sich abmühte umsonst," — auch wohl auf seine Uebersetzung anwenden.

(Schluß folgt.)

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque.

(Schluß.)

So viel enthält in dieser Beziehung allein der Commentar zum ersten Buche. Wir können natürlich nicht in gleicher Weise das ganze Werk durchgehen und heben daher zum Zeichen, daß auch im Folgenden sich treffliche Winke in Betreff der Latinität finden, nur einiges Wenige aus. So macht Hr. M. S. 146. darauf aufmerksam, daß Cicero öfters sage, non est veri simile, ut .., qui probari potest, ut .., aber nicht veri simile est, ut .., probari potest, ut ..; S. 198. bemerkt er Epicuro auctore heiße „auf den Antrieb des Epikur," nicht, wie es öfters gefaßt würde, „nach dem Urtheile des Epicur," S. 502., daß es im Lateinischen keinen Ausdruck für das Pflanzenreich im Ganzen giebt, indem planta nur z. B. dem Samen gegenüber stehe, also etwa den Stock bezeichne, Cicero aber dafür der Kürze wegen stirpes brauche. Hier und da finden sich auch Beyspiele von Redensarten oder Constructionen zusammen gestellt, welche zwar von niemanden bestritten werden, deren Gebrauch aber nach des Hrn. Madvig Ansicht noch nicht in das rechte Licht gestellt sind; so S. 209. von Perfecten und Imperfecten in Conditionalsätzen, zur Andeutung, daß die Sache nicht eingetreten sey, S. 321. von primus quisque in der Bedeutung „einer nach dem andern." Hierbey pflegt er auch über Cicero hinaus zu gehen. In einem ähnlichen Falle, S. 781., nimmt er nicht mit Recht bey Seneca, (ep. 2, 5. Non qui parum habet, sed qui plus cupit, pauper est) für parum die Bedeutung „wenig" in Anspruch; der Sinn dieser

Worte ist aber offenbar der: „die Armuth besteht nicht darin, daß man zu wenig d. h. nicht genug hat, sondern darin, daß man mehr begehrt, als man hat;“ vrgl. ep. 48. §. 16. Hoc qui dixerit, obliviscetur, id dominis parum esse, quod Deo satis est. Ueberhaupt weiß Ref. keine Stelle dieses Schriftstellers anzugeben, wo parum jene Bedeutung hätte, außer, wenn wir der allgemeinen Lesart folgen, ep. 86. §. 17. parum autem arboris, antequam obruat, radit, wo aber, wie Schweighäuser in dem Vorhergehenden statt: Magnarum arborum truncos . . . cum scapo suo transtulit, nach Handschriften und alten Ausgaben geschrieben hat cum rapo suo, worauf auch die falsche Lesart der Nürnberger Handschrift cum ramo suo hinführt, statt parum wohl auch zu lesen ist rapum.

Ausführlichere Untersuchungen, welche in den Noten keine Stelle fanden, sind in Excurse verwiesen, deren sieben sind: 1. De turbatis et dissolutis orationis connexae, maxime bipertitae, membris, wo von solchen Stellen gehandelt wird, an welchen einem vorausgeschickten et, utrum, primum u. dgl. nicht das nachfolgt, was jenes Wort erwarten ließe. 2. Demonstratur dissidium non esse Latinam vocem, semperque scribendum discidium. 3. De nec pro ne-quidem posito, et de nec-quidem. Da bey der hier geführten Untersuchung, in welcher nec-quidem dem Cicero bis auf wenige zweifelhafte Stellen abgesprochen wird, zwar auf einzelne Schriftsteller des silbernen Zeitalters Rücksicht genommen ist, aber nicht auf alle, so verweist Ref. auf Haase's Bemerkungen zu Reisig's Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, S. 590., wo u. a. Seneca aus einer Handschrift das Schwanken zwischen nec-quidem und ne-quidem nachgewiesen wird, welches in den von dem Ref. verglichenen beyden Handschriften, einer Bamberger und einer Nürnberger, sich in ähnlicher Weise findet, und zwar so, daß an den meisten Stellen, wo die Ausgaben nec-quidem haben, dieses durch jene Handschriften nicht bestätiget wird, dagegen in einzelnen Fällen diese auch nec-quidem bieten, wo die Ausgaben ne-quidem haben. 4. De primis naturae et de Carneadia divisione de summo bono. Hier wird gezeigt, daß sich Cicero durch allzugenaues Anschließen an Antiochus zu manchfachen Irrthümern verleiten ließ. 5. De ordine rerum in libro tertio et de divisione ethicae apud Stoicos. 6. Ostenditur, pronomen, quod est quisque, pro eo, quod est quicunque, extra vocem cujusquemodi non poni apud Ciceronem aut alios ejusdem aetatis scriptores. 7. Ciceronis de libris Aristoteliis testimoni auctoritas exquiritur. (Simul vestigia doctrinae Antiochi pro peripathetica traditae apud Stobaeum demonstrantur). In sämmtlichen bewährt sich die gründliche Forschung, welcher wir oben die verdiente Anerkennung bereits haben zu Theil werden lassen.

Hierauf folgen Addenda et corrigenda, welche einen allzu großen Raum, nahe an zwanzig Seiten, einnehmen, ohne daß jeder geringere Druckfehler darin Erwähnung gefunden hätte. Bey der im Uebrigen glänzenden typographischen Ausstattung ist nämlich die Incorrectheit des Druckes, besonders in den Noten, ein großer Uebelstand, wie Hr. Madvig in seiner Vorrede selbst zugibt. Zwey indices, ein index scriptorum und ein index rerum et verborum, dienen dazu, den Gebrauch des Commentars zu andern Zwecken zu erleichtern.

Hiermit scheiden wir von einem Werke, welches jedenfalls zu den Bedeutendsten gehört, was seit längerer Zeit für die lateinische Literatur geleistet worden ist, und das wir also allen, die noch nicht damit bekannt seyn sollten, zum Studium empfehlen. Wegen der Härte, mit welcher der Verfasser über die deutschen Philologen urtheilt, dürfen wir ihm darum nicht allzu gram seyn, weil er andrerseits durch die Berücksichtigung, welche er ihnen schenkt, die Wichtigkeit ihrer Arbeiten anerkennt, und weil er auch die deutsche Sprache, deren er sich nach einzelnen Versehen zu schließen, nicht mit gleicher Leichtigkeit bedient, als der dänischen, überall, wo es ihm nöthig scheint, zur Erklärung beyzieht, und dadurch beweist, daß er in unserem Vaterlande das Publicum zu finden hofft, das seine Leistungen zu schätzen wisse.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreiche Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Ein Beytrag zur Specialgeschichte Süd- und Mitteldeutschlands von Dr. G. Th. Rudhart. Hamburg 1841. 732 S. 8.

Erste Anzeige.

Wir besitzen, so sagt das Vorwort, treffliche Werke über bayerische Geschichte, die in neuerer und neuester Zeit erschienen sind. Allein sie behandeln ausschließend die Geschichte Altbayerns ohne Rücksichtnahme auf die Geschichte jener Länder, welche seit dem Beginn dieses Jahrhunderts mit der Krone Bayern verbunden worden sind. Man kann es aber nun nach langem Streite als ausgemacht betrachten, daß die zum Königreich Bayern zählenden Länder mit ihren Historien einer Geschichte von ganz Bayern angehören müssen. Von ganz besonderer Wichtigkeit schien dem Verf., wie er weiter bemerkt, hauptsächlich die ausführliche, treue, quellenmäßige Schilderung der sämmtlichen Ereignisse und Zustände Altbayerns, Schwabens, Frankens und Rheinlandes von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des achten Jahrhunderts d. h. eine Urgeschichte, wie sie noch fehle, und wie sie, um die Erscheinungen der spätern Zeiträume recht begreifen zu lassen, durchaus nothwendig sey.

Nachdem der Verf. „die Behandlungsweise der bayerischen Geschichte“ zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung (Hamburg 1835) gemacht hatte, in welcher er sich erstens für Aufnahme der neuen Erwerbungen, zweytens für die synchronistische Methode entschied, mußte er, zumal in seiner Stellung als öffentlicher Lehrer der bayerischen Geschichte, sichs nahe gelegt sehen, seine in jener Schrift aufgestellten Grundsätze durch die That zu erproben. Und so ist als Ergebniß mehrjährigen Fleißes das vorliegende Werk entstanden, dessen Bedeutsamkeit schon aus der hier folgenden Totalansicht einleuchten wird.

Erste Abtheilung.

Einleitung: Früheste Einwanderung aus Asien her. Abstammung. Bemerkbarer Unterschied der Bevölkerung. Kampf der keltischen und germanischen Stämme. Mächtigwerden der Germanen. Römerzeit: Charakter des Zeitabschnittes. A. Die Eroberung: 1) Rheinland. 2) Süddonauland. 3) Land zwischen Donau, Main und Rhein. B. Die römischen Provinzen am Rhein und an der Donau. Vertheidigungsanstalten zum Schutze beyder, Agri decumates, bis zu den Markomannenkriegen. 1) Provinzen am Rhein. 2) Süddonauland. C. Markomannenkriege. Die germanische Bevölkerung in drohender Stellung den römischen Donau- und Rheinprovinzen gegenüber bis zur ersten Reichstheilung von 167 bis 293 n. Chr. G. 1) Rheinland. 2. Süddonauland und die Germanen nördlich der Donau und des großen Limes. D. Die Zeiten des Untergangs römischer Herrschaft. Vorwalten des Germanischen und dessen vollständiger Sieg über das Römische 1) im Rheinland, 2) im Süddonaulande.

Innere Geschichte: I. Früheste Zustände. II. Römer. III. Germanen. IV. Christenthum.

Zweyte Abtheilung.

Ueberſicht des Zeitabſchnittes. A. Altbayern von 553 bis 788 oder vom erſten Herzog Garibald bis zum Sturz der Agilolfingen. B. Alemannien von 538 — 748 oder von der Unterwerfung unter die fränkiſch-auſtraſiſche Herrſchaft bis zum Untergange des Landesherzogthums. C. Rheinland von 496 bis 752 oder von der fränkiſchen Eroberung bis zum Dynaſtenwechſel. D. Franken von 531 — 744 oder von der Eroberung Thüringens (Oſtfrankens) bis zur Gründung des Bisthums Wirzburg und des Kloſters Fulda.

Innere Geſchichte von 536 (538) bis 752 I. Staat. A. Land: 1) Altbayern. 2) Alamannien. 3) Rheinland. 4) Oſtfranken. B. Volk. C. Verfaſſung. Gaue Bajoariens. Gaue Oſtfrankens. D. Staatshaushalt. II. Kirche. III. Culturzuſtand und Geſittung.

Zu läugnen iſt wohl nicht, daß die Verbindung der mehr oder minder getrennten Schauplätze und der mehr oder minder verſchiedenen Stämme, die darauf ſpielen, immerhin einiges ſchielende Licht des Gemachten, Subjectiven auf die Darſtellung wirft. Sich an irgend eine der belobten Einheiten zu halten, war da nicht möglich, wo ſogar der Boden, der hier doch allein als das Bleibende, Verknüpfende erſcheint, kein Continuum bildet. Indeſſen es iſt einmal ſo; das Künſtliche kreuzt ſich allerwärts mit dem Natürlichen, das Politiſche mit dem Nationellen, und ſo lang es der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft unbenommen bleibt, abgeſehen von Gränzpfählen, ſich auf rein nationelle Kreiſe zu beſchränken oder auszudehnen, muß ihr auch da, wo ſie im Dienſte des Staates ſeine Erziehungs- und Einigungszwecke zu fördern hat, die freyeſte Hand gelaſſen ſeyn, zumal wenn es ſich bey weitem nicht von ſolchen Unterſchieden handelt, wie jene ſeyn würden, welche bey ähnlicher Zuſammenſtellung der Geſchichten mancher größern Monarchie in den Weg treten müßten. Auf der andern Seite wird die Haltung eines Werkes, welchem derley Zwecke vorſchweben, nicht ganz dieſelbe ſeyn können, die etwa ein ſolches annimmt, das mehr auf die Eroberung und Sicherſtellung neuen bisher unbekannten Stoffes als auf die Zuſammenſtellung des bereits gewonnenen ausgeht. Namentlich auf dem Gebiet dieſer Urgeſchichte, auf welchem ſich faſt unter jedem Tritte der Lücken, Zweifel, Widerſprüche mehr als feſtes thatſächlichen Bodens finden, würde es um ein Vorwärtskommen übel beſtellt ſeyn, müßten immer erſt, und noch unter den Augen des Leſers, alle Zeugniſſe abgehört, alle Für und Wider näher erörtert werden. Dieſer, der gewöhnliche Leſer, auf welchen ſo ein Werk doch hauptſächlich berechnet ſeyn muß, hält ſich in der Regel ſogar mit Vorliebe an einen Führer, der da, wo wenigſtens die End- und Ausgangspunkte feſt ſtehen, in der Wahl der verſchiedenen Pfade, die durch die Steppe darauf hin lenken, eine gewiſſe Zuverſicht kund giebt. Und bloß als einer der Leſer dieſes Schlages kommt auch Ref. dem Auftrage nach, von dem neuen bedeutenden Producte der vaterländiſchen hiſtoriſchen Literatur in dieſen Blättern eine kurze Anzeige zu geben.

Unſer Abſehen kann alſo nicht darauf gerichtet ſeyn, die endloſe Reihe von Angaben, die ſo ein Werk enthalten muß, oder auch nur einzelne derſelben mit der Fackel der Kritik zu beleuchten. Das kommt Solchen zu, die ſelber als Führer aufzutreten gerüſtet ſind. Nur von dem Eindruck, den es uns in ſeinen größern Partien gemacht, wollen wir ſprechen, und von unweſentlichen Kleinigkeiten, die uns im Leſen auf- oder beygefallen ſind.

Am wenigſten hat uns ihrer Natur nach der erſten Abtheilung erſte Hälfte unterhalten können, obſchon wahrſcheinlich gerade ſie dem Verf. die größte Mühe gekoſtet hat. Sich durchzukämpfen durch dieſen Jahrhunderte fortgeſetzten Kampf der Römer gegen die Deutſchen, und dieſer gegen jene bald links bald rechts der Grenzſtröme Donau und Rhein fordert ſelbſt von Seite des Leſers einen gewiſſen Muth. Sahen wir dabey auf der Seite der Römer mitunter einen größern Character auftauchen, ſo that uns gewiſſermaßen leid, daß wir ihn gewöhnlich nur auf Koſten unſrer geliebten Voräldern, der Barbaren, gelobt finden mußten. Wie froh ſind wir, daß nach dreyzehnhundert Jahren, wenn auch noch immer nicht ganz unſer deutſcher Rhein, doch

unsere deutsche Donau seit undenklicher Zeit außer ähnlichem Streite liegt.

Mit besonderer Aufmerksamkeit haben wir unter den mancherley Namen, die in dieser blutigen Scenerie nach allerley Richtungen vorüberziehen, diejenigen verfolgt, die wir Leser an der Donau durch unsere Geschichtforscher abwechslungsweise als die unserer nächsten Stammältern zu betrachten angewiesen sind. Allein alle, Boien wie Hermunduren, Narisken, Markomannen, Rugen, Herulen, Skyren, Turkilingen u. s. w. verlieren sich namenlos ins Gewirre und wieder ganz neue Namen treiben daraus hervor.

Hätten uns die alten Schriften etwas mehr als leere Namen, oder hätten sie selbst diese nicht überliefert, wie vielem fruchtlosen Combinieren und Streiten wären wir überhoben! Man hüte sich, sagt unser Verf. bey einer Gelegenheit, S. 137, Nachrichten über einzelne losgerissene Theile germanischer Nationen auf die ganze Nation auszudehnen. Dergleichen Theile eines Volkes bestanden meist aus junger Mannschaft, die durch ihre wandernde Lebensart und das stete Kriegführen oft ganz verwilderte und dann mit dem in seinen Sitzen bleibenden Hauptstamm oft nicht die entfernteste Aehnlichkeit mehr hatte.

Dergleichen Cautelen sind bey solchen Untersuchungen wohl noch viele zu nehmen, und genau wissen müßte man z. B., wo das so häufig angegebene Ziehen und Wandern ganzer Völker mit Weib und Kind, wo das Besiegen und Vernichten derselben etwa nur in obigem Sinne zu verstehen, wo ein nachheriges Mit- und Untereinanderwohnen der Sieger und Besiegten, das allmählige Aufgehen einer Sprache und Volksthümlichkeit in der andern, nud ähnliche große Veränderungen anzunehmen seyen.

So hat der Verf., wie es uns scheint, mit kluger Umsicht darauf verzichtet, uns von irgend einem bestimmten jener Völker aus in dieses Süddonauland zu führen. Er läßt in dasselbe, schon da es noch als ein Theil des römischen Italiens betrachtet wurde, S. 59. 64. 66. 70. 118. durch Marc-Aurel und folgende Kaiser theils freywillige, theils besiegte germanische Ansiedler verschiedener

Stämme verpflanzen, denen zugleich, wie ja unzählige ihrer Brüder auch in fernen Römerheeren dienten, die Grenzhut mit übertragen war. Und so läßt er (S. 168 — 171) in demselben nach allmählicher Auflösung des weströmischen und dann auch des ostgothischen Reiches endlich einen Verein bilden, der, aus verschiedenen deutschen Stämmen erwachsen, unter einem bis dahin unerhörten Namen, dem der Baiuwaren, mit dem nun übermächtigen Frankenherrscher in ein freybedungenes Verhältniß der Abhängigkeit tritt.

Sollten wir dem Verf. zürnen, daß er uns die Wahl läßt, wo jeder von uns seinen Stammbaum einsenken will, daß er auf solche Art, was bey der Bestimmung des Buches wohl das gerathenste, die alte immer wiederkehrende Frage gewissermaßen offen hält, bis etwa die Herkunft der Bayern von den Markomannen (für welche wenigstens der Name spricht, den diese, wie sie ihn, nach Tacitus, ihrem über die Boien an der Elbe eroberten Wohnlande gelassen, auch, etwa in dem Sinne, in dem sich mancher einzelne stolze Römer Germanicus, Alamannicus und dergl. nennen ließ, als ganzes Volk in die neugewählte Heimat mitgenommen haben können) ganz unwiderruflich festgestellt seyn wird. Schade, daß auch die Historiker des slawischen Stammes, der den deutschen in jenem Boiohemum abgelöst hat, (z. B. Safarjk Starozitnosti 765), darüber, wohin diese Deutschen, nachdem sie sich von den weltstürmenden Hunnen losgemacht, gerathen seyn möchten, nichts zu sagen wissen, als daß sie sich vermuthlich bey andern Germanen werden niedergelassen haben. Und merkwürdig scheint, daß noch fünfhundert Jahre später ein bayerischer Dichter sich sehr bestimmt des Namens Marhmanni erinnert, ihn aber wie früher Hraban Maurus (opp. 1626. IV. p. 333.) und noch nachher Helmold (Leibnitz script. rer. Brunsv. II. 593) nur als das, was er esoterisch vielleicht jederzeit gewesen, als Appellativum für Grenzbewohner verwendet.

Der Abschnitt, welcher dieser ersten Abtheilung unter der Ueberschrift Innere Geschichte folgt, hat uns, da er Dinge behandelt, die uns kein Zeitabstand fremd machen kann, gesellige Einrichtung,

Sitte, Religion, z. B. S. 182. die Beschreibung unserer römischen Augusta am Lech, mit ihrem Capitolium, Forum etc., weit mehr angesprochen als jener verworrene Knäuel von Begebenheiten, ein wenig belehrendes Spiel der rohesten Kräfte, in dem der Römer selbst mit als Barbar erscheint.

In der zweyten Abtheilung aber bieten sich auch unter den bloßen Begebenheiten, denen der erste Abschnitt gewidmet ist, ungleich mehrere, die den Leser anzuziehen vermögen. Zwar auch da fließen die Quellen noch weit weniger reichlich als man wünschen muß, und bestehen fast nur in Aufzeichnungen über Männer und Angelegenheiten der Kirche. So sind, was Altbayern betrifft, selbst einige seiner ersten Herzoge, weil kein Glaubens-Apostel, wie Emmeram, Ruodbert, Corbinian, Bonifacius, mit ihnen in Berührung gekommen, für die Geschichte völlig verloren. Die Begebenheiten beschränken sich außer einigen kriegerischen gegen die Awaren, die Südslawen und am Ende gegen die herrschsüchtigen Franken, meist auf sehr friedliche, nämlich Stiftungen von Bisthümern und Klöstern. Mit Wärme ist das Geschick Tassilo's des letzten Agilolfingen erzählt. Auf dieselbe Weise sind die Begebenheiten dieses Zeitraumes, die auf Alemannien, das Rheinland und Ostfranken als Theile des jetzigen Königreichs treffen, vorgetragen. Aber auch hier hat uns der mit Recht weitläufigere Abschnitt über die innere Geschichte vorzugsweise angesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Episteln des Quintus Horatius Flaccus übersetzt von Joseph Merkel ꝛc.

(Schluß.)

Wir wollen hier als Probe noch die treffliche Schilderung der vier Alter hervorheben:

Wenn schon nachspricht Worte das Kind und sicheren Fußes

Wandelt daher, so gesellt es mit Lust sich zu gleichen Gespielen,
Haßt leicht Zorn und entsaget ihm leicht und verändert sich stündlich.
Dann, frey endlich vom Hüter, der noch unbärtige Jüngling
Freut sich an Hunden, am muthigen Pferd, an dem sonnigen Marsfeld;
Leicht zu den Bösen, wie Wachs biegsam, barsch gegen Ermahner,
Stets für den Nutzen zuletzt nur sorgend, Verschwender des Geldes,
Stolz und begehrlich, und rasch, das mit Liebe Umfaßte zu lassen.
Doch mit verändertem Trieb anstrebet des Mannes Gesinnung,
Einfluß, Macht, Freundschaft, er fröhnt den Geboten der Ehrfurcht,
Hütet sich wohl zu begeh'n, was bald nur Reue ihm brächte.
Viele Beschwerden umringen den Greis; theils weil er Gewinn nur
Aufsucht stets und kargt, den Genuß qualvoll sich versagend,
Theils, weil kalt und verzagt er Alles behandelt, die Aussicht
Immer hinausschiebt, nichts ausführt, stets harrend der Zukunft,
Mürrisch und grämlich, die Zeit lobpreisend der eigenen Jugend,
Tadler der jüngeren Welt und streng urtheilender Richter.

Möge Hr. Prof. Merkel, der als so gründlicher und geistreicher Erklärer der Alten, namentlich des Horaz, bey Allen, die seit einer langen Reihe von Jahren das Glück hatten, seine Zuhörer zu seyn, in ausgezeichnetem Andenken steht, noch fernerhin die vielseitige Thätigkeit seiner Mußestunden der Uebertragung eines Dichters zuwenden, den er geistig so ganz in sich aufgenommen hat.

C. Hofmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Fortsetzung.)

Unter der Rubrik Land wird Seite 451 das Areal des damaligen Bayerns und der andern drey Hauptlande, in so ferne diese eben jetzt Theile des Königreiches ausmachen, mit dem Flächeninhalt des letztern in Vergleichung gestellt. Unter Volk, wo der Reihe nach auch der ursprünglich nichtdeutschen Bevölkerung, Romanen, Slawen (nicht bloß an den östlichen und nördlichen Gränzen, sondern S. 460. sogar im Innern von Altbayern um Landshut), sodann der Juden, namentlich in Regensburg gedacht ist, wird S. 462. die damalige Seelenzahl der entsprechenden Lande auf etwas über die Hälfte der gegenwärtigen des Königreichs angeschlagen.

Als die bevölkertsten Striche werden angegeben im damaligen Bayern die Ufer der Salzach, des Inns, der Traun, in Franken die des Mayns, in Alamannien das Ries und Sualafeld, am Rhein der Worms- und Speyergau. Unter der Rubrik Verfassung wird die im Vergleich mit der des alamannischen und des ostfränkischen Herzogs selbstständigere Stellung des bayerischen den fränkischen Königen und Majordomen gegenüber ausführlich beleuchtet. So werden die Verhältnisse der verschiedenen Stände im Volke zu einander durchgangen und S. 501. durch eine Tabelle anschaulich gemacht. Insonderheit empfiehlt sich eine Aufzählung der Gaue, in welche zu verschiedenen Verwaltungszwecken damals die größern Lande eingetheilt waren, namentlich derjenigen von Altbayern und Ostfranken. In der Regel sind in jedem wenigstens die wichtigsten Orte angegeben in der damaligen Form ihres Namens, welcher die jetzige beygefügt ist, oft mit Angabe des Datums der Urkunde, in welcher er zum ersten Male vorkommt. Häufig wird über dieser Arbeit auf v. Spruner's verdienstliche Karten verwiesen.

In gleicher Ausführlichkeit wird gehandelt von der Wehrverfassung, von den Gesetzen, den Förmlichkeiten im Gerichtswesen, von Volksversammlungen und Landtagen, vom Staatshaushalt. Unter den Strafbestimmungen finden sich auch Abtreibung der Leibesfrucht und Vergiftung vorgesehen. „Diese Laster," sagt der Verf., „kamen zuverläßig aus der Verdorbenheit der Römerwelt zu den Germanen." Und so glaubt er, daß die Baioaren den Gebrauch vergifteter Pfeile erst den Awaren abgelernt haben. Um das Maß der Strafen, die durchgängig als Geldbußen angesetzt waren, nach unserm Gelde beurtheilen zu können, wird S. 634 der Denar zu 7 Kreuzern rh., also der Schilling, von 12 Denaren, zu 1 Gulden 24 Kreuzer rh. angenommen. Hiernach würde, da das Verhältniß des Geldes der Karolingenzeit zu jenem der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beyläufig wie 1 zu 20 gewesen, der fränkische Schilling für uns 28 Gulden vorstellen. Schon eine Buße von 40 Schillingen, eine der gewöhnlichern, erscheint auf solche Weise schwer genug. Unter der Aufschrift Kirche wird gesprochen von dem frühern Heidenthum der fraglichen Völker, von den Uebergängen aus demselben ins Christenthum, dem sich auch in diesen Regionen schon anfangs heterodoxe Elemente beymischten, bis sich Bonifacius durch die weltliche Hand des fränkischen Majordoms nicht minder als durch die geistliche des römischen Pabstes die rechten

Mittel gereicht sah, die orthodoxe Lehre dauerhaft zu begründen. Es werden ferner die Verhältnisse der Kirche und ihrer Glieder zur weltlichen Macht und zum Volke dargelegt.

Gleich anziehend ist der letzte Abschnitt, der von dem Culturzustand, von Sitten und Gewohnheiten dieser Zeit handelt, zumeist in so ferne aus geistlichen und weltlichen Geboten und Verboten noch auf sie geschlossen werden kann. Unter Handel und Verkehr ist S. 716 auch von der Schifffahrt auf Rhein, Mayn und Donau die Rede, und auffallend ist allerdings, daß selbst kleinere Flüsse, denen man heutzutage kaum mehr die vormalige Schiffbarkeit ansehen dürfte, in der That beschifft worden sind, wie dieß der Fall mit der Alz von ihrer Einmündung in den Inn bis nach Altenmarkt, mit der Saale von der Salzach bis nach Reichenhall hinauf u. s. m. gewesen ist. Selbst auf der Sempta soll im neunten Jahrhundert lebhafter Verkehr stattgefunden haben. Trauen wir Einhards Zeugnisse, so hatte Karl der Große im Jahre 790 die fränkische Saale von ihrer Einmündung in den Mayn aufwärts bis zu seinem Pallast Salz (der Salzburg) und von da zurück in den Mayn befahren.

Es ist wohl natürlich, daß sich alle Flüsse, ohne künstlichen Einhalt, mit der Zeit immer mehr versanden und breit machen, und tausend Jahre mögen den Unterschied bemerkbar genug werden lassen. Noch vor kaum 400 Jahren fuhr man auch anders als auf Flößen auf der Isar von München nach Landshut. Wer weiß, welch eine ganz andere Bedeutung durch die neueste Erkennung und Anwendung ewig alter Naturkräfte auch den zahlreichen kleinern Flüssen unsers Alpenlandes werden mag.

Den Schluß des Ganzen machen als Muster der deutschen Sprache jener Zeit ein alamannisches Stück (aus des St. Gallers Kero Uebersetzung der Benedictusregel), ein baioarisches (das sogenannte Wessobrunner Gebet) und ein ostfränkisches (aus der wirzburgischen Gränzbeschreibung von circa 779). Diese Sprache steht freylich von der jetzigen nicht weniger weit ab, als die Verdammung der Lehre, „daß es eine andere Welt und andere Menschen unter unserer Erde gebe," von den, wie wir hören, obschwebenden Verhandlungen über eine deutsche Antipodencolonie.

Wir gestehen, daß solche Vergleichungen des Weiland und Jetzt dieser Lectüre für uns den größten Reitz verliehen haben, und daß dieser Genuß um so unverkümmerter war, als der Verf. selbst in der Regel sich beschieden hat, bloß die Thatsachen sprechen zu lassen. Indessen werden wir uns jedenfalls hüten, die rüstige, freye, kriegerische und dennoch fast allen Zweigen der Cultur zugewandte Bevölkerung, die er uns in vollem Wirken und in unaufhaltsamem Vorwärtsstreben in der Civilisation gezeigt hat, Barbaren und ihre Zeit eine barbarische zu nennen, nicht vergessend, daß ihre Bemühungen es waren, wodurch die Bahn zur höhern und allgemeinen Bildung der spätern Zeiten geöffnet und betreten worden ist.

Die Sprache, in welcher uns die alten Begebenheiten und Zustände geschildert werden, ist ihrem Gegenstande angemessen klar und natürlich, von Trockenheit so weit als von ungeeignetem Schmucke entfernt. Ausdrücke, welche an den heutigen Zeitungsstyl erinnern, wie militärisch, Militär-Colonie, Expedition, imponieren, marschieren sind selten und wohl nur aus Versehen stehen geblieben.

Wohl nur Druckfehler sind S. 87 durchwaden, durchwadend. Nur ein paarmal stößt man auf Constructionen wie S. 25 „Einmal festen Fuß gefaßt, zog eine Anlage die andere nach sich." S. 263. „Jetzt erst ließ der Heilige das Ehepaar vor sich kommen; reuig zu den Füßen des Heiligen knieend, legte er ihnen die Hände auf." Was die eigenen Namen betrifft, so stand es dem Verf. ohne Zweifel frey, sie bald in der ältern Form, in der sie in den urkundlichen Quellen erscheinen, bald in der heutigen zu geben. Doch wäre vielleicht dem Leser ein Dienst geschehen, wenn sich der Verf. in dieser Hinsicht eine Regel vorgesetzt hätte. So ist uns die fast ausschließliche Form Maguntiacum dicht neben Worms, Speyer, Strasburg, Autun u. dgl. befremdend gewesen. Auch

bey der deutschen Einkleidung der lateinisch überkommenen Völkernamen hält er sich an keine bestimmte Regel. Während die Germani, Alamanni, Hermunduri, Bucinobantes, Sarmatae zu Germanen, Alamannen, Hermunduren, Bucinobanten, Sarmaten werden, treten die Romani, Narisci, Heruli als Romaner, Narisker, Heruler auf. Daß aus denen auf — ii deutsche — ier, also aus Lentii Lentier oder gar Lentienser (S. 65) hervorgehen, kann allenfalls aus der Besorgniß durch eine kürzere, edlere Form den Stamm unkenntlich zu machen, begriffen werden. Dennoch steht dem Bajoarier (S. 696) keine Bajoarierin, sondern eine Bajoarin (p. 693) zur Seite. Etwas stutzig hat uns (p. 155), wo er uns, ohne alle Ankündigung zum ersten Mal begegnete, der König von Auster gemacht. Nach und nach aber hat er sich und sein Reich Auster (welches wahrscheinlich nicht im Sinne des lateinischen auster, in welchem man doch das in australi parte fluvii Danubii des Capitulare von 806 zu nehmen haben wird, sondern in dem des deutschen óstar benamset worden ist), dessen Gegensatz (p. 448) unter der Form Neustrien (nicht Neuster) aufgeführt wird, hinlänglich zu erkennen gegeben. Daß wir dagegen über die eigentliche Geltung des Namens Ostfranken zu keiner rechten Klarheit gelangen konnten, ist wohl eben so sehr unsere Schuld als die der Gewährsstellen, die ihn im Laufe der Zeiten darbieten.

Auf etymologische Behelfe hat sich der Verf. mit Recht wenig eingelassen. Doch vermochte er (p. 178) in des Ptolemäus Flusse Obringa den Oberrheingau (p. 572) zu finden. Statt Pontaillier (p. 15.) ist wohl zu lesen Pontarlier. Warum der Abt Sturm zu Fulda bald so, bald Sturmi heißt, ist nicht klar. Daß das edle Geschlecht der Huosi von Hausen bey Polling den Namen getragen (p. 477, 535), hat einen bedeutenden Sprachgrund gegen sich. Die (p. 531 — 7) öfter vorkommende Jachnay ist wohl in Jachenau umzutaufen. So heißt Guntramesried (p. 519. 538) noch jetzt bald Guntrams- bald Gundamsried, nicht Guntersried. Doch wer wollte bey diesem so dankenswerthen als schwierigen ersten Versuch, die Topographie der alten Zeit neben der neuen anschaulich zu machen, die unbillige Erwartung hegen, daß schon jetzt so viele Namen sowohl in ihrer richtigen alten Form vorgetragen, als auch ohne einigen Mißgriff mit heutigen Orten und Namen zusammengestellt seyen. Dazu wird es noch fortgesetzter Zusammenhaltung von Urkunden, besonders von Salbüchern bedürfen, die in Redactionen verschiedener Zeiträume vorliegen. Auch förmliche Studien der alten deutschen Sprache werden sich unerläßlich, und ähnliche der nahe liegenden slawischen Dialekte jedenfalls ersprießlich darstellen, wäre es auch nur um in Ortsnamen slawisches Element von deutschem gründlicher als nach bloßer Vermuthung unterscheiden zu können. Selbst bey manchem andern Sprachvorkommniß aus ältern Perioden wird Recurs auf die slawische Schwester zu versuchen seyn.

So scheint z. B. die obgleich weit rheinwärts vorkommende Paltena (p. 703 — 9), da sie nach den urkundlichen Stellen allerdings eher für ein leinenes Kleidungsstück, denn als Speckseite (polta) oder gar als Spelz zu nehmen ist, nach einer nicht beyspiellosen Verrückung der Liquiden, aus der czechischen platena oder plátenna (sukne, vestis) lintea zu deuten.

Der kleine Mißstand, daß eine, mehrere Kreise durchschneidende Begebenheit, z. B. Attila's Zug, an mehreren Orten (p. 106. 134) berührt werden mußte, war bey der Grundeinrichtung des Werkes nicht ganz zu vermeiden.

Aus den reichhaltigen Noten, in welchen unter dem Texte die Gewährsmänner genannt werden, ist ersichtlich, daß der Verfasser nebst den Alten auch hinlänglich viele der Neuern und Neuesten, welche die schriftlichen und andere mehr materielle Denkmäler jener dunkeln Zeit zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht, fleißig zu Rathe gezogen habe. Wenn wir, namentlich in der ersten Abtheilung, einen vermissen, welcher besonderer Rücksichtnahme würdig scheinen durfte, so erklärt sich dieses ohne Zweifel ganz einfach aus dem Umstand, daß sein Werk erst, als jener Theil schon abgeschlossen war, im Druck erschienen ist.

J. A. S.

(Zweyte Anzeige.)

Oberrhein und Oberdonau — wie an ihren Ufern Germanen und Kelten sich trotzig gegenüberstehen, wie die Römer dazwischen treten, nach Bewältigung der Kelten hier und dort ihr Lager aufschlagen und vorschieben, wie der welthistorische Kampf zwischen den Söhnen des Südens und des Nordens beginnt, verläuft, die Römer zurückweichen und ihre Bollwerke zusammensinken — wie nun zwischen den Alpen und dem deutschen Walde auf den Trümmern der Römerwelt eine germanische sich bildet und neue Gestaltungen emportreibt, als erste Anfänge späterer bis heute dauernder Zustände — von all dem, was der Oberrhein und die obere Donau durch acht Jahrhunderte um sich hat erstehen und fallen sehen, wird ihren Umwohnern, den süddeutschen, bayerischen Landsleuten, und Freunden deutscher Geschichte hier ein neues frisches Gemälde geboten; in wohlgebauter, zugleich klarer, angemessener Sprache die Urgeschichte der drey deutschen Stämme, Bayern, Franken, Schwaben, welche das Königreich Bayern bewohnen. Der Verf. beabsichtigt damit „die ausführliche, treue, quellenmäßige Schilderung der sämmtlichen Ergebnisse und Zustände Altbayerns, Schwabens, Frankens und Rheinlandes von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des achten Jahrhunderts, eine geschichtliche Darstellung, welche, von solchem Inhalt und Umfang, in unserer Literatur bis zur Stunde nicht vorhanden ist," welche nämlich die Geschichte des äußeren und inneren Volkslebens darlegt und dieselbe für die drey Stämme zu gleicher Zeit neben einander entwickelt; eine Behandlungsweise, die schon Ritter von Lang und Böttiger forderten und befolgten, die der Verf. selbst in einer eigenen Schrift besprochen hat, und die sich im Grunde von selbst versteht, wenn man der einen Volksabtheilung im Umfange des heutigen Königreichs so gut wie auch der andern die Geschichte ihrer Heimath geben will, und wenn die Geschichte eines Staates nicht bloß den einen oder andern Theil, sondern alle Theile, die er eben umfaßt, berücksichtigen soll.

„Im Bewußtseyn, in gründlicher Forschung und möglichst objektiver Darstellung das Seinige gethan zu haben," giebt der

Verf. seine Urgeschichten ans Licht. „Wohl bekannt mit den Quellen des behandelten Stoffes, sieht er mit Ruhe gründlichen Urtheilen und wissenschaftlich gehaltenen Berichtigungen der Männer von Fach über sein Werk entgegen. Jedes andere Entgegentreten aber mit allgemeinen Machtsprüchen ohne nähere Begründung bleibt von ihm unbeachtet." Um nun zu einem solchen Urtheile, welches der Verf. seiner Beachtung würdigen will, um zu einem sicheren Urtheile über diese Seite des Werkes zu gelangen, über die wissenschaftliche Seite, welche vorzüglich näher zu beleuchten diesen Blättern zusteht, weil in sie das Hauptverdienst eines solchen Buches zu setzen ist, zuvor also wissenschaftliche Erörterung und genauere Untersuchung mehrfacher Art.

Zuerst nur von einzelnen Wörtern, aber den wichtigsten für den Historiker, den Eigennamen. Kein Geschichtsforscher darf, will er nicht auf Irrwege gerathen, auch nur bey diesen, statt wissenschaftliche Einsicht und sprachgesetzliche Sicherheit zu suchen, sich dem Zufall überlassen. Einige Beyspiele:

1) S. 94. 95 ist die Schlacht Valentinians I. gegen die Alamannen bey Solicinium, 368 n. Chr., von welcher Ammian im 27. Buche umständlichen Bericht giebt, in die Gegend von Schwetzingen verlegt. Dahin gerade die Schlacht zu verlegen und sie mit einem Zusammentreffen desselben Kaisers mit den Alamannen bey Lupodunum (Ladenburg), dessen Ausonius gedenkt, in Verbindung zu bringen, veranlaßte aber der bloß zufällige Zusammenklang der zwey Namen Schwetzingen und Solicinium; denn ein wirklicher, sprachgesetzlicher Zusammenhang derselben ist nicht nachzuweisen. Man dachte sich den Namen Schwetzingen aus Solicinium, Soicinium entstanden, obschon er rein deutschen Ursprungs und wie alle Ortsnamen auf -inga aus einem Eigennamen, dem Namen des Gründers, Swezzo (abgekürzt aus Sweidmunt, wie Lanzo aus Lantfrid) abgeleitet ist. Aus Solicinium = Solikinium konnte in deutschem Munde sprachgesetzlich, mit Uebergang des c = k nicht in z, sondern in k = ch, wohl Solikina, Sulichina oder abgekürzt Suliha, Sulicha entstehen, nicht aber Swezzinga.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Fortsetzung.)

Wir wissen ferner jetzt gewiß, wo die Schlacht von Solicinium geschlagen ward, weit von Schwetzingen, bey Rottenburg am Neckar. Kein Verständiger kann nach dem, was Jaumann in seiner Schrift: Colonia Sumlocenne (Stuttg. 1840) beygebracht hat, mehr daran zweifeln. Der Sulichgawe um Rottenburg am Neckar hatte den Namen von seinem Hauptorte Sulicha = Solicinium so gut wie der Lobdengawe vom alten Lupodunum (deutsch Lobdenburg, Ladenburg), der Wormazgawe vom alten Bometomagus, der Augustgawe von Augusta Vindelicorum. Noch hat sich für eine Strecke in der Umgebung der heutigen Stadt Rottenburg die Benennung Sülchen erhalten, und zum Ueberfluß hat man auf daselbst ausgegrabenen Geschirrscherben zweymal die Inschrift Solicinium gefunden (Jaum. S. 127. 136). Die interessanten Ergebnisse dieser Nachgrabungen um Rottenburg sind sogar vor 2 Jahren in einem vielgelesenen Blatte, der allgemeinen Zeitung, besprochen worden. Es folgt daraus, daß das Zurückwerfen der Alamannen über den Neckar und Lupodunum durch den Kaiser (aus der Nähe seines Rheinkastells Altaripa), wovon Ausonius spricht, nicht vermengt werden darf mit der von Ammian geschilderten Schlacht bey Solicinium; es sind zwey verschiedene Vorfälle, die auch Ausonius in seinen zwey Versen andeutet:

Hostibus exactis Nicrum super et Lupodunum,
Et fontem Latiis ignotum annalibus Istri.

2) S. 131 und 168 sind Burier als alamannisches Volk in den Lechgegenden aufgeführt; ihr ehemaliges Daseyn wird aus den Ortsnamen „Beuren“ östlich und westlich des Lechs, z. B. Kaufbeuern, Benediktbeuern (in alter Sprache Buron) geschlossen. Demzufolge aber dürfte man Burier noch allenthalben, z. B. im Rheinlande in Burbach, Buridal (Bauerbach, Beuerthal unweit Heidelberg), vielleicht selbst im norwegischen Burgund suchen. Was ist denn aber nun dieß „büron“ wenn es nicht für den alten Volksnamen der Burii gelten kann? Es ist einfach ein anderes Wort für das gewöhnlichere hûson, — hausen, aus der Wurzel bûan, bauen. Alt ist betabûr ein Bethaus, wie noch unser Vogelbauer ein Vogelhaus; also Benediktbeuern (= bäuern) soviel wie St. Benediktshäuser, Benedikthausen.

3) S. 167 will urkundlich nachweisen, daß Heruler, ein Haufe aus jenem unstäten Volke, eine Abtheilung des Volkes der Baiwaren bildeten, neben ihm ruhige Sitze und zwar auf den höchsten Alpengipfeln, am Brenner, gefunden hätten. Des Paulus Diakonus Brendi nämlich, quorum rex Sindoald remanserat de generatione Herulorum, nach der Lesart der verdächtigen und interpolirten (wie von Bethmann nachgewiesen) Bamberger Handschrift, in andern Handschriften Brenti, Brebti oder Beuti, so daß Brenti mit t die meiste Bestätigung findet, diese Brendi, wird angenommen, hätten sich an die Stelle der längst ausgetilgten oder romanisirten Breuni des Horaz gesetzt und nach dem Brenner benannt. Gegen diese wieder durch zufälligen Anklang veranlaßte Annahme aber sind die späteren Ortsnamen am Brenner nicht deutsch, sondern romanisch, ist ausdrücklich in der Vita S. Corbiniani ein nobilis

Romanus, nomine Dominicus, Breonensium plebis civis genannt; gegen diese Annahme werden, was entscheidend ist, die alten, also wohl romanisirten aber nicht ausgetilgten Anwohner der hohen Alpenfirste bey der Autorität des Verfassers selbst, bey demselben Paulus Diakonus, noch zweymal (II, 13. IV, 4) erwähnt, aber nicht Brendi oder Brenti geschrieben, welche also ein anderes Volk sind, sondern immer Briones, wie vor ihm und noch nach ihm. Nach dem Volke, nach der germanisirten und mit -ari abgeleiteten Form Pregnarii (Urk. von 828) = Breonarii, wo g eingeschaltet ist, wie in Ergtag für Eritag, Pazzauge für Pazzauwe, ward wohl später der Brenner benannt, wenn dieser Name anders mit dem Volksnamen zusammenhängt und nicht einen ganz andern Ursprung hat; denn in der Regel, wie aus tausend Beyspielen bekannt, erhält das Land den Namen vom Volke, nicht umgekehrt; also am Brenner = bey den Breunen, Breunern, wie: in Bayern, aus früherem: in den Baieren, bey den Bayern. Will man mit diesem (verdächtigen wahrscheinlich von Paul. Diak. statt Eruli verlesenen) Namen der Brenti oder Brendi denn doch noch eine erträgliche Zusammenstellung vornehmen und dazu einen Berg, Fluß ꝛc., so setze man ihn an die Brinta (bey Venant. Fortun.), die heutige Brenta, wo noch heutzutage ein deutscher Ueberrest in den Seite communi sitzt.

4) Nach S. 240 ist Wogastisburg, der Ort der Niederlage der Ostfranken durch die Slawen des Samo das heutige Voitsberg unweit Grätz (nach Eckhart u. a.). Dieser Anklang veranlaßt also das Reich Samo's von Böhmen, wohin es die neuern Forscher gesetzt haben, wieder zurück nach Kärnthen zu verlegen. Den Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, wird durch mancherley Voraussetzungen abzuhelfen gesucht. Der Erzähler dieser Ereignisse, Fredegar, nennt im Heere Dagoberts gegen Samo Austrasii, Alamanni, Langobardi, und führt nach der Niederlage der Franken mehrere Einfälle, vorzüglich der sorbischen Slawen, nach Thüringen auf (multis posthaec vicibus in Thuringiam), und namentlich zum zehnten, eilften Regierungsjahre Dagoberts, allemal nach Thüringen. Daß keine Bayern im fränkischen Heere erscheinen, die doch als die nächsten Nachbarn am meisten dabey betheiligt seyn mußten, wenn Samo in Kärnthen herrschte, dieß zu erklären, läßt man sie ihre östliche Gränze decken, die Reserve bilden; daß die Slawen aus Kärnthen nicht ins benachbarte Bayern, sondern nach Thüringen einfallen, wird vorausgesetzt, sie hätten bey den Bayern, die mit der benachbarten Slawen Kriegsweise bekannt gewesen, solchen Widerstand gefunden, auf geradem Wege vorzudringen, daß sie lieber, im Besitze der Länder zu beyden Seiten der Donau, sich nach Gegenden wandten, die augenblicklich von Vertheidigern entblößt waren; unter Samo, der seit 623 35 Jahre hindurch seine Slawen, die Karantanen nach der Ansicht des Verf., beherrschte, sey nämlich eine große Vereinigung der Südslawen mit den nördlichen zu Stande gekommen. Aber warum ist denn der Bayern mit keinem Worte gedacht, warum die wiederholten Einfälle allemal nach Thüringen? Warum finden wir, während der Verf. die Südslawen über die Donau nach Norden gegen Thüringen vordringen läßt, dennoch die besiegten Awaren, die dazu nach der angegebenen Voraussetzung noch von zwey siegreichen feindseligen Slawenmassen zu beyden Seiten eingeengt gewesen wären, kurz darauf die Donau aufwärts, also über die oberen Donauslawen herrschend, bis zur Ens, wo sie um 649 in feindseligem Verhältnisse zum bayerischen Herzoge Theodo stehen (Vita S. Emm.)? Geben wir also die eine Seite auf und stellen uns auf die andere, die Nordseite. Untersuchen wir zuerst, ehe wir Thatsachen aufstellen und ausmalen, den Text des Erzählers, so muß uns schon der Name der Sorben, welcher Urbii geschrieben ist, wegen der übrigen bedenksam machen, um so mehr, da in den Handschriften der Name des Ortes, wo die Schlacht vorfiel, abweichend, in den einen Wogastisburc, in den meisten castrum Vogastense, Vocastense geschrieben ist. Stellen wir daraus mit Palazky den Namen des castrum Tugastense wieder her (Tugast, das heutige Taus im westlichen Böhmen in Urk., z. B. in der Begränzungsurkunde des Bisthums Prag von 1086 bey Cosmas von Prag, wo er eben auch wieder in einigen Handschriften in Lugast und Jugast verstümmelt vorkömmt), und dann neben den Alamannen, und

Ostfranken den Namen Baigovarii aus Longobardi (durch einen unkundigen Abschreiber leicht verlesen), so verhält sich alles ganz einfach. Samo, Sieger über die Awaren, die aus den benachbarten Donaugegenden auch in Böhmen eingedrungen waren, und wegen seiner Tapferkeit von den bis dahin in demokratischer Verfassung und vom Ackerbau lebenden böhmischen Wenden *) zum Könige gewählt, geräth in Krieg mit König Dagobert, schlägt, während die alamannischen und bayerischen Haufen siegend, wahrscheinlich auf der Südseite, in sein Land vordringen, auf der Westseite bey Taus den ostfränkischen Heerhaufen zurück und fällt mit seinem Nachbar Derwan, dem Sorbenfürsten, in Thüringen und andere, wohl vorzüglich die ostfränkischen, Gegenden (reliquos vastando pagos) ein, während die früher aus Böhmen verdrängten Awaren ruhig die Donau aufwärts noch bis zur Ens und zu den Bayern herrschen. Bey dem bestimmten Vortrage des Verf. für seine Ansichten, als wären es unzweifelhaft beglaubigte Thatsachen, und der vertrauensvollen Sicherheit seines Ausdruckes, z. B. auch bey einigen anderwärts erwähnten Fällen: „Die Schlacht von Solicinium muß in den unteren Neckargegenden Statt gefunden haben:“ „die Cennen will Mascou zu Katten machen“ haben wir Leser allerdings eine möglichst objektive Darstellung, aber wir fürchten nur, eine gar zu objektive.

5) Daß hier in der bayerischen Urgeschichte, S. 439. 457, noch Parathanen, als slawisches Volk, das am Nordhange des Fichtelgebirges gewohnt hätte, aufgestellt sind, ist ferner dem Anklange zuzuschreiben, obschon er nicht ausdrücklich genannt ist. Der Name Baireuth (alt Baierriute, d. i. Bayerisch Reut, sicher und häufig in Urkk. bey Holle) war es nämlich, welcher verleitete, die Parathani als ein Slawenvolk ans Fichtelgebirg zu setzen. In der Note S. 457 heißt es: „Mannert, zuerst in seinen früheren Schriften und in seiner Geschichte von Bayern 1, 93, hat die Parathani ins bayreuther Land versetzt, und C. H. v. Lang, Hermes 29. Bd. 2. Hft. S. 191, dieß eine glückliche Idee genannt.“ Der Verf. hängt hier von Autoritäten, nicht von wissenschaftlicher Einsicht ab. Es bedarf keiner sehr tiefen Kenntniß der älteren deutschen Sprach- und Schreibformen, einzusehen, daß Porahtani, wie das Volk bey Aribo heißt, buchstäblich einerley ist mit Borahtri, daß die Behauptung, Parathani bey Arnulf, dem späteren Bearbeiter Aribo's, sey die richtigere Schreibung, umgekehrt werden müsse. Den Namen Bertha haben lat. Schriftsteller sich bequemer geformt, während die altdeutschen Sprachdenkmäler selbst Perahta, Fem. vom Adj. peraht, goth. berht (clarus, h vor t als Kehllaut zu sprechen) schreiben. Ebenso ist Porahtani die genaue altd. Schreibung für Borthari im Briefe Gregors III., für das ungenauere Parathani Arnulfs und für die sächsische Schreibung des Gaues Boractra, Borahtra. Die Porahtani sind die Borthari des Briefes, die Bewohner des Brukterergaues; die Identität der Namen liegt dem Sprachkenner klar vor Augen. Ebenso deutlich ist der Bericht der Originallegende Aribo's selbst. Nach diesem sind die Porachtanen ein heidnisches Sachsenvolk. Ein durch Räuber als Sklave verkaufter Mann aus Bayern bekömmt einen thüringischen Herrn in der Nachbarschaft dieses Volkes (in confinio conjacente Porahtanorum gentis, quae ignorat Deum, et se praedictus vir gentilium idolorumque cultoribus proximatum esse cernit.) Sein wilder thüringischer Herr, von dem er eine Sklavin nicht zur Frau annehmen will, droht ihm: Gott straf mich, wenn ich dich nicht an die sächsischen Heiden verkaufe (si eam non acceperis, haec addat mihi Dominus et

*) Winidi Befulci, Bifulci in andern Handschriften, von Fredegar in gezwungener Etymologie durch bis und fulcire erklärt: si Winidi superabantur, Chunorum auxilio fulti vires resumebant. Ideo Bifulci vocabantur a Chunis, eo quod duplici in congressione certaminis vestitu proelia facientes ante Chunos praecederent. c. 48. Es ist, wie das ital. bifolco, Ackerbauer, in späterer romanischer Gestaltung das alte bubulcus. Also verächtlich: die wendischen Ochsenknechte. Wohl verstanden auch die Awaren Latein, wie ihre Vorgänger unter den verschiedenzüngigen Völkern an der Mitteldonau, die Hunnen (Priskus, Bonner Ausg. S. 190) und Bulgaren (Paul. Diak. 5, 29. Leg. des Joh. v. Tessalonich, Acta SS. Oct. 4.).

haec faciat, si non tradidero te genti Saxonum, quae tot idolorum cultor existit). Endlich fügt er sich scheinbar, aus Furcht vor diesen Heiden, deren wilde Lebensweise er aus der Nachbarschaft kennt (ne captivaretur in gentem ignorantem Deum, quorum vitam, ut innotuit ex vicinitate, tamquam praecipitium mortis pertimescebat), entflieht aber kurz darauf und kömmt in 15 Tagen in möglichster Eile (ad solitudinem sub festinatione, ut praevaluit, carpebat iter, continuis diebus quindecim) nach Regensburg. Der Borchtergau (Borahtra, Borhter-, Bortergo) aber war ein sächsischer Gau westlich von Paderborn, in dessen Nähe Karl der Große noch zu der Zeit Aribo's die Irminsul zerstörte. Wohl unternahm es schon der heilige Swidbert, den Brukterern das Evangelium zu predigen; aber das Volk ward von den Sachsen überfluthet, und alle Spur des Christenthums wieder vertilgt, wie Beda berichtet (5, 12). Der Brief des Pabstes Gregor an die deutschen Völker, welchen Bonifacius das Christenthum bringen sollte, war auch an sie gerichtet; aber nach dem ausdrücklichen Zeugnisse unserer Legende finden wir sie, etwa zur Zeit des Regierungsantrittes Karls der Großen, noch als Heiden. Die Bewohner des sächsischen Borter-, Borther- oder besser Borchtergaues sind also die Bortrini und Bortrenses im sächsischen Gesetze, welche Eckhart (Franc. or. I. 781) irrig für Bardegavenses erklärt. Aus den nächsten thüringischen Gegenden um Heiligenstadt mag man wohl 15 Tage durch unwegsame Gegenden bis Regensburg zubringen. Aber wie paßt das alles zum Fichtelgebirge, oder zu den Obermaingegenden, die hier mit Thüringen (s. unten d.) bezeichnet seyn sollen? Dennoch schließt der Verf.: „Zeuß macht diese Porahtaner mit Berufung auf Aribo's Erzählung zu Bructerern. Es ist aber Anderes hier nicht anzuführen und sehr zu bezweifeln, daß diese Bructerer oder Boructerer zur Zeit Aribo's noch Heiden gewesen." Das sagt wohl kaum etwas anderes, als: die bestimmten Angaben der Quelle braucht man nicht zu berücksichtigen; es genügt, wenn es Mannert und Hr. von Lang sagen. — Nach Allem ist deutlich genug,

daß die Parathanen aus der bayerischen Geschichte verwiesen werden müssen.

6) Auf die bisherige Weise finden sich noch mehrere Zusammenstellungen, z. B. von Amagetobria bey Cäsar mit dem heutigen Moigte de Broye, von Bortharii mit dem Flußnamen Wohra u. s. w., welche hier als die bayerische Geschichte nicht berührend unangetastet bleiben. Nur gegen die Behauptung S. 62, daß die Kennen ein alamannisches Volk und Anwohner der Zenn im Ansbachischen gewesen seyen, muß noch bemerkt werden, daß der mittelalterliche Name Cenna, Cinna, in damaliger Schreibung für Zenna, nicht mit altem *Κίννοι*, Kennen, zusammengestellt werden darf, welchem ein späteres Henna oder Chenna, Kenna (Cattuarii später Hazzoarii; Caesar = Kaiser) antworten müßte. Der Name *Κίννοι* steht im späteren Auszuge Dio's von Xiphilin. Oft wunderlich verstümmelt stehen aber die alten Eigennamen in diesen späteren byzantinischen Excerpten, z. B. *Ἄλβανοί* für *Ἀλαμάννοι*, *Σήνωνες* für *Σούηουαι*; anders ist es nicht mit diesem *Κίννοι*. Statt *τινὰς κίννους* bey Xiphilin ist also zu lesen entweder *ἀλαμάννους* oder mit Mascou *τινὰς Κάττους*, um so mehr, da dasselbe, was in diesem Excerpt von den Kennen erzählt ist, in einem andern Auszuge eben desselben Dionischen Berichtes (in den Exc. legatt. von Valesius herausgeg.) den Chatten und Alamannen zugeschrieben wird. Von diesen beyden großen Nachbarvölkern war also in dem verlornen Original die Rede. Eine fernere Zusammenstellung derselben Art, die der Flußnamen Licus und Virdo mit dem Volksnamen Vindelici, S. 22, ist ferner noch deßhalb zu erwähnen, weil sie die Entfernung des vindelikischen Namens aus der historischen Darstellung veranlaßt zu haben scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Fortsetzung.)

Im Munde des unbefangenen, um Bücher und Vindeliker unbekümmerten Volkes heißt der Fluß Wertach, mit r, altdeutsch Wertaha, mit sprachgesetzlich verhärtetem t für Werd-aha, aus der alten ursprünglichen Form Virdo bey Paul. Diak. und in den besseren Handschriften des Ven. Fortunatus; überall mit r. Der Flußname Virdo hat *also mit* dem Volksnamen Vindelici, abgeleitet Vindel-ici, wie Mediomatr-ici (vgl. Matreja), Aduatici, nichts zu schaffen. Hier aber finden wir, wieder einem zufälligen Anklange zufolge, die weitverbreiteten Vindeliker in Wertachlecher um Augsburg zusammengeschmolzen; sie sind nur einmal, S. 23, fast leise (offen behandelt hätten sie der Annahme, daß hier Bojen und Germanen hausten, widersprochen) genannt und die vier über das ganze bayerische Flachland von der Donau bis an die Alpen, vom Inn bis über den Lech ausgebreiteten Unterabtheilungen dieser Vindelici in der ausführlichen Urgeschichte von Bayern völlig umgangen.

Wichtiger noch als die von den Alten aufbewahrten Eigennamen sind ihre Berichte und Zeugnisse, und es versteht sich von selbst, daß hier noch weniger wie dort Willkühr in ihrer Deutung Statt finden dürfe, z. B.

a) S. 7. heißt es: „zur Zeit, von Cäsars Auftreten in Gallien, 58 vor Chr., trennte der Rhein die Helvetier von den Germanen, die Bojer aber saßen östlich des Bodensees, der Helvetier Nachbarn und Bundesgenossen.“ Als Gewährsmann für diese bestimmte Angabe ist Cäsar selbst, Gall. Kr. 1, 5, angegeben; und wer sollte sich nicht freuen, alle Zweifel durch einen so gewichtigen Autor niedergeschlagen zu sehen? Was finden wir aber in der bezeichneten Stelle? Früher in überrheinischen, dann in östlicheren norischen Gegenden (in Kärnthen) ansäßige oder herumziehende Bojen, die sich hier, wahrscheinlich weil sie sich gegen die kriegerischen Völker im Osten (in Ungarn) nicht halten konnten, den Helvetiern anschließen, zum Zuge nach Westen. Daß sie Nachbarn der Helvetier am Rhein östlich vom Bodensee gewesen, ist nicht gesagt. Das ganze Land in dieser Richtung ist auch kurz darauf, 15 vor Chr., zur Zeit der römischen Eroberung, von andern Keltenvölkern bedeckt, vom rhätischen Stamme in den gebirgigen Theilen, vom großen vindelikischen in der Ebene, nicht von bojischem, oder von Germanen, welche S. 18 und 22, wo das Vindelikervolk aus der Geschichte völlig abhanden gekommen ist, nach etwas zu zuversichtlichem Ausdrucke, „nach Vertreibung der gallischen Stämme das Land von einem Ende zum andern durchziehen,“ „sich aus der großen Ebene vom Gebirge bis zur Donau vor den ankommenden Römern scheu zurückziehen.“ Germanen konnten nur bis zum Rhein, zum Bodensee und zur Donau streifen; südlicher saßen noch Kelten. Das unbewohnte, nur durchstreifte Gränzland auf der Südseite der Sueven bey Cäsar, Gall. Kr. 4, 3 (die Marca, in welcher die kriegerischen Marcomanni), kann wohl bis zum Rhein unter dem Bodensee, der Gränze gegen die Helvetier, von der Cäsar spricht, aber nicht hinüber und nicht über die Donau ins Gebiet der Helvetier oder Vindeliker ausgedehnt werden. Wir haben also in der oben bezeichneten Stelle Cäsars allerdings überrheinische Haufen, aber nicht aus den

vindelikischen Gegenden, wohin sie nach der Niederlage durch Cäsar wohl so gut wie die andern Begleiter der Helvetier in ihre frühere Heimath hätten zurückgehen müssen (als Heimathlose aus ferneren Gegenden fanden sie Gnade und neue Sitze in Gallien), sondern aus den keltischen Völkern, die auch Tacitus aus früherer Zeit vom Rhein östlich kennt, aus den Bojen hinter den Helvetiern, die damals vom Rheine an den Mayn aufwärts wohnten, aus den früher böhmischen Bojen, deren Name nach ihrer Entweichung aus Böhmen an den östlichen Alpen in den norischen Gegenden wieder erscheint. Hinter den Alpen kennen wir historisch Bojen nur in Böhmen und im östlichen Norikum in den desertis Bojorum am See Pelso, dem Plattensee (deutlich bey Plinius und auch bey Strabo, wenn man seine etwas verwirrte Darstellung recht versteht); in den vindelikischen Gegenden von den Alpen bis zur Donau ist weder Boji, der Volksname, noch Boja als Benennung des vom Volke angeblich früh aufgegebenen Landes (wie sollte auch ein so großes Land von einem Haufen von 32,000 Köpfen nach Cäsar, Mann, Weib und Kind, benannt seyn, während die Helvetier 263,000 Köpfe zählten?) historisch und nachweisbar.

b) Oben schon unter 3) ist des Versuches gedacht, die Heruler Sindwalds als Abtheilung des bajoarischen Volkes, als Bewohner der Hochalpen urkundlich nachzuweisen. Dasselbe geschieht S. 146 und 151 auch für das bayerische Flachland, von den Alamannen an ostwärts dem Inn entlang bis zur Donau, wohin wir hier, alten Zeugnissen zufolge, noch weiter Heruler, dann auch Rugier, Gothen u. a. einziehen sehen, nach folgenden namentlich aufgezählten Abtheilungen. 1) Die Heruler Onulfs, des Bruders Odoakers, der nach dem Tode des Bruders von den Ostgothen aus Italien verdrängt ward. Die Quelle, das Chronicon Gothorum des Isidor, sagt: devicto fratre (Odoacris) Onoulfo et trans confinia Danuvii effugato. Bedenklich ist, daß es nicht in confinia heißt, sondern trans confinia, was dasselbe ist als der Ausdruck der griechischen Schriftsteller dieser Zeit: πέραν τοῦ Ἴστρου, hinter die Donau, in die Barbarey. Ueber der Donau saßen noch Gepiden und andere deutsche

Völker, hinter welchen viel Land leer lag (ἔρημος χώρα πολλή, bey Prokop, Goth. Kr. 2, 15), und wenn der Verf. S. 147 voraussetzt, Onulf sey nicht über die Donaugegenden hinaus und den dortigen Rugiern sich anschließend wieder unter den Schutz Theoderichs ins heutige Bayern zurückgegangen, so halten wir uns an die Quelle, und glauben wahrscheinlicher, er habe sich nicht dem Schutze seines Feindes und des Mörders seines Bruders anvertraut. 2) „Jener heruliſche Zweig, der sich nach Besiegung seines Königs Rodulf durch die Langobarden, zuverlässigen Nachrichten zufolge, in die Arme des großen Theoderich warf.“ Es muß genügen, diese Angabe zu erläutern. Nach den umständlichen Berichten Prokops und des Paulus Diakonus fiel der Herulerkönig Rodulf im Treffen gegen die Longobarden; nach Jornandes wendet sich ein König Rodulf, König der Arochiranni (Aruli —?), die in Skandinavien (wohin nach Prokop um 512 auch Heruler zogen) aufgezählt sind, an Theoderich: contempto proprio regno ad Theoderici Gothorum regis gremium convolavit, et ut desiderabat, invenit. Beyde seyen eine und dieselbe Person; des Jornandes Nachricht sey die zuverlässigere und dieser Rodulf mit seinen geschlagenen Herulern die Donau aufwärts ins heutige Bayern gezogen, obschon diese nach Prokops Berichte nach der Niederlage durch die Langobarden ins Rugiland (Mähren) ziehen, dann zu den Gepiden (Ungern), zuletzt vom Kaiser Anastasius ins oströmische Gebiet aufgenommen werden, was auch noch durch das Chronicon Marcellini com. bestätigt wird, zum Jahre 512: Gens Erulorum in terras atque civitates Romanorum jussu Anastasii Caesaris introducta. Letzteres sey die schlagfertige Jugend gewesen. Die germanische Sitte der Adoption wird S. 152 zu hoch angeschlagen, wenn daraus geschlossen wird: „die Heruler (deren König nach einer Urkunde bey Cassiodor vom König Theoderich adoptirt ward) saßen innerhalb den Gränzen seines Reiches (des Theoderich), und sollten die Waffen zum eigenen und des Schirmherrn Vortheil gebrauchen.“ Bey Jornandes (c. 53.) finden wir, wie der Suevenkönig Hunimund, im Treffen gegen die Ostgothen vom Könige Theodemir gefangen, von

diesem adoptirt wird, und gleich darauf die Feindseligkeiten gegen die Ostgothen wieder beginnt. Das Ganze also unsicher und willkührlich. 3) Die vor Odovacar fliehenden Rugier, S. 151. Näheres S. 146: „die übrigen Rugier, die sich dem Oheimmörder (Friedrich, der von Odoaker bekriegt, zum Ostgothen Theoderich floh) nicht angeschlossen, fanden sich in Folge der erlittenen Niederlagen und der Auswanderung vieler ihrer Brüder geschwächt und wichen in westlichere, größere Sicherheit bietende Gegenden zurück vor den Langobarden, die sich darauf in dem fruchtbaren Lande (Rugiland) einige Zeit lang aufhielten.“ Als Quellen sind genannt: Procop. Bell. goth. 2, 14. 15. 32. Paul. Diac. 1, 19. Letztere Stelle sagt nicht mehr, als daß Langobarden ins Rugiland einzogen, und Procop spricht von keinen andern Rugiern, als jenen, welche mit den Ostgothen, mit Theoderich, nach Italien wanderten, deren er später noch erwähnt, und giebt noch an, daß nach dem Abzuge dieser Rugier Heruler ihr Land besetzt hätten. Vorausgesetzt, daß in ihrer Heimath noch Rugier zurückgeblieben waren und nachher mit diesen Herulern, bevor die Langobarden in eben dasselbe Land wanderten, weiter zogen (ins oströmische Gebiet, wie wir aus Prokop und Marcellinus wissen), so zeigt sich doch nie und nirgends eine Stelle, die eines Zuges die Donau aufwärts gedächte. Also überall Postulate, keine Beweise. 4) Die Rugier Friedrichs, der mit den Seinigen nach dem Abfall von Theoderich zwischen Trident und Verona geschlagen wird, S. 147. Endlich 5) die letzten Reste der von den Byzantinern geschlagenen Ostgothen. Auch diese werden nur in Tyrol und Bayern Schutz gesucht und gefunden haben, so wie andere kleine verschollene Völker, S. 168: „Was wir von den Zügen der Scirren und Sueven, der Rugier, Heruler und Turcilinger gesagt, beweist theils, theils macht es höchst wahrscheinlich, daß diese Völker zum Theil aus Italien, zum Theil aus Pannonien und von der untern Donau her in westlicher Richtung in dasjenige Land gezogen seyen, welches wir heutzutage Altbayern und Tyrol nennen. Hierzu kommen noch, nach dem Unglücke der Ostgothen in Italien, die traurigen Ueberreste dieser tapfern Nation. Sie flohen ja in die Arme stammverwandter Völker; denn die Rugier, Heruler, Scirrer und Turcilinger — unter sich innigst verwandt — werden vom Zeitgenossen Prokop ausdrücklich gothischen Stammes genannt.“ Diese Zusammenstellungen in bestimmter und viel zu sicherer Sprache vorgetragen, durch gesperrte Schrift hervorgehoben und mit vielen Citaten belegt, können allerdings Eindruck machen, wenn man die Quellen nicht genauer kennt oder einsieht; uns sind sie, nach genommener Einsicht, geschichtliche Desiderien, die weil man sie will, man auch gleich als sicher annimmt und ausspricht. Es wäre ja Schade, wenn die Meynung, daß die Bayern aus Herulern, Rugiern, u. a., zusammengeflossen, sich nicht bestätigte; Heruler, Rugier, Gothen sollten nach Bayern, sie müssen nach Bayern gezogen seyn.

c) Nach S. 141 und 153 sind die Sueven, die unter Chunimund Passau überfallen (Eugippius) und mit den Ostgothen in Pannonien Krieg führen (Jornandes), Anwohner der Save, Einwohner von Savia (Suavia bey Cassiodor, vielleicht durch eingeschobenes u mehr deutsch geformt; vielleicht auch wirklich von Sueven, Begleitern der Wandalen, die einst in diesen Gegenden hausten, benannt). Wir finden uns bey den deutlichen Bestimmungen und der umständlichen Darstellung des Jornandes nicht in diese Annahme. Eben in der Erzählung dieser Ereignisse steht ja die bekannte Stelle: regio illa Suevorum ab oriente Baiovaros habet, a meridie Burgundiones etc. Dazu noch: Hunimund wird auf seiner Heimfahrt aus Dalmatien (vastatis Dalmatiis ad sua revertens) beym See Pelsodis, Pelso, dem Plattensee (Pelissa, Bilisaseo in Urkk.) von den Gothen ergriffen. Hunimunds Heimath liegt also im Norden vom See, die Save aber und Dalmatien im Süden. Wenn dem Verf. die Sueven am Lech etwa zu fern sind, so sind es ja dann auch noch ihre Verbündete, die Alamannen, die doch nicht näher gebracht werden können. Unter solchen Umständen muß die Bestimmung des Schriftstellers: Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, auf den nächsten Weg über das Gebirge gedeutet werden, oder das damalige Herumschwärmen der Sueven östlich bis zum Kahlenberge (Jorn. spricht hier in der Vergangen-

heit, in der obigen Stelle, wo er der Bayern gedenkt, in der Gegenwart, von seiner Zeit). Jedoch zugegeben, der Schriftsteller vermenge verschiedene Kämpfe und lasse sich Verwechslung (wobey aber seine Nachrichten über die Sueven neben den Alamannen ihren geschichtlichen Werth immer noch behielten) mit östlicheren Sueven zu Schulden kommen, so könnte dieß noch gelten für die alten Sueven an den Westkarpaten, in diesen Gegenden noch neben den Langobarden bey Paul. Diak. (1, 21), wohin Theodomir auf der gefrornen Donau (Jorn. K. 55; die Ostgothen saßen im Westen des Stroms) übergegangen wäre. Von Sueven an der Save aber kann nach allen Umständen nicht die Rede seyn.

d) S. 436. 439. 448. 449 wird Thuringia als frühere Benennung für das obere Mainland aufgestellt, welche noch um die Mitte des 8. Jahrh. für die Gegenden um Würzburg und weiter aufwärts gegolten habe, und demzufolge die Bevölkerung derselben in der geschichtlichen Darstellung allenthalben thüringisch, Thüringer genannt. Wohl ist bekannt, daß Thüringen als Gränzland neben dem großen über den Rhein bis ans Fichtelgebirge eingeschobenen ostfränkischen Keil unter dem großen Namen Auster, Francia orientalis, Ostgebiet des Frankenreiches, mitbegriffen werden konnte; aber geläugnet muß werden, daß die östliche Spitze der eigentlichen Francia orientalis, die Gegend um Würzburg, je in besonderer Benennung Thuringia geheißen habe. (Die allgemeine des früh gesunkenen möglicher Weise auch bis dahin ausgedehnten Thüringerreiches kömmt hier nicht in Betracht; diese verschwand mit dem Reiche, selbst in Gegenden, wo wir sie urkundlich kennen, z. B. am Regen und an der Nab.) In den Stellen, die zum Beweise für jene Benennung angeführt sind, finden wir den Bischof Burkhard in intimis orientalium Francorum partibus, in loco qui vocatur Wirzaburg, cui ecclesiae, in confiniis Francorum et Saxonum et Sclavorum deputantur; dann finden wir Bonifacius auf einer Reise von Geismar bey Fritzlar nbch Thüringen, wo er das Christenthum reinigt und befestigt und in Ohrdruf bey Gotha ein Kloster baut. Was folgt nun daraus? Direkter Beweis nicht, aber weil, wird untergebaut, um in diesen Stellen Thuringia und Francia orientalis intima gleich zu bekommen, weil Herzoge, z. B. Heden (hier an der Slawengränze aufgestellt), die in Thüringen geboten, auch zugleich in Franken sitzen, wo ihr Schloß Würzburg, so ist Thüringen (in dieser angenommenen Ausdehnung noch ein Theil vom Ganzen, von Francia orientalis) nicht bloß der Strich vom Harz bis zum Thüringerwald, wie bekannt, sondern auch am Obermain. Das ist zu viel geschlossen. Wenn, sogar noch im 10. und 11. Jahrh., die ostfränkischen Markgrafen (gleichfalls an der Slawengränze) in Bamberg und Schweinfurt auch im Nordgau gebieten, dort Besitzungen haben (Hezzilo von Schweinfurt in Ammerthal bey Amberg, Kreussen), so ist der Nordgau noch nicht ostfränkisch, trägt auch in Urkunden nie diese Benennung; so sind die bayerischen Nordgauer noch keine Ostfranken. Jenes waren Gränzherzoge in Thüringen und in Ostfranken; letztere Markgrafen in Ostfranken und auf dem Nordgau. Im deutschen Alterthume geschieht die Benennung der einzelnen Länder, Provinzen, streng nach der Bevölkerung, nicht nach der Verwaltung; und das einzelne Land reicht nur so weit als das einzelne Volk. So wenig der Nordgau in Urkunden je ostfränkisch, so wenig heißt Ostfranken thüringisch; nirgends eine Stelle, wo ein Ort im Obermaingebiete als in Thüringen gelegen vorkäme. Das ganze Gebäude ist noch das alte Eckhartische in der Francia orientalis. Vorzüglich auf S. 61. 372. 376 seines Werkes gibt sich Eckhart Mühe, den Namen Thuringia für Benennung des Obermainlandes zu erweisen; aber genauer angesehen sind alle seine Gründe aus höchst allgemein gehaltenen Angaben, z. B. bey Prokop, Jornandes, (über die Stelle des Gothen Anarid unten) bey Paulus Diakonus und in Legenden zusammengekünstelte Schlüsse (was ließe sich auf solche Art nicht alles beweisen?); kein einziges bestimmtes, unabweisbares Zeugniß. Man hüte sich dafür zu nehmen, was Eckhart S. 376 aus der Vita S. Willibaldi beybringt, dieser Heilige sey nach Thüringen gegangen, und habe (dann) zu Heidenheim seinen bleibenden Sitz genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Fortsetzung.)

In der umständlichen Stelle derselben Legende kömmt ja Willibald per Baioariorum villas, per Germaniae terminorum tellures usque in Thuringiam, d. h. von Bayern aus durch die Gränzgegenden zwischen Deutschen und Slawen, durch die deutschen Grenzgegenden am Obermain, erst nach Thüringen, um sich dort mit Bonifaz zu besprechen. Eben so verhält es sich mit der Stelle, welche der Verf. S. 457 aus Aribo's Vita S. Emmerammi anwendet. Ein Bayer, von Räubern aufgefangen, wird von diesen an einen Franken (orientalibus Francis bey Arnulf), dann von dort aus an einen Thüringer in der Nachbarschaft der Porachtanen verkauft. Hier soll Thüringen das Obermainland bezeichnen; es ist aber Thüringen am Harz, wie oben unter 5) nachgewiesen.

e) S. 428 finden wir Eichstätt, das im Umfange des bayerischen Nordgaues gelegen, eben als bayerische Stadt hingenommen werden darf, als thüringisch (ostfränkisch), auf folgende Stellen hin: Erat in finibus Baioariae locus Eichstad dictus. Vita S. Willibaldi ap. Basn. 2. 122; also nicht: auf dem Gebiete von Bayern, bayerischem Gebiete, sondern: an den Gränzen von Bayern, an der bayerischen Gränze (von Franken aus)? Aber wenn man es schon mit der Sprache des späten Legendenschreibers so streng nimmt, was heißt denn bey Cäsar, Gall. Kr. 5, 3: Arduenna pertinet per medios fines Trevirorum? Dann: in terminis Bagoariorum. Vita S. Bonif., Pertz 2, 348. Die Stelle heißt ganz: Willibaldo et Burghardo (Bonif.) in intimis orientalium Francorum partibus et Baguariorum terminis ecclesias distribuit. Wie hätte sich wohl der Legendenschreiber, wenn er gewußt hätte, daß man sich einmal um seine Stelle streiten werde, schärfer ausgedrückt, um Eichstätt als bayerisch zu bezeichnen? Vielleicht: in intimis orientalium Francorum et extremis Baguariorum partibus. Nun setzt er, was ihm dasselbe, dem spätern Historiker aber nicht bestimmt genug ist, statt in extremis Baguariorum partibus seinen Lieblingsausdruck in terminis Bag. (vrgl. K. 20 der Vita sogar: limitum fines militumque terminos), und darum wird jetzt Eichstätt thüringisch! Es steht termini wie Fines sowohl für partes extremae, als auch regio, terra überhaupt; wer mehrere Beyspiele aus dem Mittelalter wünscht, lese Eckhart Franc. or. 1, 26 nach. Seine Annahme sucht der Verf. noch ferner durch die Volksmundart zu unterstützen: „Noch heutzutage trägt die Sprache der Bewohner von Eichstätt und Umgegend das Gepräge des Idioms aller drey hier zusammengränzenden Nationen, der Schwaben (von Westen her), der Franken (von Norden) und der Bayern (von Süden und Osten).“ Dieß bedarf jedoch einiger Berichtigung. Ref., der auf Reisen und durch Mittheilungen von Eingebornen Gelegenheit hatte, die Eichstättische Mundart kennen zu lernen, kann in ihr nur eine Untergattung, eigene Gestaltung, der nordgauischen oder bayerischen finden. Wohl scheint sie sich in Einigem zur benachbarten schwäbischen hinzuneigen, ist aber ihrem Kern und Grund nach bayerisch, also von letzterer ein besonderes Gebiet, wie die drey großen Volksmundarten des deutschen Südens alle sich in solche noch

weiter entfalten. Fränkisches ist in derselben nicht nachzuweisen. Das Eichstätter Bisthum, dessen Gebiet nach dem Berichte des Mainzer Priesters bey Pertz 2, 355 von den bayerischen Diöcesen genommen wird, und für dessen Stiftung 739 Willibald mit dem bayerischen Herzog Odilo unterhandelt (nach der Sanctimon. Heidenh. in den Act. SS. Jul. 2, 511; die von Hermannus Contr. zum J. 746 erwähnte Zustimmung Karlmanns ist Verwechslung, wie schon die Jahrzahl beweist), kann also nicht auf ostfränkischem Boden gegründet seyn, wie wir S. 419. 441 angegeben finden.

f) Zur Abtheilung über die innere Geschichte, für welche, vorzüglich für den Abschnitt von den Gauen ein gründlicher mit Sprachkenntnissen ausgerüsteter Forscher, der diese Masse von Neuem geschichtlich und sprachlich beleuchtete, zu wünschen bleibt, nur einige Bemerkungen. Ein Sprachkenner würde nicht Bunahu, Heidu, S. 485. 486. 563, aufnehmen, weil es Kasusformen sind, die Form des altdeutschen Lokativ nach der Präp. in, vom Nominativ Bunaha, Heida. Dieser deutsche Locativ ist nicht selten in lateinisch geschriebene Urkunden herübergenommen, z. B. auch im häufigen marcu von marca, (in Talaheimo marcu, in Hruodolfesheimero marcu, in Bosunesheimero marcu, Schann. trad. Fuld. n. 77), eben so wie für den Plur. die deutsche Dativform — om: in Frigisingom, Ediningom, Gisolfingom (vom Nom. ingas). Des Dietmar von Merseburg urbs Crana zum J. 1003 ist nicht Goldkronach, wie es S. 566 gedeutet ist, sondern das früher bambergische Stadtkronach. Es ist schon gegen jene Annahme bemerkt worden, daß sich Goldkronach erst um 1365, als die Burggrafen Friedrich IV. u. V. die dortigen Goldbergwerke hatten eröffnen lassen, zu einem Orte mit Stadtgerechtigkeit, an der Stelle, wo früher einzelne Höfe gestanden, bildete. Warum für die ungenaue Schreibung Beirut (Baireuth) nicht die durch Urkunden so vielfach belegte reinere deutsche Form Baierriute? Rheinfränkische, die heutige Rheinpfalz angehende Verhältnisse sind aus den betreffenden größeren Werken zusammengestellt, warum nicht, wie für die ostrheinischen Gaue im Umfange des bayerischen Gebiets, ein urkundliches Ortsverzeichniß auch für die pfälzischen, für welche hier die Leser auf die zerstreuten Abhandlungen der pfälzischen Akademie verwiesen werden? Die Stiftung der Abtey Weißenburg ist S. 367. nach Schöpflins und Kremers Ansicht vorgetragen, nach welcher Dagobert II. um 675 das Kloster gestiftet hätte, weil man eine unverdächtige Urkunde (die Dagobert I. beygelegte Stiftungsurkunde hat schon Schöpflin mit Recht als unächt verworfen; erst spätere Urkunden nennen Dagobert als Stifter, vor diesen einige Kaiserurkunden den Pippinus imperator!), in welcher Baden-Baden durch König Dagobert in seinem zweyten Regierungsjahre an das Kloster Weißenburg unter dem Abt Ratfrid geschenkt wird, wenigstens Dagobert II. zu schreiben zu müssen glaubte.

Einiges neue Licht auf die Anfänge des Klosters wirft ein neuaufgefundener Traditionscoder dieser alten berühmten Abtey aus der zweyten Hälfte des 9. Jahrhunderts, welcher dem gelehrten Publikum nächstens in einem treuen Abdrucke mitgetheilt werden wird. In demselben finden wir den Abt Ratfrid vom Jahre 695 — 724 in einer Reihe von Urkunden, die nach der ältesten des Coder, vom Jahre 695, ununterbrochen fortläuft; in der Urkunde N. 203, vom Jahre 700, wird Bischof Dragobod, der dem Speyerer Bisthum nach Löbel von 665 — 688 vorstand, aber 700 noch lebte, weil die Schenkungsurkunde an ihn gerichtet ist, der Erbauer des Klosters genannt. Weder Dagobert I., noch Dagobert II. gehört also die obenerwähnte Schenkungsurkunde über Baden-Baden, sondern Dagobert III., ins Jahr 711, aus dessen Regierungszeit mehrere Schenkungen an Abt Ratfried im Coder vorkommen, und wie die Schenkungsurkunden von Fuld oder Lorsch immer nur wenige Jahre nach der Stiftung anfangend, in ununterbrochener Reihe fortlaufen, so wird auch die Stiftung von Weißenburg nicht weit über das älteste Jahr der Weißenburger Urkundenreihe, also um 690, zu setzen seyn.

Die Eigennamen und die an dieselben sich knüpfenden Thatsachen, die Berichte und Zeugnisse der Alten, bilden die Bausteine für die Gebäude, die der Historiker vor uns aufführt. Sind jene

nicht mit Fleiß behandelt und mit Sicherheit gelegt, so mögen wohl auch diese nicht außer Gefahr seyn, z. B. in vorliegendem Werke folgende:

a) Das hermunduriſch-alamanniſch-thüringiſche Gebäude des Verf. Die eigentliche Heimath, die Stammſitze der mächtigen Hermunduren, ſo wie des Thüringervolkes, der Nachkommen des alten Volkes, deſſen Name ſelbſt aus jenem alten Namen ſtammt, kennt man hiſtoriſch ſicher nur hinter dem Thüringer- und Frankenwald bis gegen den Harz und die Elbe. Dort kennen ſie Vellejus und Strabo und gewiß auch Ptolemäus in ſeiner umgeſtellten verſtümmelten Benennung Τευριοχαῖμαι. Dort an der Unſtrut ward der Thüringer Reich zertrümmert, das ſie im inneren Deutſchland über die Völker, die noch nicht den Franken gehorchten, gegründet hatten, und eben dort zwiſchen dem Harz und dem Thüringerwald liegt die Sudthuringia der Urkunden des Mittelalters, während Nordthuringia, Nordthuringgowe ſich nördlicher an der Elbe um Magdeburg ausbreitet. Dieſen Berichten widerſpricht nicht Tacitus, der in ſeinem Buche über Deutſchland von den nördlichen Gegenden Germaniens, von den Südküſten der Oſtſee, ſich wieder ſüdlich zur Donaugränze wendend, zuerſt den Hermunduren begegnet, noch nicht unmittelbar am Strome, denn „an der Stirne Germaniens, dem Strome entlang,“ alſo vor den Hermunduren, ſtehen nur Nariſker, Markomannen, Quaden. Wenn ein Fragment des Dio von ausgewanderten Hermunduren berichtet, die durch Domitius Ahenobarbus in einem Theile von Markomannien, in ſüdlicheren Gegenden, angeſiedelt werden (einige Jahre vor Chr.), ſo kann dieß nur ein Haufe des ganzen Volkes geweſen ſeyn; denn nach dem Domitius Ahenobarbus findet Tiberius dieſes noch an der Elbe, in der Nachbarſchaft der Semnonen, wie Vellejus erzählt; nachher kennen Strabo und Ptolemäus noch Hermunduren an der Elbe, letzterer im Süden in den Mayngegenden kein großes Hermundurenvolk, ſondern kleinere unbekannte Völkerhaufen. Wollte man jenes Fragment des Dio mit den unbeſtimmten und unſichern Aeußerungen des gegen die ſüdlichen Gegenden zurückgehenden Tacitus (die Elbquelle ſetzt er ins Gebiet der Hermunduren, wie Ptolemäus in das Sudetagebirge, d. i. das Erzgebirge; das Rieſengebirge heißt ihm das Askiburgiſche) zuſammenhalten, und daraus das große Hermundurenvolk über den Wald bis gegen die Donau ſetzen, ſo wäre dieß eine auf höchſt ſchwacher Grundlage beruhende Folgerung. Dieß geſchieht S. 27, wo wir das Volk der Hermunduren, durch Domitius übergeſiedelt, „fortan vom Fichtelgebirge bis an die fränkiſche Saale und vom Norduſer der Donau bis über den Mayn hinaus“ finden, und Tacitus als die Quelle dieſer genauen Beſtimmung; S. 42. „öſtlich vom römiſchen Limes im Zehntlande ſeit Domitius Ahenobarbus das befreundete Volk der Hermunduren, bis zur Donau ſich ausdehnend,“ in ſolcher Ausdehnung alſo, daß man S. 45. bey Verſchiebung des römiſchen Limes ihr Land im Südweſten einige Schmälerung erleiden läßt. Hinter dem Limes traten ſeit dem 3. Jahrhundert die Alamannen auf; dort vereinigten ſich alſo, S. 64. „die Hermunduren mit neuen Ankömmlingen unter dem neuen Namen der alamanniſchen Genoſſenſchaft.“ Bekanntlich ſind die Alamannen ſüdlich gezogen, das Land aufwärts bis an die Alpen. Desungeachtet und obſchon die zahlreichen Burgunden lange zwiſchen Mayn und Neckar wohnten, finden wir die ſpäteren Bewohner am Obermayn für Thüringer erklärt, das Land Südthüringen bezeichnet, S. 381. 377. 380 (vrgl. oben d.). Da ferner die wirklichen Hermunduren in Thüringen nicht umgangen werden können (S. 65.), ſo finden wir nach dieſem Syſteme das Volk der Hermunduren auf Koſten der Nachbarvölker auf eine außerordentliche Weiſe begünſtigt, und in einem langen und breiten Streifen von Magdeburg bis an die Alpen ausgedehnt, während andere nicht weniger mächtige Völker, wie die Chatten und Markomannen, ganz unbemerkt abhanden kommen; ſchon nach ſeiner bloßen äußeren Erſcheinung iſt das Gebäude unnatürlich. Nur der nördliche Kernſtock ſteht feſt; von ſeinen ſüdlichen Verlängerungen kann man nur folgende gelten laſſen: 1) Ein Haufe ausgewanderter Hermunduren wird von Domitius Ahenobarbus, einige Jahre vor Chr., in Markomannien angeſiedelt, vielleicht in den Obermayngegenden (vielleicht auch anderswo weit davon entfernt; Domitius geht, nachdem er ſie untergebracht, gleich über die Elbe), wo

Ptolemäus neben andern unbekannten Namen, Namen kleinerer Völker, auch den der Τούρωνοι (vielleicht Thuron, Thuren, bescheiden für Irminthuren ohne das verstärkende irmin; t also wie in Τευριοχαῖμαι und d in Hermunduri für das den Galliern und Römern nicht geläufige germanische th). Dieser Haufe mag allerdings unter die Alamannen geflossen seyn; denn diesen liegt nicht ein so großes Volk zu Grunde, wie wir die Hermunduren oben für diese Gegenden aufgestellt gefunden haben, sondern mehrere einzelne, kleinere Völker, wie wir nach zuverläßiger Nachricht wissen, und wie sie auch Ptolemäus in diesen Gegenden kennt. Nicht Sueven aber sind diese Alamannen, wie S. 64. gesagt ist, sondern die Sueven stehen als besonderes von den Alamannen geschiedenes Volk neben diesen noch um die Mitte des 6. Jahrhunderts, nach Prokop und vorzüglich nach des Jornandes bestimmtem Berichte, was der Verf. übersieht, weil er sie, wie oben unter c. besprochen worden, seltsam an die Save setzt. 2) Der wachsenden Frankenmacht im Westen gegenüber bildet sich im inneren Deutschland eine Macht oder ein Völkerverein dadurch, daß sich die südlicheren Völker, die Bewohner von Böhmen und der Oberpfalz, Markomannen, Narisker (oder Armalausen? eine reindeutsche Benennung, Aermellose, altnord. Adject. ermalaus, ohne Aermel, ermalaust fat, ärmelloses Gewand, was also auch eigentlich das alte Kriegsgewand armelausa) an die Thüringer als Kernvolk anschließen und denselben neuen Namen führen (Thüringer, d. i. Markomannen plündern Passau, nach Eugippius; Regen und Nab im Thüringerlande nach dem Gothen Anarid beym Geographen von Ravenna), ohne daß man annehmen darf, daß nun die Thüringer über den Thüringerwald bis an die Donau herüber geströmt seyn müßten. Denn nach der Niederlage des Kernvolkes an der Unstrut und der Zerstörung des Reiches verlautet von keinen Thüringern mehr im Süden; die dortige Volksmasse schließt sich unter einem neuen Namen, unter der Benennung des Volkes von Baiheim, des Baivolkes, Bayern, an den Sieger an. 3) Herzoge gebieten im 7. und 8. Jahrhundert an der Gränze gegen die Slawen zugleich in Thüringen und in

Ostfranken am Obermayn, was aber so wenig das Volk der Franken in Thüringer, als die Thüringer in Franken umwandelt. Vrgl. oben d.

β) Das alamannisch-thüringische System für Ostfranken, worin wir nichts besseres erblicken können, als eine Verstümmelung und Verdunkelung der Geschichte und der Herkunft des ostfränkischen Volkes. Dieses Volk kündigt sich so gut, wie die Alamannen und Bayern, die wir von früher Zeit in der Geschichte als besondere Volksmassen kennen, durch eine besondere von den Mundarten dieser beyden Nachbarvölker verschiedene Volkssprache, die nach ihrer ganzen Ausdehnung zwischen den Sachsen, Thüringern, Slawen, Bayern und Alamannen, westlich noch über den Rhein an die Mosel, im Ganzen und ihrer Grundlage nach eine und dieselbe ist, als ein eigenes eben so großes Volk an, als die beyden großen Nachbarn, dessen Stamm eben so tief wurzeln muß, als der der Bayern und Alamannen.

Diesen ostfränkischen Stamm finden wir nun in vorliegendem Systeme aus Thüringern, Alamannen und noch eingemischten Franken zusammengeworfen. Was von Thüringern am Obermain zu halten sey, ist bisher schon nachgewiesen. Alamannen ferner, welche den zweyten Bestandtheil der ostfränkischen Bevölkerung ausmachen sollen, saßen wohl noch durch das ganze 4. Jahrhundert hindurch am Untermain, aber gegen den Anfang des 5. Jahrhunderts drangen die Burgunden vom Obermain herab und wohnten am Untermain und am Rhein aufwärts bis über Worms mehrere Jahre, während die Alamannen sich weiter südlich bis an die Alpen und ins Elsaß warfen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

1. Centralmuseum rheinischer Inschriften, von Dr. Laurenz Lersch. Drey Hefte mit Lithographien. Bonn 1839 — 1842.

2. Das römische Bayern in antiquarischer Hinsicht. Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen am k. alten Gymnasium zu München, am Ende des Schuljahres 1840/41. Von Dr. Jos. v. Hefner, k. Professor ꝛc. München 1841. 4.

---

1. Dieses Centralmuseum enthält von Rheinpreußen, und zwar vom Regierungsbezirke Cöln 100, von Bonn 79, und von Trier 280 Inschriften und Denkmäler aus der Zeit der Römer, mit einer Zugabe altchristlicher Inschriften. Diese Zusammenstellung alles dessen, was wirklich noch vorhanden und anschaulich ist, wurde nicht nur aus den Sammlungen von Gruter, Fuchs, Gelenius, Aldenbrück, Harzheim, Hüpsch, Fiedler, Orelli, Steiner, Gräff, u. a. sondern zum großen Theil auch aus neuen Entdeckungen des Verf. geschöpft, und gegeneinander verglichen. Insbesondere wurde dazu noch ein das Erzstift Cöln umfassendes Manuscript benützt, welches unter dem Namen: „Inscriptiones Patriae“ auf der königl. Schulverwaltung zu Bonn verwahrt wird, und sehr genaue Nachweisungen enthält. Unter den vielen Schwierigkeiten, welchen ein Unternehmen der Art unterworfen ist, und bey dem vielfältig Räthselhaften, was diese Denkmäler an sich zeigen, in dem an ihnen das Alterthümliche, Sprachliche und Geschichtliche hervorgehoben werden soll, ist es ihre topographische Entlegenheit und Zerstreutheit zunächst, was den Epigraphen abschrecken könnte. In dieser Hinsicht hat der Herausgeber viele Opfer gebracht; aber auch manchen Freundschaftsdienst hiebey erhalten. Ein kunstgeübter und kunstfertiger Typograph, der

> „durch die unermüdliche Ausdauer bey den vielen Buchstaben-Verschlingungen, und epigraphischen Zeichen und Zügen, die er den wunderlichen Launen der Denkmäler, zum Frommen diplomatischer Genauigkeit nachgebildet,“

fand sich für Hrn. Dr. Lersch in Hrn. Georgi, der gelehrten Welt bereits durch die neue Ausgabe der Notitia dignitatum rühmlich bekannt. Erst nach Erreichung dieser Vorbedingungen konnte sich der Epigraph seinem Hauptzwecke, der wissenschaftlichen Erklärung der Denkmäler selbst widmen, und er glaubt, sowohl den Fachmännern als Dilettanten im Gebiet der Alterthumskunde, einiges Neue und Interessante geliefert zu haben. Ohne Zweifel. Die hauptsächlichste Literatur ist allenthalben angedeutet nur in Beziehung auf die römischen Legionen weiset Hr. Dr. L. auf Hrn. C. L. Grotefend in Hannover hin, von dem eine wissenschaftlich vollendete, und umfassende Legionsgeschichte zu erwarten steht. Die dem Antiken angefügten Inschriften altchristlicher Grabstätten, längs dem Rhein hinab, sind meistens in griechischer Sprache verfaßt, und gehören militärischen Individuen an, die mit den Legionen aus Syrien dahin gekommen sind.

(Schluß folgt.)

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Schluß.)

Die Alamannen seyen den Burgunden gegen Süden gewichen, wird Seite 105 wohl zugegeben, aber nach dem Abzuge derselben wieder nach Norden gezogen, und dann läßt man sie zum zweytenmal wieder, und doch nur zum Theil verdrängt, nämlich nach der bekannten Alamannenschlacht durch Chlodwig hinausgeschlagen werden, S. 350 mit äußerst bestimmter Schilderung der Umstände, während man nicht einmal mit Sicherheit weiß, wo diese Schlacht vorgefallen ist, bey Tolbiakum, Zülpich unweit Köln, wie man gewöhnlich aus einer Stelle bey Gregor von Tours schließt, aber nicht weiß; während die Alamannen nach Gregor von Tours in jener Schlacht, nachdem ihr König gefallen, sich sogleich unterwarfen und Gnade fanden, und nur ein Theil unter ostgothischen Schutz sich begibt. Zum Theil fühlt der Verf. die Wahrheit, wenn er S. 350 sagt: „die heute noch unverkennbar alamannische Sprache im Elsaß gibt den Beweis, daß ein Theil des flüchtenden Volkes hieher gezogen und die nördlicheren Gegenden von Worms bis zur Sur beynahe vollständig geräumt habe. Der Rheinbayer dagegen spricht den rheinfränkischen Dialekt, der sich in vielem vom alamannisch-elsässischen unterscheidet.“ Nicht bloß westlich vom Rhein bis an die Sur herrscht die fränkische Mundart, sondern auch östlich, über den Rhein von der Sur hinüber, in der Linie über Ludwigsburg bis an die obere Altmühl. Hinter diese Linie müssen sich die Alamannen allerdings, und zwar nicht nur links, sondern auch rechts des Rheins „beynahe vollständig,“ sagen wir gleich vollständig, zurückgezogen haben, und nicht erst nach der Alamannenschlacht, sondern als die Burgunden vom Obermain vordrangen. Im Süden fanden die Alamannen Raum genug für ihre Volksmasse, daß sie nicht nöthig hatten, sich wieder nach Norden auszubreiten; aber im Norden drängten Sachsen wie westlich gegen die salischen Franken, auch südlich auf das zahlreiche Volk der Chatten, die schon lange mit als Franken aufgetreten waren, und veranlassen diese zum Zuge aufwärts in die verlassenen Sitze der Burgunden und an den Obermain, und diese chattischen Franken sind das Stammvolk des ostfränkischen Volkes, von den Alamannen bis zu den Sachsen und von der Mosel bis zu den Mainslawen. Nur die oben geschilderte Anklangsforschung, Mutter so vieler Irrthümer in der Geschichte, die denn auch gegen die Sprachgesetze die Namen Chatten und Hessen für einerley gehalten, hat gehindert, daß man dieß nicht schon längst erkannt hat.

γ) Das System der herulisch-rugisch-gothischen Herkunft der Bayern. Oben schon unter 3) und b) ist auseinander gesetzt, mit welcher Sorgfalt Haufen wandernder oder geschlagener Heruler, Rugier u. s. f. aufgesucht worden, um sie in das Land hinter den Tiroler Alpen zu führen, und eine ganze Reihe solcher verlorner Schaaren daselbst unterzubringen, ohne daß wir freylich auch nur für die wirkliche Einwanderung einer einzigen derselben einen sichern historischen Halt hätten gewinnen können. Aus diesen auf die angegebene Weise zusammengeführten Haufen läßt nun der Verf. das Volk der Bajowarier erwachsen, und sich nach ihrem Wohnorte den neuen Namen Bojowaren, Männer im Bojenlande, beylegen, S. 171, eine mit dem Bisherigen auf gleichartiger Unterlage (oben a) beruhende Namenserklärung. Von einem Lande außerhalb des römischen Gebietes wissen wir urkundlich sicher nach mehreren Zeugnissen, daß dort einst Bojen gesessen, daß von ihnen dem abgeschlossenen Lande auch nach ihrem Abzuge der Name geblieben; wie hätte der Name Boia bey den reichlichen Nachrichten über Vindelicien und Rhätien unerwähnt bleiben können, wenn er hier, wie dort der Name Boiheim, so ständig und geläufig gewesen, daß er sich durch so lange Zeit bis zur Ankunft der Deutschen erhalten hätte? Wie ließe sich ferner erklären, daß von den angegebenen Völkchen, die sich doch nicht in einander hinein, sondern ne-

ben einander würden niedergelassen haben, die alten angestammten Namen sämmtlich und auf einmal aufgegeben worden, und dieselben sich nicht wenigstens als Gaunamen, und in den ältesten bayerischen Urkunden erhalten hätten, wie z. B. die Namen anderer kleiner deutscher Völker, der Chattuarii, Chamavi, Bructeri, Varini, in den Gaunamen Hattuaria, Hameland, Borhtergo, Werinefeld? Bisher also eines so unsicher, als das andere. Aber ein Grund, der freylich vom Historiker, der nicht zugleich Sprachkenner ist, nicht gefühlt werden konnte, zwingt zu einem weiteren Schritte, zwingt, dem ganzen Gebäude als unhaltbarem entgegenzutreten. Die Bajowarier heißen dem Verf. nach seiner Ansicht von ihrer Herkunft geradeweg gothische Stämme, S. 172. 201, und wirklich zeigen die Eigennamen jener Heruler und Rugen gothische Form, z. B. die deutlichste in den Mannsnamen auf -a und -ila, wie Fara, Teja, Wulfila, Totila u. s. w., wie sie auch von den gothischen Sprachdenkmälern geboten wird. Davon unterschieden ist aber die oberdeutsche Form, -o und -ilo für vorliegenden Fall, sicher und entschieden durch alle oberdeutschen Denkmäler, und so schon zur Römerzeit vorhanden, wie mehrere fränkische, alamannische Namen, z. B. Rando, Agilo, Scudilo bey Ammian zur Genüge beweisen. Die alten Namen der Bajowaren zeigen aber nicht gothische Formen, sondern die Formen der von der gothischen streng gesonderten oberdeutschen Mundart; von gothischen Völkern können die Bayern nicht abstammen. Die Sprache ist und bleibt einmal unverwerfliches, entscheidendes Merkmal für die Abstammung der Völker, der großen Stämme selber, wie der einzelnen Abtheilungen der Stämme; wer sie nicht beachtet, läuft Gefahr, in die Luft zu bauen. Wer das bayerische Volk, dessen oberdeutsche Sprachformen wir in seinen ältesten Fürstennamen, wie in seinen späteren Sprachdenkmälern finden, von gothischen leiten will, ist nicht weniger auf irrigem Wege, als wer z. B. Langobarden oder Wandalen, deren germanische Eigennamen wir kennen, den keltischen oder slawischen Völkern beyzählen wollte. Zur Erklärung der alten Formen des bayerischen Namens ganz unbrauchbar ist ein neuerlich zu Tag geförderter Wortstamm Bair aus einem Namen Bairci, welcher aus dem völlig gefunden Boisci, das alle guten Handschriften des Jornandes, und alle griechischen des Priskus bieten, auf seltsame Weise, mit Beyhülfe des Armenischen, herausgefunden, schon an sich einer besonnenen Forschung und Geschichte viel zu fern liegt. Wir setzen also dem allem die sichere Erklärung des Namens, sowohl der einfachen altdeutschen Form Baiari, als der urkundlichen zusammengesetzten Baiwarii, Baiowarii, *) aus Baia (so nicht bloß beym Geographen von Ravenna, sondern auch in der urkundlichen Benennung Beowinidi = Baiowinidi) d. i. Baiheim, Beheim, entgegen, die uns dem großen oberdeutschen Volke der Markomannen zuführt, welche ihre Sitze in Böhmen zur Zeit des Sturzes des Thüringerreiches aufgebend, die in der letzten Zeit der Römerherrschaft verheerten und ausgeleerten Gefilde an der Donau von der Ens bis zum Lech, vom Fichtel- und Böhmerwald bis zum Alpengebirge, eine Strecke von gleicher Ausdehnung,

*) Es hat sich eine Meinung vernehmen lassen, als sey auch Baiowarii nicht zusammengesetzte, sondern einfache Bildung mit bloßer Einschaltung. Diese Meinung aber läßt nicht bloß die im deutschen Alterthume so häufigen Zusammensetzungen der Volksnamen mit -varii, -vare, -verjar außer Acht, sondern mißkennt die altdeutschen Sprachbildungen mit Einschaltung selbst. Fremde in die deutsche Sprache aufgenommene Wörter, wie lewo, wiwari, welche sich diese auf verschiedene Weise bequem gestaltet, können nicht verglichen werden. (Wiwari aus dem lat. vivarium, auch wihari, wie Nava später Naha, die Nahe, und wiari, Weiher, gehört gar nicht hieher; lewo aus lat. leo, auch louwo, Löwe, mit e und ou = au im Stamme, ist der Formel iu, au angepaßt, welche mit Vokal freylich in ew, ouw übergeht, wie frouwo aus friu, frau.) Einheimische oder deren Wurzel feststeht, wie hier ai, und nicht u enthält (welches nur den nächsten Verwandten w nach sich zieht, niemals i, welches das j oder g liebt), zeigen nie dergleichen. Was wären in Formen wie Bai-ow-arii, Bai-uuu-arii, Bai-gow-arii für Ungethüme und Zwitter von Einschaltungen! Solches ist der alten Sprache völlig fremd.

wie ihre vorige Heimath, in Besitz genommen haben. Da die Ostgothen wie über die Alamannen bis an den Rhein, ihre Scheinherrschaft über das alte römische Gebiet hinter den Alpen wohl auch noch bis zur Donau angesprochen haben werden, so mag die Einwanderung der Markomannen nach Bayern am wahrscheinlichsten in die Zeit des Unterganges des ostgothischen und des thüringischen Reiches, um das Jahr 530, gesetzt werden.

δ) Das nordgauische System, S. 288. 428. Altbajoarisch sey nur ein schmaler Streifen über der Donau bis an die Altmühl, den Regen und eine Linie zwischen diesen Flüssen gewesen; das darüber nördlich Liegende eine den Slawen abgenommene Landschaft, Nordgau genannt im Vergleiche zu jenen südlichen Gauen über der Donau; diese Benennung sey erst später auch über den südlichen Streifen ausgedehnt worden, als man alles nördlich der Donau liegende Land von Bajoarien abgerissen und als eine Provinz eingerichtet habe. Urkundlich begründet ist natürlich nichts, da weder Diplome noch Legenden das Mindeste dafür bieten; es sind nur Ansichten, die mit der Gesammtansicht über die Bildung des bayerischen Volkes, das sich im Süden der Donau gebildet, also erst später nach Norden erweitert hätte, zusammenhängen, und mit eben dieser stehen und fallen. Den großen Strich aber von der Altmühl und dem Regen über Nürnberg bis an die Rednitz und bis ans Fichtelgebirge jener Ansicht zu lieb für Slawenland erklären zu wollen, scheint doch zu willkührlich. Während in den fränkischen Slawengegenden größere Orte deutlich slawische Benennungen haben, wie Scheheslize (Scheßlitz), Chrana (Kronach), Culmna (Kulmbach), Scorgast, Lubegast (Schorgast, Leugast), Crusni (Kreussen), ist in diesem weiten Striche nicht ein einziger nachzuweisen; Namen wie Nürnberg, Pegnitz oder Beilengrieß (Nuorinberg, Pagenza, Bilingriez) können nur Sprachunkundige für slawisch erklären wollen. Slawen und Slawenbenennungen begegnen nur an den ersten Vorbergen des Fichtelwaldes und gegen den Böhmerwald von Böhmen herüber, wie Pukewiniden, Nabawinida, Trebina, Surbana, Kulm

bey Neustadt am Kulm, Kulmain. Im Umfange des alten Nordgaues bis zur Donau herrscht eine etwas eigenthümlich gebildete, der Grundlage nach aber mit der bayerischen im Süden der Donau übereinstimmende Mundart im Volke, welches seine Wurzel in hier sich niederlassenden, vom Süden mehr getrennt bleibenden Markomannen, oder in der alten den Markomannen verwandten nariskischen Bevölkerung dieser Gegenden suchen mag.

Das Verdienst des Werkes bestimmt sich aus dem Bisherigen von selbst. Folgt man dem Verfasser öfters mit Vergnügen, wenn seine Darstellung über einzelne dunkle Räume in der bayerischen Geschichte ein helleres Licht zu werfen weiß, z. B. über die Ausbreitung der Frankenmacht auf der Nordseite der Alpen nach dem Untergange des ostgothischen Reiches, das Verhältniß der merwingischen Könige zu den deutschen Volksherzogen, die einheimische Abstammung der Agilolfinge, den Untergang dieser Dynastie u. s. w., so findet sich doch dessen, was einer wissenschaftlichen Kritik nicht ganz genügt, nicht allzu wenig. Bey sprachlicher Behandlung und gründlicher Durchdringung der Zeugnisse und Berichte, welche wohl eher in andern Theilen der Geschichte, z. B. der neueren, ohne bemerkbaren Nachtheil ermangeln mag, bey sorgfältiger Anwendung der Gesetze und Hülfsmittel der geschichtlichen deutschen Sprachwissenschaft, deren eigene Einsicht zu selbsteigener (nicht bloß hie und da aus Grimms Werken entlehnter) Bestimmung dem Forscher deutscher Specialgeschichte jetzt nicht mehr erlassen werden darf, konnte die Beybehaltung der besprochenen Eckhartischen Sätze nicht mehr Statt haben. Bey dem sich allenthalben kund gebenden Versuche, die allgemeiner ausgesprochenen Mannertischen und Langischen Ansichten ins Einzelne zu begründen, muß das Werk in dieser Hinsicht im Ganzen mehr als ein auf diesen genannten Autoritäten beruhendes, denn als aus unbefangener unabhängiger Forschung hervorgegangenes erscheinen.

Zeuß.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Cola di Rienzo und seine Zeit. Besonders nach ungedruckten Quellen dargestellt von Dr. Felix Papencordt. Mit einer Kupfertafel. Hamburg und Gotha bey Friedrich und Andreas Perthes 1841. 317 S. CV. S. Beylage.

Der in der Blüthe seiner Jahre, kurz nach Herausgabe dieses Werkes verstorbene Verfasser kam im Sommer des Jahres 1836 nach Rom, in der Absicht, den ihm durch die Gunst der k. preußischen Regierung verstatteten längeren Aufenthalt zur Sammlung der Materialien einer Geschichte P. Bonifacius VIII. zu verwenden. Als jedoch Papencordt von Referenten vernahm, wie derselbe — ohne die Absicht seines Freundes zu kennen — bereits für die Geschichte der Päpste und Kaiser vom Jahre 1250 — 1350 in und außer Rom umfassende Sammlungen angelegt, und namentlich von dem bisher so geheim gehaltenen Processe, der im Jahre 1311 von P. Clemens V. zu Avignon über die Absichten König Philipps von Frankreich wider Pabst Bonifacius VIII. angestellt worden, ingleichen von einem Auszug aus den Akten dieses Pabstes und mehreren handschriftlichen auf Bonifacius bezüglichen Chroniken bereits Abschrift genommen habe, so stand er von diesem Vorhaben ab, das von ihm in Deutschland und ohne nähere Kenntniß des Inhaltes der römischen Bibliotheken gefaßt worden war. Der Unterzeichnete rieth ihm hierauf, sich der zwar schwierigen, aber im hohen Grade lohnenden Aufgabe zu unterziehen, an einer Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu arbeiten. Nur mit der Aussicht, mehrere Jahre in Italien zuzubringen, konnte man an eine so umfassende Arbeit gehen, die eine höchst fühlbare Lücke auszufüllen und zu vielen Beziehungen des großen Kampfes zwischen Pabst und Kaiser erst das rechte Licht zu geben im Stande ist. Unter den glücklichsten Auspicien begann Papencordt die Vorstudien zu einem Werke, dessen gelungene Vollendung ihm einen Rang unter den ersten Historikern unsers Vaterlandes hätte verschaffen können. Jung, mit bedeutenden Talenten und Kenntnissen ausgerüstet und mit einer besondern Geschicklichkeit begabt, sich neue Wege des Wissens aufzuschließen, vermochte Papencordt in Rom, Neapel, Siena, Florenz, Lucca und andern Orten eine große Masse bedeutender Documente, Quellen aller Art zusammen zu bringen, welche der Geschichte Roms bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts neues Licht verschaffen sollten. Wie er den schwierigen Gegenstand zu behandeln gedachte, darüber muß Ref. sich freylich jedes Urtheils entschlagen, da er in den letzten Jahren von dem Verf. getrennt, wohl über die von ihm benützten Quellen, aber nicht über die Behandlungsart des Stoffes von ihm Kunde erhielt. Wir wagen daher auch uns nur in so ferne hierüber zu äußern, daß, als wir unserm verstorbenen Freunde zur Uebernahme jenes Werkes riethen, unsere Absicht war, ihn zu einer Arbeit zu vermögen, welche den Kern und Brennpunkt der Geschichte des Mittelalters enthalten sollte und eben deßhalb auch geeignet wäre, die Lebensaufgabe eines so talentvollen Gelehrten zu bilden. Als uns die Vorrede des oben berührten Buches belehrte, daß „zur Vollendung des großen Werkes nur noch die letzte Ueberarbeitung und Ergänzung einzelner Theile fehlten," so glaubten wir darin eine Verschiedenheit unserer Auffassung von der unseres Freundes wahrnehmen zu dürfen, wel-

cher vielleicht statt des universalhistorischen Standpunktes dem römischen im engeren Sinne den Vorzug gegeben haben dürfte. Möglich jedoch, daß wir uns das Pensum größer vorstellten, als der rüstige Arbeiter selbst es fand.

Die vorliegende Monographie sollte nur ihrem geringsten Theile nach in die Geschichte der Stadt Rom aufgenommen werden, da aber der Verfasser besonders durch Benützung der für die Zeit Karls IV. wichtigen Pelzelschen Handschrift sich in den Besitz neuer Urkunden für die Geschichte Cola's sah, und wahrscheinlich äußere Verhältnisse denselben zur Publicirung eines italienischen Elaborates veranlaßten, so entschloß sich Papencordt, seine Rückkehr in das Vaterland mit der Herausgabe dieser Monographie zu bezeichnen. Mit welchem Beyfalle sie aufgenommen ward, beweist der ehrenvolle Ruf, der ihm hierauf von des Königs von Preußen Majestät nach Bonn zu Theil wurde — wohin er auch bereits sich aufgemacht, als ihn im Augenblicke, wo er dem Ziele seiner sehnlichsten Wünsche so nahe war, die Hand des Todes berührte. Viele, gleich rüstig wie er, gleich thätig und begabt, hat in neuester Zeit die italienische Erde zum Opfer verlangt. Ihm ward der Trost, in den Armen der Seinigen auf vaterländischem Boden zu sterben, und wenn wir auch den Schleier nicht zu lüften vermögen, weshalb gerade ihn unter so ergreifenden Umständen, nach so freudig begonnener Laufbahn und vor einer so fröhlich lächelnden Zukunft der Hauch des Todes traf, so vermag doch Niemand auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu sagen, ob das, was dem irdischen Blicke schön und herrlich erscheint, nicht in seinem Schooße mehr Kummer und Verantwortung berge, als der unsterbliche Theil des Menschen auf sich zu nehmen die Kraft hat.

Der Inhalt der Monographie ist dem gelehrten und ungelehrten Publikum — und sey es auch nur aus Bulwers gleichnamigem Romane — bekannt und braucht deßhalb hier nicht erörtert zu werden. Papencordts Werk ist eine streng wissenschaftliche Behandlung eines angenehmen, romantischen Stoffes und wird, da sie in Bezug auf Inhalt, Styl und sonstige Abfassungsweise allen billigen Anforderungen reichlich Genüge leistet, von bleibendem Werthe seyn.

Es ward, wie bekannt, bereits Gegenstand öffentlicher Besprechung, selbst in politischen Journalen und wir haben deßhalb nicht ohne Spannung in dem Buche den Anlaß aufzufinden gesucht, welcher G. R. Schlosser in Heidelberg zu dem von H. Reumont gerügten leidenschaftlichen Ausfalle bewog. Aber während man diesem zufolge hätte glauben sollen, Papencordt habe eine ganze Sündfluth hegelscher Terminologie in seinen historischen Styl aufgenommen, so überzeugte uns die Lectüre des vorliegenden Buches gerade von dem Entgegengesetzten. Es scheint, H. Schlosser habe sich, wie so oft, auch dießmal aus blindem Unmuthe zu einer Kritik verleiten lassen, die er bey besonnener Ueberlegung kaum geübt haben würde, die aber das Andenken eines ehrenwerthen Todten verunglimpft. Zur Entschuldigung des Heidelberger Gelehrten möge jedoch dienen, daß er nach seinem eigenen Geständnisse (Jahrb. 1842 Nr. 2. S. 29 in Bezug auf Rudharts älteste Geschichte Bayerns) die Bücher, die er recensirt, nicht immer zu lesen pflegt. Rechten wir also nicht weiter mit ihm, besonders da die ersten Nummern des Jahrganges 1842 ohnehin von ihm Verirrungen zur Schau legen, die unbegreiflich wären, würden sie nicht ihren Commentar in den gleichzeitig erschienenen Nummern der deutschen Jahrbücher (Jahrg. 1842) finden. Mit Hohn oder schneidender Kälte jugendlichen, ernst aufstrebenden Gemüthern zu begegnen, dürfte in die Länge eines der undankbarsten Geschäfte seyn. Unter dem Weihrauche einer literarischen Clientel — welcher man zuletzt doch nur zum Spiele dient, kann man freylich dieses vergessen; dem natürlichen Laufe zufolge aber sollte vor Allem das Alter eingedenk seyn, daß auch der größte Gelehrte zuletzt nur so viel zählt, als er als Mensch werth gewesen ist.

Höfler.

Chronik des adelichen Benedictiner-Frauenstifts Nonnberg zu Salzburg. Vom Entstehen desselben bis zum Jahre 1840, aus den Quellen bearbeitet; von P. Fr. Esterl aus dem Stifte St. Peter. Salzburg bey Duyle 1841 in 8.

Wer immer die durch ihre geschichtlichen Denkmäler, und durch die reiche Umgebung von Naturschönheiten ausgezeichnete Stadt Salzburg betritt, dem kann die Frauenabtey am Nonnberg, die älteste in Bayern, nicht entgehen. In ihrer alterthümlichen, noch aus der Zeit Kaiser Heinrichs II. ihres zweyten Gründers und Wiederherstellers, herrührenden Gestalt, thront sie, zunächst der Festung Hohensalzburg, gegen Süden, über der Stadt; und bietet von ihren Vorhallen und Terrassen aus, gleich dem Castell Capo Dimenti zu Neapel, nach drey Weltgegenden eine unbeschreiblich schöne Fernsicht. Unmittelbar am Fuße des Berges liegt die Vorstadt Nonnthal, wovon sich die mit Landhäusern, Edelsitzen und Maierhöfen besetzte Landschaft, über Hallein und Golling, hinauf bis zum Gebirgspasse Lueg hinein, von der Salzach durchströmt, gleich einem Tempe ausbreitet. Hier sassen die klugen Römer am zahlreichsten, und eben hier finden sich die ersten Stiftungsgüter von St. Peter uud Nonnberg.

Die mit historischer Kritik durchgeführte Chronik beginnt mit Erentraud, der Heiligen, vom J. 583 bis 630. Sie ward mit einigen Jungfrauen vom hl. Rupert, dem Gründer der salzburgischen Kirche, vom Rhein herbeygerufen: und wir sehen also in dieser Schrift abermals einen Beytrag Behufs der Thatsache, daß St. Rupert nicht erst zu Ende des VII. sondern bereits zu Ende des VI. Jahrhunderts nach Bayern gekommen sey. Und schon von diesem Standpunkte aus verdient diese Chronik die Beachtung der dem Causalnexus mehr, als dem Calcul, vertrauenden Geschichtsforscher. Demzufolge erscheint hier auch die Reihe der Abtissinnen weit vollständiger und richtiger, als sie bisher bekannt geworden war.

Uebrigens hat die Beschauung des klösterlichen Stillebens eines solchen Instituts, das seit zwölfhundert Jahren dem weiblichen Adel von nah und fern, doch keineswegs ausschließlich, Unterricht, Erziehung und Pflege gewährt, und das auch zur Zeit der Reformation, mit dem Lande selbst, öfter den bittersten Drangsalen und Einbussen untergelegen hatte, auch ihre lehrreiche, und dem Menschenfreunde willkommene Seite: und während die Universalgeschichte, vorzüglich in unsern Tagen, der Tummelplatz subjectiver und objectiver Imagination und Combination, von solchen religiösen Corporationen und Familien-Stiftungen keine Notiz zu nehmen pflegt: — müssen sie desto wichtiger für die Specialgeschichte seyn. Aus dieser Schule schöpft man die heilsamen und fruchtbaren Marimen des Lebens und der Verwaltung.

Unter den Beylagen sind XIV. Urkunden, diplomatisch genau abgedruckt: es hätten vielleicht, wiewohl neuere und insbesondere aus dem im J. 1212 begonnenen, und bis in das XIV. Jahrh. fortgesetzten Saalbuche, noch mehrere gegeben, und, Behufs der ältern Topographie, erläutert werden können. Eben aus der Lage und den Eigenthümlichkeiten der ersten Stiftungsgüter der Abteyen St. Peter und Nonnberg, die in mehreren benachbarten Landgerichten umherliegen, ist es uns, dem Ref., klar geworden, daß die Agilulfinger zur Ausstattung dieser Cultus- und Culturanstalten vorzüglich jene Ländereyen, Hayne, Wohn- und Werkstätten verwendeten, die schon zur Zeit der Römer dem Cultus und dem Fiscus gewidmet und sofort den neuen Machthabern anheim gefallen waren. Eine andere Bewandtniß hat es mit den spätern und entferntern Schenkungen: z. B. des großen praedium in Lungau, jenseits der Tauern, durch K. Heinrich II.

v. Koch-Sternfeld.

1. Centralmuseum rheinischer Inschriften ꝛc.
2. Das römische Bayern in antiquarischer Hinsicht ꝛc.

(Schluß.)

Durch ein Gesammtregister, dem dritten und letzten Hefte beygegeben, wird der Gehalt dieser Epigraphik erst recht anschaulich und lehrreich: denn es enthält folgende Unterabtheilungen der Inschriften und Denkmäler: 1) Geschichte und Geographie; 2) Gottheiten; 3) Namen (von Personen, Familien, Aemtern und Würden) 4 Töpfernamen; 5) christliche; 6) Sprache I. u. II. Haben wir uns veranlaßt gefunden (im VI. Bd. dieser Blätter 1838) bey der Anzeige des merkwürdigen Codex inscriptionum romanorum Rheni, 1. u. 2. Thl. von Hrn. Hofrath Steiner in Hessendarmstadt auf die von ihm musterhaft ein und durchgeführte Zweckmäßigkeit solcher Register, und auf den entschiedenen Vorzug der damit ausgestatteten Sammlungen und Commentare hinzuweisen; so sehen wir uns vorliegenden Falls abermals in der erfreulichen Lage, dieses eigenthümliche Verdienst auch an Hrn. Dr. Lersch zu rühmen, und jedem Forscher, welcher sich mit einigem Erfolg in dem Fache erproben will, zuzurufen, gehe hin, und thue desgleichen!

Zu 2. So viele Notizen bisher auch über einzelne Gegenden von Bayern in Beziehung auf die römische Periode, und über einzelne Denkmäler aus dem öffentlichen und häuslichen Leben, aus dem Kriegs- und Friedenszustand jenes großen Volkes in unsern Gauen, seit drey Jahrhunderten, in der einheimischen Literatur und Journalistik niedergelegt worden sind: an einer umfassenden und systematischen Zusammenstellung, und an einer materiell und formell wohlgeordneten Aufzählung, allenthalben mit Rückweisung auf die Autoren und Commentatoren, hat es bisher ermangelt. Mancher neuen Ansicht, manchem vermeyntlich neuem Funde würde ein richtigeres Urtheil bald geworden seyn, wären priora mit in Betracht gezogen worden.

Die vorliegende Einladungsschrift hat nun auch n dieser Hinsicht den Weg gebahnt, und darum mit Recht die Aufmerksamkeit gründlicher Forscher auf sich gezogen. Nicht Abbildungen und vollständige Abschriften von den Denkmälern werden hier geliefert: das konnte vor der Hand nicht im Zwecke dieser Einleitung liegen, aber die wesentliche Bedeutung, der Fund- und Standort, und das jedem Object zukömmliche Ursprungs-Zeugniß, oder Certificat d'origine, wenn wir uns bey dieser Vorführung so ausdrücken dürfen, werden aus der dazu benützten Literatur mittelst einzelner Noten nachgewiesen, deren Zahl sich auf 363 beläuft, und deren mühsamste Sammlung von dem Eifer und Geschick zeugt, womit der Hr. Verf. an seine Aufgabe gegangen ist. Schade nur, daß hier von Bayern nur in seinem dermaligen Umfange die Rede seyn sollte; also mit Weglassung der ältern, an römischen Denkmälern so reichen Bestandtheile im Süden! Dem Vernehmen nach ist eine zweyte, vermehrte Ausgabe im Werke. So wäre dann das erste Stadium dieses rühmlichen Unternehmens vollbracht. Das zweyte, die vollständige, wissenschaftliche und kritische Behandlung, wie wir sie oben am rheinischen Museum und bey einzelnen Anlässen in Bayern, wahrgenommen haben, wird sofort auch an die Reihe kommen.

v. Koch-Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte von Böhmen. Größtentheils aus Urkunden und Handschriften; von Franz Palacky. Zweyten Bandes zweyte Abtheilung. Böhmen unter dem Hause Luxenburg bis zum Tode Kaiser Karls IV. vom Jahre 1306 bis 1378. Prag 1842.

Bereits zweymal ist von diesem classischen Geschichtswerke in diesen Blättern Bericht erstattet worden. Hiemit folgt der dritte über die eben ans Licht getretene dritte Abtheilung. Ein Nachbarstaat, wie das Königreich Böhmen, der im Mittelalter, für Teutschland, und zunächst für Bayern in Beziehung auf Fürsten und Stände, auf Provincial- und Territorialherrschaft, auf Volksleben und Volkswirthschaft, auf Sitte und Recht, auf Wissenschaft und Kunst — mannigfaltige Wechselverhältnisse; auch Ereignisse von weithin reichenden Folgen bietet, soll in unserem historischen Gesichtskreise stets festgehalten werden. Zudem bleibt Böhmen immerhin ein sehr anschauliches Bild von der Gegenseitigkeit zweyer ethnographisch verschiedener Elemente, des Slavismus und des Germanismus, deren Gegen- und Ineinanderstreben im Gefolge einer fernher kommenden Schilderhebung des europäischen Osten, seit einem Vierteljahrhundert, wieder viel bemerkbarer geworden ist.

Vier Bücher sind dieser Abtheilung vorausgegangen. Dieses fünfte Buch enthält sechs Capitel mit folgenden Hauptrubriken. Erstes Capitel. Uebersicht der innern Zustände im Anfange dieser Periode. Zweytes Capitel. Bewegungen in Böhmen bis zu K. Johanns Thronbesteigung. Drittes Capitel. König Johanns Alleinregierung. Viertes Capitel. König Johann unter Mitregierung seines Sohnes Karl. Fünftes Capitel. König Karl I (IV.) bis zu seiner Kaiserkrönung. Sechstes Capitel. Karl nach seiner Kaiserkrönung.

Der Verfasser knüpft seine vorliegende Erzählung an den am Schlusse des vierten Buches berichteten Tod König Wenzel III., des letzten Premysliden, der durch Meuchelmord fiel, an, und sieht sich nun abermals an einem Wendepunkt der böhmischen Geschichte. —

> „Das königliche Haus, die Stände, der Clerus, die vorzüglichsten Adelsfamilien in Böhmen und Mähren; der Ritterstand; des Bürgerstandes Macht und Ansehen, die untern Volksclassen, der Verfall der alten Zupenverfassung, deutsche Industrie in Böhmen; der sittliche Zustand des Volkes; das Ritterwesen; Literatur und Kunst; die Quellen der Bildung," —

alle diese Gegenstände, fürwahr ein reichhaltiger Stoff, werden im ersten Capitel besprochen. — In der Reihe der edlen Geschlechter fällt uns das der Bawor, der Baworonicen und Witégowic', im Südosten von Böhmen gesessen, und vielleicht aus dem Marchfelde und aus dem untern Manhartsberg eingewandert, auf: denn der Name Bawor ist in Böhmen mit Bayern identisch, und die Witegowo's sind als bayerische Dynasten in der Ostmark seit dem 9ten Jahrh. bekannt. Die Schwamberge, im pilsner Kreise, weiset der Verf. als die heutigen Bor (Haid, Merica) nach. Zur Zeit als die Markgrafschaft Meißen mit Böhmen vereinigt war, wanderten auch sächsische Geschlechter nach Böhmen über, darunter die Schönburg und Reuß zu Plauen. Die noch in Böhmen eingebürgerten Prosinkones (Prüeschenk), nennt der Verf. das jüngere Geschlecht der Grafen von Harbeck, und die Linie der Burggrafen von Magdeburg, 1491 erloschen, das ältere. Es möchte aber nicht schwer seyn,

zu beweisen, daß der noch ältere Stamm von Hardeck, die Grafen von Plauen, mit den Premysliden verschwägert, und 1260 erloschen, auch in Böhmen begütert waren. — An die Herren schloß sich der Ritterstand.

„Zum Ritterstande gehörten ursprünglich alle freyen Gutsbesitzer, welche nicht reich genug waren, um unter eignem Banner, mit besonderem Geleite in den Krieg ziehen zu können, aber doch mehr besassen, als sie persönlich anbauen konnten; daher auch sie ihre Gründe an Bauern, — (Kmeti) zu verdingen pflegten.“

Auch dieser Stand hatte seine Abstufungen. Der förmlich wehrhaft und beritten gemachte Edelmann (miles) hieß: Wladyke; (bey den Montenegrinern trägt bekanntlich das Staatshaupt heute noch den Namen Wladyka;) an diese schlossen sich ihre Lehenmannen, prikazalise als ehrbare Knechte: panosi, clientes. Die für Staatsdienst verliehenen Güter, nur auf die Söhne übergehend, hießen wysluhy; das untheilbare Stamm- und Familiengut ward, dem K. Fiscus gegenüber, unter den Namen: nedjlnost, hromoda und spolek begriffen. Die rhomodnjci, Gütergenossen, bildeten zusammen nur eine Person. Was ungefähr unser bayerisches urbar oder urbarium ist, bebauter, privatrechtlicher Besitz; — das nennt der Verf. die Urbur: so auch im Bergbau den königlichen Antheil die „königliche Urbur.“ In Kuttenberg allein gab sie wöchentlich 1000 Mark Silber; und überhaupt berechnete sich, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, der Bruttoertrag der böhmischen Bergwerke auf jährliche 100,000 Mark Silber. Seit dem ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts hatte sich der Bürgerstand in Böhmen durch seine Theilnahme am Bergbau (und sofort auch durch den Handel) zu einer eigenthümlichen Stellung emporgehoben: Bürger besassen adeliche Vorrechte und Burggebiete (wie bey uns); meistens waren sie von teutscher Abkunft; — also hier noch reicher Stoff für unsere Familiengeschichten. Die k. Städte, mit eigenen Zupenämtern und Magistraten, also ständisch, werden aufgezählt. Ohne Standschaft waren einzelne Freysassen; Burgmänner, unterthänige Städte und Märkte, Bauern, nach teutschem (Erb-) Recht; andere nach böhmischem Recht (Erbpächter); Handwerker, Dienstleute und Gesinde. Jene Freysassen (dédinnjeci) galten für den Rest der einstmaligen großen Volksmasse, die nach und nach dem Adel oder der Kirche unterthan wurde, oder sich selbst zu jenem erhob.

Die vielen Burgen und Vesten, auch solche in Städten und Flecken, hatten die Classe der manowé's und naprawnjci: die sedentären Burgmannen, sehr zahlreich gemacht.

„Die staatsrechtlichen Verhältnisse der niedern Volksklassen waren daher im 14. und 15. Jahrhundert in Böhmen viel günstiger und humaner gestellt, als in irgend einem andern Lande Europa's.“

Mag seyn. — Man vergleiche damit, was wir jüngst aus den mecklenburgischen Urkunden in dieser Beziehung entnahmen.

„Wir wissen zwar nur wenig von den damaligen Zuständen, z. B. der niedern Handwerker auf dem Lande, und noch weniger von den des Gesindes;“ —

so fährt der Verf. fort:

„und der Proletaire überhaupt; aber auch dieses Wenige reicht hin zum Beweis, daß Hörigkeit und Leibeigenschaft im 14. und 15. Jahrhundert dem gemeinen Volk in Böhmen fremd waren.“

Wir können in diese beliebte Schlußfolge des Verfassers hier so wenig, wie früher, einstimmen; und finden es sehr erklärbar, daß gewichtige Autoritäten in Böhmen selbst gegen diese Meinung auftraten.

(Zu S. 31 ꝛc.) Aus der alten Freyzügigkeit des gemeinen Gesindels möchte allenfalls auf einen Zustand geschlossen werden, der, in Teutschland früher als in Böhmen, das Wildfangsrecht, an sich eine polizeyliche Maaßregel, herbeygeführt hatte.

„Die Zupenverfassung gieng ihrem gänzlichen, sowohl moralischen als politischen, Verfall immer schneller entgegen:“ — wie unsere Dorfgerichte und Landschrannen; — m. s. die frühere Erörterung in diesen Blättern.

Im Gefolge des teutschen Feudalwesens sollen sich Hörigkeit und Leibeigenschaft in Böhmen erst wieder eingeschlichen haben. (?) Seit dem vorigen Jahrhundert gab es zweyerley nationale Elemente in Böhmen,

„das slawische, ursprünglich heimisch im Adel, im Clerus und unteren Volk; und das teutsche im Bürgerstand vorherrschend.“

Im Handel und Verkehr hatten die bayerischen Linnenwaaren den Vorzug. Dieß ist alles, was uns der Verf. in Beziehung auf Bayern damals zu sagen weiß. Allein der bayerische Wald, von Passau bis Waldsassen und Pressat, seine ehemalige wohlhabende Bevölkerung in den vielen Burgflecken und Dorfschaften, an den zahlreichen Herbergen, geistlichen Hospitien und Stapelplätzen gegen Böhmen, auch Sitte und Sprache — lassen auf eine Zeit schließen, da es eben auf dieser Gränzlinie von 30 Meilen ungemein lebhaft war. Und diese Zeit ist zunächst das 14. Jahrhundert, schon in seinem Anfang.

„Es muß das unter den Deutschen von Alters her verbreitete Vorurtheil entkräftet werden, als habe die Civilisation in Böhmen erst durch sie, durch die teutschen Colonien nämlich, begonnen. Schon der erste Blick auf die ältesten und besten Producte der böhmischen Literatur zeigt es klar, daß sie im slavisch-nationalen, sogar antigermanischen Geiste verfaßt sind.“

Im zweyten Capitel erzählt der Verf. von der streitigen Königswahl; von dem frühen Tod Rudolf I.; von K. Heinrich aus Kärnthen und dem Kriege mit K. Albrecht; vom Znaimerfrieden, von Heinrichs Unfähigkeit, und dem anarchischen Zustand des Landes. Der römische König Heinrich VII. von Luxemburg und die böhmische Prinzessin Elisabeth. Johann von Luxemburg, König in Böhmen; Flucht Heinrichs von Kärnthen: 1306 — 1310. Von der klaren und bündigen Darstellungsweise des Verf. in diesem Capitel mögen sich die Leser selbst überzeugen. Zu bemerken ist, daß unter K. Heinrich einige Familien aus Kärnthen, die Aufensteine an ihrer Spitze, in Böhmen die Oberhand, aber nicht die Zuneigung des Volkes hatten. Bey der in der That rührenden, und aus dem Bericht eines Augenzeugen geschöpften Erzählung, wie K. Heinrich VII. mit seiner Familie zu Kl. Haimbach bey Speyer seine Schwiegertochter, die Prinzessin Elisabeth aus Böhmen empfieng, gedenkt der Verf. in einer Note (S. 84) des völligen Ungrundes einer unsaubern Anekdote bey Urstisius, die noch unlängst von einem teutschen Historiker,

„der freylich das Zeugniß von Urkunden gering achtet, — — die Quellen der böhmischen Geschichte nicht

kennt, und eine Idiosynkrasie gegen alles Böhmisch-Slavische durchblicken läßt, für baare Münze genommen wurde.“

Es verlautet, daß diese Idiosynkrasie jener vielleicht sich selbst überschätzenden hist. Notabilität auch nach andern Richtungen hin vorwaltet.

„An Verläumdungen der böhmischen Herrscher,“ — sagt der Verfasser — „hat es in den Rheingegenden damals eben so wenig gemangelt, wie auch noch heutzutage.“

Es ist von F. C. Schlosser die Rede.

Obgleich seit Ende 1310 wieder aus Böhmen vertrieben, ließ sich Herzog Heinrich von Kärnthen und Tyrol doch noch bis an seinen Tod (4. April 1335) einen König von Böhmen nennen: — alle von ihm ertheilten, in Oesterreich und Bayern noch zahlreich bewahrten Urkunden beginnen mit dem Königstitel. Damals, im December 1310, erhielten die böhmischen und mährischen Stände, zahlreicher als je um König Johann zur Huldigung versammelt, so viel bekannt geworden ist, den ersten vollständigen Freyheitsbrief, der königlichen Gewalt gegenüber — (auch alle Arten von Abgaben, und die Erbrechte bestimmend ꝛc.) in lateinischer Sprache. Er ist hier in einer Note vollständig abgedruckt. Der Verf. fand diese hochwichtige Urkunde in einem Formelbuche des Stifts Wilhering in Oesterreich bewahrt. Wir erklären uns diesen Umstand aus einem andern, daß nämlich von Wilhering bey Linz, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, eine Colonie von Cisterzienfern das zu Hohenfurt in Böhmen gegründete Kloster bevölkert hat. (M. s. das über Stülz Geschichte von Wilhering, in diesen Blättern von uns angezeigt.

Das dritte Capitel beginnt mit einem Rückblick auf die Geschichte des Hauses Luxemburg. Dann:

„König Johanns Krönung in Prag. Kaiser Heinrichs VII. Tod und zwiespaltige Königswahl in Deutschland. Opposition in Böhmen. Die beyden Königinnen und Heinrich von Lipa. Innere Kriege. Der Tausser-Vertrag. Wiedererwerbung von Budissin. König Johann im Auslande. Schlacht bey Mühldorf. Kaiser Ludwig der Bayer und Papst Johann XXII. Böhmens Vernachlässigung durch König Johann und großer Steuerdruck. Erwerbungen in Schlesien; Krieg mit Oesterreich; Zug nach Lithauen. Görlitz. Bündniß mit Kärnthen und Tyrol. Erwerbungen in Ita-

lien. Krieg in Polen und Oesterreich. Prinz Karl in Italien, und sein Sieg bey S. Felice. Bund mit dem Papste und Verlust von Italien. J. 1311 — 1333."

In der That, wieder ein interessantes Capitel. Nebenher wird bey dem Jahre 1312 auch der Aufhebung der Tempelherren, die in Böhmen gleichfalls einige Besitzungen hatten, und worüber doch nach des Verf. Meynung, dem fabelhaften Hagek nicht zu trauen sey, erwähnt. Daß die böhmischen Templer mit Bayern durch die merkwürdige Burg Ek hinter Kloster Metten zusammenhängen: möchten wir wenigstens, nachdem wir uns erst vor kurzem in der Gegend wieder umgesehen hatten, nicht bezweifeln. Durch K. Ludwigs persönliche Vermittlung fand zu Tauß, (23. April 1318) zwischen dem König Johann und den böhmischen Baronen — nach inneren blutigen Fehden — volle Aussöhnung statt, und so ward der Bund der letztern mit dem Hause Oesterreich aufgelöst.

„Mit Unrecht — sagt der Verf. — bezichtigten bey dieser Gelegenheit neuere Schriftsteller; (Kurz, Buchner, Fürst Lichnowsky u. a.) die böhmischen Barone des Eidbruches gegen K. Friedrich den Schönen. Ein aufmerksames Lesen der Urkunde vom 27. December 1317, (bey Kurz p. 466) muß Jedermann belehren, daß die Barone den Vertrag nur auf so lange geschlossen „als verre uns lib wnd gut wert" welche Klausel: als verre das wert," sie noch mehrmals wiederholten."

In Folge des zerstörenden innern Krieges und Mißwachses hatten damals (1318) Hungersnoth und Serblichkeit in Böhmen und Mähren so überhand genommen, daß binnen einem Jahre z. B. bey der Sedleger Klosterkirche allein über 30,000 Leichen beerdigt wurden (wieder ein Beweis von der viel zahlreichern Bevölkerung der benachbarten Länder im 14. Jahrhundert), ein Strich Korn galt damals — die Wucherer stellten den Preis — 30 Groschen; ein Jahr später nur mehr 1 Groschen. Haben wir nicht Aehnliches erlebt?

König Johann, der in Folge des Taufservertrages auch seine geliebten Rheinländer verabschieden mußte, hatte indessen mit König Ludwig Unterhandlungen angefangen, „um ihm sein Böhmen zum Tausche für dessen Rheinpfalz anzubieten." Die Unterhandlungen waren so geheim geführt, daß die Königinn Elisabeth selbst lange Zeit nichts davon gewahr wurde. Doch ihr kräftiger und entschiedener Widerstand hieß den Plan aufgeben. Aber man denke sich einmal, wäre der Plan gelungen; einerseits Bayern und Böhmen und Mähren unter ein und derselben Herrschaft, in einem von der Natur, von der Culturgeschichte und selbst durch die höheren Stände dieser Länder so vorzüglich indicirten Zusammenhange: — und andererseits Luxenburg, und ein Theil von Lothringen und die Rheinpfalz wieder unter ein- und derselben Dynastie zu- und ineinander wachsend vereinigt; da würde sich hier, im Westen, den Reunionskammern eines Ludwig XIV. kaum Stoff für ihre Aufgabe geboten; es würde aber auch im Osten und Nordosten von Bayern und Böhmen eine ganz andere Staaten-, Provincial- und Territorial-Bildung stattgefunden haben. Doch abermals hat das eine — durch ihren Charakter höchst ehrenwerthe Frau anders gelenkt.

Seinem Bericht über die am 28. Sept. 1322 geschlagene Schlacht zwischen den Königen Ludwig von Bayern und Friedrich von Oestreich hat der Verf. (S. 143) folgende Note beygefügt:

„Daß König Johann in der Schlacht bey Mühldorf den Oberbefehl über die ganze Truppenmacht K. Ludwigs führte, geben gerade die am beßten (?) unterrichteten Zeitgenossen (Anonymi Narratio de proelio etc. bey Petz I. 1003, Chron. leobense ib. p. 922; und Volkmar, Abt von Fürstenfeld, l. c.) deutlich und übereinstimmend zu verstehen, und kein Datum eines gleichzeitigen steht damit im Widerspruche. Die bekannte Sage von Schweppermann und den Eyern ist so späten Ursprungs, so unpassend zu dem Costüme der Zeit, (?) und so läppisch, daß auch wir sie für apokryph halten müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte von Böhmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Kein Wort würden wir über diese pikante Note verlieren, wir würden sie den unbefangenen und besser unterrichteten Lesern lediglich zu würdigen überlassen haben, bezögen sich die Prädicate: „so unpassend zu dem Costüme der Zeit; — so läppisch; — und apokryph;“ nur auf die Eyer; denn z. B. lieber Pfefferkuchen als Eyer zu speisen, ist ja bloß eine Geschmackssache. Da aber Schweppermann eine wahrhaft historische Person, und eine wirklich historische Thatsache in der deutschen und bayerischen Geschichte — hier in Frage, ja geradezu in Abrede gestellt wird, so erlauben wir uns, der Aeusserung des Verf. gegenüber, und allen patriotischen Reminiscenzen ferne — eine Berichtigung, nicht Erwiederung.

„Ludovicus vero Bohemorum Regem exercitum curantem cum Henrico Duce Babaricae genero suo pro principalibus deputavit, aliis utrobique in suis ordinibus collocatis: *)

so viel, und nicht mehr besagen jene gleichzeitigen zu Leoben in Steyermark, (auch zu Straßburg,) also vom Schlachtfeld ziemlich entfernt niedergeschriebene Nachrichten, und es ist damit dem böhmischen König Johann allerdings die Ehre des Oberbefehls an jenem Tage zuerkannt; aber das Daseyn eines das strategische und taktische Ein- und Vorrücken der Truppen bethätigenden Unterbefehlshabers, gleichsam eines Chefs des Generalstabs, kurz, es ist damit die allbekannte Sage von Schweppermann keineswegs in Abrede gestellt. Vielmehr geht aus der trefflichen Schilderung des Verf. von dem kriegerischen und ritterlichen Charakter des K. Johann und zunächst aus der Thatsache, „daß den Angriff — nur zu hitzig — die böhmischen Haufen, ihr König mitten unter ihnen, eröffneten“ ꝛc. selbst klar hervor, daß für Ludwig die Schlacht verloren gewesen wäre, hätte nicht alsobald eine höhere Intelligenz ordnend und rettend eingewirkt: — das war Schweppermann.

Es ist Hr. David Popp, Domcapitular in Eichstätt, der im Jahre 1822, zur fünften Säcularfeyer des 28. Sept. 1322 eine Denkschrift über „Seyfried Schweppermann und das Geschlecht der Schweppermann“ herausgab, und damit einer verständigen historischen Kritik den wesentlichsten Dienst leistete. Mehr als ein halbes Hundert Urkunden, von 1210 bis 1440, erweiset das Daseyn des edlen Geschlechtes der Schweppermann, die sich anfangs de Hullohe, (von ihrer Stammveste bey Lauterhofen,) und erst später von einer größern Erwerbung: ſ Wappersstorf, Schweppermanne schrieben, in der Oberpfalz (Nord-) gau und in und um Nürnberg. Eben so werden zehn ihrer Wohnsitze, und mehr theils eigenthümliche, theils lehenbare Besitzungen urkundlich dargethan. Seitz oder Seyfried Schweppermann war um das Jahr 1257 geboren, von Jugend auf dem Kriegshandwerk ergeben, („homo militaris,“ Aventin) in der Schlacht bey Mühldorf bereits bejahrt, und, wie sein Grabstein in der Klosterkirche zu Castell, nicht seinen Namen, doch sein Wappen, ein mit Hufeisen belegtes Andreaskreutz, zeigend, und die Jahreszahl erweiset, im J. 1337 gestorben. Zur Gemahlin hatte Seitz: Katharina Rindsmaul, (Urk. von 1315,) eine Schwester

*) „De proelio Ludovici et Friderici et ibi gestis. Pez T. I. p. 521. etc.“

des berühmten Albrechts Rindsmaul, eben dessen sich K. Friedrich von Oestreich bey Mühldorf „nicht mehr erwehren konnte.“ Diese Ehe war mit 6 Söhnen und 3 Töchtern gesegnet, deren eine fromme Stiftung von 1399 namentlich erwähnt.

Schon im Treffen bey Gammelsdorf, i. J. 1313, hatte Seitz Schweppermann auf Ludwigs Seite kräftig mitgewirkt: darum gab ihm der Herzog, (München, Montag nach Georgi 1315,) zum Schadenersatz 300 Pfd. Regensburger Pfen. und in Pfandschaft die Burg Grünsberg, bisher von Albrecht Rindsmaul besessen ꝛc.:

„unserm getreuwen Sifriden dem Schwepferman — für den schaden, den er bey uns nam an dem Gerit zu Gamelstorf“ ꝛc.

Vom Jahre 1326 an, damals hatten sie auch schon die Burg Hirschberg inne, traten die Schweppermann noch reicher an Gütern hervor. Der Zufall mag fernere Belege zu Tage fördern. Abgesehen von Aventin, Fugger, (Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich ꝛc.) Hund, Falkenstein, Will, (Museum noricum) und von der Reihe neuerer Schriftsteller, welche Schweppermanns den Sieg entscheidende Theilnahme an der Schlacht bey Mühldorf ausser Zweifel setzen, ist es unsers Ermessens Ebran von Wildenberg, der in seiner Chronik, (Oefele rer. boic. scriptores T. I. q. 301) für jene Thatsache ein ganz unverdächtiges und im Costüme der Zeit erscheinendes Zeugniß giebt. Dieser Chronist starb im hohen Alter als herzoglicher Pfleger zu Burghausen im Jahre 1496, und war von seinem in Ehren und Würden gestandenen Vater Ulrich, und von seiner Mutter Elisabeth aus dem Geschlechte der Gumpenberg gewiß sehr wohl unterrichtet, im Wege einer lautern Familien-Tradition, ohne welche wir Bayern, Oesterreicher, Böhmen ꝛc. die Hälfte unserer Geschichte über Bord werfen müßten.

„Des großen streits auf Kunig Ludwigs taile“ — so erzählt Ebran: —

„was ain oberister Hauptmann, der frumb Ritter Seyfrid Schweppermann, auf dem Ritter wartet der Kunig etlich tag, das er nit wolt streiten,“ — (sehr begreiflich!) — „und da der Ritter kam, und die veindt von erst beschawt, da wurden ihm die Füeß zittern in den stegreifen, daß ihm die sporn glungen; — da ward von vil jungen Rittern und knechten gar spöttlich darzue geredt: hat den der Kunig als lang auf den man gewart, er wird den Herzogen von Ostereich nu viel schaden damit thouan.“ — „Kunig Ludwig fing (nun erst) den Streit an nach art und unterweisung des frumben (in der alten Bedeutung: herzhaft, tapfer) Ritters.“ — „Das was ain grosse Theurung; da galt ain Schafl Korn V Pfund Regensburger Pfening.“

Von Eyern meldet Ebran nichts: und somit mag dieser Denkspruch, ohne eben läppisch zu seyn, immerhin als ein späteres, auch eine Thatsache, die Theurung! versinnlichendes Gleichniß gelten. Der Held Schweppermann war allen Nachrichten zufolge von kleiner Statur, doch kaum zwerghaft. Er wird öfter auch für einen Vasallen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der — ohne Zweifel mit Schweppermann wohl verstanden — jener Schlacht eine so siegreiche Wendung für Bayern gab, gehalten: nicht mit Unrecht; denn der Burggraf besaß bayrische Pfandschaften, worin Schweppermann begütert war. Der Abt Volkmar von Fürstenfeld, der Wahlstatt näher, erzählt auch nichts von Schweppermann: wohl aus keinem andern Grunde, als weil die Zeitgenossen, es gab damals weder Zeitungen noch Journalisten, von dem Allbekannten, was unter ihren Augen vorgieng, nichts zu melden pflegten. Ausser Hrn. Palacky hat erst in unsern Tagen auch Fürst Lichnowsky in seiner Geschichte der Habsburger, jedoch ungleich glimpflicher, das Andenken Schweppermanns im Texte übergehen zu müssen geglaubt. Ref. hat jedoch eben darum gemeynt, dieser Episode eine umständlichere Erörterung widmen zu dürfen; auch zum Fingerzeig, daß man in solchen Dingen der Specialgeschichte und ihrer Literatur mehr zutrauen soll ohne der Kritik Abbruch zu thun.

Den Inhalt des vierten Capitels giebt der Verf. an wie folgt:

„Markgraf Karl in Böhmen. Aufschwung des Feudalwesens. Johanns erneuerter Bruch mit Kaiser Ludwig. Der kärnthnerische Erbfolgestreit und Friede mit Polen. Zweyter Zug nach Lithauen; Zwietracht im königlichen Hause. Der Bischof von Breslau. K. Johann wird blind. Margareth Maultasche und Verlust von Tyrol. Papst Clemens VI. Erfolglose Unterhandlungen mit Kaiser Ludwig. Prag zum Erzbisthum erhoben. Bruch und Krieg mit Polen. Wahl des Markgrafen Karl zum römischen König. Schlacht bey Crecy, und K. Johanns Tod. J. 1333 — 1346.“

Wie schon aus dieser Uebersicht hervorgeht, so bot K. Johanns Regierung den Böhmen, je länger, desto weniger, Tröstliches: sein abenteuerlicher Hang trieb ihn meistens auswärts. In der Parallele, welche der Verf. zwischen dem Vater (Johann) und Sohn (Karl) aufstellt, wird gesagt:

„Johann verhehlte kaum seine geringe Neigung für Volk und Land von Böhmen: bey Karl schien die Liebe zu demselben seine einzige Leidenschaft zu seyn. Jener betrachtete daher sein Reich nur als etwas, was ihm Titel, Geld und Macht gewährte; unbekümmert um dessen Zukunft, suchte er jedesmal selbst mit Zerstörung der natürlichen Quellen nur für den Augenblick möglichst viel herauszuziehen, obgleich sein Ansehen und seine Macht dadurch noch schneller, als die Wohlfahrt des Volkes zu Grunde ging. Dieser handelte so, als wäre Land und Volk überall sein erster und einziger Zweck gewesen ꝛc.“ — „Eines der Mittel, die königliche Macht im Lande zu befestigen, erblickte Karl auch in der Förderung und Verbreitung des Feudalwesens. Die Zupenämter hatten schon lange aufgehört, eine Stütze des Thrones zu seyn,“

Indem der Adel seine Burgen dem König öffnete, ward dieser mit dem Privilegium fori nobilis freygebiger, und die Patrimonialgerichtsbarkeit in Böhmen gesetzlicher (formeller?) begründet. Darum erscheint von nun an unter den obersten Reichsbeamten ein neuer Würdeträger, ein: sudi dworsky. Dieser oberste Hofrichter, oder judex curiae, vertrat im höchsten Lehenhofe die Stelle des Königs.

Inzwischen war König Johann, um neues Geld für seine Söldner zu schaffen, (24. May 1336 allein nach Prag zurückgekommen.

„Die Einführung einer neuen Steuer, des Umgeldes im ganzen Land und Schatzgräberey waren jetzt die vornehmsten Mittel dazu. Aber auch noch verwerflichere wurden versucht. K. Johann ließ in der Judensynagoge nachgraben und fand dort an Gold und Silber an 2000 Mark; darauf wurden wie zur Strafe der Verheimlichung, sämmtliche Juden im Königreich verhaftet und gezwungen, sich mit großem Gelde loszukaufen.“

Einem abermaligen Zuge K. Johanns gegen die heidnischen Preussen und nach Lithauen (1337) wohnte auch Herzog Heinrich von Bayern bey. — Aber der zu gelinde und weiche Winter vereitelte das ganze Unternehmen; man mußte sich begnügen, an Lithauens Gränzen eine neue feste Burg anzulegen, welche dem Herzog Heinrich zu Ehren die Bayerburg genannt wurde. — Wir wissen, daß dieser Zug für Heinrich sehr lehrreich war. — Das Auftreten der Margaretha Maultasche, Gräfin von Tyrol, und die Vorgänge mit derselben, gewähren weder dem böhmischen noch dem bayerischen Geschichtschreiber Erfreuliches und Ehrenwerthes: während endlich nach 30 Jahren Oesterreich die alternde Fürstin und damit Tyrol gewann (1363), trat für Kaiser Ludwig und seine Söhne durch Scheitern seiner versöhnenden Unterhandlungen mit dem böhmischen Prinzen Johann (zuvor in Tyrol) und Karl zu Tauß und Kamb, (1344) durch päpstlichen Einfluß ein sehr ungünstiger Wendepunkt ein. In Folge des über Ludwig verhängten päpstlichen Bannes ward am 11. July 1346 zu Rense, durch fünf Kurstimmen der Kaiserstuhl für erledigt erklärt und der Markgraf Karl von Böhmen darauf erhoben. Der blinde König Johann hatte in der Schlacht von Crecy gegen die Engländer seinen Tod gesucht und gefunden: Karl selbst ward verwundet.

Noch müssen wir darauf zurückkommen, daß unter jenen, zwischen dem päpstlichen Hof und dem Hause Luxemburg bestandenen, freundschaftlichen Verhältnissen, die einst von Regensburg ausgegangene Diöcese von Prag, seither dem Erzbischof von Maynz untergestellt, im Jahre 1344 zu einem selbstständigen Erzbisthum erhoben worden ist.

„Das Haupt des böhmischeu Clerus war jetzt — so begleitet der Verf. diese Nachricht — nach dem am 4. Jan. 1343 erfolgten Ableben des alten Johann IV. von Drozic der für Böhmen unvergeßliche Arnest von Pardubic; ein Mann von hohem Wuchs, schöner Gestalt, und edlem Wesen in Geist, Bildung und Kenntnissen den größten Zeitgenossen nicht nachstehend, an Charaktergröße und vielseitiger Tüchtigkeit die meisten übertreffend, die erste und höchste Zierde des Prager erzbischöflichen Stuhles.“

Das fünfte Capitel enthält:

„Karl's IV. schwierige Verhältnisse bey Antritt der Regierung; Kämpfe in Deutschland bis zur Anerkennung als römischer König. Krönung in Böhmen. Reformen und Anstalten daselbst; Majestas Carolina; Gründung der Prager-Universität; die Neustadt Prag; das Slavenkloster, die Burg Karlstein ꝛc. Der schwarze Tod und die Geißler. Johann Markgraf von Mäh-

Die Reichsheiligthümer in Prag. Cola die Rienzo. Erwerbung der Oberpfalz und der Anwartschaft auf Schweidniz. Karls Römerfahrt. Aufstand in Pisa und Rückkehr nach Deutschland. J. 1346—1355."

In Beziehung auf den falschen Waldemar von Brandenburg behaupten neuere Schriftsteller, darunter auch unser Geschichtschreiber Buchner, daß ihn Karl IV. selbst aufgebracht habe. Diese Behauptung rügt nun der Verf. bitter, und eben zunächst gegen Buchner, dessen wohlbegründete historische Autorität, besonders, was die Zeit K. Ludwigs und seiner Söhne anbelangt, Hr. Polacky nicht verkennt.

„Ob Karl IV. durch alle diese Aussagen — (für Waldemar) — überzeugt worden sey, wissen wir, sagt der Verf., nicht; doch blieb er immer in seinem Rechte, wenn er sich dieses unverhofften Mittels bediente, seinem ebenso wenig großmüthigen und delicaten Gegner zu schaden."

Auf eine ähnliche bittere Rüge gegen Buchner stossen wir S. 294, wo von dem plötzlichen Tode des Gegenkönigs Günther von Schwarzburg die Rede ist, und dessen Buchner auch Karl IV. zeiht. Allein, mit welchem Recht deutet hinwieder Hr. Palaky die Worte des Chronic. Sanpetrin.

„miserabiliter intoxicatus est ut indubitanter creditur per consilium et auxilium ipsorum principum" — geradezu auf „die bayerischen Fürsten, die ihn (Günther) gewählt" anstatt, mit mehr Warscheinlichkeit, auf die Gegenparthey?

Diese Bezichtigung ist nicht minder auffallend. Doch — der Verf. überläßt es der deutschen Geschichte, aber

„freylich einer gründlichern und unpartheiischern als es bisher in Deutschland Mode war, sich hinsichtlich Karls IV. zu äußern, die damaligen Ereignisse im Reiche zu schildern; er eilt lieber „Karls hohes und segenreiches Walten in seinem Erbreiche Böhmen näher zu betrachten."

Die „Majestas Carolina" ist jenes Gesetzbuch, welches Karl, nach dem Beyspiele seines Großvaters und Vorfahrers in Böhmen, Wenzel II. unter seiner persönlichen Leitung abfassen ließ, und es den Ständen vorlegte, oder vielmehr aufdrang. Auch „der Förderung des Handels widmete Karl unausgesetzt seine Aufmerksamkeit;" — und abermals freuten wir uns, nun, bezüglich auf Bayern, diesen lebhaften Verkehr umständlich besprochen zu sehen; doch abermals blieb unsere Erwartung unerfüllt.

„Die Menge der sich auf diesen Gegenstand beziehenden im Privilegienbuche der Altstadt Prag und anderswo erhaltenen, und noch unedirten Urkunden würde eine eigene Monographie heischen und verdienen;"

so viel, und wieder nicht mehr besagt eine Note. — Auch mit Venedig trieben böhmische Kaufleute — durch Oesterreich — unmittelbar einen starken Handel. Unter den landwirthschaftlichen Anstalten Karls bemerkt man den, seither wieder verfallenen Weinbau aus burgundischen Reben; und die Anlegung vieler Teiche im Lande (zur Karpfenzucht?) und großer Getreidmagazine gegen Mißwachs und Krieg. Karls Vorhaben, mittels eines schiffbaren Canals die Donau mit der Moldau in Verbindung zu bringen, beruht auf einer Sage. Die Erzählung von Karls Angelegenheiten und Begebenheiten in Italien schließt der Verf. (S. 336) mit folgender Note:

„In eine Beleuchtung der nicht nur lieblosen, sondern auch ungerechten und ungegründeten Urtheile der meisten Historiker (seit Villani) über Karls Rückkehr aus Italien können wir uns hier nicht einlassen, und verweisen deßhalb nur auf Pezel's Worte in der Biographie Karls IV. 468 ꝛc." und Apologie S. 50."

Ueberhaupt sind Pezel's historische Schriften über Böhmen und dessen Regenten durch die neuere Bearbeitung der böhmischen Geschichte keineswegs entbehrlich geworden.

Karls Bruder Johann, den die vielbesprochene Margaretha Maultasche von Tyrol, dann Gemahlin des kraftvollen Wittelsbachers, Ludwig zu Brandenburg, der Impotenz beschuldigt hatte, war im Jahre 1348 mit einer Tochter des Herzogs von Troppau vermählt worden, die ihm hernach drey Söhne und zwey Töchter gebar. Im Jahre 1349 trat ihm Karl die Markgrafschaft Mähren erblich ab.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Dictionnaire universel dHistoire naturelle, par Messieurs Arago, Audouin, Bazin, Becquerel, Bibron, Blanchard, de Brébisson, Ad. Brongniart, C. Broussais, Brullé, Chevrolat, Cordier, Decaisne, Delafosse, Deshayes, J. Desnoyers, Alcide et Charles D'Orbigny, Doyère, Dujardin, Dumas, Duponchel, Duvernoy, Edwards, Milne-Edwards, Elie de Beaumont, Flourens, Geoffroy Saint-Hilaire, Is. Geoffroy St. Hilaire, Gervais, Guillemin, de Jussieu, de Lafresnaye, Laurillard, Lemaire, Léveillé, Lucas, Martin St. Ange, Montagne, Pelletan, Pelouze, C. Prévost, de Quatrefages, A. Richard, Rivière, Roulin, Spach, Valenciennes. Ouvrage dirigé par M. Charles D'Orbigny, et enrichi d'un Atlas de planches gravées sur acier. Paris 1841. Tom. I. CCXL u. 649 S. gr. 8.

II. Dictionnaire des Sciences naturelles, dans lequel on traite méthodiquement des differents êtres de la nature, considérés soit en eux-mêmes, d'après l'état actuel de nos connaissances, soit relativement à l'utilité qu'en peuvent retirer la Médecine, l'Agriculture, le Commerce et les Arts; suivi d'une Biographie des plus célèbres naturalistes. Par plusieurs Professeurs du Jardin du Roi et des principales Ecoles de Paris. Supplément. Par. 1840, Tom. I. 257. S. 8.

Gleichzeitig erscheinen gegenwärtig in Paris zwey Wörterbücher der Naturwissenschaften: das eine, von Karl d'Orbigny redigirt, als ein neu beginnendes Unternehmen, das andere, dessen oberste Leitung Blainville mit Zuziehung von Gervais übernommen hat, als eine Ergänzung des in 60 Bänden früher herausgegebenen Dictionnaire des Sciences naturelles. Gemäß der Ankündigung soll das von D'Orbigny redigirte Wörterbuch aus 8 Theilen bestehen; da indeß der erste nicht einmal den Buchstaben A absolvirt, sondern bereits mit Aphlomidées endigt, so kann man leicht berechnen, daß die doppelte Zahl der angekündigten Theile nothwendig werden wird. Auch die Supplemente zum Dictionnaire des Sciences naturelles werden eine ziemliche Zahl Bände ausgeben, da der erste bloß mit dem Buchstaben A abschließt.

Die neuere französische Literatur ist reich an solchen encyclopädischen Bearbeitungen der Naturwissenschaften. Außer der großen Encyclopédie méthodique hat sie aufzuweisen: 1) das Dictionnaire raisonné universel d'histoire naturelle, contenant l'histoire des animaux, des végétaux et des minéraux, par V. de Bomare. Paris 1765, das wiederholt aufgelegt wurde. 2) Nouveau Dictionnaire d'histoire naturelle appliqué aux arts, par une Société de Naturalistes et d'Agriculteurs. Paris chez Deterville. 1803; von 1816 an erschien eine neue Auflage; 3) Dictionnaire des sciences naturelles par plusieurs Professeurs du Muséum d'histoire naturelle de Paris. 1804. Später wurden die Bearbeiter als

Professeurs du Jardin du Roi aufgeführt; zu diesem Wörterbuche gehören die angekündigten Supplemente. 4) Dictionnaire classique d'histoire naturelle sous la direction de M. Bory de St. Vincent. Paris 1822 — 1830. Zu diesen 4 Wörterbüchern kommt nun als fünftes das von Karl d'Orbigny (nicht zu verwechseln mit Alcide d'Orbigny) redigirte hinzu, dessen erster Band uns gegenwärtig vorliegt.

Es ist nicht zu verkennen, daß solche Wörterbücher ein bequemes Mittel abgeben, um schnell über einen naturhistorischen Gegenstand sich Auskunft zu verschaffen. Wenn jeder Artikel den Ansprüchen, die man an eine Monographie stellt, genügen würde, so könnte ein solches Wörterbuch eine halbe Bibliothek entbehrlich machen. Indeß mit solcher Gründlichkeit sind in all diesen Dictionnaires immer nur wenige Artikel bearbeitet, und man ist schon zufrieden, wenn man nur wenigstens die Hauptsachen kurz und bündig und dem neuesten Stand der Wissenschaft gemäß behandelt findet. Zu ausführlichen Monographieen fehlt auch den bändereichsten Werken der Art der nöthige Raum.

Karl d'Orbigny hat, wie man aus dem Titel ersieht, eine große Menge Mitarbeiter, und darunter sehr berühmte Namen, für sein Unternehmen gewonnen; es ist jedoch zu bemerken, daß ein Theil derselben auch bey der Bearbeitung der Supplemente zum Dictionnaire des Sciences naturelles interessirt ist. In einer langen Einleitung giebt d'Orbigny eine Geschichte der Naturwissenschaften, die ziemlich gut gehalten ist, obschon sie uns nicht am schicklichen Orte zu stehen scheint. Von den meisten Artikeln kann man sagen, daß sie alle gut bearbeitet sind, nur mitunter viel zu kurz. So z. B. nimmt der Artikel Ammonites nicht mehr als eine halbe Seite ein, was nicht einmal zur Beschreibung der generischen Merkmale ausreicht; die Auseinandersetzung der Arten, selbst der Gruppen, in welche sie sich vertheilen lassen, ist ganz weggeblieben. Für wen ein solcher Artikel geschrieben ist, ist nicht wohl zu errathen. Für den kundigen Petrefaktologen ist er völlig überflüßig; für den, der sich in die Versteinerungskunde erst einarbeiten will, ganz und gar ungenügend. Unter den mit besonderem Fleiße bearbeiteten Artikeln will Ref. folgende hervorheben: Accroissement dans les végétaux von A. Richard, Agaric von Léveillé, Anatomie von Duvernoy, Anatomie végétale von A. Richard, Animal von Duvernoy, Antilope von Laurillard, die ornithologischen Artikel (z. B. Ailes, Alauda, Anabates etc.) von Lafresnaye, die über Mollusken von Deshayes u. s. w. Laurillard's Bearbeitung der Antilopen könnte als Muster dienen, wie für solche Wörterbücher Monographien einzurichten wären. Bey großer Gedrängtheit giebt sie eine kurze, kritische Uebersicht der hinlänglich charakterisirten Arten und fügt viele eigenthümliche Bemerkungen bey, wie sie sich dem Verf. in der pariser Sammlung und Menagerie, so wie nach den Notizen von Verreaux, der mehrere Jahre in der Kap-Kolonie zubrachte, ergeben haben. Dem Dictionnaire von d'Orbigny ist es endlich noch nachzurühmen, daß es auf die Etymologie sorgfältigen Bedacht nimmt und unter allen bisher erschienenen Wörterbüchern dieser Art die schönste äußere Ausstattung hat.

Das Dictionnaire des Sciences naturelles, in einer größern Ausdehnung als das vorige angelegt, läßt deßhalb im Supplément den Bearbeitern einen weitern Spielraum für ihre Artikel, die daher auch meist sehr ausführlich bearbeitet sind. Als solche führt Ref. an: Acanthacées von Spach, Acarus von P. Gervais, Amarylidées von Spach, Ammonites (S. 126 — 164) von Blainville, Animal (S. 208 — 246) von demselben, Antilope von P. Gervais, Aroidées von Spach, Arseniate, Arsenite und verwandte Wörter von Huot, Ascaris von P. Gervais u. s. w. Der Herausgeber macht im Vorworte bemerklich, daß in besonderen Artikeln jedesmal nur Hauptgegenstände abgehandelt werden sollen, denen die Specialitäten subsumirt werden; die vielen Untergattungen in der Zoologie und Botanik werden daher bloß bey ihren Hauptgattungen aufgeführt. Um indeß auch die Namen dieser Untergattungen, der Synonyme und sonstigen Specialitäten leicht auffinden zu können, ist zum Schlusse ein besonderer Band verheißen, der in alphabetischer Ordnung alle diese Namen, welche in den 60 früheren Bänden, so wie in den

nun erscheinenden Supplementen genannt sind, angeben soll.

Den beyden hier genannten Wörterbüchern sind Abbildungen beygegeben, welche in der gewöhnlichen französischen Manier sauber und nett gearbeitet sind. Nur die Säugthiere sind im Dict. des Sciences naturelles mitunter sehr übel gerathen; der Dasyurus ursinus z. B. ist ein wahres Ungeheuer.

Geschichte von Böhmen ꝛc.

(Schluß.)

Und nun der übersichtliche Inhalt des sechsten und letzten Capitels.

„Karl als Gesetzgeber in Böhmen und Deutschland. Zurücknahme der Majestas Carolina. Einführung der goldenen Bulle. Fehde mit Bayern. Spannung mit Innocenz VI. und Versuche einer Reform des Clerus. Herzog Rudolf von Oesterreich im Bunde gegen Karl. König Wenzels IV. Geburt und Krönung. Friedens- und Erbfolgevertrag mit Oesterreich. Die ersten Erzbischöfe von Prag. Karl bey Urban V. in Avignon. Die zweyte Römerfahrt. Erwerbung der Niederlausitz. Erneuter großer Bund gegen Karl. Erwerbung der Mark Brandenburg. Wenzels Wahl zum römischen Könige. Theilung des böhmischen Reiches. Reise nach Paris. Der Münzvertrag. Karls Tod. Rückblicke auf seine Persönlichkeit und Regierung.“ J. 1355 — 1378.“

Indem der Verf. von den Motiven zur Zurücknahme der Majestas Carolina und sofort von dem alten Rechtssystem in Böhmen Nachricht giebt, weiset er nach, daß da noch im 14. Jahrhunderts im Civil- und Criminalprocesse, der Zweykampf und das Loosen (hrebi) galt; und daß noch im 15. Jahrhundert in mancher Causa der Zmatek, (erro, confusio?) den Ausschlag gab. Zur Instruction des Processes konnte sich jede Parthey einen Kmetj (Schöffen) erbitten. Solcher lebenslänglicher Landeskmeten gab es zwölf; es waren unbesoldete, aber auch unabsetzbare Richter; und während die

freyen Grundbesitzer, sonst die natürlichen Gerichts-Beysitzer, die Malstätten immer weniger besuchten, und die parota (das Schwurgericht,) aufgegeben worden war; — geschah es wohl, daß mancher arme Kläger gegen einen reichen, und mit zahlreicher Verwandtschaft umgebenen Beklagten den Kürzern zog.

An die Stelle der zurückgenommenen Carolina ließen es sich die Stände gefallen, einzelne Statuta in die allgemeine Landtafel — ein musterhaftes Institut, auch zur Sicherung des Grundeigenthums — einzutragen.

Die Verschärfung des Gesetzes gegen Strassenraub und Diebstahl, wobey selbst das Begnadigungsrecht des Königs außer Anwendung gesetzt wurde, hatte die heilsamsten Folgen auch im Ritter- und Bürgerstande.

„Die Bemühungen des Kaisers, eine Reform des Clerus zu bewirken, sind für seinen Charakter und seine Zeit so bedeutsam, daß wir etwas länger dabey verweilen müssen:“

und man wird deßfalls, S. 357 u. f., dem Geschichtschreiber Dank wissen.

Die Erhebung Wenzels, des zweyjährigen Sohnes Karls zum Markgrafen von Brandenburg, commentirt der Verf. ganz freymüthig:

„es trat hier nur die Schwäche des Kaisers für sein Blut offen hervor, welche leider nicht ohne heillose Folgen bleiben konnte; denn sie schnitt die Möglichkeit einer vernünftigen und erfolgreichen Erziehung des Thronerben in vorhinein ab.“

Und später, wo von Karls Plan, die Kaiserherrschaft von Böhmen aus fortzusetzen, die Rede ist, sagt der Verf. unverholen:

„käme nach Karls IV. Tod wieder z. B. ein Wittelsbacher zum Besitze der höchsten Gewalt im Reiche, so war bey der Eifersucht aller benachbarten Mächte für die junge Größe Böhmens Alles zu fürchten. Eine solche Gefahr glaubte Karl um jeden Preis abwenden zu müssen, und leider setzte er den höchsten, den Preis seiner Ehre, auf diesen Erfolg.“ —

Ferner S. 397:

„Wenn er aber (Karl) um die nicht gesetzmäßige Wahl eines Minderjährigen zu rechtfertigen, behaup-

tete, daß junge Fürsten schon vermöge ihrer Erziehung früher reif an Geist werden, als die Söhne anderer Sterblichen, und wie man glauben dürfe, daß Gott ihnen solche Seelen verleihe, die ihrer Geburt gemäß und aufgeklärter, als andere seyen: so legte er damit — abermals — seine fast abergläubische Verehrung für sein Geblüt offen an den Tag; wodurch er sein Haus dem nahen Verderben selbst entgegen führte."

Karl starb am 28. Nov. 1378 auf dem Pragerschlosse, erst 63 Jahre alt. Er ist — so beginnt der Verf. das Resümé der Geschichte K. Karls IV.:

„der populärste König der jemals in Böhmen geherrscht hat. Bey dem Klange seines Namens erwärmt noch heutzutage jedes Böhmenherz, und jeder Mund überfließt von Dank und Verehrung gegen die Manen eines Herrschers, der in der Volksüberlieferung der Repräsentant der höchsten Blüthe und Wohlfahrt seines Vaterlandes geworden ist. Dagegen gilt er in der Reihe der deutschen Kaiser für einen der schwächsten und verrufensten; manche Schriftsteller scheinen nicht Worte genug finden zu können, um ihren Abscheu und ihre Verachtung gegen ihn auszudrücken" ꝛc.

In einer Note fügt der Verf. noch bey:

„Diese Mißstimmung gegen Karl ist vorzüglich zwey Schriftstellern zuzuschreiben, Math. von Neuenburg und J. D. Olenschlager."

Jener vulgo Albrecht von Straßburg bey Urstisius, ein wohlunterrichteter Zeitgenosse und eifriger Anhänger K. Ludwigs ꝛc. Dieser, in seiner erläuterten Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums ꝛc. Frankfurt 1755. —

„In neuerer und neuester Zeit haben wieder Schlosser in Heidelberg, Buchner in München, und der eckelhaft ins Breite und Blaue hineinräsonnirende Feßler am heftigsten und ungerechtesten über Karl sich ausgelassen" ꝛc.

Für all das Nützliche und Herrliche, was Karl für sein Böhmen gefördert und geschaffen, mag der böhmische Geschichtschreiber mit Recht ihn loben. Wenn aber, ihm gegenüber, der bayerische Forscher pragmatisch nachweiset, wie dem Staate Bayern und seiner Dynastie noch kein Reichsoberhaupt und kein Nachbarfürst, und zu keiner Zeit mehr geschadet,

als ein Karl IV. so kann man diesen bayerischen Geschichtschreiber wohl nicht tadeln, als hätte er an Karl IV. eine Ungerechtigkeit begangen.

Als wir diese Anzeige bereits geschlossen hatten, kam uns im VII. Bande der Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg, (1832 aus dem Ferdinandeum zu Innsbruck,) eine mit Urkunden belegte: „Berichtigung einer Stelle in des Kaisers Karl IV. Selbstbiographie in Beziehung auf die Herzogin Margaretha Maultausch," zu Gesicht, die, ihrer Gründlichkeit und Besonnenheit wegen, auch hier noch bemerkt zu werden verdient.

Man lernt hieraus den sonst ziemlich verunglimpften Charakter dieser Fürstin und manche Motive ihrer Handlungsweise auch von einer andern, von einer günstigern Seite kennen. Zwar äußert sich Hr. Palacky mit Discretion über diese Fürstin, und schreibt ihr nicht z. B. in frühester Jugend einen natürlichen Sohn Albert, wie K. Karl gethan haben soll, zu; wo jedoch anstatt filius offenbar frater zu lesen ist: inzwischen würde diese Abhandlung in der vom Hrn. Palacky S. 232, 235 — 245 angeführten historischen Literatur wohl auch ihren verdienten Platz gefunden haben, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre. — Noch eine andere Erörterung „von dem Herkommen des Bischofs Nicolaus von Trient," — ein Beleg von dem Bestreben des Hauses Luxenburg, sich von Böhmen aus, so lange als möglich in Tyrol und Friaul festzuhalten, ist gleichfalls in diesem VII. Bande des Ferdinandeums sehr schätzenswerth.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Fr. Tiedemann von den Duverney'schen, Bartholin'schen oder Cowper'schen Drüsen des Weibes und der schiefen Gestaltung und Lage der Gebärmutter mit 4 Tafeln. Heidelberg und Leipzig 1840. Fol.

II. Nuovi organi scoperti nel corpo umano da Filippo Pacini di Pistoia, Dottore in Med. e Chir. Pistoja 1840. 8. con tab. 2.

III. Lehrbuch der Physiologie für akademische Vorlesungen mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniß der Aerzte von R. Wagner. 1. Abth. Physiologie der Zeugung und Entwicklung; 2. Abth. Physiologie der Ernährung und Absonderung. Leipzig, 1839 — 40. gr. 8.

IV. Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie und Entwicklungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie und vergleichenden Anatomie. In 3 Abtheilungen. Mit 30 Kupfertafeln. 1839. gr. 4.

V. Icones zootomicae. Handatlas zur vergleichenden Anatomie nach fremden und eigenen Untersuchungen zusammengestellt von R. Wagner. Mit 35 Kupfertafeln. Leipzig 1841. fol.

VI. Dr. C. G. Carus Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Craniescopie mit 2 Tafeln. Stuttgart. 1841. 8.

I. Tiedemann handelt in oben angegebener Schrift zunächst über eine bedeutend große, paarige Drüse, welche mit ihren Ausführungsgängen in den Vorhof der Scheide des Weibes mündet. Duverney hat sie zuerst bey Kühen aufgefunden, weßwegen sie auch in vielen anatomischen Werken seinen Namen trägt; Bartholin aber wies sie am Weibe nach, und daher wurde sie auch Bartholin'sche Drüse genannt. Ein halbes Jahrhundert hindurch, wie der Verf. durch viele Belege erweist, waren diese Organe unter allen Anatomen eine bekannte Sache, und sie wurden häufig abgebildet und beschrieben; Haller aber, der sonst so tüchtige und genaue Forscher läugnete ihre Existenz und seitdem sind sie gänzlich in Vergessenheit gekommen, so daß ihrer auch in neuester Zeit, wo doch so häufig feinere Untersuchungen unternommen werden, mit Ausnahme von Guthie und Taylor von keinem Anatomen selbst nur dem Namen nach gedacht wurde. Tiedemann wurde im Jahre 1830 in Hamburg durch Dr. Fricke's Bemerkung, daß die in den Vorhof der Vagina sich mündenden (bisher so genannten) Schleimhölen in der Lustseuche sich entzündeten, krankhaft absonderten und daß selbst Geschwüre und Condylome in ihnen entstünden, auf diese Theile aufmerksam, und als er einen Zoll weit und darüber (was A. v. Haller ebenfalls gelang) eine Sonde in sie einbringen konnte, auf die Vermuthung gebracht, daß sie wohl nicht bloße Schleim absondernde Lakunen seyn möchten, und schritt nun zu ihrer Untersuchung an Lebenden und Leichen, woraus folgende Ergebnisse entsprangen.

Sie liegen zu beyden Seiten des Einganges in die Vagina von der Haut und dem constrictor cuni bedeckt, in vielem lockerem Zellgewebe, sind von fast bohnenförmiger Gestalt, 5 — 10 Linien lang, 2 1/2 — 4 1/2 Linien breit und 2 1/2 — 3 Linien dick, zeigen sich schon deutlich in Embryonen

und fehlen nur selten auf einer Seite oder auf beyden. Sie gehören zu den conglomerirten Drüsen; ihr Ausführungsgang mißt 7 — 8 Linien. Sie sondern (besonders reichlich während der Begattung) eine fadenziehende weißliche Flüssigkeit ab, welche man früher für weiblichen Samen erklärte, und scheinen Analoga der Cowper'schen Drüsen des Mannes zu seyn, besonders weil sie in der Regel nur bey den Weibchen solcher Thiergattungen zugegen sind, von welchen die Männchen Cowper'sche Drüsen besitzen.

In der zweyten Abhandlung über die schiefe Bildung und schiefe Lage der Gebärmutter faßt der Verf. einen von vielen Schriftstellern schon so oft berührten, aber noch nie erklärten Gegenstand auf, und behauptet, daß oft schon vor einer Schwangerschaft, ja schon in Embryonen eine schiefe Lage des Uterus bedingt sey, entweder durch wirkliche schiefe Form dieses Organes selbst, oder durch eine Asymmetrie der runden oder breiten Mutterbänder. Daraus geht hervor, daß man ein Schiefgestaltetseyn und ein Schiefliegen der Gebärmutter zu unterscheiden habe, Mißbildungen, welche beyde angeboren sind und Schwangerschaft eintreten lassen. Eine Veränderung der Lage des Uterus kann aber auch nach der Geburt erst entstehen durch Verkrümmungen der Wirbelsäule in der Lendengegend, bey Hinkenden durch die starke Neigung des Beckens, durch fehlerhafte Bildung des Beckens, durch starke Ausdehnung des Mastdarmes, durch Geschwülste an und im Uterus, den Ovarien und Eyleitern.

Ref. hat über beyde Gegenstände Beobachtungen anzustellen schon öfters Gelegenheit gehabt und überzeugte sich, daß die Duverney'schen Drüsen beym Weibe immer vorhanden, leicht zu präpariren und an Gestalt bedeutend verschieden sind. Meistens stimmen sie mit der vom Verf. gegebenen Beschreibung überein, manchmal aber zerfallen sie auf einer oder auch auf beyden Seiten in zwey Lappen und der Ausführungsgang entspringt dann entsprechend mit zwey Schenkeln, welche bald früher bald später mit einander verschmelzen. Letzterer ist meistens (hier ist nur von Leichen die Rede) mit zäher, schleimiger klarer Feuchtigkeit ganz strotzend angefüllt und seine Mündung in den Vorhof der Scheide bald sehr weit, bald so versteckt und klein, daß man sie von außen auch bey der genauesten Untersuchung nicht finden kann.

Ueber schiefe Lage des Uterus erlaubt sich Ref. nur einen Fall, den er vor Kurzem beobachtete zu erzählen. Bey einem Mädchen von 23 Jahren, das am Nervenfieber gestorben war, fand sich der Uterus ganz aus der Mittellinie auf die linke Seite der Beckenhöhle gerückt, war mit dem Halse gerade nach abwärts gerichtet und bildete fast einen Winkel mit der Vagina, welche wieder in die Medianlinie herüberbog. Eine Verkrümmung in diesen Theilen schien nicht angeboren gewesen zu seyn, denn nachdem das Bauchfell abpräparirt war, ließen sie sich ohne allen Zwang in die normale Lage bringen. Die Ovarien waren sehr lang gezogen, schmal und dünn, dabey aber mit vielen reifen Graaf'schen Follikeln versehen: im linken Eyerstocke befanden sich mehrere corpora lutea; das Hymen war zerstört, die carunculae myrtiformes sehr groß; Schwangerschaft hatte jedoch nie statt gefunden.

II. Die in dieser Schrift erörterten neuen Organe gehören nach des Verfassers Untersuchungen dem Nervensysteme an. Sie finden sich bey Embryonen eben so, wie bey Erwachsenen, stehen meistens in großer Anzahl beysammen, und sind in der Regel ovale, weißliche, durchscheinende Körperchen von 1 1/2 — 2 Millimeter im größten Durchmesser. Auf einen schwarzen Grund gelegt erscheinen sie halbdurchsichtig mit einer opaken Linie in ihrem Längsdurchmesser. Mit dem Nerven hängen sie durch einen mehr oder weniger gekrümmten, langen und feinen Strang zusammen, der desto mehr in seinem Durchmesser abnimmt, je mehr er dem Nerven sich nähert; manchmal verschmelzen die Stränge von zwey solchen Organen mit einander, ehe sie den Nerven erreichen. Der Strang scheint bis in die Mitte seines Organes, konisch sich zuspitzend, zu dringen. Die Organe selber zeigen bey hinreichender Vergrößerung eine bedeutend große Anzahl concentrischer, dem Längsdurchmesser nachlaufender Linien, die mit Längslinien, welche öfters sehr deutlich im Strange zu sehen sind, im Zusammenhange stehen und davon herrühren, daß Organ und Strang aus concentrischen Schalen gebildet werden; zwischen

je zwey Schalen ist ein Raum, den eine sehr durchsichtige Flüssigkeit ausfüllt; am freyen Ende der Organe aber sind die verschiedenen Schalen durch ein Ligament mit einander verbunden, welches sich von der äußeren Schale durch alle inneren gegen das konische Ende des Stranges hinzieht.

Constant kommen diese neuen Organe vor in der vola manus und planta pedis und stehen immer im Zusammenhange mit den Aesten, welche vom nerv. cubitalis, medianus, plantaris ausgehen. In den Winkeln zwischen den Fingern finden sie sich in Partien von 2 — 6 und mehreren Stücken angehäuft und man zählt ihrer an einer Hand 60 — 200. Ueberdieß kommen sie auch, aber so constant nicht, an anderen Nerven vor, z. B. am plexus sacralis, nervus cruralis, an den Hauptnerven des Ober- und Vorderarmes, im plexus epigastricus; bey Leuten von sogenanntem nervösem Temperamente und beym Weibe sind sie in der Regel am größten.

Ihre Bedeutung betreffend, erklärt sich der Verf., daß jedes von ihnen einer galvanischen Säule gleiche, weil sie aus concentrischen Schalen, die einen mit Flüssigkeit gefüllten Raum zwischen sich lassen, bestehen und meynt, daß sie am besten mit den elektrischen Organen der Rochen zusammen zu stellen seyen.

Ref. hat diese neuen Organe auch aufgesucht und kann des Verf. Angaben über ihre Vertheilung, Quantität und äußere Form vollkommen bestätigen; ihr innerer Bau aber ist ihm etwas anders vorgekommen, als Pacini ihn beschreibt. Zunächst hat Ref. sich überzeugt, daß der Strang, durch welchen die Organe mit den Nerven zusammenhängen, kein besonderes, aus concentrischen Schalen bestehendes Gebilde, sondern ein — freylich etwas vom Gewöhnlichen abweichender — Nervenast sey; man kann ganz deutlich die Primitivfasern verfolgen, wie sie sich vom Nerven ablösen und in den Strang fortgehen, anfänglich, kurz nach der Trennung vom Nerven wie gewöhnlich ganz enge an einander liegen, gegen das Organ hin aber durch eine zwischen sie tretende, unbestimmt körnige Masse aus einander gedrängt werden. Diesem letzten Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß der Strang, wie der Verf. ganz richtig bemerkt, am Organe dicker ist, als am Nerven. Die Nerven-Primitivfasern des Stranges weichen aber weniger unter sich von einander: sie scheiden sich vorzugsweise in zwey Bündel, die bis in die Mitte des neuen Organes hinein verfolgbar sind, dort bogig mit einander sich verbinden, und dadurch sich neuerdings als Nervenfaserbündel charakterisiren: denn daraus geht klar hervor, daß der eine der beyden Bündel aus hin-, der andere aus zurücklaufenden Primitivfasern bestehe, welche in der Mitte des Organes die gewöhnliche Umbiegungsweise zeigen.

Pacini's Deutung dieser Organe ist offenbar fehlgegriffen und ohne Werth; vielleicht sind sie im Nervensysteme das, was die arteriae helicinae im Gefäßsysteme vorstellen.

(Schluß folgt.)

A List of the Genera of Birds, with their Synonyma and an indication of the typical species of each genus. By George Robert Gray. Second Edition, revised, augmented and accompanied with an Index. Lond. 1841. XII u. 115 S. gr. 8.

Die erste Ausgabe von Gray's Verzeichniß der Vögelgattungen, welche 1840 erschien, war so schnell vergriffen, daß binnen Jahresfrist eine zweyte ihr nachfolgte. Schon dieser Umstand deutet darauf hin, daß sie einem wesentlichen Bedürfnisse in der Ornithologie entsprochen haben mag, und in der That ist es so. Die allgemeine und lebhafte Theilnahme, welche das Studium dieser Klasse seit zwanzig Jahren gefunden, hat zugleich, neben großartigen Fortschritten in der Kenntniß der Arten und in ihrer artistischen Darstellung, auf den Abweg geführt, die alten Gattungen in eine Fülle neuer zu zersplittern. Solche Versuche, theils weil sie von Verschiedenen gleichzeitig erfolgten, und also der Eine mit seiner Nomenclatur auf den Andern keine Rücksicht nehmen konnte, theils weil Manche sich in einer neuen Namengebung

gefielen, und daher die älteren Benennungen nicht berücksichtigen mochten, theils auch weil vorhandene Namen in einer modifizirten Bedeutung gebraucht wurden — solche Versuche mußten nothwendig aus der ornithologischen Nomenclatur ein Labyrinth machen, in dessen Irrgängen nur der genau Eingeweihte sich zurecht finden konnte, der Neuling aber frühzeitig von einem tiefern Eindringen abgeschreckt wurde.

Diesem argen Uebelstande half nun Gray's Verzeichniß zum großen Theile ab, indem er in systematischer Ordnung die Gattungen aufzählte, und jeder die meist zahlreichen Synonyme unterordnete. Nur ein großes Hauptgebrechen blieb bey seiner Arbeit, nämlich der Mangel eines Registers. Wer nicht schon im Voraus ohngefähr den Platz wußte, wo ein ungewöhnlicher Name seine Stelle im Systeme haben mochte, der konnte in diesem Verzeichnisse sich müde suchen, bis er ihn auffand. Diesem Mißstande ist in der zweyten Auflage durch ein Register abgeholfen, das nicht weniger als fast 13 Seiten in drey neben einander fortlaufenden Spalten ausfüllt und nahe an 2000 Gattungsnamen aufzählt. Außer dieser schätzbaren Zugabe sind eine Menge Verbesserungen in der Angabe der Synonyme dieser neuen Auflage einverleibt.

Als obersten Grundsatz in der Auswahl der mancherley Namen, mit welchen eine und dieselbe Gattung belegt werden soll, macht Gray die Priorität geltend, und er befolgt ihn mit solcher Consequenz, daß er den ältesten Namen auch dann vorzieht, selbst wenn dieser fehlerhaft gebildet ist. Bey aller Achtung vor der Priorität ist Ref. jedoch der Meinung, daß jedes Recht, so auch dieses, nur innerhalb gewisser Gränzen sich geltend machen kann. Namen, die grammatisch fehlerhaft construirt sind, kann man einem auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machendeu Naturforscher nicht aufdringen; er müßte bey ihrem Gebrauche vor jedem Anfänger in den klassischen Sprachen erröthen. Die Sprachgesetze sind noch weit älter als alle naturhistorische Nomenclatur, und wer daher das Recht der Priorität so hoch stellt, muß vor Allem die uralten Sprachgesetze gegen die neumodischen Namens-Constructionen in Schutz nehmen. In dieser Beziehung rathen wir ernstlich, die alten Linneischen Regeln in der Philosophia botanica zu Herzen zu nehmen und genau zu befolgen.

Wie bedeutend sich die Anzahl der Gattungen gemehrt hat, sieht man aus nachstehenden Angaben: Linné zählte (im Jahre 1766) 14, Latham (1790) . . . 101, Illiger (1811) . . . 147, Vieillot (1816) . . . 273, Cuvier (1817) . . . 280, Bonaparte (1831) . . . 561, Swainson (1837) . . . 623 Gattungen. Gray nimmt 800 an, wobey er bemerkt, daß er nicht alle adoptirt, die in seiner Liste aufgeführt sind.

Die Zahl der Arten hat sich in folgender Progression vermehrt:

Jahr	Autor	Arten
1735	Linné	117
1766	„	947
1790	Latham	2951
1823	Vieillot	3828
1831	Bonaparte	4099

Gray schätzt die bekannten Vögelarten auf ohngefähr 6000.

Nachdem der in der ornithologischen Literatur ganz heimische Verfasser uns mit einer so dankenswerthen Zusammenfassung der Sononyme beschenkt hat, könnte er ein noch größeres Verdienst sich erwerben, wenn er dieser Vorarbeit eine kritische Auseinandersetzung und Beschreibung aller in seiner Liste genannten Gattungen nachfolgen ließe.

Eine solche Arbeit würde ihm nicht schwer werden, als er die Vorarbeiten dazu bey seiner Revision der Synonymik ohnedieß bereits ausführen mußte. Nothwendig würde es aber auch seyn, bey jeder Gattung entweder ihre sämmtlichen Arten, oder doch wenigstens ihre hauptsächlichsten anzugeben, indem man sehr häufig durch die bloß generischen Merkmale — wegen ihrer Unbedeutsamkeit — nicht mit Sicherheit zu den Arten hingeführt wird. Könnte aus einem solchen Werke eine vollständige Species avium werden, so wäre freylich hiemit einem Hauptbedürfnisse in der ornithologischen Literatur abgeholfen. Der Verf. hat es bereits gezeigt, daß er eine solche Aufgabe ehrenvoll zu lösen vermöchte.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Fr. Tiedemann von den Duverney'schen, Bartholin'schen oder Cowper'schen Drüsen des Weibes ꝛc.

(Schluß.)

III—V. Die drey oben angegebenen Werke von R. Wagner sind als Beyträge zur Verständniß des Menschen zu betrachten, welche mit den früher erschienenen Werken des Verf. innig zusammenhängen. Physiologie und vergleichende Anatomie haben unter seiner gedeihlichen Pflege wesentliche Fortschritte gemacht und durch die kurze, leicht faßliche Zusammenstellung seiner Forschungen mit den fremden früheren und gleichzeitigen sind obige schätzbare Werke entstanden, die auch dadurch sich auszeichnen, daß sie mit einer geziemenden Eleganz der Ausstattung einen sehr mäßigen Preis vereinigen und dadurch dem Publikum, für welches sie bestimmt sind, leicht zugänglich werden.

Das erste Heft der Physiologie, welches am meisten eigene Forschungen des Verf. enthält, beginnt mit der mikroskopischen und chemischen Analyse des männlichen und weiblichen Zeugungsstoffes, gibt dann morphologische Betrachtungen der Geschlechtstheile, eine Phänomenologie der Zeugung, die Entwicklungsgeschichte des Eyes und zuletzt noch eine Histogenesis. — Alle diese Theile sind durch beygefügte Vergleichung der entsprechenden Vorgänge bey Thieren erläutert, bestätiget und ergänzt.

Das zweyte Heft handelt von der Blutflüssigkeit überhaupt und ihren einzelnen Bestandtheilen insbesondere, vom Kreislauf des Blutes und den Gefässen, von der Verdauung, vom Athmen, von der Absonderung, Aufsaugung und Ernährung und ist im Ganzen nach demselben Plane ausgeführt wie das erste.

Das erste Heft der Icones physiologicae liefert Abbildungen für die Materien, welche im ersten Hefte des Handbuches abgehandelt werden, nebst kurzer Erklärung der Figuren. Es enthält zwölf gut gestochene Kupfertafeln mit vielen zum Theile nach Originalzeichnungen ausgeführten Figuren. Das zweyte Heft entspricht in seinem Inhalte dem zweyten Hefte des Handbuches, zählt acht Tafeln mit Erklärung, und enthält manches Neue, das der Verf. hier zum Erstenmale publicirte. Das dritte Heft, das aus zehn Tafeln mit kurzer Erklärung besteht, ist der Physiologie der Empfindung und Bewegung gewidmet; auch dieses enthält sehr viele Originalfiguren.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es diesem Werke an Vollständigkeit mangelt, daß viele schwierig aus Beschreibungen zu verstehende Objecte auf den Tafeln nicht dargestellt sind; wenn man aber bedenkt, wie groß ein vollständig zu nennendes Werk dieser Art seyn müßte, wie sehr es dadurch auch im Preise steigen und gerade dem Publikum, welchem es am meisten nützen sollte, unzugänglich würde, wenn man bedenkt, daß es bey dem gegenwärtigen Stande der Physiologie, wo jeder ihrer Theile in rascher Evolution begriffen bald so bald anders sich zeigt, kaum möglich ist, ein vollständiges Werk dieser Art zu fertigen, so bleibt es doch immer ein Verdienst des Verf., viele der wichtigsten Objecte in getreuen Abbildungen hier neben einander gestellt und dadurch dem Anfänger das Studium der Physiologie sehr erleichtert zu haben.

Der zootomische Atlas beginnt mit den Wir-

belthieren, auf welche die skeletlosen Thiere folgen. Von der ersten Reihe sind zuerst die Skelettheile der Säugethiere, dann ihre Verdauungs- und Zeugungsorgane, ihr Nervensystem dargestellt. Den Säugethieren sind die Vögel angereiht, von denen wieder zuerst die Skelettheile, dann Digestionsapparat, Organe des Kreislaufes, Geschlechtstheile, Gehirn, Sinnes- und Bewegungsorgane abgebildet sind. In derselben Weise nimmt der Verf. auch die Amphibien und Fische durch. Taf. 23 — 35 sind den wirbellosen Thieren eingeräumt und hier findet sich vieles Neue, besonders über Cephalopoden (Chromophoren), Medusen (Nesselorgane) und Polypen (Geschlechtsverhältnisse), was der Verfasser vorher zum Theile nur als Nachricht in Frorieps neuen Notizen, zum Theile in seinem Prodromus des zootomischen Handatlasses: „über den Bau der Pelagia noctiluca und die Organisation der Medusen, Leipz. 1841," welcher Tab. 33 des Atlasses mit ausführlicher Beschreibung enthält, bekannt gemacht hatte. Das Ganze gibt eine schöne Uebersicht über die Hauptformen in der Organisation der Thiere. Der Text ist einfache Kupfererklärung.

VI. Carus theilt das ganze Gehirn in drey Massen: 1) in vordere Hirnmasse (großes Gehirn); 2) in mittlere (Vierhügel) und 3) hintere Hirnmasse (kleines Gehirn), so daß diese Eintheilung mit der des Schädels in einen Vorder-, Mittel- und Hinterhauptswirbel zusammentrifft. Die erste Hirnmasse ist vorzugsweise Organ des Erkennens, die zweyte Organ des Fühlens, die dritte Organ des Wollens, und die vorherrschende Entwicklung des einen dieser Theile wird auch auf vorzugsweise Entwicklung der ihm zugeschriebenen Fakultät deuten. — Darin liegt dem Verf. der Schlüssel zur wahrhaften auf physiologische Grundsätze gestützten Cranioscopie, weßwegen sich auch im Baue des Kopfes nicht einzelne moralische Eigenschaften, sondern nur die wesentlichen Aeußerungen des psychischen Lebens — Erkennen, Fühlen und Wollen erkennen lassen. Der Verf. geht dann auf die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht, zwischen den einzelnen Menschenracen ein und schließt diese Betrachtungen mit dem Bemerken, daß zwar durch besondere Sorgfalt die eine oder andere Sphäre auch bey natürlich geringer Anlage mehr ausgebildet, aber die Genialität in diesen nicht erworben werden könne, sondern schon in der Organisation bedingt seyn müsse.

Um die Maaße eines Schädels genau anzugeben, sind erstlich drey Querdurchmesser nothwendig: man mißt die Breite der drey Schädelwirbel a) die Breite der Stirne gegen die Kranznath hin, b) die Entfernung des einen Scheitelbeinhöckers von dem andern, c) die Breite des Hinterhauptes an den beyden untern Enden der Lambdanath. Um die Höhe zu messen, gehe man von dem äußeren knöchernen Gehörgange aus a) zur höchsten Wölbung der Stirne, b) zur höchsten Wölbung der Scheitelbeine in der Pfeilnath, c) zur stärksten Wölbung des Hinterhauptsbeines. Die Länge des ersten Wirbels findet man durch Messung der Entfernung der Nasenwurzel vom Anfange der Pfeilnath, die Länge des zweyten durch Messung der Länge der Pfeilnath, die Länge des dritten durch Messung des Abstandes des obersten Theiles der Lambdanath vom hinteren Rande des Hinterhauptloches.

Außer diesen Dimensionen ist noch die Entwicklung des Auges und des Gehörorganes zu berücksichtigen, welche bald in dem einen, bald in dem anderen so überwiegend hervortritt, daß man die Menschen überhaupt in Augen- und Ohrenmenschen eintheilen könnte. Um die Entwicklung des Gesichtssinnes zu messen, mißt man von der Insertion des Jochbeines am Stirnbeine der einen Seite zur anderen: wo dieser Durchmesser sehr groß ist, dort ist auch der Gesichtssinn sehr hervorstechend und solche Individuen sind muthig, offen, rasch in das Leben eingreifend, leicht zu unterrichten, orientiren sich leicht. Der zweyte Durchmesser ergibt sich, wenn man die Breite des Kopfes in der Gegend der Schläfenbeine oberhalb des Einganges zum Gehörgange mißt; wo dieser sehr groß ist, ist der Gehörsinn vorherrschend, und solche Menschen sind mehr in sich gekehrt, nachdenkend, mehr zu göttlichen Dingen gewendet, poetisch, oder in anderer Richtung auch furchtsam, faul, verheimlichend, schwärmerisch ꝛc.

Zur Vervollständigung der Maaße sind noch zwey Messungen nöthig: a) die Länge der Nase, von der Nasenwurzel bis zur Spitze des Nasen-

knorpels, b) die Länge des ganzen Skeletes vom Scheitel bis zur Ferse. Ersteres Maaß ist deßwegen nöthig, weil die Nase ungefähr eben so das vordere Ende der Wirbelsäule ausmacht, wie der Schwanz das hintere; die Länge des ganzen Körpers aber ist deßwegen nöthig, weil größere Länge und Stärke des Skeletes auch mit stärkerer Ausbildung verbunden ist.

Beym Abnehmen der Maaße müssen alle äußeren nicht wesentlichen Momente, krankhafte Veränderungen am Schädel und dem übrigen Skelete z. B. Krümmung der Wirbelsäule, Veränderung der Schädelform in Folge von Druck gehörig berücksichtiget werden.

Zum Messen bedient sich der Verf. eines Tasterzirkels mit Stellschraube; zur Messung der Nase aber eines gewöhnlichen Zirkels.

Aus allen diesen Maaßen können aber nie Schlüsse auf einzelne Fähigkeiten und moralische Eigenschaften gezogen werden, sondern nur auf die geistige Beschaffenheit überhaupt. Die bisherige Meinung, es gäbe am Schädel eine Region, in welcher die moralisch schlechten Eigenschaften, und eine andere, in welcher die moralisch guten ihren Sitz haben, ist nicht haltbar, da die uns eingebornen Triebe und das Begehren nach ihrer Befriedigung und die Kraft des Willens an und für sich deßhalb noch nicht etwas Böses sind, weil sie falsch geleitet und gebraucht, die höhere Natur in uns zerstören und Elend unter den Menschen verbreiten können; unedle und schlechte Eigenschaften werden sie nur dadurch, daß ihr Gegengewicht, welches eben in der höheren Intelligenz gegeben seyn und wodurch die richtige Anwendung und Uebung jener Vermögen geleitet werden soll, unentwickelt und unwirksam bleibt. Aus der Kopfbildung kann daher nur auf die moralischen Anlagen ein Schluß gezogen werden.

Die Deutungen der einzelnen Formen des Schädels wären nun folgende. I. Vorderhauptwirbel: Region der Intelligenz. Vom Erkenntnißvermögen kann man zweyerley Arten unterscheiden: eines, welches mit besonderer Schärfe in die Sonderung aller aufgenommener Vorstellungen und Begriffe eingeht, welches zum tiefen Nachdenken und

Philosophiren geeignet macht — und dann ein Erkenntnißvermögen, welches mit klarem, gesundem Verstande die Gegenständlichkeit der Vorstellungen auffaßt und die letzteren in ihrer Beziehung auf das subjective Daseyn beherrscht. Die erstere Anlage drückt sich im vorderen Schädelwirbel ziemlich allgemein durch stärkere seitliche Gegensetzung, die zweyte durch geringe seitliche Gegensetzung, aber stärkere mittlere Entwicklung aus und die Stirne des Denkers, des tiefen Philosophen wird daher nach beyden Seiten mehr gewölbt seyn, während die Stirne des rein gegenständlich auffassenden Künstlers und Geschäftsmannes gewöhnlich mehr Wölbung in der Mitte zeigt. II. Mittelhauptwirbel; Region des Gemüthes. Auch hier kann man wieder zwey Richtungen unterscheiden: das Gefühl (Neigung und Abneigung, Affecte, Leidenschaften) und das Gemüth; ersterer Richtung entspricht eine größere Ausdehnung des zweyten Schädelwirbels in die Breite, letzterer eine größere Ausdehnung desselben in die Höhe. Ein niederes Mittelhaupt mit starker Ausdehnung in die Breite deutet daher auf eine rohere, materiellere Leidenschaftlichkeit, wogegen ein hohes Mittelhaupt sich gerne bey Schwärmern findet.

III. Hinterhauptwirbel; Region des Willens und Begehrens. Da diese Seelenrichtung mehr objectiv ist, so findet nur in der Beziehung ein Unterschied statt, daß der Wille einmal Ausdruck höherer individueller Einheit, ein andermal nur durch niedere Lebenssphären bedingte Begehrung gewisser Aeußerlichkeiten ist. Der ersten Richtung entspricht die Ausdehnung dieses Wirbels nach der Höhe, der zweyten die Ausdehnung desselben nach der Breite; bey letzterer Form des Schädels herrschen die niederen Triebe vor, insbesondere die der Sexualität; bey ersterer Form aber Willensstärke und Festigkeit überhaupt.

Uebrigens kömmt die ganze Form des Schädels in Betracht; je schöner, harmonischer und reiner sich seine Wölbung darstellt, desto schöner muß die psychische Entwicklung seyn; je unebner und ungleicher aber die Wölbung, desto roher die psychischen Zustände.

Dieser jedenfalls höchst interessanten, lichtvoll und nüchtern durchgeführten Abhandlung fügt der Verf. noch drey Anhänge an, von denen ersterer eine Tabelle über sechzehn verschiedene Kopfformen enthält, welche theils als Beyspiel dient für die Ausmessung verschiedener Schädel, theils als Beyspiel, wie man die Tabellen darüber am zweckmäßigsten anlegt. Der zweyte Anhang enthält ausführliche Erklärung der Tafeln und der dritte eine von Prof. Ritschel gegebene Anweisung zu vollständiger Abformung eines menschlichen Schädels.

Dr. M. Erdl.

The last age of the church. By John Wyclyffe. Now first printed from a manuscript in the university library, Dublin. Edited with notes by James Henthorn Todd, D. D. Fellow of Trinity college and treasurer of H. Patriks Cathedral. Dublin at the university prest. 1841. 12. CIV.

Bey Männern, deren Auftreten in der Geschichte von besonderer Bedeutung und nachtheiligen Folgen war, ist nicht blos was sie thaten, sondern auch wie sie dazu kamen, so zu handeln, eine für den Historiker höchst wichtige Erörterung und jeder Beytrag, welcher das Dunkel einer solchen Frage zu lichten vermag, eine willkommene Erscheinung. Als solche begrüßen wir denn auch das vorliegende kleine Werkchen, durch welches wir mit der ersten Schrift Wicliffs i. J. 1356, und damit zugleich mit dem Zusammenhange bekannt werden, in welchem er seiner ganzen ersten Geistesrichtung nach mit dem berühmten Abte Joachim von Fiore in Calabrien stand. Wir überlassen es den Kirchenhistorikern den ganzen Werth dieser Thatsache zu ergründen. Uns genügt, darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie dadurch Wicliffe als ein Glied jener großen Kette erscheint, welche von dem ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zum Theil als

strenge, ascetische Partey, zum Theil als offene Opposition sich bis tief in das fünfzehnte Jahrhundert hineinzieht, bis die durch die großen Concilien ausgehende Bewegung auch diese Bestrebungen verschlang. Da der Charakter Wicliffs wegen der noch nicht stattgefundenen Ausscheidung seiner ächten Schriften von den apokryphen bekannter Massen noch zu den historischen Problemen gehört, wird diese Schrift — wenn die herrschend gewordene Skeptik nicht auch gegen sie sich richten sollte — wohl von Vielen sehr dankbar aufgenommen werden.

Höfler.

Die Reihenfolge der Elemente bey den Versetzungen mit und ohne Wiederholungen aus einer oder mehreren Elementen-Reihen und ihre Anwendung auf Wahrscheinlichkeits-Rechnung, nebst einer Berechnung des Vortheils der Bank bey dem Pharao, mit fünf Tabellen. Von Dr. L. Oettinger, ord. öff. Prof. d. Math. an der Universität Freyburg i. B. Freyburg, Universitäts-Buchdruckerey der Gebrüder Groos. 1841.

In §. 1. S. 1 — 12 behandelt der Verf. folgendes Problem: Die Versetzungen mit Wiederholungen aus den Elementen $a_1, a_2, a_3 \ldots a_m$ zur pten Klasse werden gebildet. Wie groß ist die Anzahl derjenigen Gruppen, worinn wenigstens k Elemente in der natürlichen Ordnung ihrer Stellenzahlen hinter einander erscheinen? Die Ableitung eines Spezialfalles des eben genannten allgemeinen Problems, Nr. 20. S. 11 verdient besonders beachtet zu werden, da der Verf. denselben durch die Combinationslehre auf eine einfache Weise erhielt, und es derselbe Fall ist, welchen Laplace durch Integration und J. Trembley mittelst der Methode der wiederkehrenden Reihen mit Darlegung großer Gewandtheit im höhern Calcul entwickelten. Die Note zu diesem Spezialfall beschließt der Verf. mit der Bemerkung, daß die Vergleichung der hier gegebenen Resultate mit den von Laplace und J. Trembley mitgetheilten zeigen dürfte, daß in vielen Fällen die Combinationen Mittel bieten, die Probleme nicht nur allgemeiner, sondern auch einfacher zu behandeln.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Verhandelingen over de Natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche Overzeesche Bezittingen, door de Leden der Natuurkundige Commissie in Oost-Indie en andere Schrijvers. Zöologie. Leiden. 1840—1841. N. 3, 4, 5. fol.

Die Herausgabe der Abhandlungen über die Naturgeschichte der holländischen Besitzungen in Indien hat einen erfreulich raschen Fortgang. Seit unserer ersten Anzeige in diesen Blättern (Bd. XII. S. 345) sind uns von der zoologischen Abtheilung bereits wieder 3 Hefte zugekommen, von denen das 3te Heft ausschließlich den Insekten gewidmet, Nr. 4 und 5 den Wirbelthieren bestimmt sind. Wir knüpfen zunächst an letztere an, da unser früherer Bericht bey diesen stehen geblieben ist.

Der Text des 4ten Heftes bringt die Fortsetzung und den Beschluß von S. Müllers und Schlegel's Abhandlung über den Drang-Utan. Zuerst ist noch von den großen Veränderlichkeiten in der Form der Augenhöhlen und besonders der Nasenbeine die Rede, welche Verschiedenheiten sämmtlich keine spezifische, sondern nur individuelle Bedeutung haben. Dasselbe gilt von den Farben-Abänderungen, wie auch vom Vorkommen des Nagels an den Hinterdaumen, der ohne an Alter und Geschlecht sich zu binden, bald vorhanden ist, bald fehlt, oder gar an dem einen Daumen deutlich ausgebildet ist, während er dem andern ganz abgeht. Das größte Exemplar, das die Verfasser ausmaßen, hatte in ausgestreckter Lage vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen eine Länge von 1,5 Ned. el., in aufrechter Stellung eine Höhe von 1,25.

Vom Namen wird bemerkt, daß derselbe Drang-Utan heissen müsse, abgeleitet von Drang, Mensch, und Utan oder Hutan, Busch, Wildniß; daß aber die gewöhnliche Schreibart Drang-Utang falsch sey, indem Utang Schuldner bedeute, was hier keinen Sinn habe.

Höchst interessant ist, was S. Müller nach seinen eignen Erfahrungen über das Vorkommen und die Lebensweise des Drang-Utans mittheilt; um so wichtiger als hier zum erstenmale ein getreuer, von alten fabelhaften Sagen gereinigter Bericht hierüber gegeben wird, so daß wir nicht umhin können, einen kurzen Auszug hier vorzulegen.

Der Drang-Utan ist unter allen indischen Affen der mindest zahlreiche. Selbst in den Gegenden, wo er noch am häufigsten gefunden wird, ist er gleichwohl eines der seltensten Thiere des Landes. Auf Borneo wie auf Sumatra kommt er nur in niedrigen flachen Strecken, niemals in bergigen vor. Er bewohnt die großen sumpfigen Waldungen von der Küste an bis weit in das Land hinein. Auf Sumatra, wo nur der östliche Theil große Waldungen darbietet, sieht man ihn daher auch nur auf dieser Seite und zwar mehr in ihrer nördlichen Erstreckung. Weiter verbreitet und daher besser gekannt ist der Drang-Utan auf Borneo.

Obschon der jung eingefangene sehr bald zahm und vertraulich wird, so ist von Natur aus doch dieses Thier ungemein wild und scheu und meidet die Nachbarschaft des Menschen. Der Drang-Utan besitzt eine beträchtliche Stärke, doch macht er aus Mangel an Muth selten von ihr Gebrauch zu seiner Vertheidigung gegen den Menschen; er legt bey solchen Gelegenheiten, zumal wenn auf ihn geschossen wird, viel Angst und Furcht an den Tag,

trachtet anfänglich sich zu verstecken, wenn ihm aber solches nicht gelingt, sucht er gemeiniglich sein Heil in der Flucht durch die höchsten Wipfel der Bäume. Die Dajakker erzählen jedoch, daß alte Männchen, wenn sie bloß mit Pfeilen verwundet wurden, bisweilen die Bäume verlassen und wüthend über den Schützen herfallen, der zwar eiligst die Flucht ergreift, mitunter aber doch eingeholt und erwürgt wird.

Außer der Paarungszeit leben die alten Männchen meist allein; die unausgewachsenen dagegen und auch die alten Weibchen findet man öfters zu zwey oder drey beysammen. Der junge Drang = Utan scheint lange unter mütterlicher Aufsicht zu bleiben, und obschon direkte Beobachtungen mangeln, kann man doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er 10 — 15 Jahre zur vollen Entwicklung braucht, und 40 — 50 Jahre alt wird.

Er zeigt wenig Rührigkeit, selbst nicht in den jüngern Lebensjahren. Der Hunger allein scheint ihn zur Bewegung anzutreiben; ist dieser gestillt, so begiebt er sich wieder zur Ruhe. Lange bleibt er auf einem und demselben Fleck und läßt nur bisweilen seine tief brummende Stimme hören. Bey Tage befindet er sich meist auf hohen Bäumen und klettert von einem Wipfel zum andern; nur selten betritt er den Grund, wenn er nicht vor hohem Alter unfähig wird, Bäume zu ersteigen. Die Nacht bringt er selten auf dem Gipfel eines hohen Baumes zu, wahrscheinlich weil es ihm da zu windig und kalt ist, sondern sucht dazu die dichtbelaubte Krone eines niedrigen Baumes auf, bisweilen auch einen großen Farn- oder Orchideen-Strunk, die parasitisch auf riesenhaften Bäumen wachsen. Wo er aber auch sein Nachtlager aufschlagen mag, immer bereitet er sich dazu eine Art Nest. Kleine Aeste und Blätter werden um den auserwählten Fleck zusammengetragen, kreuzweise übereinander gelegt und zu größerer Sanftheit öfters noch mit großen weichen Blättern von Farn, Orchideen, Pandanus fascicularis, Nipa fruticans u. s. w. austapezirt. S. Müller sah mehrere solcher Schlafstellen, die alle 10 — 25 Fuß hoch über dem Boden waren, und einen runden Umfang von 2 — 3 Fuß Durchmesser hatten. So lang es Tag ist, sitzt der Drang-Utan zwar aufrecht, aber so zusammen geduckt, daß man ihn auf den ersten Anblick nicht für das große Thier hält, das er in der That ist. Während der Nacht scheint er gewöhnlich zu liegen und zwar hauptsächlich auf dem Rücken. Bey kalter, windiger oder regnerischer Witterung bedeckt er sich während des Nachts gewöhnlich mit Blättern, besonders legt er sich diese gerne in Menge über den Kopf, woher wahrscheinlich die Sage entstanden seyn mag, daß sich diese Thiere auf Bäumen Laubhütten erbauen. Durch die Gewohnheit liegend zu schlafen, was auch die eingefangenen thun, und sich dazu eine Art von Bett zu bereiten, unterscheidet sich der Drang = Utan vor allen andern indischen Affen.

Die Weise, in welcher er Bäume besteigt und in ihren Wipfeln herumklettert, hat, was seine Ruhe und Vorsicht als den Gebrauch seiner Gliedmassen betrifft, mehr Aehnlichkeit mit einer menschlichen Handlung als dieß bey andern Affen der Fall ist. Während er mit seinen langen Vorderarmen große Stämme umfaßt oder nach höhern Aesten greift und seinen Körper nachzieht, dienen ihm die Hinterhände dabey zur Unterstützung und Festhaltung. Bisweilen rastet er eine geraume Zeit nur auf diesen letztern. Ohne den freyen Gebrauch beyder Hinterhände scheint der Drang-Utan nur sehr mühsam klettern zu können; die Lähmung eines Hinterbeines wenigstens hindert ihn weit mehr als andere Affen. Besser erträgt er noch den Mangel eines Vorderarmes, in welcher Beziehung er sich also erheblich von den Gibbons unterscheidet, bey deren Bewegungen die Hinterbeine nur eine untergeordnete Rolle spielen, indem sich diese Thiere, selbst auf der Flucht, allein mit den Vorderhänden anklammern und so hangend sich von Ast zu Ast, und von Baum zu Baum fortschleudern. Diese Kletterweise ist dem Drang = Utan völlig fremd und er besitzt selbst nicht so viel Fertigkeit, um einen kleinen Sprung wagen zu dürfen. Beym Klettern bewegt er gewöhnlich wechselweise entweder eine Vorder = und eine Hinterhand, oder nachdem er sich mit der vordern festgehalten hat, verändert er mit beyden Hinterhänden gleichzeitig den Platz. Bey allen diesen Bewegungen geht er mit großer Umsicht und Ueberlegung zu Werke, und bey Verfol-

gung bietet er große List auf, um sich derselben zu entziehen.

Noch weniger flink als auf den Bäumen bewegt sich der Drang-Utan auf dem Boden. Sein Gang, den er stets auf allen Vieren ausführt, ist etwas wackelnd und scheint ihm viel Anstrengung zu kosten, die Schnelligkeit desselben übertrifft kaum den gewöhnlichen Schritt des Menschen. Die außerordentliche Länge der Vorderarme, die beym Gange nur wenig gebogen sind, erhöht den Oberleib beträchtlich, so daß der Körper alsdann die Haltung eines Greises erlangt, der gebückt unter der Last der Jahre mit gekrümmtem Rücken an einem Stocke einher schreitet. Selbst bey dem Gang auf dem Boden ist der Drang-Utan nicht im Stande, seine Hinterhände vollkommen platt aufzusetzen, er hält sie immer etwas einwärts gewendet, so daß er fast auf dem Außenrande geht; nur der hinterste Theil der Handfläche berührt dabey mehr flach den Boden, während die gekrümmten Finger theilweise mit der Oberseite ihres vordersten Gliedes auf der Erde ruhen, was mit den zwey äußersten Fingern jeder Hand gänzlich der Fall ist. Die Vorderhände sind, in Hinsicht auf die hintern, in eine entgegengesetzte Richtung gedreht, so nämlich, daß anstatt der Außenseite der Innenrand derselben hauptsächlich zum Stützpunkt gebraucht wird. Ihre Finger sind alsdann gewöhnlich so nach außen gebogen, daß deren vorderste Glieder, namentlich die der zwey innersten Finger, mit der Oberseite auf dem Boden ruhen, während der frey und rechtstehende Daumen mit seiner Spitze von unten zur Gegenstütze dient. Die Vorstellung von einer aufrechten Haltung, wobey das Thier nur auf den beyden Hinterbeinen gehen würde, ist, wie S. Müller sagt, ganz und gar unrichtig. Alle auf diese Weise, und gewöhnlich noch mit einem Stock in den Händen, abgebildeten Thiere sind eben so unnatürlich, als die Meynung falsch ist, daß der Drang-Utan mit Stöcken, Baumästen und Steinen gegen den Menschen sich vertheidigen soll.

Der Drang-Utan nährt sich im wilden Zustande nur aus dem Pflanzenreiche. Einige Dajakker-Stämme sind sehr lüstern nach seinem Fleische, und erlegen daher das Thier mit vergifteten Pfeilen, die sie aus Blasrohren abschießen. Sobald sie es in ihrer Gewalt haben, schneiden sie die Pfeilwunden aus, und essen unbesorgt das übrige Fleisch. Die erwachsenen Drang-Utans sind meist ungemein dick und fett.

Den Beschluß dieser Abhandlung macht Sandifort's anatomische Untersuchung der Weichtheile des Drang-Utans; eine genaue und gründliche Arbeit, um so werthvoller, als sie an erwachsenen Exemplaren angestellt ist, während alle andern bisher anatomirten lediglich junge Thiere waren, deren organische Systeme also zum Theile noch nicht gehörig entwickelt, überdieß durch Krankheiten mehr oder minder alterirt waren. Zu wünschen wäre es gewesen, daß Sandifort Rücksicht auf die von Owen ausgeführte Zergliederung eines jungen Drang-Utans genommen hätte, um über einige Differenzen in den Angaben genauere Aufschlüsse zu ertheilen.

Ueber das Hirn faßt sich Sandifort nur kurz, da hierüber Tiedemanns bekannte Arbeit vorliegt. Letzterer, der ein noch nicht erwachsenes Exemplar untersuchte, fand, daß das große Hirn zwar das kleine bedeckte, aber sich nicht darüber hinaus erstreckte, während Sandifort bey erwachsenen Exemplaren sah, daß das große Hirn weiter rückwärts als das kleine hinaus ragte. Zwischen den Windungen der rechten und linken Seite in den Hemisphären des großen Hirns fand er nicht die große Symmetrie, welche Tiedemann wahrgenommen hatte. Als Unterschiede des Gehirns des Drang-Utans und der Gibbons von dem des Menschen giebt Sandifort im Ganzen folgende an:

1) Die ganze Hirnmasse, im Vergleich zur Größe des Körpers, ist bey diesen Affen ungleich kleiner als beym Menschen.
2) Die Hemisphären des großen Hirns sind viel kleiner im Vergleich mit dem kleinen Hirn, während das verlängerte Mark, die Vierhügel, die Sehhügel und der gestreifte Körper sich eben so verhalten wie beym Menschen.
3) Die Nerven sind viel dicker im Vergleich zur Hirnmasse.
4) Die Windungen sind in geringerer Anzahl als beym Menschen vorhanden.

Den Luftsack fand Sandifort außerordentlich groß, jedoch einfach, ohne Spur einer ehemaligen Trennung; mit zwey Röhren, die zwischen dem Zungenbein und dem Schildknorpel verliefen, stund er mit der Höhle des Kehlkopfs in Verbindung. An einem jungen Schimpanse, den Sandifort zur Vergleichung untersuchte, war die Basis des Zungenbeins an der Hinterseite mehr denn gewöhnlich ausgehöhlt. Die Ventrikel des Kehlkopfs hatten sehr große Oeffnungen und breiteten sich oben zwischen Schildknorpel und Zungenbein aus; der linke erstreckte sich bis in die Basis des Zungenbeins und bildete zwischen demselben und dem Schildknorpel einen stark vorspringenden runden Sack, mit welchem der rechte Ventrikel keine Gemeinschaft hatte.

Wie Owen fand auch Sandifort kein Zäpfchen; jedoch den Muskel desselben. An 5 Exemplaren konnte er es bestätigen, daß die Lungen ganz ungetheilt sind.

Die Länge des Darmkanals eines erwachsenen Thieres betrug vom Anfang des Dünndarms 5,545 M. Nach Camper's und Owen's Angabe ist der dünne Darm ohne valvulae conniventes. Sandifort dagegen sagt: der Leerdarm war ununterbrochen mit Querfalten (valvulae conniventes) besetzt und die Darmzotten schienen hier am längsten zu seyn; der Krummdarm dagegen war in einer Länge von 2,260 ganz ohne Querfalten und mit kurzen Zotten bekleidet. Die Alters-Verschiedenheit, wie der krankhafte Zustand von Camper's und Owen's Exemplaren erklären hinlänglich diese Differenz in der Angabe der Querfalten. Der Blindsack zeigte, wie schon länger von dieser Art bekannt, einen langen Wurmfortsatz.

(Schluß folgt.)

Die Reihenfolge der Elemente bey den Versetzungen mit und ohne Wiederholungen aus einer oder mehreren Elementen-Reihen und ihre Anweudung auf Wahrscheinlichkeits-Rechnung ꝛc.

(Schluß.)

In §. 2. S. 13 — 19. wird folgendes Problem gelöst: Die Vorsetzungen ohne Wiederholungen aus den Elementen a_1, a_2, . . . a_m zur pten Klasse werden gebildet. Wie groß ist die Zahl der Gruppen, worin wenigstens k Elemente in der Reihenfolge ihrer Stellenzahlen erscheinen? Die Versetzungen mit Wiederholungen aus m Elementen werden zur (ps)ten Klasse gebildet und in 5 Abtheilungen geschieden angenommen. Die p Elemente einer jeden Abtheilung werden als zusammengehörig betrachtet. Wie groß ist die Anzahl der Gruppen, worin p zusammengehörige Elemente nur eine und dieselbe Stellenzahl tragen. Dieses ist Gegenstand des §. 3. S. 19 — 21. Der Inhalt von §. 4. S. 21 — 27 ist folgender: Die Versetzungen ohne Wiederholungen aus r Elementenreihen, von denen jede m Elemente zählt, werden zur (ps)ten Klasse gebildet, und in 5 Abtheilnngen zu je p Elementen geschieden angenommen. Die p Elemente einer jeden Abtheilung werden als zusammengehörig betrachtet. Wie groß ist die Anzahl der Gruppen, worin p, in eine Abtheilung gehörige Elemente nur eine und dieselbe Stellenzahl tragen? Das Problem des §. 5. S. 27 — 30 ist: Die Versetzungen mit Wiederholungen werden aus m Elementen zur pten Klasse gebildet. Wie groß ist die Anzahl der Gruppen, worin irgend ein Element wenigstens kmal hinter einander erscheinen wird? Das in §. S. 31 — 37 behandelte Problem ist nachstehendes: Die Versetzungen ohne Wiederholungen aus r Elementenreihen, von denen jede m Elemente zählt, werden zur pten Klasse gebildet. Wie groß ist die Zahl der Gruppen, worin wenigstens k Elemente von einer und derselben Stellenzahl hintereinander erscheinen? Die nun folgenden Paragraphe, nämlich §. 7 — 12. von S. 37 — 64. behandeln eine Anwendung des Bisherigen auf die Berechnung des Vortheils, welchen der Banquier bey dem Pharaospiele hat. Aus der Note des Verf. zu Ende seines Werkes S. 64. hebe ich bloß folgende Stelle heraus, um das Verdienstvolle seiner Arbeit über das Pharaospiel im allgemeinen beurtheilen zu können, er sagt nämlich: Diejenigen Mathematiker, welche sich schon früher mit der Auflösung dieser Aufgabe beschäftigten, sind bald von der einen bald von der andern Ansicht ausgegangen, und haben bald nur dieses, bald nur jenes Resultat erhalten, und die Uebersicht über das Ganze vernachläßigt. Es folgen nun noch fünf Tabellen über das Pharaospiel als Anhang. Es würde zu weit führen, in das Detail des ganzen Werkes einzugehen. Es möge das Urtheil genügen, daß der Verf. sich als in jeder Beziehung tüchtigen Analytiker im Fache der Combinationslehre gezeigt hat und ein Hauptvorzug seiner Resultate Einfachheit und mathematische Eleganz ist.

Dr. Albert.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Verhandelingen over de Naturlijke Geschiedenis der Nederlandsche Overzeesche Bezittingen, etc.

(Schluß.)

Von den Nieren sagt Owen, daß sie nur eine Papille hätten. Sandifort bemerkt, daß ihre innere Structur in Allem mit der menschlichen übereinstimmt.

An den männlichen Geschlechtstheilen ist die Eichel, welche Camper ihnen absprach, deutlich vorhanden; dagegen fehlt wirklich das Frenulum der Vorhaut, dessen Daseyn er behauptete. Von einem Ruthenknochen ist keine Rede. Beym erwachsenen Weibchen sind die Muttertrompeten mit Franzen besetzt, welche Camper an jungen nicht gesehen hatte.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit wird das Muskelsystem behandelt, wovon bisher Owen nur die Kopf- und Halsmuskeln, so wie die der hintern Gliedmassen einer detaillirten Schilderung unterworfen hatte. Ref. hebt nur einige Angaben hervor. Vom musculus latissimus dorsi heißt es, daß er in Allem mit dem gleichnamigen Muskel des Menschen überein zu kommen scheine. Demnach fehlt also der Fortsatz, den Meckel, Burdach und Referent an andern Affen beschrieben haben und der von der spina tuberculi minoris des Oberarmbeins zum Ellenbogenknorren verläuft. Der Mangel dieses Fortsatzes muß sehr wesentlich dazu mit beytragen, daß der Orang-Utan mit den Vorderarmen sich nicht wie andere Affen bey eiligen Bewegungen fortschleudern kann.

Der extensor indicis gieng in der rechten Hand allein zum Mittelfinger, an der linken theilte er sich in zwey Sehnen, wovon die eine am ersten, die andere am Mittelfinger sich ansetzte. Also auch beym Orang-Utan kann wie bey andern Affen der Zeigefinger nicht unabhängig von einem andern Finger ausgestreckt werden.

Die Handmuskeln, namentlich die des Daumens und kleinen Fingers, fand Sandifort so wie beym Menschen. Auch beym Schimpanse wies er den opponirenden Daumenmuskel nach, den Traill nicht gesehen hatte.

Der plantaris ist wie bey allen andern Affen beschaffen, nämlich dem palmaris longus der Hand entsprechend, und weicht also auffallend vom menschlichen Typus ab.

Wie Owen fand Sandifort, daß der dem flexor hallucis longus des Menschen entsprechende Muskel keine Sehne zur Daumenzehe abgiebt.

Das 5. Heft giebt eine monographische Uebersicht über die Gattung Semnopithecus. In neuerer Zeit ist diese Abtheilung der Affen monographisch behandelt worden von Is. Geoffroy (1833), Martin (1838), dem Referenten (1839) und Lesson (1840). Mit dem reichsten Materiale sind freylich die Verfasser der Verhandelingen versehen, und da der eine von ihnen viele Jahre hindurch Gelegenheit hatte, diese Thiere in ihrem freyen Zustande zu beobachten, so sind sie natürlich dadurch in den Stand gesetzt, die vollständigste Schilderung der gedachten Gattung zu geben. Als Arten von Semnopithecus zählen sie 16 auf, oder wenn man S. cristatus, siamensis, flavimanus, sumatranus und cucullatus nur als klimatische Abänderungen anse-

hen wollte, würden sich bloß 11 Arten ergeben. Es sind folgende:

1) S. entellus, eine hinlänglich bekannte Art aus Vorderindien. Die Verfasser meynen, daß Sykes Semnopitheeus albigularis eine zufällige Abänderung davon seyn möchte; diese Vermuthung ist jedoch unbegründet, da Owen's anatomische Untersuchung nachgewiesen hat, daß der von Sykes beschriebene Affe ein ächter Cercopitheeus ist. Viel eher möchte er, wie Ref. ausgesprochen hat, ein jüngeres Exemplar von Cercopitheeus Mona seyn.

2) S. leucoprymnus von Ceylon, zu dem die Verfasser, wie Referent, auch den S. nestor rechnen.

3) (2. b.) S. cucullatus von Vorderindien. Nach der Untersuchung der Verfasser kommt diese Art, einige Abweichungen in der Färbung ausgenommen, in allen Beziehungen mit S. leucoprymnus überein und bildet nur eine klimatische, dem Festlande angehörige Varietät von demselben. Sie unterscheidet sich hauptsächlich durch die bloß rothbraune Färbung des Kopfes und die dunklere schwärzliche der übrigen Theile. Bey ihrem Exemplare ist auch der große lichte Fleck am Kreuz sichtbar, doch minder deutlich als bey S. leucoprymnus.

4) (3) S. leucomystax, eine neue, hier zum erstenmale erwähnte Art von Siam und wahrscheinlich auch von Malakka. Ihr Schopf ist einfach und nicht helmartig; die Augenbraunen sind stark entwickelt; die Haare des Pelzes seidenartig und bilden schöne quer gewellte Reihen. Sie ist leicht zu erkennen an den weißen Haaren, welche die Lippen bedecken, so wie überhaupt an der Färbung. Diese ist glänzend graubraun, was einen schwachen Purpurschimmer hat, an den Hinterbeinen lichter wird, am Schopf ins Gelbbraune übergeht und an den Händen durch ein dunkles Braunschwarz ersetzt wird. Die Verfasser vermuthen, daß S. obscurus hieher gehören könnte, doch sey dessen Beschreibung viel zu unvollständig, um mit Sicherheit hierüber aburtheilen zu können.

5) (4) S. mitratus, eine bekannte Art.

6) (4. b.) S. siamensis ist in Siam der Stellvertreter von S. mitratus. Die Hände sind, anstatt grau, dunkel braunschwarz, was an der Außenseite der Beine allmählig in die graubraune (nicht grauschwarze wie bey S. mitratus) Farbe der Ober- und Außenseite übergeht. Der Schopf ist graubraun und sein Vordertheil viel lichter als bey letzterer Art. Alle untern Theile sind minder rein und fallen etwas ins Gelbliche, was auch meist die Wangenhaare färbt. Der Schwanz ist fast einförmig schwarzbraun. Der lichte Streif, der längs der Innenseite der Hinterbeine verläuft, ist viel deutlicher als bey S. mitratus.

7) (5) S. melalophos von Sumatra, wohl bekannt.

8) (5. b,) S. flavimanus, in einigen Gegenden von Sumatra, anstatt des S. melalophos und von diesem nur durch einige Abweichungen in der Farbe verschieden, so daß er, wie die Verfasser meynen, mit mehr Recht als eine lokale Abänderung, denn als besondere Art zu betrachten ist.

9) (6) S. rubicundus von Borneo, dem S. melalophos ähnlich, aber seine Färbung ist viel dunkler, fast einfarbig dunkel rothbraun; der Schopf steht mehr nach hinten und an seinem Vordertheil sind die Haare strahlförmig ausgebreitet und überdecken die Augenbraunen.

10) (7) S. chrysomelas von Borneo. Der Schopf läuft helmartig über den ganzen Vorder- und Hinterkopf. Die gewöhnliche Farbe ist schwarz; die Unterseite des Schwanzes und ein Streif an der Innenseite der Hinterbeine weißlich. Während etlicher Jahreszeiten oder vielleicht in seinem mittleren Lebensalter ist er einfarbig licht bräunlichgelb, in frühester Jugend gelblichgrau, aber der Rücken, die Oberseite des Schwanzes und die Außenseite der Vorderarme sind schwarz. Hierher gehört auch der S. auratus.

11) (7 b) S. sumatranus, ein noch unbeschriebener Schlankaffe, wenn nicht Martin's S. femoralis dazu gehört, was aus der ungenauen Beschreibung nicht mit Sicherheit behauptet werden

kann. Er kommt auf Sumatra vor als lokale Varietät von S. chrysomelas. Schädel, Schopf und alle übrigen Theile wie bey dieser Art, eben so die Weibchen bisweilen einfarbig braunlichgelb; gewöhnlich aber dunkel graubraun mit rothbraunem Glanze, Beine und Oberseite des Schwanzes schwarz, Unterseite des Schwanzes, Bauch, Brustmitte und ein Streif an der Innenseite der Beine weißlich.

12) (8) S. maurus, von Java, einer der gemeinsten Affen, ganz schwarz, in der Jugend braungelb. Hierher rechnen auch die Verfasser den S. pyrrhus als braungelbe individuelle Varietät.

13) (8 b) S. cristatus (S. pruinosus), vertritt den vorigen als klimatische Varietät auf Borneo und Sumatra; einige Exemplare von der ersteren Insel fanden die Verfasser fast ganz schwarz und daher kaum von S. maurus zu unterscheiden.

14) (9) S. frontatus von Borneo, durch den nackten milchweißen Fleck auf der Stirne sehr ausgezeichnet.

15) (10) S. nemaeus, bekannte Art von Cochinchina.

16) (11) S. nasicus, von Borneo und ebenfalls schon lange bekannt.

Zu diesen Arten hat Referent noch hinzuzusetzen 17) (12) den von ihm bekannt gemachten S. jubatus, welchen Frhr. von Hügel in Vorderindien entdeckte.

Hiemit schließt der Text vom 5. Hefte. Beygegeben sind diesem noch an Abbildungen von Säugthieren: tab. 13. Sciurus ephippium, tab. 14. Sc. modestus und melanotis, tab. 15. Sc. laticaudatus und exilis, tab. 16. Pteromys elegans, tab. 18. Vivera Boiei, tab. 32. Schädel von Sus verrucosus und vittatus. Ferner mehrere Abbildungen

von Beutelthieren, nämlich tab. 19. Dendrolagus ursinus, tab. 20. Dendrolagus inustus, tab. 21. Hypsiprymnus Brunii, tab. 22 Köpfe von diesen 3 Arten Beutelthieren, tab. 23. Schädel derselben, tab. 24. abermals Schädelansichten von diesen, nebst den Knochen der Extremitäten. Aus diesen Abbildungen ersieht man bereits, daß die uns vorher so räthselhafte Gattung Dendrolagus zu den Phalangern gehört und daß Didelphys Brunii kein Halmaturus, sondern ein ächter Hypsiprymnus ist, so daß demnach die Kängurus nordwärts nicht über Neuholland hinausgehen.

Vom ornithologischen Texte ist keine weitere Fortsetzung bisher erschienen, doch einige Abbildungen: tab. 4. Buceros comatus, tab. 5. Falco (Lophotes) Reinwardtii, tab. 6. Falco (Pandion) humilis, tab. 7. Falco (Pernis) ptilonorhynchus.

In Bezug auf die Reptilien ist die Beschreibung der Krokodile beendigt worden; an neuen Tafeln, ohne erläuternden Text, sind zugefügt: tab. 5. Monitor prasinus, und tab. 6. Monitor Dumerilii.

Ueber die Fische ist noch kein Text erschienen; überhaupt von ihnen erst eine einzige Abbildung (Osteoglossum formosum) ausgegeben.

Das 3. Heft der zoologischen Abtheilung mit 11 Bogen Text und 10 kolorirten Tafeln ist ganz den Schmetterlingen gewidmet und von W. de Haan bearbeitet.

Alle Abtheilungen dieser Verhandelingen zeichnen sich durch vollständige, genaue Beschreibungen und ausgezeichnet schöne Abbildungen aus, so daß dadurch die Naturgeschichte mit einer der werthvollsten Arbeiten bereichert wird.

A. Wagner.

Tafeln zur vergleichenden Anatomie des Schädels. Mit erläuterndem Texte von Dr. Erdl, Professor an der k. Ludwig-Maximilians-Universität ꝛc. München 1842. Lithograph. Verlag der Gebrüder Minsinger. 14 S. mit 10 Taf. gr. Fol.

Sieben und zwanzig Jahre sind bereits verflossen, seitdem Spix seine Cephalogenesis sive capitis ossei structura, formatio et significatio per omnes animalium classes, familias, genera ac aetates digesta atque tabulis illustrata, legesque simul Psychologiae, Cranioscopiae ac Physiognomiae inde derivatae herausgab. Wer auch mit den darin niedergelegten eigenthümlichen Deutungen nicht einverstanden seyn mochte, mußte sich wenigstens an der großen Auswahl und der vortrefflichen Ausführung der Abbildungen erfreuen, durch welche von der wunderbaren Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung des Schädels durch die vier Klassen der Wirbelthiere eine so klare übersichtliche Anschauung gegeben wurde, wie man sie bis dahin in keinem Werke vorfinden konnte. Die Cephalogenesis fand daher vielseitige Anerkennung und trotz des hohen Preises einen guten Absatz, da sie einem Zeitbedürfnisse entgegen kam.

Seit vielen Jahren war von diesem Werke kein Exemplar mehr zu beziehen, da zwar in München die Steinplatten aufbewahrt lagen, der Text aber ganz abgieng. Indem Herr Minsinger — den Naturforschern wohl bekannt durch seine ausgezeichneten lithographischen Leistungen — diese Tafeln acquirirte, beabsichtigte er eine wohlfeilere Ausgabe derselben, und bewog Herrn Professor Erdl sich der Anordnung des Ganzen anzunehmen und den Text hiezu auszuarbeiten. Das Spix'sche Werk wurde hiedurch aber ein ganz anderes, denn nicht nur wurden in den Tafeln die wesentlichsten Umänderungen vorgenommen, und neue hinzugefügt, sondern der Text wurde auch ganz unabhängig von dem früheren ausgearbeitet und auf eine gedrängte Deutung der durch die Abbildungen veranschaulichten Thatsachen beschränkt.

Die Tafeln anbelangend, so sind nur die beyden ersten unveränderte Abdrücke der alten Steinplatten. In den übrigen wurden die meisten Figuren neu gezeichnet, viele weggelassen und durch neue ersetzt; vier Tafeln sind ohnedieß ganz neu gearbeitet. An Schönheit stehen diese Abbildungen denen der ersten Ausgabe, welche von Koeck's Meisterhand gezeichnet waren, nicht nur nicht nach, sondern da seit 27 Jahren die Kunst der Lithographie bedeutend sich vervollkommnet hat, so sind sie denselben in der Ausführung auf Stein weit voran, und man giebt bloß der Wahrheit die Ehre, wenn man sagt, daß die von Herrn Minsinger gelieferten Tafeln an artistischer Vollendung den gelungensten englischen Leistungen dieser Art, wie z. B. den berühmten Abbildungen von Orang-Utan's-Schädeln in den Transactions of the Zoological Society, vollkommen an die Seite zu stellen sind. Die Einrichtung der Tafeln ist übrigens dieselbe geblieben, wie früherhin, daß nämlich jede aus zweyen, beym Aufschlagen neben einander liegenden besteht, von denen die rechte die ausgeführten Figuren, die linke die Umrisse derselben nebst den zur Erklärung gehörigen Zeichen enthält.

Dem Texte muß man ein nicht minderes Lob spenden als den Tafeln. Mit großer Klarheit und Schärfe ist sowohl die Bedeutung des Schädels und seiner einzelnen Knochen im Allgemeinen, als in den einzelnen Klassen und den typischen Gattungen abgehandelt. Ganz besondere Aufmerksamkeit ist von dem Herrn Verfasser der überaus schwierigen Deutung der Knochen des Fischschädels gewidmet und dadurch ein schöner Beytrag zu den Arbeiten berühmter Vorgänger geliefert worden. Allen, welche eine klare Anschauung von dem Schädelbaue nach seinen Hauptformen in der Reihe der Wirbelthiere erlangen wollen, können wir kein besseres Werk als vorliegendes anempfehlen, da es in seiner descriptiven und artistischen Ausführung, so wie in seinem ungemein billigen Preise alle die Vorzüge besitzt, welche ein gutes Buch haben soll.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der gute Gerhart, eine Erzählung von Rudolf von Ems herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig 1840. 8.

Daß Rudolf von Ems auch ein Gedicht „der gute Gerhart“ geschrieben habe, wußte man aus dessen eigenen mehrfachen Angaben in seinen verschiedenen Werken schon längst, mußte aber dasselbe, da es sich trotz der Aufmerksamkeit, die man seit ungefähr fünfzehn Jahren der so lange Zeit unbeachtet gebliebenen altdeutschen Litteratur zuwendet, allen Nachforschungen entzog, für verloren halten. Es war dieß um so mehr zu bedauern, als nach dem Namen zu schließen, diesem Gedichte eine deutsche Sage zu Grunde liegt und man weiß, daß die alten Dichter in Behandlung vaterländischer Stoffe (abgesehen von dem größern Reize, den solche für uns haben) meist glücklicher waren, als in der Nachbildung und Bearbeitung fremder Sagen, an welche die meisten und größten zu ihrem und unserm Nachtheile ihre besten Kräfte verschwendet haben. Es war daher keine geringe Ueberraschung, als uns Hr. Prof. Haupt unverhofft mit einer sorgfältigen kritischen Ausgabe des verloren geglaubten beschenkte, und er hat um so größeren Anspruch auf unsern Dank, als dieses Gedicht den davon gehegten Erwartungen wirklich entspricht und unter allen Werken Rudolf's ohne Widerrede das gelungenste genannt werden darf. Die Ehre der eigentlichen Wiederentdeckung desselben lehnt der Herausgeber bescheiden von sich ab, wir aber dürfen ihm diese mit vollem Rechte zuerkennen, indem in den beyden dürftigen Nachrichten, welche in Hagens Museum und in den Wiener Jahrbüchern über die eine der zwey auf der kk. Hofbibliothek zu Wien befindlichen Handschriften gegeben wurden, das Gedicht gar nicht erkannt, sondern unter der Aufschrift „Kaiser Otto der rothe“ in die litterarischen Handbücher eingetragen ward, ohne daß es seitdem Jemand einer nähern Untersuchung werth hielt.

In der Vorrede wird Rechenschaft gegeben über die Handschriften und deren Werth, ferner bewiesen, in welcher Zeit das Gedicht, dessen Quelle aller Wahrscheinlichkeit nach eine lateinische war, entstanden seyn muß, und endlich werden die Zeugnisse dafür aus Rudolf's eigenen Werken mitgetheilt. Vom Wilhelm v. Orlens wird S. X. gesagt, R. habe ihn noch als Jüngling gedichtet, eine Behauptung, die schwerlich bewiesen werden kann; denn im diesem Falle müßte er den Gerhart schon in seinem Knabenalter verfaßt haben. Wenn wir nämlich zugeben, daß dieser nicht vor 1229, und hinzusetzen, daß er aber doch nicht viel später und nicht vor R's zwanzigstem Jahre gedichtet sey (welches letztere durch die Behauptung S. IX., der gute G. sey nicht R's frühestes Werk und ältere Erzählungen von ihm seyen verloren gegangen, bestätigt werden dürfte), so erinnern wir dagegen daß der Wilhelm, zwischen welchen der Barlaam und wie Prof. Haupt will, auch Alexander, zwey umfangreiche Werke, fallen, um das Jahr 1242 entstanden ist, mithin Rudolf damals wenigstens 30 Jahre alt seyn mußte. Nun wissen wir freylich, daß man zu jener Zeit mit 24, vielleicht auch 30 Jahren noch „Knabe“ genannt ward, *) deßhalb ist es aber keineswegs statthaft,

*) Dieß können wir mit Rudolfs eigenen Worten bestätigen. Alexander Münchenerhds. Bl. 21. b.

Swelch knabe was als alt gesehen,
daz man ime muoste jehen

heuzutage zur Bezeichnung solches Alters den Ausdruck „Jüngling“ zu gebrauchen, und kann nur zu Mißverständnissen Veranlassung geben.

Die S. XI. ausgesprochene Vermuthung, Rudolf scheine den Alexander später als den Wihelm gedichtet zu haben, wird in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 199 vom Verf. selbst für falsch erklärt, was uns aber keineswegs als so ausgemacht vorkommen will. Als Beweis wird angeführt: von allen im Alexander erwähnten Dichtern werde in der litterarischen Stelle des Wilhelm nur noch des Türheimer's als eines Lebenden gedacht, alle übrigen seyen todt. Dieß ist vollkommen richtig, denn die „âventiure“ entkräftet des Dichters Einwurf, sie hätte besser gethan sich an andere größere Meister zu wenden, mit der Antwort, sie sey bis zu dieser Stunde „in welsch“ verborgen gewesen, was hier mit andern Worten heißt: alle vorher namhaft gemachten seyen nicht mehr am Leben, mithin könne sie ihnen nicht bekannt geworden seyn, worauf R. seine drey noch lebenden Freunde, Ulrich, Hesse und Basolt als befähigtere Dichter in Vorschlag bringt. Damit ist indeß noch nichts bewiesen, denn auch im Alexander wird von den im Wilhelm aufgezählten keiner als noch bey Leben aufgeführt und die als Beweis beygebrachte, den Stricker betreffende Stelle ist in der Handschrift, wo sie lautet: „wan er wilde Strickere so machet er guote mere,“ offenbar verderbt und kann nicht als vollständiger Beweis gelten. Dagegen mache ich geltend, daß es im Wilhelm heißt, Ulrich's von Türheim Clies sey erst „neulich“ gedichtet worden, während im Alexander dasselbe Gedicht als ein schon bekanntes hingestellt wird: „und wie der strengen Minne kraft Clîesen twanc, des rât suochich, swâ mîn unkunst sûmet mich.“ Daß diese Worte nicht auf Konrad Flek, dessen Flôre sie zwar unmittelbar folgen, sondern nur auf den Türheimer, den er wie hier so auch anderwärts seinen Freund nennt (Wilh. 438 ff.: „daz hât mîn friunt her Uolrich von Türheim mit wîsheit an Clîes wîslich geleit.“) zu beziehen sind, dürfte klar seyn; denn daß auch Flek ein Gedicht dieses Namens und Inhaltes geschrieben habe, wird man mit von der Hagen (MS. 4, 107. Anmerkung 1) kaum annehmen wollen. Ferner ist es auffallend, daß des Alexander, wenn er wirklich vor dem Wilhelm gedichtet ward, in diesem mit keiner Sylbe gedacht wird. Umgekehrt kann die Stelle im Alex., wo ein ganz unbekanntes Gedicht vom Eustachius mit beynahe denselben Worten, wie im Wilh. der Barlaam, erwähnt wird, leicht verderbt und hier ursprünglich vom Wilhelm die Rede gewesen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

---

er haete vierundzweinzic jâr,
der muoste komen, daz ist wâr.

Report of the tenth Meeting of the British Association for the Advancement of Science, held at Glasgow in August 1840. London 1841. 8. XLVIII und 458, IX und 266 S. nebst 5 Tafeln.

Bekanntlich ist die erste Anregung zur Veranstaltung jährlich abzuhaltender Versammlungen der Naturforscher von Oken ausgegangen. Seine Aufforderung erhielt allgemeinen Beyfall; die erste Versammlung fand im Jahre 1823 zu Leipzig statt, und ähnliche Zusammenkünfte haben seitdem regelmäßig in jedem Jahre sich wiederholt. Leipzig, Halle, Würzburg, Frankfurt, Dresden, München, Berlin, Heidelberg, Hamburg, Wien, Breslau, Stuttgart, Bonn, Jena, Prag, Freyburg, Pyrmont, Erlangen und Braunschweig sind bisher die Städte gewesen, in welchen in genannter Reihenfolge diese Zusammenkünfte stattgefunden haben, und Mainz ist für heurigen Herbst zur Aufnahme der zwanzigsten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte ausgewählt. Wie bekannt sind diese Vereine nicht so wohl bestimmt, besondere wissenschaftliche Aufgaben aufzustellen und zu lösen, oder in gemeinschaftlichen Arbeiten die vereinzelten Kräfte zu concentriren, sondern sie wollen nur auf allgemeine Anregung sich beschränken und namentlich einen näheren persönlichen Verkehr der Fachgenossen herbeyführen, was allerdings schon als ein wesentlicher Vortheil von diesen Versammlungen zu preisen ist.

Das von Deutschland gegebene Beyspiel fand bey unsern Nachbarn nicht bloß Anerkennung, sondern auch Nacheiferung. In der Schweiz, wo allerdings schon vor den deutschen Versammlungen ähnliche Zusammenkünfte, jedoch in sehr untergeordneter Bedeutung, gehalten worden waren, in England, Frankreich, Italien, den skandinavischen Reichen, in Nordamerika und neuerdings auch in Ungarn sind Versammlungen der Naturforscher und Aerzte veranstaltet worden. Am großartigsten in England, wo sie seit 1831 im Gange sind und an Bedeutung mit jedem Jahre gewonnen haben.

Die öffentlichen Akte und Lebenszeichen der genannten Versammlungen in Deutschland beschränken sich theils auf Reden, mündliche Vorträge und Besprechungen, über welche ein summarischer Bericht gedruckt wird, theils auf gemeinschaftliche Excursionen und Gastmahle, welche letztere nach guter deutscher Sitte keiner feyerlichen Zusammenkunft fehlen dürfen. In all diesen Beziehungen unterscheiden sich die englischen Versammlungen nicht von den unserigen; wie bey uns wird auch dort viel geredet und gut getafelt, aber es kommt ein Drittes bey den brittischen Vereinen hinzu, das den unserigen ganz abgeht, und das jenen in Bezug auf die daselbst repräsentirten Wissenschaften wie in Bezug auf die Regierung eine Bedeutsamkeit gibt, die diesen Zusammenkünften in allen andern Ländern völlig fehlt. Und dieses Dritte, das die englischen Versammlungen der Naturforscher vor allen andern voraus haben, der mächtige nervus rerum, sobald es aufs Handeln ankommt, es ist dieß nichts anderes als das Geld. Der englische Verein der Naturforscher ist nämlich ein consolidirter: eine Corporation, welche sich fest constituirt hat und Mitglieder aufnimmt, die Beyträge entrichten, wodurch die Association im Stande ist, über ziemlich ansehnliche Geldmittel zu disponiren.

Die Organisation der British Association for the Advancement of Science ist folgende:

Als Mitglieder können eintreten: 1) alle Personen, welche der ersten Versammlung beywohnten, nachdem sie sich schriftlich verpflichtet haben, den Satzungen der Association willfährig zu seyn; 2) die Fellows und Mitglieder der „Chartered Literary und Philosophical Societies“ im brittischen Reiche, die Denkschriften herausgeben; 3) die Vorstände und Mitglieder der „Councils or Managing Committees of Philosophical Institutions; 4) alle Mitglieder einer naturwissenschaftlichen Institution (Philosophical Institution), die von ihrem Vorstande empfohlen werden; 5) Personen, die nicht zu solchen Institutionen gehören, werden vom General-Comité erwählt und von der allgemeinen Versammlung bestätigt.

Der jährliche Beytrag für ein Mitglied ist ein Pfund Sterling, oder ein für allemal fünf Pfund. Außerdem muß von allen Mitgliedern, die nach der Versammlung von 1839 aufgenommen wurden, außer ihrer jährlichen Subscription auf ein Pfund noch ein Admissions-Beytrag von ein Pfund erlegt werden.

Die Mitglieder sind dafür berechtigt, jeden Band der Verhandlungen um 2/3 des Ladenpreises in Empfang zu nehmen, oder bey Vorausbezahlung von fünf Pfund alle Bände, die nach diesem Termine erscheinen, unentgeldlich zu erhalten. Zur Verwaltung der Geschäfte sind Präsidenten, Vice-Präsidenten, Sekretäre, Schatzmeister, Kassiere ꝛc. ernannt, unter welchen nur die wirklichen Kassabeamten Gehalte beziehen; die übrigen Stellen sind Ehrenämter. Zu Präsidenten und Vice-Präsidenten sind nicht bloß ausgezeichnete Gelehrte, wie Buckland, Brewster, Sedgwick erwählt, sondern auch Männer aus den höchsten Ständen, wie der Herzog von Northumberland, Marquis Lansdowne, Graf Fitzwilliam, die Bischöfe von Durham und Norwich u. s. w. Indem in solcher Weise bey der British Association nicht bloß Naturforscher zusammentreten, sondern auch die höheren und vermöglicheren Stände zur Theilnahme veranlaßt werden, erlangt die Gesellschaft eine Menge Mitglieder, welche im Stande sind, die angeordneten Geldbeyträge zu erlegen.

Die Einnahmen, welche der Verein auf diesem Wege erlangt hat, sind laut der Rechnungsablagen folgende:

	L.	s.	d
Im Jahre 1831 betrugen die Einnahmen . .	292	0	0

	L.	s.	d
1832 (incl. des vorjährigen Ueberschusses mit 192 L. 10 s. 11 d)	1122	10	11
1833 (incl. des genannten Ueberschusses)	1430	13	17
1834 (incl. des vorjährigen Ueberschusses von 408 l. 4 s. 3 d)	2354	15	7
1835 (incl. 291 l. 16 s. 4 d) . .	2291	1	6
1836 (incl. 509 l. 16 s. 3 d) . .	3185	15	4
1837 (incl. 607 l. 13 s. 3 d) . .	3313	8	2
1838 (incl. 248 l. 0 s. 6 d) . .	3761	10	3
1839 (incl. 670 l. 0 s. 7 d) . .	3906	11	1
1840 (incl. 460 l. 13 s. 4 d) . .	3054	18	1

Die Gesammt-Einnahme nach den jährlichen Ansätzen beträgt demnach vom Jahre 1832 — 1840 die Summe von 24,713 l. 5 s. 4 d, oder nach Abzug der in den Jahrespositionen mit übergetragenen Ueberschüsse aus der vorhergehenden Rechnung macht die reine Einnahme in diesen 10 Jahren die Summe von 21,131 l. 19 s. aus, was etwas mehr als 232,000 fl. gleichkommt.

Diese großen Summen werden zum Theil zur Bestreitung der durch die Zusammenkünfte selbst veranlaßten Unkosten, Gehalte, des Druckes der Verhandlungen und Berichte verwendet; der reine Ueberschuß aber ist zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmt.

In letzt gedachter Beziehung wurde im Jahre 1839 die Summe von 1595 l., im Jahre 1840 die von 1548 l. ausgegeben und für das Jahr 1841 eine nicht geringere Summe als die von 2591 Pfund Sterling, also etwas mehr als 28,000 Gulden ausgesetzt. Diese Gelder sind bestimmt, wissenschaftliche Untersuchungen, welche zu ihrer Ausführung große Auslagen (z. B. durch Instrumente, Zeichnungen, Experimente, Reisen ꝛc.) erfordern, zu erleichtern oder möglich zu machen. Die einzelnen Quoten, die jährlich ausgesetzt werden, erstrecken sich von wenigen Pfund bis auf 400 Pfund, und solche Unterstützungen, da sie in wichtigen Angelegenheiten mehrere Jahre oder anhaltend verliehen werden, haben demnach auch bedeutende Arbeiten zu Tage gefördert, von denen mehrere ohne die kräftige Beyhülfe der British Association wohl gar nicht ausgeführt worden wären. Das Bedeutendste, was sie in dieser Weise zu Tage gefördert hat, sind die im großartigsten Maaßstabe angeordneten Untersuchungen über den Erd-Magnetismus, wozu die Association nicht bloß die Anregung gegeben, sondern durch einen Bericht an die Regierung die energische Unterstützung von dieser herbeygeführt hat. So tragen denn diese brittischen Versammlungen zur Förderung der Naturwissenschaften in einer Weise bey, die wir Deutsche nur anstaunen, nicht nachahmen können. Nicht etwa, weil wir an Intelligenz nachstünden, wohl aber, weil es uns an Geldmitteln gebricht, und ohne diese kann auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften auch das eminenteste Talent nichts Erhebliches leisten.

Wir brechen hier gerne ab, und fügen bloß noch einige Worte über die Einrichtung dieser Reports bey. Neun Bände liegen uns vor, welche Bericht über die ersten 10 Versammlungen abstatten; über die beyden ersten Zusammenkünfte sind die Berichte im ersten Bande zusammen enthalten. Jeder Band besteht aus zwey Hauptabtheilungen. Die erste größere theilt die auf Veranlassung der brittischen Association ausgeführten Untersuchungen und Abhandlungen in ihrer ganzen Vollständigkeit mit; im vorliegenden neuesten Bande füllen diese 458 Seiten. Die zweyte kleinere Hauptabtheilung gibt kurze Notizen aus den in den verschiedenen Sectionen zur Sprache gebrachten Mittheilungen, die an Bedeutsamkeit den ersteren, in welchen der Hauptwerth dieser Reports besteht, weit nachstehen. Die physikalisch-astronomischen Abhandlungen sind vorwaltend, was seinen Grund darin findet, daß die Naturgeschichte im engeren Sinne ohnedieß durch eigene Gesellschaften in England hinlänglich vertreten ist.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der gute Gerhart ꝛc.

(Fortsetzung.)

Endlich möchte ich noch aus andern Gründen auf die spätere Abfassung des Aler. schließen. Im Gerhart nennt der Dichter seinen Namen nur auf versteckte Weise (V. 6835) und noch in keinem Akrostichon; dieß thut er schon im Barlaam, wenn gleich noch bescheiden am Schluße des Gedichtes; auffallender zu Anfang geschieht es im Wilh., recht in die Augen springend aber und selbstgefällig in den, Gotfrid nachgeahmten, Eingangsversen des Alexander. Hier haben wir einen stufenweisen Fortschritt, der nicht zu übersehen ist. Dazu kömmt in letzterm Gedichte noch eine gesteigerte Künsteley, die sich nicht nur in dem ebenfalls von Gotfrid entlehnten künstlichen Baue der Schlußzeilen der einzelnen Absätze, *) sondern auch in den immer wiederkehrenden ermüdenden Gedanken = und Wortspielen, die zwar auch im Wilhelm und den übrigen Werken vorkommen, ja schon im Gerhart von dem Herausgeber gerügt werden, hier aber (im Aler.) in viel erhöhterem Maße *) sich vorfinden. Diese künstliche Spielerey aber und dieses sich Zugutethun auf äußere Gewandtheit der Darstellung ist, überall wo sie hervortritt, ein sicheres Kennzeichen mangelnder oder abnehmender Schöpferkraft und wird immer da am häufigsten angewendet, wo es gilt durch äußerlichen Flitter den Mangel an innerm Gehalte zu verdecken. Wir halten daher auch in dieser Beziehung den Alexander für ein späteres

*) Z. B. Bl. 2. d.
den tumben und den wîsen.
swer werdekeit wil prîsen
der muoz den stolzen degen wîs
prîsen unde sînen prîs. —
Bl. 3. a. und swaz im wunders ie geschach,
als er im unde er uns verjach,
alsô prüeve ich die geschicht,
als uns ir beider wârheit giht. —
Bl. 3. b. gewaltic unde hêre
nâch küneclîcher lêre
was sîn geburt erhêret,
vil künste was er gelêret. —
Bl. 3. d. Sus tâten sie der welte kunt
dirre selben liste funt
mit wârheit als sie kunden
und sie die liste funden.

Später jedoch ermattete er in Anwendung dieser Schlußzeilen, denn vom dritten Buche an kommen sie sparsamer, weiterhin gar nicht mehr vor. —

*) Aus vielen Beyspielen hier nur Eines, Bl. 60. b. c.
Sie habent guot und grôzez her,
sô hân wir muot bî frecher wer;
unser muotes rîchez her
sol ir ungemuote wer
gar verdrücken, wan ir her
hât kleine kraft gên unser wer.
sie hânt her gar âne muot,
sô hân wir muot; ir rîchez guot
sol erwerben unser muot,
sô hân wir muot unde guot.
erwirbet unser frecher muot
der vîende rîchez guot,
sô müge wir mit dem guote
nâch unserm hôhen muote
gewinnen prîs und êre.
Sus volget mîner lêre:
wan swer guot und êre
erwerben sol, des lêre
mit eines mannes lêre
volge. er hât sîn êre
ob er den rât in lêret,
der in an saelden êret. —

Werk und können ihm unter allen Dichtungen Rudolfs überhaupt nur den letzten Platz einräumen. Daß die Weltchronik später entstanden und dennoch besser ausgefallen ist, kann an diesem Urtheile nichts ändern, und wir befürchten keinen Widerspruch, wenn wir behaupten daß der fromme gläubige Sinn des Dichters und das feste Vertrauen auf die Vortrefflichkeit des Stoffes, auf dessen Verarbeitung er seine letzte Lebenskraft verwendete, zu dem bessern Gelingen derselben wesentlich beygetragen habe. In meiner nach den reichlichsten Hülfsmitteln vorbereiteten Ausgabe des Wilhelm gedenke ich auf diese Punkte zurückzukommen und sie dann mit umfassendern Mitteln, als mir gegenwärtig zu Gebote stehen, weiter zu begründen, und bemerke nur noch, daß in der zwiefachen Reihenfolge, in welcher Rudolf die verschiedenen Dichter aufzählt, kein sicherer Beweis für die Zeitfoge, wie schon versucht ward, zu finden ist; im Wilhelm folgen sich auf Gottfrid: der Blikker, Ulrich von Zetzighofen, Wirnt, Freydank, Flek, Heinrich von Linane, der Stricker, Albrecht von Kemenat; im Alex. dagegen: Wirnt, Ulr. v. Z., Blikker, Freydank, Flek, Albr. v. K., Heinr. v. L., der Stricker.

Außer der oben berührten Handschrift (auf Papier, aus dem 15. Jahrhundert), von welcher der Herausgeber bemerkt, er kenne keine deren Fehler so oft bis zu völligem Unsinne gehen, fand sich glücklicherweise, ebenfalls in der Hofbibliothek zu Wien, noch eine zweyte ältere und bessere Hds. aus dem 14. Jahrh. auf Perg., so daß sich mit diesen Hilfsmitteln der Versuch einer kritischen Bearbeitung wohl wagen ließ. Und wirklich ist dieser als sehr gelungen zu betrachten, und wie früher Hartmann's Erec so zeugt auch dieses Werk von des Herausgebers Tüchtigkeit und kritischem Scharfsinne. Da jedoch die PergHdsch. keineswegs zu den vorzüglichen gehört und überdieß an mehrere Stellen größere und kleinere Lücken hat, so konnte es nicht fehlen, daß wie viele kranke Stellen auch auf die glücklichste Weise geheilt wurden, doch Manches noch gar sehr der Nachbesserung bedurfte. Den ersten Anfang hat Hr. Prof. Haupt selbst damit gemacht und in seiner Zeitschrift f. d. Altth. 1,199 — 201 nachträglich eine Reihe meist trefflicher Verbesserungen, die theils von ihm selbst, theils von Lachmann und Wackernagel herrühren, mitgetheilt, und zwar mit einer Offenheit, die begangene Mißgriffe selbst da nicht zu bemänteln sucht, wo es auf die leichteste Weise hätte geschehen können, und die um so lautere Anerkennung verdient, je seltener sie heutzutage in der historischen Wissenschaft angetroffen wird. Um so weniger darf wohl gescheut werden, dem Selbstverbesserten noch einige weitere Versuche hinzuzufügen. Vorerst einige allgemeine Bemerkungen.

Der Herausgeber schreibt das persönliche Pronomen si (mit geringen Ausnahmen, die aber eher wie Druckfehler aussehen: 2114 sie, eam; 2999, 5359 sie, ii; 3695 si, ii;) außer dem Reime immer gedehnt: sî, und nur wo der Reim es erheischt: sie. Durch fortwährende Beschäftigung mit Rudolf's Werken hat sich mir aber für dieses Wort folgendes Gesetz, gegen welches niemals gefehlt wird, herausgestellt: sie braucht er für den Plural ohne Unterschied des Casus und Geschlechtes, für ii, eae, eos, eas u. s. w., sî nur für eam *); für ea kömmt es im Reime gar nicht vor, ist demnach kurz, si zu schreiben. Aus unzähligen Belegen über den ersten Fall hier nur einige: Gerh. 1785 sie (eos): hie; 2795 sus kusten sie mich unde ich sie: hie; 3430 hie: daz lobten sie (ii). Wilhelm 8955 sprâchen sie (eae): vie u. s. w. Die Beyspiele über den zweyten Fall sind natürlicherweise nur in geringerer Zahl vorhanden: Gerh. 3313 ob er lebte und er sîn wîp suochte, daz er funde sî: vrî; 4699 er suochte vreude und trôst an sî: bî; 5010 bî: daz senen sîn daz twanc ouch sî. — Wilhelm: und fuorten klägeliche sî (Ilîen): bî. Barlaam 149, 3 wan ich hân — geminnet sî: bî.

Daß der unregelmäßigen Form der zweyten

*) Diese Länge haben auch alte Schreiber hie und da noch wohl gefühlt, z. B. Konrad in der Münchener-Handschrift des Barlaam (vom Jahre 1284), der für sî (eam) außer dem Reime seinem Sprachgebrauche gemäß (die Handschrift ist in österreichischer Mundart geschrieben) sei schreibt, zwar nicht immer wo es stehen sollte, doch wenn es gebraucht wird, nie gegen das Gesetz.

Person Pl. Praes. auf -nt hier Eingang gestattet ward, ist an und für sich nicht zu tadeln, da wir wissen, daß diese den Schweizern gerecht ist; nur der allzu häufige Gebrauch, wie es hier geschehen, möchte nicht gut zu heißen seyn. Ich kenne nur einen einzigen Fall im Barlaam, wo Rudolf „sein Volksdialekt beschleicht:“

226, 1. ob ir hiute alsô gesigent,
daz sie sigelôs geligent;

während unzählige Male im Reime das gewöhnliche richtige steht. Es ist daher nicht zu billigen, daß der Ausnahme so viel Vorhand gewährt wird. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den Adverben auf -lîchen, die uns hier so häufig begegnen; bey Rudolf ist mir kein einziger beweisender *) Reim auf -lîchen, so nahe solche auch gelegen hätten, vorgekommen, vielmehr wird immer die ältere Form -lîche gebraucht. Damit sagen wir nicht, daß jene gar nicht zuzulassen sey, doch sollte damit behutsamer verfahren und in dieser Hinsicht den Schreibern, die dergleichen nur zu oft einschwärzten, nicht allzu ängstlich gefolgt werden.

Mit welchem Grunde werden die Wörter erre und merre ohne Dehnungszeichen geschrieben? Daß herre und nicht hêrre zu schreiben ist, beweist der häufige Reim mit verre und werren; jene beyden Wörter aber kommen nie mit herre (wie z. B. bey Hartmann), geschweige denn mit verre u. s. w. im Reime vor, es darf ihnen also ihre ursprüngliche Länge durchaus nicht genommen werden. Warum Z. 1232 drîzehenden, dagegen durchgehends drivalt, drivaltic geschrieben wird, vermögen wir ebenfalls nicht abzusehen; ist doch das eine wie das andere eine Zusammensetzung. Als Grund wird man nicht etwa das, nicht allein von R. sondern auch den meisten übrigen Dichtern, kurz gebrauchte drin entgegenhalten wollen? Aus Barlaam habe ich mir angemerkt, 351,29:

daz gót mit einer drî'vàlt,

welche Stelle, abgesehen von andern Gründen, für die Länge sprechen und kaum anders zu lesen seyn dürfte.

Wir gehen hienach zum Besondern über. Z. 1936 ist zu lesen: wan eine mînes herren hant, die Hs. B. hat one. — Z. 2666 mîn frowe und ir frowen zwô, vgl. 2679 und 2685. — Z. 2702 ob et ir gedenket ir vater, künec Reinmunt. — Z. 2884 froelich in mîn hûs hin hein. — Z. 2890 rîlîcher waete. — Z. 2909. 10 sind die zwey Genitive auffallend; es möchte zu lesen seyn: Dô fröute sich mit liebe kraft der kintlîchen geselleschaft mîn frowe. — Z. 3595 lies mit B: Dô messe was gesungen; vgl. 636. der keiser messe vernam; 2536: nâch messe kêrten wir sâ; 3493: dô man messe hie gesanc; Wilhelm 1753: dô messe halp gesungen was; 1956: dô messe was gesungen. — Z. 3649 muß heißen: daz was ir krie mit stolzer kraft, und bedarf keiner so gewaltsamen Aenderung, wie sie in der Zeitschr. S. 201 versucht ward; vgl. Wilhelm krie: hie 1383. 6387. 6453. ûf sie: krie 9171. — Z. 4532: des genâdet im zehant der herre zühte rîche. — Z. 4981 lies: alse wol, so auch 5557. — Z. 5495: komen sît her in ditz lant. Die Partikeln her, hin, dan, dar u. s. w. sind R. sehr geläufig und er wendet sie in dieser Weise häufig an, z. B. 1195: hin über mer. 1208: dan ûf den sê. 6831: der brâ'hte ez her i'n ditz lànt. Wilhelm 848: haete brâht dar in daz lant. 5997: von der stat hin ûf das velt u. s. w. — Z. 6140: für alles guotes überguot, vgl. 5553. des süezen guotes überguot; Baarlam 11,814 ein überguot des guotes (bey Köpke 295, 14, wo die ganze Stelle lückenhaft ist, übergülte). — Z. 5736 dar ûffe ze herberge was. — Z. 5749 von golde und von gesteine. — Z. 5772 ist mit B. zu lesen: ouch was dem künege ein guot gelimpf, denn es ist wohl zu beachten daß, wenn von dem Könige die Rede ist, nicht bloß

*) Die Stelle Z. 3189

noch lîp sô saelden rîchen.
daz ir sô minneclîchen u. s. w.

beweist nichts, noch weniger Z. 2209 — 10, und beyde sind in -îche zu ändern. Aehnliche Stellen finden sich auch im Wilhelm Z. 7273 rîchen: hêrlîchen, Z. 14863: minneclîchen, wo die Haager und Laßb. Perg. Handschr. wirklich so, alle andern aber rîche: -lîche lesen.

„der herre“, ſondern der herre mîn oder mîn herre geſagt wird; vgl. 5779. 5879. 5967. 6022. 6042 u. ſ. w. — Z. 5966 ezzen als man solte. — Z. 6271. daz lant, der krône hêrschaft. — Z. 6261: vollebringen kunde. — Z. 6831 ditz lant. — Z. 4239 heilegen. — Z. 2471 Ditz. —

In der Zeile 5145:

sît habent sumelîche
von mînem künecrîche
wider mich geſetzet sich

mir, wie A liest, mit B gegen mich zu vertauſchen, war unnöthig, indem beyde Redensarten eine und dieſelbe Bedeutung haben. Zwar ſtellt Benecke in ſeinem Wörterbuche zum Iwein S. 551 das Geſetz auf: Im Stande der Ruhe gedacht, ſtehe wider mit dem Dat., in dem der Bewegung aber mit dem Acc. Dieß wird man aber ſchwerlich überall ſo ſtrenge durchgeführt finden. Wie ich eben erſehe, zweifelt Grimm (Gram. 4, 795) ebenfalls daran, und es „ſcheint ihm ſchwer, die Unterſcheidung dieſer beyden casus überall nach dieſem Grundſatze zu regeln.“ Dagegen ſprechen auch im Althd. eine Menge Beyſpiele, die man in Graff's Präpoſitionen, S. 192 — 197, und in deſſen Sprachſchatze I, 638 — 639 verzeichnet findet. Ebenſo kenne ich aus dem Alexander einige Stellen, wo ebenfall der Dat. ſteht, und doch nichts anderes als eine Bewegung ausgedrückt werden ſoll. Münchenerhſ. Bl. 14. a.

in üppeclîchem wâne
wirt er [der von unadel ist geborn] alsô
lôs gemuot,
daz er sich setzet durch sîn guot
wider der hêrschefte gar,
diu in gehoehet hât biz dar.

und Bl. 33. a.

In vîentlîchem zorne
was dô der wolgeborne
gegen Atêne der stat,
daz si hâte sich gesat
wider im in solher wer.

Beydes neben einander findet ſich in beweiſenden Reimen in der Minne Lehre von Heinzelîn von Koſtenz; bey Müller Z. 352:

— swer sich wider mir (:dir)
setzet und der muoter nûn
— — dem zünde ich an sîn herze mite.

und Z. 1482 ff.

— — wes zîhstû mich,
daz dû strebest wider mir?
nû hân ich doch gegeben dir
hôhen muot u. ſ. w.

Dagegen im nämlichen Sinne Z. 319 ff.

sich setzet maniger wider mich
alsô vesteclîch, daz ich
mit güete in niht betwingen kan.

Die Z. 5470: „der ist ze lîhte semfte gemuot“ iſt von dem Herausgeber ſpäter (Zeitſchrift S. 200), mit Hinweiſung auf Walther 96, 13 in „ze lihte gemuot“ verändert worden, was dieſem Satze einen ganz andern Sinn gibt. Ze lîhte gemuot heißt in der gewöhnlichen Bedeutung: zu leichtſinnig, leichtfertig, und das ſoll hier nicht geſagt werden. Es iſt vielmehr gar keine Aenderung nöthig und mit A zu leſen: der ist ze lîhtsemfte gemuot. Dieſes Wort, dem hier „etelîcher ist ze karc“ gegenüber ſteht, iſt uns öfter begegnet und bedeutet nachſichtig, nachgiebig, mild, auch nachläßig, träge. Flôre 54 ff. „er hât der boesn nâtûre kraft mit lîhtsenfte überwunden.“ Cod. Monac. 100 Bl. 144. b. „— daz daz wâre wort, daz unser hêrre selbe ist, in ir herzen ist derloschen und daz sie lîhtsemfte sint worden an gotes dienste und ungedultic und snel ze unnützer rede u. ſ. w. Bruder Berhtolt, Kling 422: lîhtsenftekeit. Aehnliche Zuſammenſetzungen ſind: Bruder Davit: „mîn joch ist senftsüeze und mîn bürde ist ringe“; Ernſt 1990: „und kom ein lîhtsüezer (ſo ſteht bey v. d. Hagen und braucht nicht, wie Gram. 2. 576 geſchieht, in liehts. verändert zu werden) tac, der sie nâch leide machte vrô.“ —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der gute Gerhart ꝛc.

(Schluß.)

Die Stelle 5723 ff. halte ich, abgesehen von den drey verdächtigen Adverbien, für verderbt und schlage vor zu lesen:

Dô wir sô groezliche
in daz künecrîche
schône enpfangen wurden dâ.

Diese Redensart und andere ähnliche kommen auch im Wilh. vor, Z. 14541:

und wurden rîlîche
enphangen in daz rîche,

Z. 13122 (Haagerperghs.)

er hâte al den sînen
einen hof gesprochen dar
armen unde rîchen gar
ze Norwaege in daz rîche.

Z. 10722 ff. (ebd.)

Dirre beiden künege her
— samenden sich sâ zehant
mit kreften werlîche
ze Tenemarc in daz rîche.

Z. 11582 (ebd.)

er teilte in daz rîche
den herren die gevangen gar.

Z. 5564:

und gruozten in mit vreuden gar
hin wider hein in sîn lant

und Z. 3046 (Haagerhs.)

herberge nemen in die stat.

vgl. darüber Gramm. 4, 827. 825.

Die beyden Z. 4887 und 4888:

sver ouch nû spil merken wil,
dâ was manc ritterlichez spil

verrathen sich durch schlechten Bau und matte Wiederholung als Einschiebsel des Schreibers und sind zu tilgen. Daß B mit 280 Versen die Lücke von 2 Blättern in A richtig ausfüllt, beweist noch nicht, daß sie auch in dieser vorhanden waren, indem die 35 Zeilen auf jeder Spalte dieser Hs. „nicht immer eben so viele Verse betragen.“ Eben so möchten auch die Z. 2905 — 2908 zu streichen seyn, wodurch die kurz vorhergehende Lücke auf sechs Zeilen ermäßigt würde. Ferner ist auch Z. 6924 mit B zu streichen; sie enthält einen nichtssagenden Zusatz und das Gedicht soll mit 7 gleich lautenden Reimen schließen, wie der Barlaam mit zweymal 7 und Wilhelm mit 9, welch letztere so lauten:

Swelch mîn friunt mir friundes rât
erzeiget âne missetât
(ob mir der rât ze staten stât
und mich niht tumplich irren lât),
der tuot mir wol, swie ez ergât,
und leit an mich der triuwen wât.
daz ist ein friuntlîch getât.
nû helfe uns der erbermde sât.
ditz maere alhie ein ende hât.

Damit vergleiche man die Schlußverse der Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunnen (K. A. Hahn, Gedichte des 12. u. 13. Jahrh. S. 102. 146), die Rudolf sowohl der Form als auch dem Inhalte nach offenbar nachgeahmt hat.

Man gestatte mir noch einige Vermuthungen mitzutheilen. Z. 933. ich hât es dicke g. m.?

vgl. 961. — 1127. als in der keiser selbe hiez? — Z. 1347. sô oder als man? — Z. 1348 versteh' ich nicht. Vielleicht: doch dühte mich, er saehe vil wol? oder: dô dancte er des, er sach v. w.? — Z. 1368. suochte. ich antwurte im sâ? — Z. 1588. altherren? — Z. 2799. ze kêrenne? — Die Zeilen 2849 und 2851 sind zu kurz; etwa: durch got die rehten wârheit mir? und: vrowe, daz sage ich dir vil wol? — Z. 3081. ach wênic, deist niht anders doch? — Z. 3341. alsô? — Z. 3429 möchte ich mit B lesen: bî mir die hôhgezît alhie. Z. 3529. und sach, swie kranc et was ein gast, daz im an wirtschaft niht gebrast? — Die dunkle Zeile 3547 möchte vielleicht zu lesen seyn: er hiez die nahtsal (für nahtsaelde) oder: nahtsite schrîben an? — Z. 3666. durch der vreude ez solte sîn? — wie soll Z. 4766 gelesen werden? Vielleicht ist die Lesart von B.: süez rede, semfter umbevanc dennoch richtig? oder: süezsemfter umbevanc? — Z. 5367. (tür) dâ bôzte ich? vgl. J. Grimm, Sendschreiben (Reinh. Fuchs) 654: dar in er bôzen began. — Z. 5527. dô was der schal von drange grôz? — Z. 5589. so behaget uns âne in niemen baz, dan ir u. s. w.? — Z. 5746. sô muoste ir ie bereit sîn? — Z. 5926 viric glesten, lieht e brehen sach man durch daz gevilde die panier und die schilde u. s. w.? — Z. 6144. danne er selben taete sich? — Z. 6384. daz was gar ân mîne gir? — Z. 6686. ob ich dîne guottât iht gehundertvalten möhte, daz ez dannoch niht töhte? — Hier noch einige bemerkte Druckfehler. Lies 739 dô. 778 unde. 1101 dû. 1539 da. 3185 ich. 5355 wênic. 4885 unz. 4536 do. 3402 hôchzît.

Verschiedene Eigenheiten und Freyheiten im Reime u. s. w., deren sich Rudolf in seinen spätern Werken entschlägt, mehrere Stellen, die, hier noch frisch und lebendig, sich später z. B. im Wilhelm matt und breit wieder finden, und Anderes würden uns, auch ohne des Dichters eigenes Zeugniß, im guten Gerhart eine frühere Jugendarbeit erkennen lassen. Neben ruom: tuom 6717. 173. 667. reimt ruon mit tuon 937. 987. 1101. 1115. 6901 u. s. w., eben so keiserin: in 161. neben keiserîn: ba dekîn 3573. Im Barlaam gebraucht B. das Prät. von draejen, wie es gewöhnlich ist, schwach: gedrât: genât 163, 15; hier noch stark 3746: starkiu lide wol getân, sinewel und wol gedrân. Diese Form, ein Ueberrest aus alter Zeit, die sich im Gothischen in den Wörtern sáijan und wáian, und im Angelsächsischen in blâvan, cnâvan, crâvan, sâvan und thrâvan, aber nicht mehr im Althochdeutschen, Altnordischen findet, kömmt im Mhd. nur selten vor; zwey Beyspiele aus Lanzelet verdanke ich der Mittheilung des Dr. Hahn: Wiener Handschr. 2698 Bl. 45. b. als ein kerze gedrân (:undertân) was der stein âne mûre; Bl. 51. b. wan ein goz daz ie dâ lac als ein kugel gedrân; ez enmohte niemen ûf gehân noch von der stat bringen; Minne Lehre bey Müller Z. 654 gedrân ir kinne minneclich nâch wîzer mandelmilch gevar. vrgl. geblân von blaejen Altdeutsche Wälder 3, 177. — Hier erlaubt sich Rudolf noch, wenn auch nur selten, Adverb. auf – lîche mit einander zu reimen: 1531 vestecliche: jaemercliche; 2209 sicherlîche: güetlîche; 4317 loberlîche: gewaltecliche; 5533 vroelîche: wirdecliche. Weder im Barlaam noch im Wilhelm und Alexander findet sich davon ein Beyspiel und diese Adv. werden nur mit rîche und gelîche gereimt.

Was die oben berührten Wiederholungen betrifft, so vergleiche man mit der Beschreibung der Morgengabe im Gerhart, Z. 5052 folgende aus Wilhelm Z. 14031 ff.

Dô diu triebe naht verswein
und der morgensterne schein
unde ez schiere tagn began,
Willehalm, der reine man,
gap sîner trût amîen,
der schoenen Amelîen,

die rîhsten morgengâbe,
die Walhe oder Swâbe
ie dâ vor gegâben ê.
waz mohte er ir gegeben mê
wan herze, lîp unde muot?
sich selben, lant, liut unde guot.
hantvestecliche in ir gewalt
brâhtez gar der degen balt.
sîn lîpgedinge was von ir,
daz er nâch sînes herzen gir
von ir warten solte,
swes er wünschen wolte
an lieplîcher geselleschaft,
an staeter liebe staete kraft
mit unverkêrteu triuwen
unvalschen werden niuwen
an den man verniugernde niht.
daz was von ir sîn zuoversiht
und sîn lîpgedinge dô.

oder Gerh. 5066 ff. Wilhelm 14072 ff.:

dô kômen juncfrôuwelîn
schoene hübesch wolgevar
und buten in ir kleider dar.
als sie die angeleiten
und sich vil wol bekleiten,
sie fuoren dâ man messe sanc.

Ebenſo wird die Schilderung bey Ger. 4765 ff. im Wilhelm 13940 ff. wiederholt:

ir küssen was vil minneclich,
daz ietwederz dem anderu bôt
an sîn süezez mündel rôt.
liep muoste undr in beiden sîn.
liep dû mîn, liep ich dîn,
liep dû bist, liep, daz ich bin,
mir liep, wan mînes herzen sin
dich, liep, mit liebe minnet;
liep mit liebe sinnet,
liebez liep, mit liebe an dich.

dâ dû, liep, bist dâ bin ich.
nû wis ouch dû, liep, dâ ich sî u. ſ. w.

Ferner vergl. Gerh. 4735 ff. mit Wilhelm 13963 ff.

Vnder in was mit liebe kraft
sunder haz mit friuntschaft
einmüetic liep, einmüetic muot
gên liebem liebe ein werndez guot,
ein staętin triuwe sunder schranz
veste, lüter unde ganz.
ir liebe in beidin herzen schein,
ein einic ein wart von in zwein u. ſ. w.

Auch das Herzogthum Gant und die 3 Biſchöfe (Gerh. 5334 ff.) kommen im Wilhelm vor, was ſchwerlich beyde Mal von den Quellen gegeben ward; 14432:

den werden herzogen von Gant
solt er senden dâhin
mit gelêrten fürsten drin.
der eine was von Santâvît
ein erzebischof, der die zît
was des küneges hoehster rât,
wan er âne missetât
wîse was und wert erkant.
der erzebischof wart gesant
von Eberwîc mit disen zwein,
an dem ouch hôhiu wîsheit schein,
und der bischof von Winchester
der wise muotes vester.

Doch genug ſolcher Belege, womit wir die Geduld des Leſers vielleicht ſchon über Gebühr in Anſpruch genommen haben; zur Beſtätigung des oben Geſagten werden ſie genügen.

Zum Schluſſe können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Man hat nämlich Gervinus ſchon wegen ſeiner Urtheile über dieſen und jenen Dichter

deutscher Vorzeit *) angegriffen, bald mit mehr, bald mit minderer Heftigkeit, je nach verschiedenen Umständen oder Beweggründen. Auch hier geht er nicht leer aus und wird ihm sein ungerecht absprechendes Urtheil über Rudolf's Werke vorgeworfen. Hart mögen Gervinus Worte seyn, ungerecht und absprechend sind sie darum noch nicht. Eben aus dem Umstande, daß Rudolf's frühestes Werk das gelungenste und in seinen spätern Dichtungen ein höchst merklicher stufenweiser Abfall zu spüren ist, kann der sicherste Beweis geführt werden, daß sein dichterisches Talent nur ein beschränktes war und daß der erste jugendliche Anlauf in die Länge nicht aushielt. Wenn ein Herausgeber seinen Schriftsteller, den er mit Mühe und beharrlichem Fleiße, mit Heilkünsten und Kunstgriffen aller Art aus dem Wuste entstellender Verderbnisse glücklich herausarbeitete und nun in echter Gestalt zu ungestörtem Genuße hingiebt, mit freundlichern Augen, als er wohl verdiente, ansieht und auch von andern dieselbe Anerkennung verlangt, so ist dieß sehr natürlich, nicht aber gerade gut zu heißen und der Geschichtschreiber darf sich dadurch in seinem Urtheile nicht irren lassen. Er kann und darf das Einzelne nicht abgesondert für sich, sondern nur als Glied der Kette und in seinem Zusammenhange und Verhältnisse zum großen Ganzen auffassen. Dieß muß man im Auge behalten, wenn man Gervinus richtig und billig beurtheilen will. Keineswegs „mit ungenügender Vorbereitung," sondern mit gründlicher und umfassenderer Kenntniß unserer alten Dichtwerke, als alle seine Vorgänger zusammen genommen, ja selbst vielleicht als manche der Männer, denen wir in diesem Fache das Beste zu danken haben, hat er unsere ganze ältere Litteratur der genauesten Prüfung unterworfen, mit richtigem Takte erst nach dem Frischeren und Besseren greifend und von da zu dem minder Bedeutenden abwärts steigend. So giebt er uns ein treues geschichtliches Bild des ganzen Entwicklungs- und Bildungsganges der deutschen Litteratur und von diesem Standpunkte aus müssen seine Urtheile nothwendig geprüft werden, will man anders nicht selbst in den Fehler verfallen, dessen man ihn beschuldigt. Das, was Gervinus Darstellung wirklich als Tadel treffen dürfte und trifft, ist ganz anderer Art und von J. Grimm zu seiner Zeit und an seinem Orte zum Theil schon richtig bezeichnet worden. Zum Vergleiche übrigens, wie auch schon vor Gervinus über R. geurtheilt ward, mögen hier noch Lachmann's Worte (Auswahl S. IV. V.) eine Stelle finden: „Rudolfen von Ems hat ja niemand als sein Fortsetzer und er selbst genannt; und so vortrefflich sind seine Werke nicht, daß sie zu einer Ausnahme (d. h. sie in die Auswahl aufzunehmen) reizten, wenigstens nicht die zwey, die ich allein kenne: Barlaam und die sogenannte Weltchronik; mag man auch einzelnen Stellen das Verdienst klarer und einfacher Darstellung zugestehen, wie sie damals auch kunstlosern leichter und öfter gelang."

Franz Pfeiffer.

*) So wie über neuere und neueste, z. B. das im 5. Bande seiner Litteraturgeschichte ausgesprochene und jüngst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung weiter verbreitete Urtheil über Jean Paul; und doch hatte E. M. Arndt bereits 1804 in den „Briefen an seine Freunde" ein viel strengeres Urtheil über denselben Schriftsteller ausgesprochen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

El-Mas'údí's Historical Encyclopaedia, entitled „Meadows of gold and mines of gems," translated from the Arabic by Alois Sprenger. London 1841. Vol. I.

Der Ausschuß der Königlichen Asiatischen Gesellschaft zu London, welcher es sich zur Aufgabe setzt, Werke der östlichen Literaturen übersetzen und sie theils mit theils ohne die Texte *) drucken zu lassen, hat in den 12 Jahren seines Bestehens unsere Kenntnisse des Morgenlandes in allen Fächern der Wissenschaft ungemein gefördert. Am meisten ward aber, wie sich dieß geziemt, das Fach der Geschichte und der Erdkunde berücksichtiget; denn die philosophischen Systeme und dichterischen Erzeugnisse des Orients haben für uns nur ausnahmsweise einen selbstständigen Werth; auch sie dienen im Durchschnitte bloß als geschichtliche Monumente, um nämlich die Denkweise, die Zustände der verschiedenen Völker des Orients, wie sie sich zu diesem oder jenem Zeitraume in den geistigen Erzeugnissen der verschiedenen Völker abspiegeln, kennen zu lernen. Ja es ist kaum ein Land, ein Volk, ein Jahrhundert leer ausgegangen, dessen Kenntniß durch die sechs und fünfzig Werke, welche bereits unter dem Schutze dieser einsichtsvollen gelehrten Gesellschaft erschienen sind, nicht erweitert worden wäre. Ein würdiger Anfang des Unternehmens war die Uebersetzung des Auszuges der Reisen des Ibn Batuta aus Tandschah oder Tandscher, das uralte Tingis oder Tingi in der Provinz Tingitana, von Lee, durch welche wir eine Einsicht in den Zustand der meisten Länder Asiens und Afrika's und selbst eines kleinen Theiles von Europa, im Laufe der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erlangen.

Zu den wichtigsten Werken aber, welche die orientalische Uebersetzungsgesellschaft unterstützt und zum Theil hervorgerufen hat, gehört unstreitig die historische Encyclopädie Masudi's, welcher der Verf. den abentheuerlichen Titel „Goldene Wiesen und Edelsteinminen" beylegte, damit, wie er sagt, (S. 27) die Neugierde des Lesers erregt und die Seele begierig werde, den historischen Stoff sich eigen zu machen. In diesem Werke, wird hinzugefügt, habe er das Wesentlichste der historischen und geographischen Thatsachen, welche in seinen andern Büchern mit allen Einzelnheiten und Umständen berichtet wurden, zusammengefaßt und, wie er hoffe, den Fürsten wie den Gelehrten dadurch ein angenehmes Geschenk gemacht. Es wird hierin jede Religion, jede Wissenschaft, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden, gleichwie alles Nützliche und Interessante besprochen, von dem Beginne der Schöpfung bis auf die Zeit des Verfassers, d. i. gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts. Am Ende des Werkes werden noch die Anführer der Pilgerfahrten von dem Anfange des Islam aufgezählt und bis auf die letzten Jahre seines Lebens herabgeführt. Der Verf. der goldenen Wiesen ist einer der berühmtesten Polyhistoren der arabischen Literatur; er schrieb über Theologie und Rechtswissenschaft, über Geographie und Historie, und wird in den letztern Fächern von dem tiefsinnigen Ibn Chaldun als ein Muster der spätern arabischen Kosmographen geschildert. Ibn Chaldun ist aber ein Schriftsteller, dessen Einsicht und Kenntnisse, wie wir später sehen werden, von keinem der andern arabischen Historiographen übertroffen werden. Das Leben des Iman Abul Hassan, weil er von einem der berühmtesten

*) Es ist vor kurzem eine eigene Gesellschaft gegründet worden zur Herausgabe der Texte ohne Uebersetzungen.

Gefährten Muhammeds, Masud al Haseli geheißen, abstammt, Masudi zubenannt, ward von den gelehrten Orientalisten Quatremère, nicht von Quatremère de Quincy, wie Hr. Sprenger (Préface LXIX) sagt, in dem pariser asiatischen Journal (Janvier 1839 S. 5 — 31) ausführlich beschrieben. Der Verf. der goldenen Wiesen ward, wir wissen nicht in welchem Jahre, zu Bagdad geboren und auch daselbst erzogen. Gegen das Ende seines Lebens mußte Masudi, wahrscheinlich weil er in religiöser Beziehung verdächtig wurde, seine Vaterstadt verlassen; er begab sich nach Aegypten, wo damals die freysinnigen Fatimiden herrschten, und starb zu Fostath im Jahre 956 u. Z. Masudi war ein Zeitgenosse des Constantinus Porphyrogeneta, dessen Werke durch Vergleichung mit denen des Arabers an vielen Stellen erläutert und verbessert werden können.

Ueber seine eigenen Werke und die anderer Schriftsteller, welche er als Hülfsmittel benutzte, erstattet M. ausführlichen Bericht in den ersten Abschnitten der goldenen Wiesen. Viele arabische Schriftsteller, die er hier aufführt, sind entweder ganz verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt noch nicht aufgefunden worden.

Der Verfasser verbindet, gleichwie Herodotus mit den geschichtlichen Thatsachen die Beschreibung der Länder und Völker, welche er auf seinen langen Reisen kennen lernte. Masudi besuchte Indien, nach einer Handschrift selbst China, Choresan, Irak, Armenien, Adherbaidschan, Arran und Syrien in Asien, dann einen großen Theil des östlichen Afrika's; er verkehrte häufig mit Königen und lernte viele Staatsverfassungen, Gesetze und Sitten der Völker kennen. Am Ende seines langjährigen Studiums und seiner wiederholten Beobachtungen fand der wackere Mann, daß es jetzt wenig mehr Erfreuliches gebe auf Erden. Er wandte deßhalb seine Aufmerksamkeit auf die theologischen, philosophischen und juridischen Wissenschaften, und hat auch auf diesem mehr speculativen Felde durch mehrere Werke seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit bewährt.

Man macht sich eine ganz unrichtige Vorstellung von den arabischen Geschichtschreibern, wenn man sie sämmtlich für bloße Annalisten oder Chronisten hält, in der Weise des Abulfeda oder der chinesischen Historiker. Mehrere von ihnen, wie namentlich Masudi und Ibn Chaldun (geb. zu Tunis 1332 und gest. zu Cairo 1406) erheben sich zu Betrachtungen über Religion und Staat, über Recht und Sitte, deren sich neuere Politiker nicht zu schämen brauchten.

„In unsern Werken," sagt Masudi an einer Stelle *), „haben wir von den verschiedenen Regierungssystemen gehandelt, von der königlichen wie der volksthümlichen Herrschaft; von den Pflichten der Könige gegen sich selbst und gegen ihr Volk; von den verschiedenen Abtheilungen eines jeden weltlichen Regiments, und aus wie vielen Zweigen es besteht. Wir haben auseinander gesetzt, warum die königliche Herrschaft der Religion bedürfe, und die Religion ihrerseits wiederum der königlichen Herrschaft; wie in die Regierung nach und nach Gebrechen sich einschleichen, welche den Untergang der Herrscherfamilien, der Gesetze und Religionen herbeyführen; welche Gebrechen im Innern der Staaten und der Religionen selbst im Laufe der Zeit entstehen, und welche von Außen herkommen; wie man die weltliche Macht und die Religion befestigen müsse, und wie die eine der andern beystehen könne, wenn sie von äußerlichen oder innerlichen Feinden angegriffen wird. Wir haben endlich die Zeichen angegeben, wornach man das Glück der Staaten zu beurtheilen vermöge, und wie man die Provinzen, das Religionswesen und die Armee verwalten müsse."

Man ist in der That erstaunt, wenn man in Ibn Chaldun's Einleitung **) zur Geschichte der Perser, Araber und Berbern, welche von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft handelt, von den civilisirten und uncivilisirten Zuständen der Menschheit, dann von allen Wissenschaften, Kenntnissen und Künsten auf Erden, man erstaunt in einem arabischen Werke aus dem vierzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Menschheit und des Staates zu finden.

---

*) Masudi nach der Uebersetzung von de Sacy in den Notices et Extraits des Manuscrits VIII. 135. St. Martin im Leben Masudi's, in der Biographie universelle, Bd. XXVII. S. 388.

**) Lee hat uns schon längst die Uebersetzung dieses berühmten, aber wie Kenner sagen, auch höchst schwierigen Werkes versprochen.

Das Werk, zu welchem Masudi fünf und achtzig Werke, welche er in seiner Einleitung aufführt, als Quellen benützte, zerfällt, die Einleitung und Inhaltsanzeige als besondere Capitel mitgerechnet, in hundert zwey und dreyßig Abschnitte. Der vorliegende erste Band der Uebersetzung enthält die siebzehn ersten Capitel, wovon aber einige bereits früher vollständig bekannt gemacht waren.

Das Werk beginnt, wie die allgemeinen Geschichtsbücher der Araber durchgängig, mit der Schöpfung der Welt und aller darin lebenden Wesen, wobey die Angaben der heiligen Schrift mit den Sagen des Talmuds und den Mährchen anderer östlicher Völker gar wunderlich unter einander gemischt sind.

Die drey folgenden Abschnitte, welche die Geschichte Abrahams, der Propheten, der Könige Israels und aller Ereignisse des jüdischen Volkes bis auf Muhammed enthalten, bestehen aus einer ähnlichen Mischung der Erzählungen der heiligen Schrift mit den Mährchen anderer Werke, namentlich des Korans. Doch ist selbst unter diesem Wust manches Goldkorn vergraben. Wir erfahren (S. 114), daß die Samaritaner die Sehergabe aller Propheten nach Moses läugnen und ihre Häuptlinge aus den Nachkommen Arons wählen. Zu den Zeiten Masudi's wohnten deren sehr viele zu Naplus, das sie für ihre heilige Stadt hielten, wo Jakob seine Heerden geweidet haben soll; sie zerfielen damals in zwey Sekten, die sich feindlich gegenüberstanden, wie Juden und Samaritaner. Das Wichtige und allein Brauchbare dieser drey Abschnitte der goldenen Wiesen sind die Sagen über die Helden und Sänger der Araber vor Muhammed.

Der siebente Abschnitt, welcher von den Hindu, ihren religiösen Ansichten und den Ursprung ihrer Reiche handelt, war uns schon durch die gelehrte Arbeit des Herrn Gildmeister (Scriptorum Arabum de rebus Indicis loci), auf den wir hier verweisen, bekannt. Hr. Dr. Sprenger konnte die Arbeit des Bonner Orientalisten nicht benützen, und erklärt (Vorrede S. 69) die verschiedene Uebersetzung einiger Stellen durch die verschiedenen Texte, nach welchen beyde Herren arbeiteten. Masudi widmet dann die folgenden sieben Abschnitte einer Darstellung und Beschreibung der Erde im Allgemeinen und ihres Verhältnisses zu den andern Himmelskörpern, so weit nämlich theils durch die griechischen Geographen und Astronomen, theils durch eigenes Forschen und Anschauen die Kenntnisse der Araber reichten. Man findet hier eine vollständige Kosmologie und Kosmographie der muselmanischen Welt im zehnten Jahrhundert. Es enthalten diese Abschnitte eine große Menge lehrreicher neuer Thatsachen, aus den verschiedenen Theilen der Geographie und Historie. Masudi erwähnt unter andern mehrmals der Insel Kanbalu, wie Sprenger schreibt, oder richtiger Kanbalah (Herbelot schreibt Kanbala) und ein Land Berbera. Das Meer von Zandsch oder Zindsch der Südostküste von Afrika (Benennungen, welche aus den Namen *Ζιγγις* oder *Ζηγισα* bey Ptolemäus hervorgegangen sind) sagt er, heiße auch das Meer von Kanbalah; es ist dieß eine Insel, die sehr gut angebaut ist; die Bewohner derselben sind Moslim, welche die Zandschi Sprache sprechen. Die Muhammedaner, fügt er hinzu, haben diese Insel (vergl. S. 232 folg.), gleichwie dieß mit Kreta geschehen ist, erobert und die Einwohner unterjocht. Dieß geschah gegen das Ende der Ommjaden und im Beginne der Abbasiden. Das Land Berbera, lesen wir an einer andern Stelle (S. 260), erstreckt sich zwischen Zandsch und dem Lande Abyssinien; es ist dieß Berbera nicht mit dem Lande der Berbern im nordwestlichen Afrika zu verwechseln. Masudi war selbst im Jahre 916 in Zandsch, zu Kanbalah und Sofalah (d. h. Niederlande). Abulfeda sagt, Kombalah, so schreibt Reiske diesen Namen, sey ehemals cultivirt gewesen, die Insel habe aber heutigen Tags keine Einwohner (Büschings Magazin IV. 277). Was sind nun Berbera und Kanbalah für Länder? Herr Dr. Sprenger hat hier keine Erläuterungen hinzugefügt, und wir bemerken deßhalb, daß die Araber schon in den alten Zeiten vor Muhammed einen großen Theil der Südostküste Afrikas Azania (ἡ Ἀζανία) nannten und daß die Griechen, welche ihre Nachrichten über diese Gegenden von den Arabern erhielten, recht gut wußten, dieser Name bedeute Barbarenland (Mannert Geographie von

Afrika. Leipzig 1825. I. 81). Azania ist sicherlich aus Adschem entstanden, ein Wort, womit der Araber jeden Nichtaraber bezeichnet und was in seinem Munde Barbar bedeutet. Ptolemäus nennt an einer Stelle die ganze südöstliche Küste Afrikas mit Recht Barbaria; an einer andern unterscheidet er aber irrthümlich zwischen Azania und Barbaria. Masudi kannte nicht bloß den Ptolemäus, den er mehrmals anführt, sondern er besaß selbst noch, wie es scheint, die geographischen Karten des Marinus von Tyrus (de Sacy in den Notices des Manuscrits a. a. O. 147). Ist das Werk des Marinus in der That noch im zehnten Jahrhundert vorhanden gewesen, so ist immer noch zu hoffen, daß es einmal, und wenn auch bloß in der arabischen Uebersetzung gefunden werde. Die Insel Kanbalah muß aber ihrer Lage und Beschreibung nach Madagascar seyn; wir hätten also durch Masudi zuerst erfahren, wann diese große Insel von den Moslim in Besitz genommen wurde. Der Name Kanbalah wird sich wahrscheinlich aus den ethnographischen Verhältnissen oder den geographischen Lokalitäten dieser Insel erklären lassen.

Der fünfzehnte Abschnitt enthält eine Beschreibung des chinesischen Reiches, seiner Könige und Regierungsweise, (der Text findet sich nach der Leidner Handschrift großentheils in den Noten zum Abulfeda II. 713,) worin auch die die türkischen Reiche Mittelasiens vielfach erwähnt und besprochen werden.

Die Nachrichten des Masudi sind namentlich deßhalb sehr denkwürdig, weil sie uns den Zustand Mittelasiens vor dem Einbruche der türkischen Horden in die Länder Irans schildern und die chinesischen Nachrichten über Mittelasien theils erläutern, theils ergänzen. Die Geschichte Chinas, wie wir sie bey Masudi lesen, entbehrt aber in der Art alles historischen Fundaments, daß man gar nicht begreifen kann, auf welchem Wege die Araber zu diesen wunderlichen Mährchen gekommen seyn können. Die Namen der chinesischen Könige, welche hier aufgeführt werden, können schon der Laute und Wortformen wegen gar nicht zum Sprachstamme des östlichen Asiens gehören. Doch finden sich auch unter den abentheuerlichen Geschichten dieses Abschnittes einige gegründete Angaben. So hat Masudi unter andern gehört (S. 323), daß in China Leute desselben Stammes oder Familiennamens sich nicht unter einander verheirathen dürfen; daß allenthalben im ganzen Mittelreiche eine Regierungspost eingerichtet sey, wodurch die Fakfur, ein Wort das im Persischen dasselbe bedeutet wie Tien tse im Chinesischen, das ist die Himmelssöhne von allen Vorfallenheiten des Landes schnell unterrichtet werden; daß Volkszählungen im Lande vorgenommen werden, wozu eigene Beamte von Seiten der Regierung aufgestellt sind. Die Chinesen, sagt er (S. 340), sind das talentvollste Volk auf Erden, sie haben außerordentliches Geschick in Schnitzarbeiten und andern Künsten, so daß kein Volk ihnen hierin gleichkommt u. s. w.

Masudi hat die bekannten Reiseberichte der beyden Araber, welche wir dem Abbé Renaudot verdanken, vielfach benützt und ausgezogen. Wie sehr aber die Araber die Namen verstümmeln oder richtiger ganz unkenntlich machen, erhellt aus der Erzählung über das Unternehmen Hoang tschaos, wo wir im Stande sind, durch die einheimischen Berichte der Chinesen die Angaben der arabischen Reisenden und Geschichtschreiber beleuchten und berichtigen zu können. Es ist natürlich, daß Hr. Dr. Sprenger diese Namen entweder gar nicht erläutert oder ganz unstatthafte Vermuthungen als Noten mittheilt. Auch der gelehrteste tüchtigste Forscher wird ohne Kenntniß des Chinesischen in den verwirrten und verstümmelten Nachrichten der Araber und Perser über das östliche Asien sich nicht zurecht finden können. In welche Irrthümer sind nicht Quatremère und Hammer-Purgstall verfallen, wenn sie in ihren gelehrten Arbeiten auf die Geographie und Geschichte des östlichen Asiens kamen!

Der sechzehnte Abschnitt enthält allerley ziemlich ungeordnet unter einander geworfenen Stoff, wie die Nachrichten über die Meere (S. 342).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Euripidis Medea. Recognovit et in usum scholarum edidit Augustus Witzschel. Lipsiae, vennmdat A.F. Boehme. MDCCCXLI. L und 150 S.

Euripides ist wohl vor vielen andern Schriftstellern geeignet, der griechischen Litteratur Freunde zu gewinnen. Wenn seine großen Vorgänger in der Tragödie und Lyrik eine vertraute Bekanntschaft mit der Denkweise ihres Zeitalters voraussetzen, um verstanden und gewürdigt werden zu können, so ist dagegen er ein Dichter für alle Zeiten, der das allgemein Menschliche mit Vorliebe in den griechischen Mythen aufsuchte und daraus entwickelte. In diesem Bestreben achtete er weniger auf die Form; vermuthlich schien ihm die strenge Haltung des Styls, die Sophokles für nöthig erkannte, um der Würde seiner Helden nichts zu vergeben, unangemessen in Darstellungen, die von jener Höhe herabgestiegen waren zur psychologischen Schilderung dessen, was jedem Gemüthe nahe lag, und eben diese Richtung führte von der harmonischen Vollendung des Ganzen ab, die wir an Sophokles so sehr bewundern. Solche Vorzüge, die Euripides nicht erreichen konnte, oder auch, wenn er es konnte, nicht erstrebte, sind überhaupt schwerer zu fassen, während die Anmuth und Eleganz seines Dialogs, die Fülle seiner ethischen Weisheit und das Pathos seiner Tragödien den modernen Leser sogleich anzieht und für ihn einnimmt, trotz aller Ausstellungen die seit Aristophanes an seinen Stücken gemacht worden sind.

Man darf darum im Interesse der Philologie selbst wünschen, daß dieser Dichter, dessen Lektüre jüngern Leuten, die lebhafte Eindrücke lieben, besonders zusagen muß, in Schulen häufiger gelesen werde, als bisher geschah; sowohl um an ihm selbst, dem trefflichen Tragiker, das Studium des Classischen mit Lust und Liebe fortzusetzen, als auch um durch ihn zum Verständniß der größern Meister vorbereitet zu werden, da diese sonst durch zu viele Schwierigkeiten auch die Lernbegierigen abschrecken.

Um ein solches Studium zu fördern, fehlte es bisher an zweckmäßigen Ausgaben für Schüler, denn die gewiß dankenswerthen von Bothe und Pflugk berücksichtigen die Bedürfnisse und Hülfsmittel des Gymnasiasten nicht genug. In dieser Hinsicht ist vorliegendes Buch meisterhaft zu nennen. Herr Prof. Witzschel, dessen Verdienste um den Dichter dem philologischen Publikum vortheilhaft bekannt sind, versetzt sich hier ganz auf den Standpunkt des Schülers und erklärt dessen Kenntnissen und Fassungskraft gemäß Grammatisches wie Sachliches, in seinen Citaten hält er sich streng an die Bücher, deren Besitz er bey jedem Schüler voraussetzen darf; kritische Erörterungen fehlen nicht, aber wo sie angestellt werden, sind sie durch die Exegese schwieriger Stellen herbeygeführt; vor dem Mißbrauch, der hie und da in Gymnasien mit kritischen Uebungen getrieben wird, warnt der Herausgeber selbst in der sehr lesenswerthen Vorrede p. VIII. Diese ist übrigens ihrem größten Theile nach bestimmt, die in der Medea ganz besonders häufigen Widerholungen derselben Verse als spätere Zusätze zu erweisen; eine vortreffliche Abhandlung, der wir nur in Betreff der vss. 40, 41 nicht beypflichten können. Dann folgen Nachträge zur Erklärung, und zuletzt eine enarratio argumenti dieser Tragödie.

Die Trefflichkeit der hier befolgten Methode im Einzelnen nachzuweisen dürfte um so weniger nöthig seyn, als der Name des Herausgebers schon hinreichend dafür bürgt. Dagegen erlaubt sich Rec.

einige Zweifel und Vermuthungen auszusprechen, die vielleicht etwas dazu beytragen, die Erklärung oder Verbesserung problematischer Stellen zu erleichtern.

Eine bedenkliche Stelle ist vs. 41. σιγῇ δόμους εἰσβᾶσ' ἵν' ἑστρωται λέχος, welche Worte offenbar aus 380 sich hieher verirrt haben, obwohl Firnhaber in seinen „Verdächtigungen Euripideischer Verse" ꝛc. sich sehr bemüht, diesen wie andere wiederholte Verse zu halten. Er bemerkt, Medea müsse die Kreusa am meisten hassen, und an diese denke also die Amme, wenn sie befürchtet, ihre Gebieterin möge im Stillen sich in das Gemach schleichen, wo das Lager bereitet ist, und den geschliffenen Dolch durch die Leber stoßen. Hier werde wohl außer Acht gelassen, daß, um eine solche Beziehung den Zuhörern deutlich zu machen, unmittelbar vorher die Kreusa genannt seyn mußte. Unser Herausgeber, welcher der Widerlegung von Firnhabers Ansicht mehrere Seiten der Vorrede widmet, deutet die Worte μὴ θηκτὸν ὥσῃ φάσγανον δι' ἥπατος auf die Kinder der Medea, und benutzt dazu die Worte vs. 90. sqq. Ohne Zweifel ist diese Erklärung annehmlicher; denn von den Kindern war gerade vorher die Rede; wer sie gelten läßt, wird dann auch den folgenden Vers tilgen, denn um die eigenen Kinder zu ermorden, hat Medea nicht nöthig, in tiefer Stille sich an ihr Bett zu verfügen. Aber ein Uebelstand ergiebt sich auch hier: das Opfer, welches fallen soll, ist nicht bestimmt genug bezeichnet, wie in der andern Stelle, welche ich, zur leichtern Beurtheilung der Sache hier abschreibe:

πολλὰς δ' ἔχουσα θανασίμους αὐτοῖς
(d. h. dem Kreon, Jason, und der Kreusa) ὁδοὺς
οὐκ οἶδ' ὁποίᾳ πρῶτον· ἐγχειρῶ, φίλαι,
πότερον ὑφάψω δῶμα νυμφικὸν πυρὶ
ἢ θηκτὸν ὥσω φάσγανον δι ἥπατος
σιγῇ δόμους εἰσβᾶσ' ἵν' ἑστρωται λέχος.

Zunächst denkt allerdings Medea an das vermählte Paar, welches jedoch auch Kreon nicht überleben soll; nach dem vorausgegangenen αὐτοῖς darf das Object hier wegbleiben, ob aber auch vs. 40., das ist sehr die Frage. Rec. kann also weder Hrn. Witzschel noch dessen Gegner beypflichten; ihm

scheint die Atheteſe zu mild verfahren zu seyn: nicht nur der eine fragliche Vers 40, sondern auch 41 muß wegfallen. Daß nun diese Interpolation bisher noch nicht entdeckt worden, hat seinen Grund in der durch die Aufnahme jener Verse nöthig gewordene Umänderung des nächsten: ἢ καὶ τύραννον τόν τε γήμαντα κτάνῃ. Sowohl von dem Standpunkt Firnhabers, als von dem des Hrn. Herausgebers aus muß dieser Uebergang befremden. Wie sonderbar nimmt sich die Besorgniß der τροφός aus: entweder bringt sie die Kreusa um, oder auch den Tyrannen und den, der sie geheirathet; so nach der Erklärung des Hrn. Firnhaber.

Die andere Interpretation ist hier vielleicht noch befremdender: sie bringt entweder die Kinder um oder auch den Tyrannen (welche Wahl!) und den der Kreusa geheirathet hat. Euripides hat wahrscheinlich geschrieben:

ἐγῷδα τήνδε δειμαίνω τέ νιν
μὴ τὴν τύραννον τόντε γήμαντα κτάνῃ.

Vrgl. vs. 1356: οὔθ' ἡ τύραννος οὔθ' ὁ σοὶ προσθεὶς γάμους Κρέων κτέ.

Daß vs. 107. ἀνάξει für ἀνάψει aufgenommen worden, hat gewiß den Beyfall jedes Lesers. Nicht so möchten wir es gut heißen, wenn vs. 106 δῆλον δ'ἀρχῆς ἐξαιρόμενον νέφος οἰμωγῆς übersetzt wird: doloris nubem ex initio profectam, supra quod adhuc non multum processit, die Wolke des Schmerzes, die sich aus dem Anfang erhebt; denn so wird das schöne Bild durch einen prosaischen Zusatz entstellt. Entweder wird mit Hermann δῆλον ἀρχῆς zu construiren seyn, welche Verbindung aber, wie der Herausgeber richtig bemerkt, nicht leicht nachgewiesen werden dürfte, oder man schreibe mit Rec. δῆλον δ'ἀρχαῖς. Durch die ersten Ausbrüche ist es offenbar, daß die Wolke der Wehklage bald von größerer Leidenschaft getrieben, auffteigen (d. h. sich vergrößern) wird. Diese Vermuthung entfernt sich wenigstens von den Schriftzügen des Textes nicht so sehr, wie die in der Note vorgeschlagene Conjektur ὀργῆς, nach welcher Hr. W. folgende Deutung diesen Worten giebt: apertum vero doloris nubem ex ira et indignatione natam mox majori impetu excitatum iri. Gleich

darauf vs. 120. hätte die Erklärung von Musgrave und Elmsley befolgt werden sollen, der unter andern Sinner in seiner 1834 zu Paris erschienenen Handausgabe beypflichtet; pauca aliorum voluntate, pleraque sua agentes. Denn ἀρχόμενοι sind die, welchen geboten wird, κρατοῦντες die Machthaber; Tyrannen sind selten im Fall sich fügen zu müssen, desto häufiger vollstrecken sie, was ihnen beliebt; darum zürnen sie unversöhnlich dem Freymüthigen der sich ihrem Willen widersetzt. Schon der Scholiast hat das Mißverständniß veranlaßt: ὀλίγ' ἀρχόμενοι sey gesagt ἀντὶ τοῦ ἐξ ὀλίγου καὶ βραχέος ἀρχόμενοι τοῦ θυμοῦ, woraus die eben so verkehrte Auffassung von πολλὰ κρατοῦντες entstand: ἐπιπολὺ τούτου (sc. θυμοῦ) κρατοῦντες.

vs. 212. Nachdem im vorhergehenden Verse zu den Worten δι' ἅλα νύχιον von der Gewohnheit der Tragiker die Epitheta zu vertauschen, gesprochen worden, mit Benützung von Lobeck's Note zu Soph. Aj. 7. heißt es: „ex his autem simul intelligitur, quo jure Bothius cum Miltono et Heathio vers. seq. ediderit ἀπεράντου pro omnium librorum lectione ἀπέραντον." Außer dieser Enallage konnte für die richtige Lesart auch Homer Il. ω, 545 angeführt werden: Ἑλλήσποντος ἀπείρων, auf welche Stelle sich offenbar Euripides bezieht. An einer andern Stelle vs. 424. οὐ γὰρ ἐν ἀμετέρᾳ γνώμᾳ λύρας ὤπασε θέσπιν ἀοιδὰν Φοῖβος ist das Homerische Vorbild Od. θ, 498. bereits von Porson angeführt worden. Wir lesen dort πᾶσιν μυθήσομαι ἀνθρώποισιν, ὡς ἄρα τοι πρόφρων θεὸς ὤπασε θέσπιν ἀοιδήν Rec. setzt diese bekannten Wörte hieher, um seine Vermuthung deutlicher zu begründen, daß der Tragiker in der Nachbilduug derselben vielleicht noch einen Schritt weiter gegangen seyn möchte als der jetzige Text. Die Construktion ὀπάζειν ἐν τινὶ ist eben so unerhört, als die mit dem bloßen Dativ überall gebräuchlich, daher die von Hrn. W. gegebene Erklärung: dativis ἀμετέρᾳ γνώμᾳ adjecit poeta praepositionem ἐν, quoniam illam facultatem non insitam esse mulierum ingenio significare voluit et id quodammodo efferre schwerlich ausreicht. Wie wenn Euripides geschrieben

hätte: οὐκ ἄρα (mit Beziehung auf das Homerische ὡς ἄρα) θαμετέρᾳ κτέ?

v. 228. ἐν ᾧ γὰρ ἦν μοι πάντα γιγνώσκειν καλῶς, κάκιστος ἀνδρῶν ἐκβέβηχ' οὗμὸς πόσις. G. Herrmann übersetzt diese Stelle: in quo mihi situm erat, ut omnia recte instituerem, etc. Der Herausgeber, welcher bezweifelt, daß γιγνώσκειν eine solche Bedeutung haben könne: in quo mihi licebat omnia cum voluptate cognoscere et experiri. Doch auch dieser Erklärung steht sowohl eine gewisse Unbestimmtheit des Sinnes, als auch die Schwierigkeit, ob καλῶς so ohne weiters durch cum voluptate übersetzt werden könne, entgegen. Sie wird deßhalb auch mit einem Bescheidenen fortasse interpretari licet eingeleitet. Am Ende der Note, und in der Vorrede p. XXXIV entscheidet sich Hr. W. für die Emendation Musgrave's γιγνώσκεις καλῶς, und bezieht diese Parenthese sowohl auf das Folgende als auf das Vorhergehende. Uns scheint sie nichtssagend, und nicht recht wahrscheinlich, daß aus dem leichten γιγνώσκεις das schwierige γιγνώσκειν entstehen konnte. Eher mag letzteres durch einen häufig vorkommenden Schreibfehler für γιγνώσκων stehen. Jason, der wohl wußte, wie Meden ihr ganzes Lebensglück ihm geopfert hatte, bewies sich doch höchst undankbar gegen sie. Die Rede der Heldin eröffnen die oft besprochenen Verse 214 sq. Κορίνθιαι γυναῖκες κτέ. Um sie richtig aufzufassen, beachte man v. 222, wo Medea äussert, ein Fremder müsse sich dem Staat, in welchem er lebe, anschließen, und dürfe sich nicht zurückziehen. Darum ist sie aus dem Hause herausgetreten, damit die Korinthischen Weiber sie nicht tadeln möchten. Viele haben sich geltend gemacht in der Nähe und in der Ferne, d. h. in ihrer Heimath und in fremden Landen; wer sich aber einem ruhigen Leben hingiebt und den Leuten aus dem Weg geht, wird leicht verkannt, weil man sich auch nicht einmal die Mühe geben will, ihn recht kennen zu lernen.

(Schluß folgt.)

El-Masúdi's Historical Encyclopaedia etc.

(Schluß.)

Die japanischen Inseln werden zuerst erwähnt von den beyden oben angeführten arabischen Reisenden; dann auch von Masudi (S. 358), unter dem freylich sehr verdorbenen Namen Sabel, den der Uebersetzer ebenfalls unerklärt läßt. Was übrigens von diesem östlichen Reiche der Erde berichtet wird, ist ganz gegründet.

„Die Luft dieses Landes, heißt es S. 358, ist gesund, das Wasser gut, der Boden fruchtbar, und es giebt hier Edelsteine von hohem Glanze und ausgezeichneter Schönheit; es kommt daher auch selten vor, daß einer der Eingebornen sein Vaterland verläßt und auswandert. Das Volk Japans ist mit den Chinesen verbündet, und die Könige beyder Länder senden sich beständig gegenseitig Geschenke."

Interessant ist die Angabe (S. 374), daß man im Mittelmeere, unfern Creta, Trümmer indischer Schiffe, Platanholz, gefunden habe, welche nicht mit eisernen Nägeln, sondern, wie dieß in Indien Sitte ist, vermittelst der Fibern des Cocobaumes zusammengefügt waren. Dieß ist ein Beweis, setzt der Araber hinzu, daß die beyden Meere, das mittelländische und das indische zusammenhängen. Zu den Zeiten des Masudi, also über hundert Jahre vor den Kriegszügen des Mahmud von Ghasnah, war der Islam sowohl in Sind wie in Hind, d. h. im Fünfflußgebiete wie im fernen Hindostan, sehr verbreitet; die Moslim erfreuten sich des Schutzes der einheimischen Fürsten und ihre Moscheen waren groß und prachtvoll. Der Verfasser spricht als Augenzeuge; er ist im Jahre 300 der Hadschra oder 912 unserer Zeitrechnung in diesen Ländern gewesen (S. 384. 389).

Der siebenzehnte Abschnitt, welcher vom Kaukasus, von den Alanen und Chasaren, den verschiedenen Türkenstämmen und den Bulgaren handelt, so wie auch eine Beschreibung von Bab-el Abwab (Derbend) und der herum wohnenden Klane enthält, ward schon großentheils von Klaproth übertragen (Magazin asiatique I. 258 flg.); dann wurde er auch nebst andern hierauf bezüglichen Abschnitten, seinem wesentlichen Inhalte nach, von d'Ohsson mitgetheilt, in dem Werke: Des peuples du Caucase etc. dans le dixième siècle ou voyage d'Abou-el-Cassim. Paris 1828. Wir können also den Inhalt desselben als bekannt voraussetzen. Dr. Sprenger hat einige Stellen anders als Klaproth übertragen und zu seiner Rechtfertigung den arabischen Text in den Noten mitgetheilt. Die Vermuthung, daß S. 403 statt Chorasan, Chosru Schah gelesen werden müsse, ist ganz ungegründet. Die Nachkommen des Ismael Ben Ahmed, d. h. die Samaniden, hatten, zur Zeit als Masudi schrieb, in der That unter andern auch die Herrschaft über Chorasan; auch behaupteten sie, wie Masudi berichtet und von andern Seiten her genug bekannt ist, daß sie von Behram Gur aus dem Hause Sassans abstammen. Eben so unrichtig ist es, wenn (S. 287) die Noghaier, bereits zu den Zeiten des zehnten Jahrhunderts, nordöstlich des schwarzen Meeres gefunden werden. Die Abtheilung der ehemaligen mongolischen Unterthanen türkischer und gemischter Abstammung, welche heutigen Tages noch unter der Benennung Noghaier bekannt ist, hat erst in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts diesen Namen von einem Enkel Dschudschi's, des ältesten Sohns des Tschinggis Chakan, erhalten (Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde. Pesth 1840. S. 165). Die Uchan (S. 242) sind sicherlich nicht die Duhoun des Deguignes oder die Auchetä der Alten, welche viel weiter gen Westen wohnten; sondern die Wachani, Bewohner des Thales Wochan oder Wachan im heutigen Badakschan, welches uns vor kurzem erst von Hrn. Wood in so anschaulicher Weise beschrieben wurde. *)

Doch wir wollen dem gelehrten, fleißigen Uebersetzer nicht weiter vorgreifen. Es wird Hr. Dr. Sprenger sicherlich, wie dieß bereits in einigen Noten gegen das Ende des Werkes geschehen ist, in den folgenden Bänden der historischen Encyclopädie, deren rasches Erscheinen sehr zu wünschen ist, Gelegenheit finden, manche dunkle Stelle des Textes zu erläutern und manche ausgesprochene Vermuthung zu berichtigen.

Karl Friedr. Neumann.

*) Gel. Anz. 1841. Nr. 232. folg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers, Professor an der Universität zu Breslau. Erster Band. Untersuchungen über die Religion der Phönizier, mit Rücksicht auf die verwandten Götterdienste der heidnischen Israeliten, der Carthager, Syrer, Babylonier und Aegypter. Bonn bey Eduard Weber. 1841. 719 S.

Zweyter Artikel. *)

In dem Abschnitte über Moloch und die Feuergötter, mit deren Namen und Dienst der Verf. sich hier zuerst beschäftigt, wird behauptet, daß dieser schreckliche Cult ursprünglich dem Semitismus fremd und daß der alt kanaanitische Moloch von dem spätern assyrischen im Thal Hinnon verehrten Moloch verschieden gewesen sey. Der alte Moloch sey in späterer Zeit, als die assyrischen Feuergötter bekannt wurden, bey den Israeliten wieder zum Vorschein gekommen. Dieser spätere Moloch war nach dem Verf. eine Modification des tyrischen Sonnenbaal auf den Baalsaltären, wogegen früher El, dann Jehovah das fressende Feuer oder der Moloch im Cult der abgöttischen Israeliten gewesen sey. Der von Salomo eingeführte sey der alte, verschieden von dem seit Ahas verehrten. Diese ganze Unterscheidung müssen wir gänzlich verwerfen, denn beyde haben denselben Namen und denselben Dienst (Genes. 3 B. 18, 21. 20, 2. 5 B. 18, 10 „der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse).“ Der Verf. hat diese Unterscheidung bloß seinem aus Assyrien eingewanderten Feuerdienst zu lieb erfunden. Baal und Moloch, die der Verf. durchaus trennen will, sind augenscheinlich Eines, wie aus Allem hervorgeht, besonders aus Jerem. 32, 35 „sie haben die Höhen des Baal gebaut im Thale Ben-Hinnon, daß sie ihre Söhne und Töchter dem Moloch verbrannten“, verglichen mit 7, 31 und 19 5, obgleich der Verf. gerade in dieser Stelle eine Verschiedenheit finden will.

Das Hindurchgehenlassen für Moloch durchs Feuer soll nach dem Verf. bedeuten, daß das Verbrennen der Kinder als ein Durchgang betrachtet wurde, wodurch das Kind nach Auflösung der unreinen Schlacken des Körpers zur Vereinigung mit Gott gelange.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. den ersten Artikel in Nro. 202 f. des Jahrg. 1841.

Euripidis Medea. Recognovit et in usum scholarum edidit Augustus Witzschel.

(Schluß)

Wenn der Fremde, wie gesagt, besonders Ursache hat, keine falsche Beurtheilung seiner Person zu veranlassen, so darf doch auch der Einheimische nicht in eitler Selbstgefälligkeit gegen seine Mitbürger ungerecht werden, weil er sie nicht kennt (ἀμαθίας ὕπο vergleiche Euripides Jon. 916, wo ἀμαθής in der Bedeutung von „ungekannt“ vorkömmt). Hieraus erhellt, daß nicht an eine Anspielung auf Cleon zu denken ist, wie G. Hermann wollte, (eher könnte Timon gemeynt seyn) und πικρὸς keineswegs durch molestus, invisus, wie in der Note zu dieser Stelle geschieht, übersetzt werden darf. Durchaus verfehlt ist vol-

lends die Interpretation von Kreußler, welche der Herausgeber als die angemeſſenſte in der Vorrede p. XXXIII nachgeholt hat: multos homines vidi, venerabiles facti sunt, sive in privato, sive etiam in publico versati, alios contra qui licet tranquille agerent, tamen levitatis crimen subierunt. Itaque cum tam parum constent hominum de hac re judicia, nolite mihi opprobrio vertere, quod domo egressa sum. Um von dem Vorhergehenden nicht zu reden, wer ſieht nicht, daß im letzten Satz die lat. Verſion gerade das Gegentheil von dem ausdrückt, was im Original Medea ſagt: ich bin darum herausgetreten, damit ihr mich nicht tadelt?

In den Chor v. 410 — 446 war wohl unbedenklich v. 416. *τρέψουσι φᾶμαι*, Elmsley's Verbeſſerung aufzunehmen, und der vorhergehende Vers mit dieſem zu verbinden. Jenes wegen der Uebereinſtimmung mit *ἔξει*, auch *ἔρχεται* hat an und für ſich ſchon die Bedeutung des Futurs; dieſes, weil die doriſche Harmonie, welche in dieſen Strophen angewendet iſt, nicht erlaubt den trimeter dactylicus cat. in diss. zu zerreiſſen. Metriſch wäre *στρέφουσι* nicht verwerflich, was Pflugk nachzuweiſen ſuchte, doch verdient *στρέψουσι* auch in dieſer Hinſicht den Vorzug, indem die meiſten daktyliſchen katalektiſchen Trimeter in dieſen und den folgenden Chören mit dem Spondeus ſchließen.

Zu v. 440. konnte auf Heſiodus *Ἔργ.* 195 sq. verwieſen werden, da dieſe Stelle Euripides wahrſcheinlich vor Augen hatte.

v. 460. ſchreibt Hr. W. aus Ald. Rom. C. (der wahrſcheinlichen Quelle der Aldina,) Flor. 15 und *Χρισ. πασχ.* (246) *τὸ σόν γε προσκοπούμενος*, welche Worte er überſetzt: quum vel tibi tuoque commodo prospiciam. Wir möchten hier die von Elmsley und Bothe aufgenommene Lesart der beſſern Handſchriften *τὸ σὸν δὲ*, wodurch ein Gegenſatz zu *ἀπειρηκὼς φίλοις* hervorgebracht wird, der kaum fehlen darf, vorziehen. Was durch vel tibi ausgedrückt werden ſoll, liegt ſchon in dem *ὁμῶς* des vorhergehenden Verſes.

v. 529. Jaſons Worte *σοὶ δ' ἔστι μὲν νοῦς λεπτὸς, ἀλλ' ἐπίφθονος λόγος διελθεῖν, ὡς Ἔρως σ' ἠνάγκασεν — τοὐμὸν ἐκσῶσαι δέμας* ſind ſchwerlich recht aufgefaßt in folgender Periphraſe: tibi vero est acre ingenii acumen, ut facile viam qua me servasse contendas invenire et excogitare possis, sed invidiosum est explicatius nunc dicere ac demonstrare, quod ego contendo, te a Cupidine coactam me servasse.

Der *νοῦς λεπτὸς* geht nicht auf die gewandte Vertheidigung, ſondern auf die Erfindſamkeit der Medea, wodurch ſie den Jaſon rettete. Dieſer will ihr jene Eigenſchaft auch nicht ſtreitig machen, ſchreibt aber ſeine Errettung dem Eros zu, der die Jungfrau für den Helden begeiſterte. Jaſon ſcheut ſich nur, ihr das vorzuwerfen, um nicht undankbar zu erſcheinen.

In dem folgenden Chore 628 — 662 ſtimmt die zweyte Strophe nicht ganz mit der Antiſtrophe überein v. 645. 646.

τὸν ἀμαχανίας ἔχουσα δυσπέρατον αἰῶν'

vrgl. dagegen 655, 656:

σὲ γὰρ οὐ πόλις οὐ φίλων τις ᾤκτειρεν παθοῦσαν.

Nimmt man dieſe Rhythmen als anapäſtiſch-jambiſche Logoeden, ſo bedarf es keiner weitern Aenderung, nur muß die Antiſtrophe anders abgetheilt, oder vielmehr beyde Verſe in einen zuſammengezogen werden. Vielleicht betrachten wir aber beſſer dieſes Syſtem als daktyliſch-trochaeiſch mit glykoneiſchem Schluß, wobey aber zweyſylbige Anakruſen als Auflöſungen angenommen werden müſſen. In dem Falle darf *δυσπέρατον* nicht bleiben, da der Ithyphallikus in der Antiſtrophe durch ſpondeiſchen Ausgang von dem folgenden trochaeiſchen Monometer ſich deutlich unterſcheidet. Man ändere, was bekanntlich in den Attiſchen Inſchriften aus der Zeit vor Archon Euklides noch nicht beſonders bezeichnet war, ει in ε um. Zur Rechtfertigung von *δυσπείρατον* wird wohl die Hinweiſung auf Pind. Ol. VI. 54 (89) genügen: *βατίᾳ τ' ἐν ἀπειράτῳ.*

v. 648. Die Worte *θανάτῳ θανάτῳ πάρος δαμείην ἀμέραν τάνδ' ἐξανύσασα.* deutet Hr. W. wie G. Hermann hoc die perfuncta prius moriar, was daſſelbe ſey als: moriar potius, quam

hunc diem exegerim. Ob man so sprechen könne, möchte doch noch zu bezweifeln seyn: das Particip enthält dann einen Widerspruch mit πάρος. Verglichen mit Jon. 720. νέαν δ' ἀμέραν ἀπολιπὼν θάνοι gewinnt unsere Stelle den ungezwungenen Sinn: dieses Tageslicht verlassend möchte ich eher sterben als verbannt werden.

v. 752. Im Schwur des Aegeus geht der Herausgeber auf die Aldina zurück: ὄμνυμι Γαῖαν λαμπρὸν Ἡλίου τε φῶς, und belegt diese Stellung der Copulativpartikel mit πατρῴων δωμάτων τ' bey Aesch. Sept. c. Theb. v. 649 und ähnlichen Stellen, die alle darin übereinstimmen, daß τε auf das Substantiv und nicht auf das voranstehende Adjectiv folgt. Sie können deßhalb die Wahl der Lesart nicht rechtfertigen, da das Hyperbaton hier von anderer Art und viel härter ist, und man sich versucht fühlt, λαμπρὸν, ob es gleich keine commune ist, zu dem vorhergehenden Substantiv ziehen. Was sonst in Handschriften steht, ist entweder unmetrisch oder wie λαμπρὸν Ἡλίου φάος ein unerträgliches Asyndeton; mit Recht scheinen daher Porson, Bothe und Dindorf Ἡλίου θ' ἁγνὸν σέβας aus einer am Rand bemerkten Variante aufgenommen zu haben.

v. 840. Die genaue Responsion, welche in den Strophen dieser Tragödie überhaupt herrscht, macht es unwahrscheinlich, daß Euripides ἡδυπνόους αὔρας geschrieben habe. G. Hermann emendirt in der Vorrede zur Iphig. Aul. p. XX die ersten Verse der Antistrophe folgendermassen: ταῖς καλλιναόυ τ' ἀπό Κηφισσοῦ ῥοαῖς τᾶν Κύπριν — μετρίαις ἀνέμων ἀδυπνόισι πνοαῖς. So wird jenem Uebelstand begegnet, nur mag es vielleicht genügen, ῥοᾶν zu verbessern, und πνοαῖς, welches nach ἀδυπνόοισι etwas leer sich ausnimmt, kann kaum in αὔρας verdorben worden seyn. Rec. erlaubt sich hier eine Vermuthung auszusprechen, die freylich durch Belege nicht zu vertheidigen ist; nämlich daß ursprünglich ἀέτας hier gestanden habe. Für die Correption des penultima könnte Hesychius v. ἄετμα. φιλόξ und ἀετμόν τὸ πνεῦμα angeführt werden.

Höchst schwierig sind die Worte, mit welchen die zweyte Antistrophe beginnt: πόθεν θράσος ἢ φρενὸς ἢ χειρὶ τέκνων σεθεν καρδίᾳ τε λήψει δεινὰν προσάγουσα τόλμαν; Hr. W. bemühte sich anfangs, durch Erklärung einen verständigen Sinn hineinzulegen, aber die von ihm aufgestellte: unde vero accipies vel animi audaciam, quae tale facinus te audere et suscipere sinat, vel audaciam, qua liberorum tuorum manui te oranti cordique resistere queas, dum dirum iis admoves ausum genügte ihm selbst nicht und sie enthält allerdings eine auffallende Unterscheidung, eine Disjunktive, welche Identisches als differirend darstellt. Mit der Emendation καρδίαν aber können wir ebenfalls nicht übereinstimmen, da καρδίαν λαμβάνεσθαι wohl ohne Beyspiel ist. Der Fehler scheint nur in dem τε des dritten Verses zu stecken, welches aus σὺ entstanden seyn dürfte. Die Construction ist πόθεν θράσος ἢ φρενὸς ἢ χειρὶ (für χειρὸς, welche Enallage passend aus Eur. Hippol. v. 187 belegt wird, p. XXXVII der Vorrede) σὺ λήψει καρδίᾳ τέκνων σέθεν δεινὰν τόλμαν προσάγουσα. Unter καρδίᾳ verstehe man das Leben der Kinder, vrgl. Heraclid. 582 εὐδαιμονοῖτε καὶ γένοισθ' ὑμῖν ὅσων ἡ' μὴ πάροιθεν καρδία σφαγήσεται.

v. 970. πατρὸς νέαν γυναῖκα δεσπότιν τ' ἐμὴν ἱκετεύετ'. So lesen alle Handschriften, aber die neuen Herausgeber haben dafür δεσπότιν δ' ἐμὴν wie Elmsley und Bothe, oder δεσπότιν γ' ἐμὴν, wie Hermann und Dindorf, geschrieben, letztere Correctur hat auch Hr. W. aufgenommen, der über die Vulgata sich entschieden erklärt: „quod sane vitiosum est nec ullo modo defendi posse videtur.“ Ein Versuch bleibt vielleicht doch noch übrig: Hier scheint nämlich ein Hyperbaton die nachlässigere Behandlung der Copulativ-Partikel veranlaßt zu haben und statt ἐμήν τε δεσπότιν des Wohlklangs halber δεσπότιν τ' ἐμὴν von dem Dichter vorgezogen worden zu seyn, er wollte in γυναῖκα nicht die Elision anwenden. Die Partikel aber gehört bloß zu ἐμήν, welches dem Genitiv πατρὸς entspricht. Glauke ist des Vaters neue Gemahlin, der Mutter Gebieterin, sie wird daher die Bitten der Kinder gern erhören. Daß aber δεσπότιν nicht besonders hervorgehoben werden müsse durch γε, ergiebt sich wohl schon durch die Voranstellung von πατρὸς.

v. 981. Ueber das αὐτὰ γ' geht die Erklärung stillschweigend hinweg, obgleich die Partikel nur bestimmt scheint, den Hiatus in dem strenggehaltenen Systeme zu tilgen, und αὐτά selbst müssig ist.

v. 1054. Hr. W. liest mit den meisten Handschriften τοῖς ἐμοῖσι δώμασι. Sollte aber dieser Ausdruck hier passen, wo Medea erklärt, Jason dürfe bey der Ermordung der Kinder nicht zugegen seyn? Hier tritt wohl der Fall ein, daß die Vulgata den Vorzug vor den besten Handschriften hat, die sonst mit Hintansetzung jener befolgt werden müssen. Dort steht nämlich τοῖς ἐμοῖσι θύμασι.

v. 1059. Die von Rom. A. B. geschützte Lesart τοὺς παρ' Ἀΐδῃ statt τοὺς παρ' Ἀΐδην möchte doch das Richtigere seyn, denn die in der Note zu diesem Vers angeführten Beyspiele, welche den Accusativ vertheidigen sollen, sind anderer Art. Vrgl. Soph. El. 184. Oed. R. 174. Trach. 635. Eur. Hel. 490. (510 Herm.) hier heißt παρὰ immer „längst," „secundum."

v. 1087. παῦρον δ' ἤδη γένος ἐν πολλαῖς εὕροις ἂν ἴσως κοὐκ ἀπόμουσον τὸ γυναικῶν. Porson füllte den in allen Manuskripten lückenhaften Vers παῦρον δὴ γένος oder παῦρον δὲ δὴ γένος ἐν πολλαῖς durch die Emendation γὰρ δὴ aus. Dindorf ist ihm darin gefolgt, nicht so Hr. W., welcher mehr ad litteram δ' ἤδη aus δὲ δὴ machte. Aber ob diese Aenderung auch dem Zusammenhange genüge, ist sehr die Frage, und welche Bedeutung dieß ἤδη hier haben könne, dürfte schwer zu sagen seyn. Schwieriger noch ist die Stelle durch den Zusatz τὸ γυναικῶν, welcher sich mit dem Vorhergehenden, wo Eur. eine kleine Anzahl von gebildeten Frauen gelten läßt, nicht recht verträgt, denn τὸ γυναικῶν schließt doch das ganze Geschlecht ein; übersetzen wir genau, so mußte der Dichter sagen, das Frauengeschlecht sey gering an Zahl aber den Musen nicht entfremdet. Einen andern Sinn können wir nicht finden, als diesen höchst absurden. Vermuthlich ist aber τὸ γυναικῶν Glosse zu γένος und nach ἀπόμουσον ein Verbum ausgefallen. Uebrigens muß auch οὐκ ἀπόμουσον geschrieben werden.

v. 1268. Χαλεπὰ γὰρ βροτοῖς ὁμογενῆ μιάσματ' ἐπὶ γαῖαν αὐτοφόνταις ξυνῳδὰ θεόθεν πίτνοντ' ἐπὶ δόμοις ἄχη. Zu diesen Worten des Chors lesen wir folgende Bemerkung: Haec explicatu paullo difficiliora ab aliis aliter intellecta sunt. Mihi verba ita ordinanda videntur: ὁμογενῆ γὰρ μιάσματα ἐπὶ γαῖαν χαλεπὰ βροτοῖς (ἐστὶ) πίτνοντα θεόθεν ἐπὶ δόμοις ἄχη ξυνῳδὰ αὐτοφόνταις. Id est: piacula cognati sanguinis in terram profusi mortalibus gravia sunt, quippe quae mala parricidis congrua et digna ab diis domibus immittantur. Nam quum ὁμογενῆ μιάσματα hoc loco piacula contracta ex cognatorum sanguine profuso sint et idem fere significent, quod αἷμα vel αἵματα, non dubitavi ἐπὶ γαῖαν cum iis conjungere, id quod jam Pflugkius praeivit. Si tamen hoc durius et audacius videatur, non impediam, quo minus ἐπὶ γαῖαν cum πίτνοντα conjungas, ita ut hoc participium et ad ἐπὶ γαῖαν et ad ἐπὶ δόμοις referendum sit. Weder diese noch jene Auffassung scheint das rechte zu treffen; vielmehr ist ἐπὶ γαῖαν = allenthalben, überall auf Erde. Befleckung durch Mord der Blutsverwandten führt überall Unheil herbey, denn Leiden so schweren Verbrechen gebührend (ξυνῳδὰ) treffen das selbstmörderische Haus. Dieß ist der einfache Sinn unserer Stelle, die niemand mißverstanden haben würde, wenn Eurip. die gewöhnliche Construction πιτνόντων δ. ξυνῳδῶν ἀχῶν angewandt hätte. Daß μιάσματα ἐπὶ γαῖαν vergossenes Blut bedeuten könne, wird Hrn. W. schwer fallen nachzuweisen, da an ähnlichen Stellen das Participium ἐκχυθεὶς und dergl. nicht fehlt; noch weniger dürfen die μιάσματα als identisch mit den ἄχη gesetzt werden, da jene den blutigen Frevel, diese die verhängte Strafe ausdrücken.

Möge es Herrn Witzschel gefallen, noch andere Tragödien des Euripides auf ähnliche Weise zu bearbeiten; hoffentlich macht ihm ein günstiger Erfolg dieser Ausgabe Lust, unserm Wunsche bald zu entsprechen.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier, von Dr. F. C. Moyers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese Reinigung durchs Feuer vergleicht nun der Verfasser mit den in der Mythologie sonst vorkommenden Feuerreinigungen der Kinder, wie die Isis das Kind des Malkander, in den Eleusinien Ceres das Kind Demophoon durch Feuer reinigen und unsterblich machen will. Selbst die Lehre vom Weltbrand, wodurch die Welt ihre zweyte Taufe erhalten soll, liegt nach dem Verf. hier zu Grunde. Allein der Zweck und Sinn bey beyden Vorgängen ist wohl total verschieden. Bey Molochsdienst ist an jene verfeinerte Ansicht durchaus nicht zu denken, hier verlangt der finstere Gott eine furchtbare Sühnung, eine schreckliche Angst der Seele treibt den Menschen zu dem grausen Dienst, dort ist es eine sanfte, wohlthätige zu höhern Stufen führende Reinigung eines freundlichen Wesens. Der Verf. widerspricht sich auch selbst gleich darauf durch die Bemerkung, daß die Kinder überhaupt als rein galten. Er fühlte auch wohl jenen Widerspruch und schreibt darum jene Reinigungsidee wieder einer eingewanderten, oberasiatischen, assyrischen-indischen Idee zu. Durch solche willkührliche Verpflanzungen, wo man schnell, wenn es auf dem eigentlichen Boden nicht weiter geht, etwas aus der Fremde holt, kann man freylich Alles ausrichten. Ariel, wie der Moloch nebst Camosch bey den Moabitern hieß, erklärt der Verf. durch Feuer (אֵר) Gottes. Mit diesem Ar, das er in vielen Namen nachweist, vergleicht er den armenischen Gott Er bey Plato (de legg. am Ende), der sich selbst verbrennt und am zwölften Tage wieder aufersteht, wie Herkules. Allein Moloch möchte mit jenem Gott Er und Herkules schwerlich etwas zu thun haben. Chaldäa nimmt der Verfasser als die Heimath des Feuerdienstes an, das Feuer heißt bey den Chaldäern und Assyrern Adar, Azar und dieser Name komme sehr häufig in Eigennamen vor (z. B. in Nebucadu — ezar ꝛc.). Dieser assyrische Feuergott, dessen Existenz aber der Verf. aus keiner einzigen alten Quelle nachweist, sey nun der Moloch. Er heiße auch Baal Chamman und sey der böse Bruder, der böse Gott, der den Adonis tödtet, als die Sommerhitze. Dasselbe Feuer werde bey den Persern als heiliges Feuer verehrt. In denselben Mythenkreis falle Zoroaster (Zohar = Licht — Astros), dem keine historische Existenz zuzuschreiben, sondern der als ein Gott oder eine Inkarnation des Bel Cham, als ein Sohn des Ormuz, anzusehen sey. Der Verfasser sucht im Dienste des Moloch viele Symbole und Gebräuche nachzuweisen, die auch im Mosaischen Gesetz sich vorfinden, wenn gleich in anderer Weise, so das Symbol der Feuersäule, die goldene Lade, in der das Heiligthum der Götter aufbewahrt wurde, eine eigene Priesterkaste, außer der sich niemand dem Gott nahen durfte, priesterliche Abzeichen, Schur der Haare (verboten im Levit. 19, 27 ꝛc.), Beschneidung, die als Symbol der Reinheit galt (Herod. 2, 37), so wie Weihung der Erstgeburt. Von der Beschneidung sagt der Verfasser, sie sey schwerlich ägyptisch, sie scheine eher mit dem Moloch nach Aegypten gekommen zu seyn, von wo sie dann zum zweytenmal nach Phönizien verpflanzt worden sey. In Beziehung auf den Molochsdienst in Aegypten wollen wir nur so viel bemerken, daß derselbe Aegypten durchaus fremd scheint, er widerspricht allen Grundbegriffen der ägyptischen Religion und ist nie ägyptisch gewesen.

Jene Gleichheit aber und Aehnlichkeit mancher Gebräuche im Molochdienst und im Mosaischen Gesetz bedarf freylich noch einer sehr genauen und gründlichen Untersuchung um nicht irre zu leiten; es ist das eine Region, die durch viel tiefere Forschungen, als solche äußerlich historische erst noch aufgehellt werden muß. Des Verfassers Ansicht nähert sich sehr der Spencerischen Accommodationstheorie, womit freylich die Schwierigkeit mehr verdeckt, als wahrhaft aufgehellt wird. Die Sache wird aber wohl aus ganz anderen Principien betrachtet werden müssen, um zu einem alle Anforderungen befriedigenden Resultate gelangen zu können. Das scheint übrigens des Verfassers Ansicht von der Abstammung des Moloch von Assyrischen Feuergöttern eben nicht zu bestätigen, daß viele jener Gebräuche eigentlich dem Saturnus-Cult zugeschrieben werden, und es scheint ganz willkührlich zu seyn, den Dienst einer Gottheit, die anerkannt bey einem bestimmten Volk sich findet, aus einem fremden Lande herzuleiten, wo dieser Gott kaum zu entdecken ist. Der Verf. läßt nun jenen von den Assyriern und Chaldäern hergeleiteten Feuerdienst von diesen zu den Persern übergehen, deren Lehre und Cult er für jünger hält, als den assyrischen. Hier müssen wir erstens entschieden jene oben nachgewiesene gänzliche Verschiedenheit der assyrischen und persischen Religion hervorheben, und auch in Beziehung auf den Licht- und Feuerdienst ein gleich hohes Alter der persischen, so wie den Gegensatz der Ormuzlehre gegen den Uraniendienst der Assyrer aufs bestimmteste behaupten, zweytens die Natur und das Wesen der persischen Lichtreligion als eine dem Feuerdienst des Moloch oder Baal ganz entgegengesetzte und mit ihm unverträgliche bezeichnen. Alles, was wir von dem wundervollen, sanften Lichte jener Religion wissen, weist die Verwandtschaft oder Gleichheit mit der versengenden Feuerqual des Moloch gänzlich zurück.

Der Verfasser spricht im Grunde ganz dasselbe aus, wenn er von den drey Bezeichnungen für den Feuerdienst bey Sanchon. πῦρ, φῶς und φλόξ, sagt, daß Moloch weder πῦρ, das animalische und physische Lebensfeuer, noch Mithras oder Baal-Adonis, als φῶς oder geistiges Lichtprincip, sondern φλόξ sey, nämlich das zerstörende Feuerelement, ähnlich dem Schiwa der Inder. Diese ganz richtige Einsicht hätte ihn doch, sollte man meynen, von selbst auf die oben bezeichnete Verschiedenheit des vermeyntlich assyrischen und persischen Feuerdienstes führen müssen!

Das Gestirn des Moloch ist der Planet Mars, Azar, Adar, Sar-Azar, Feuerfürst genannt, bald feuerfarb, bald blutroth strahlend, πυρόεις bey den Griechen. Auch hier behauptet der Verfasser seiner assyrischen Molochsidee zu lieb, daß die Idee eines Unglücksplaneten, die er dem Mars beylegte, später, und ihm ursprünglich fremd sey. Doch giebt er zu, daß Moloch — Mars und Typhon fast zusammenfallen; Typhon habe in Aegypten die Gebräuche des Molochsdienst gehabt. Die typhonischen Thiere, Schweine und Esel waren auch dem Mars heilig. Merkwürdig ist allerdings hier, daß auch der Esel im Mosaischen Gesetz (Exod. 13, 13, 34) wie die Erstgeburt, die auch dem Moloch heilig war und die nach dem Verf. Moses gegen den Feuergott durch Weihung an Jehovah in Schutz nahm, losgekauft werden mußte; wo nicht, so sollte ihm das Genick gebrochen werden (ערף, was sonst von dämonischen Opfern der Hunde gebraucht wird Jesaj. 66, 3). In Aegypten war ein rothes Rind ein Surrogat für Menschenopfer nach Plutarch (de Isid. c. 31); damit stehen die rothen Rinder des Hades in Verbindung und die zur Asche verbrannte rothe Kuh. Genau untersucht der Verf. jenen Gebrauch bey den Israeliten, nach welchem von zwey Böcken einer dem Jehovah geopfert, einer dem Azazel in die Wüste geschickt wurde, „damit er (der Bock) den Jehovah versöhne.“ Azazel ist Mars — Typhon, Aziz (der Starke) ist Mars in Edessa und wird auch sonst so genannt. Ἄζησία (die Starke) heißt auch Persephone (Suidas h. v.). Etwas ganz Aehnliches fand in Aegypten Statt, wie Plutarch de Iside c. 73 erzählt. Die Uebergabe des Bockes an Azazel soll nun nach dem Verf. nicht diesen, sondern Jehovah versöhnen. Azazel ist der Vollstrecker des göttlichen Strafgerichts. Bey Moses sey der rächende Dämon aber nur der Engel des Verderbens, nicht ein Dämon. Diesen Engel nennt der Verf. eine Manifestation Jehovah's, die er selbst und doch wieder von ihm verschieden sey. Wenn der Verf. dann bemerkt, dieser Engel des Verderbens verhalte sich in dieser Beziehung gerade so zu

Jehovah, wie Typhon zu Moloch, so muß das entschieden zurückgewiesen werden, da Moloch und Typhon in ganz anderem Verhältniß zu einander stehen, als jene beyden in ihrer Trennung. Der falsche Begriff, den der Verfasser von Baal und Moloch hat, läßt ihn diesen sogar mit Jehovah vergleichen! Azazel, Typhon, Mars — Moloch sind ihm ja ursprünglich identisch, wie kann dann Moloch die Stelle des Jehovah einnehmen in seinem Verhältniß zu Typhon! Azazel heißt nach dem Verfasser fortis abiens von עז und אזל abire. Das sey er zu Ende der Sommerhitze, wo er sich in die Wüste ziehe, in den ersten Tagen des October, wo auch jenes Fest gefeyert wurde. Dem Moloch steht Tanais, Artemis, Melechet, assyrisch Azara, Zaretis nach dem Verf. zur Seite, doch trete er auch seine grausame Rolle an Typhon ab und geselle sich dann als Rival des Adonis zur holden Aphrodite, lege seinen wilden Charakter ab und nähere sich dem Charakter der weiblichen Naturgottheit, so nehme er im Durchgang durch den syrischen Naturdienst einen seinem ursprünglichen Charakter des reinen Feuers entgegengesetzte Natur an: nämlich das Wesen der syrischen Naturgöttin und entspreche als männlicher Gott der unzüchtigen Mylitta.

Referent kann sich mit diesen leichten Uebergängen ganz verschiedener Wesen (besonders ohne allen näheren Nachweis von einem inneren Grund und Zusammenhang) noch weniger aber mit der Behauptung des Verf. befreunden, daß der orientalische Gott, den die Griechen Dionysus nannten, dieser Moloch gewesen seyn müsse. Diesen arabischen Dionysus, Urotal erklärt der Verf. nach dieser Voraussetzung auch durch Feuergötter אור רת אל. Solche allen bisher schon angenommenen Begriffen jener Gottheiten gänzlich widersprechende Bestimmungen hätte eine nur etwas genauere Betrachtung der Natur des griechischen Dionysus und ägyptischen Osiris leicht vermeiden können. Bey solchen Verwechslungen kann natürlich in der phönizischen Religion in diesem Punkte nichts aufgeklärt werden.

In dem folgenden Abschnitt, der überschrieben ist Baal und Herakles als Moloch, versichert der Verf. die Conjunction des Moloch d. i. des Feuerdienstes mit dem Baal sey eine zwiefache mit dem alten Baal und dem Belus minor. Melkarth sey nicht mehr der alte Baal, sondern der jüngere. In Tyrus gab es zwey Tempel des Herkules, einer auf Inseltyrus, der andere auf dem Festland in Palätyrus. Jener, meynt der Verf. mit einigen späteren Schriftstellern, sey der Tempel des Baalsanim, des Sonnenbaals, dieser des Herkules, doch dürfe kein wesentlicher Unterschied zwischen beyden Gottheiten angenommen werden. Die wichtige Nachricht, die hier der Verf. aus Menander bey Josephus anführt, daß Hiram, Salomo's Zeitgenosse, die alten Heiligthümer in Tyrus niedergerissen und den Tempel des Herkules in Palätyrus erbaut habe, sollte aber doch eher auf einen Gegensatz eines alten und neuen Cultus führen. Nach dem Verfasser sey damals der tyrische Baal Sonnengott geworden. Darin liegt aber noch kein Gegensatz gegen den früheren Baal, es ist in der Hauptsache immer derselbe. Die mythischen Leiden und Kämpfe des Herkules schreibt der Verfasser dem Herkules in Palätyrus zu, dessen Begriff er als die mythische Manifestation des höchsten Gottes bestimmt, den er, ihm in Allem gleich, durchaus vertrete. In ihm sey die göttliche Macht in ihrem Verhältniß zur Welt personificirt, die bald wohlthätig, bald verderbend auf dieselbe wirke. Er vergleicht ihn mit dem Engel Jehovah im alten Testament, der ebenfalls als die sichtbare Erscheinung Gottes sich darstelle. Abgesehen von allem sonstigen Bedenklichen, das in einer solchen Vergleichung liegen könnte, wird man sogleich aus dem Folgenden sehen, in welch' ganz falschem Lichte Jehovah im alten Testamente dadurch erscheint. Der Verfasser vergleicht nämlich jenen Herakles mit dem Bel des Magierthums, der die Manifestation der Zervane (Akerene) sey und als solcher das gute und böse Princip vertrete, Ahriman und Ormuzd. Der ganze Cult desselben setze diesen Doppelcharakter als Vertreter beyder voraus. So sey Herkules der Sohn des Baalsanim, dessen Namen er jedoch selbst führe; in ihm erschien das Antlitz des Vaters (vultus paternus). Die Idee der Gottheit in zwey disparate Begriffe, gut und bös, zerfallend, werde durch zwey kämpfende Brüder dargestellt, als Typhon und ordnender Demiurg, oder, als Moloch und Chijun (Chon) beyde con-

stituiren den dualistischen Begriff des tyrischen Herkules.

Hier stellen wir in Beziehung auf jene obige Vergleichung mit Jehovah die einzige Frage an den Verfasser, wie es ihm möglich geworden, in dem strafenden und nur in sofern verderbenden Jehovah im A. T. die Hälfte seines dualistischen Herkules, den Typhon oder Moloch zu erblicken? Nimmermehr kann der nach Gerechtigkeit züchtigende und strafende Gott mit dem ausgeprägten bösen Princip verglichen werden.

Jene feindlichen Brüder heißen bey Sanchon. Hypsuranius (Baal Ram, Ῥαμὸς ὁ ὕψιστος θεός, bey Hesychius) und Usov (Esau, Rauhhaar). Ihr Kampf hat erstaunlich viel Aehnlichkeit mit dem Esau's und Jakobs, ja Hypsuranius heißt hier geradezu Israel. Doch sieht der Verf. in diesem Machwerk des Philo keine Entlehnung aus dem a. T. sondern hält es für gemeinsame Stammsage beyder Völker! Nun bemüht sich der Verf. den Baal oder Herkules auch als Feuergott Moloch nachzuweisen, was nach seinen Vorstellungen von Baal und seiner Einheit mit Herkules ihm nicht schwer fallen kann, da er ja oben schon die Einheit des Baal mit Mars oder Moloch dargethan zu haben glaubt. Freylich hat er auch oben eben so behauptet, daß Baal und Moloch ganz verschieden seyen. Doch macht sich jene Einheit nicht schwer nach des Verf. Theorie: Abgott Baal oder Herkules wendet eben hier eine andere Seite heraus, die er oben nicht zeigte und jetzt beweisen Münzen mit den Inschriften: Baal Moloch, Malach — Bel die oben geläugnete ursprüngliche Einheit des Baal mit dem Moloch. Nun wird auch dem Herkules nach seiner schlimmen verwüstenden Seite, die ja in seinem Doppelcharakter liegt, alles zugeschrieben, was wir oben bey Baal, Saturn und Moloch sahen. Mit Blutsühnungen, Selbstkasteyungen und dergleichen ist nun nach dem Verf. dieser israelitisch-tyrische Baalcultus oder Herkulescultus ebenso verbunden, wie der Cult der ihm entsprechenden Tanais, Artemis, oder Melechet und Moloch — Herakles wird dem Mars — Usov gleichgesetzt, wie Tanais den weiblichen Mars — Moloch darstellt. Der Verf. hält sonach den Moloch, welchem die Israeliten Menschenopfer bringen, für den Herkules. In der hier angeführten Stelle des Plinius 36, 4, 12, wo es heißt: inhonorus est (von dem nach Rom gebrachten Bild) nec in templo ullo Hercules — humi stans, ante aditum porticus ad nationes, hat der Verf. gerade die Hauptsache nicht gesehen, noch hervorgehoben: seine damit bezeichnete Erniedrigung und Herabsetzung erklärt seine Aufstellung außerhalb des Tempels bloß damit, daß eben nicht im Tempel, sondern nur draußen ihm Menschenopfer gebracht werden durften. Wohl wurden in Carthago auch dem Herkules nach dieser Stelle Menschenopfer gebracht, aber unfehlbar als einem ganz andern Gott und in ganz anderer Absicht und Bedeutung, als dem Baal — Saturn — Moloch in Israel, das von Herakles nichts wußte. Der Verf. ist dann ganz consequent, wenn er diesen Herkules geradezu mit Typhon für Eins erklärt. Das ist ein vollkommenes Seitenstück zu der obigen Behauptung, daß Moloch — Typhon Dionysus sey. Es ist hier nicht der Ort uns über das Wesen und die Bedeutung des Herkules bey den Phöniziern weiter auszusprechen, aber nichts steht fester — und der Verf. stellt es selber im nächsten Abschnitt über die gute Seite des Herakles, weitläuftig dar — als daß Herkules und Baal — Moloch — Typhon zwey total verschiedene sich ganz entgegengesetzte Wesen waren und wenn noch irgend etwas in der Wissenschaft gesichert seyn, nicht jeder Unterschied vernichtet, und eine chaotische Begriffsverwirrung einreißen soll, so ist es unmöglich, daß ein Wesen, eine Gottheit an derselben Stelle der Entwickelung, bey demselben Volk, zur selben Zeit, ohne Weiteres zugleich sein Gegentheil, in dessen Bekämpfung nach allen Zeugnissen seine eigenthümliche Natur besteht, ausmachen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier, von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es macht in der Hauptsache keinen wesentlichen Unterschied, daß diese eine Seite des tyrischen Baal — Herkules nach der Versicherung des Verf. nur als untergeordnet, nur als eine Modification seines Hauptcharakters anzusehen sey. Es ist ja dann seine andere Seite, die gute, eben auch nur als eine Modification seines Hauptcharakters zu betrachten. Und doch beschleicht den Verf. eine Ahnung, ein dunkles Gefühl der Wahrheit, indem er zuletzt plötzlich einlenkt mit der Bemerkung, daß sich dieser Moloch-Herakles mehr dem alten Belitan, dem Saturnus, als dem tyrischen Sonnenbaal nähere, ja für Saturnus selbst gehalten worden sey. Da gibt ja der Verf. selbst zu: daß dieser Moloch gar nicht Herkules ist, wie er in einem langen Abschnitt durchzuführen sucht, sondern eben weiter nichts, als Baal oder Kronos und damit fallen alle andern Distinctionen zwischen Moloch und Baal abermals zusammen nebst der monströsen Gestalt eines Moloch — oder Typhon — Herkules.

Eigentlich läuft nun die Grundansicht aller dieser mythologischen Vorstellungen bey dem Verf. auf die sehr einfache Bestimmung hinaus, daß alle diese Gestalten die Personificationen der zwey verschiedenen Begriffe der Gottheit, gut und bös, darstellen und sich auf den einen oder andern vertheilen.

In dem nächsten Abschnitt, welcher von Herakles als Chon oder Bel Saturn handelt, beschäftigt sich zuerst der Verf. mit dem Namen Makar, wie Herkules nach der Meynung des Verf. genannt wurde. Alles, was er für die Bestimmung des Begriffs dieses Gottes Makar beyzubringen weiß, deutet auf ein vernichtendes, feindseliges Princip. Das Wort selbst (מעקר) deutet er νευροκοπῶν, der Sehnendurchschneider, Kniekehlenzerhauer. Typhon war ein solcher, als er den Zeus, der hier nach dem Verf. der phönizische Saturn ist, die Harpe entriß und ihm damit die Sehnen ausschnitt. Makar bedeute beydes, das Sichelschwert und den Gott, der es hat. Saturn entmannte damit den Vater. Es sey in Kleinasien das Attribut des Saturn und Mars gewesen, den die Griechen Perseus genannt hätten, und als assyrischer Gott (nach Herod. 6, 53) dem Mars — Nergal, dessen Name ebenfalls Art oder Leib bedeute, entspreche. Dieser Makar, dem der lybische Herkules gleich komme, sey nicht der jüngere Sonnengott, sondern Saturn oder Moloch in Conjunction mit Saturn, der die böse Seite der Götter repräsentire — Baal Chon dagegen sey dessen Gegensatz und die mythische Personification des höchsten Gottes, die als Herkules den Begriff des Saturn übernimmt und als Mittelwesen statt seiner für das Princip der Welt und ihrer Ordnung gehalten wird. Der phönizische Herkules vertritt so den alten Bel nach seiner höchsten Bedeutung; er hat seine Namen Baal, Chon und Makar, kämpft gegen die der Weltordnung widerstrebenden Elemente, und tödtet die typhonischen Unholde. Sonderbar ist doch, daß der Verf. hier auch dem Herkules den Namen Makar zuspricht, der ja die typhonische Seite des Allgottes bezeichnet. Es ist hier derselbe Widerspruch, wie oben, wo Herkules als Moloch und Typhon auftrat. Herkules besiegt also überall den Herkules, sich selber, es bleibt nichts anderes übrig. Der Verf. würde hier freylich erwiedern: das ist eine Verdrehung meiner An-

sicht: der Gott, den Herkules bekämpft, ist dieser in anderer Gestalt und Bedeutung; allerdings; aber dieß könnte höchstens, auch von dem Standpunkte des Verfassers aus, nur für seinen Allgott gelten, der beydes nach ihm seyn kann, aber nicht für den einzelnen, schon zur einen Seite des Allwesens bestimmten und ausgesonderten Gott; dieser kann keine zwey sich ganz entgegengesetzte Wesen vorstellen, sonst wäre er kein einzelner, scharf umgränzter Gott für sich. Das ist in dieser Beziehung das πρῶτον ψεῦδος, das durch die ganze Schrift sich hindurchzieht und keiner Gestalt ihre feste Fassung und strenge Umgränzung zukommen läßt. —

Den Namen des Herkules — Melkarth hieß er nur als Stadtkönig von Tyrus — leitet der Verf. mit Zurückweisung der alten geistlosen Etymologie (חַרְבֵּל) der Hausirer, nach einer Nachricht des Etymolog. Magn., wo er nach der ph. Geschichte des Claudius Julus Ἀρχαλεύς heißt, von אר das Feuer, dann das Starke, Gewaltige, daher der Löwe (woher auch Ἄρης, ἀρήν, ἥρως, Ἄρτας, Ἀρταξέρξης der Königslöwe stamme) und von יכל obsiegen (wie im Jehu — cal) ab, so daß er also bedeutet: Ar obsiegt.

Der Verfasser verfolgt nun den Kampf des Herkules mit Typhon und den typhonischen Ungeheuern. Er erklärt hier Orthrus, bey Hesiod. πρῶτος κύων genannt, mit Ὄρθρος frühe, weil dieser, noch ehe der zweyte Hund Sirius aufgeht, schon in der Morgendämmerung sichtbar sey; der zweyte Hund, der feuerspeiende Kerberus, wird durch כלבאר, Kelb — eri, d. h. canis igneus gedeutet; das Land des Geryoneus sey mit dem Hades verwechselt; der Hades selbst liege im Westen auf der Erde, Erebus sey = ערב Abend. Geryon ist Orion, der am Himmel mit ihm jagt, ein Namensunterschied, der sich in der phönizischen Aussprache von עריון Gharjan und Orjon, ausgleiche. Orion sey der Jäger Nimrod, Mars Orion (Usov) und Gott des Hades, ein Sohn des Chrysaor, wie in Phönizien Vulkan nach Sanchon. genannt werde. Die Hydra ist nur eine Modifikation des Typhon. Der Verf. erklärt hier Alles aus dem bekannten astronomisch-kalendarischen Standpunkt. Herkules macht die in der Natur verderblich wirkenden Kräfte alljährlich unschädlich, doch gewinnt zuweilen das böse Princip den Sieg.

Daß aber Herkules mit dem Tod kämpft, ihm seine Beute entreißt, den Hades verwundet, Prometheus befreyt, den Sterblichen die Früchte vom Baum des Lebens wieder bringen will, den Drachen tödtet und die Frucht pflückt, die jedoch Athene wieder zurückbringt, weil es ihrer heiligen Bestimmung (Apollodor 2, 5, 11) zuwider sey, anderswo zu seyn — diese inhaltsvollen, tiefsinnigen Gedanken — will sie der Verf. auch astronomisch-kalendarisch oder physisch erklären, da er dem Herkules fast nur einen Kampf gegen die physischen Uebel, wenn er sie auch Störungen im Weltplan nennt, zuschreibt? Davon aber jetzt abgesehen, möchte in jener ausgebildeten Durchführung des Herakles — Mythus der Verf. leicht zuviel den Phöniziern zuschreiben, wenn er den Herkules auch bey diesen schon als mythischen Kampfheld, wie er ihn nennt, in geschichtlicher Form auftreten läßt; jedenfalls ist die Ausschmückung und Ausbildung eines, menschlichen Kämpfen nachgebildeten, Ringens für die Phönizier zu früh und nicht der dortigen Entwicklungsstufe entsprechend. *) Der Verf. trennt hier nicht scharf genug und es ist nicht ganz klar, wie viel er in der Hauptsache den Phöniziern, wie viel den Griechen zuschreibt, so wie er einige Hauptpunkte, worauf fast Alles in der richtigen Bestimmung des phönizischen Herkules ankommt, fast ganz übergeht, oder nur kurz berührt, wie z. B. das jährliche Gefesseltwerden in Tyrus.

Es kann auch nicht zur Erklärung der Natur des Herkules dienen, wenn man einige allgemeine

*) So scheint uns der Tod oder die Verbrennung und vollends die Auferstehung oder Apotheose des Herkules, deren Feyer der Verf. späteren Zeugnissen zufolge, denen er in allen solchen Dingen durchaus kein Gewicht hätte einräumen sollen, sogar schon dem Hiram zuschreibt, dem Standpunkte der alten phönizischen Religion durchaus unangemessen und aus der Anschauung der Griechen in diese, durch die Alles vermengende, kritiklose Betrachtungsweise der späteren Schriftsteller nach Christi Geburt übergetragen zu seyn.

Bezeichnungen über die Bedeutung des Herkules aus allen Zeiten zusammenstellt und daraus einen allgemeinen Begriff desselben construiren will; so wird hier neben einander gestellt die Angabe des Makrobius, daß Herkules die virtus dei regentis darstelle, daß er nach der Ansicht der Pythagoräer die δύναμις φύσεως sey und dergleichen, wozu noch die schon oben berührte Entdeckung des Verfassers kommt, daß die solarische Bedeutung des Herkules als eine spätere Modifikation seit Hiram (doch ziemlich alt!) angesehen werden müsse, daß jedoch Herkules nicht die Sonne selbst, sondern ihr Agens sey, da er nur im Sonnenkahn fahre, wobey ihn Typhon als Schatten begleite. Dieß alles trägt aber wenig zur Enthüllung des eigentlichen Begriffs des phönizischen Herkules bey.

In dem darauf folgenden Abschnitt, welcher Herakles — Sandan überschrieben ist, sucht der Verf. zu beweisen, daß der Gott, bey dem, wie es oft heißt, alles rein seyn mußte, zum weibischen Herkules — Sandan sich umwandelte, der durch Unzucht der Hierodulen und seiner Diener verehrt wurde, wobey die Priester weibliches Gewand anzogen und die Dienerinnen der Mylitta sich mit den zum Molochdienst gehörenden Werkzeugen ausrüsteten. Der Verf. sieht in diesem Dienst einen gegenseitigen Umtausch der Bedeutung beyder Gottheiten, der männlichen und weiblichen, wodurch die Identität beyder, die Vereinigung der zerstörenden und zeugenden Naturkraft, in Einem Wesen dargestellt werde. Das männliche ist ihm Mars — Moloch — Baal — Herkules, das weibliche Mylitta — Aschera — Semiramis. Letztere tritt hier nämlich mit in die Reihe, weil dasselbe Verhältniß — zwischen dem zum Ninyas gewordenen assyrischen Feuergott Ninus — Nimrod und der Semiramis als seiner Mutter oder Gattinn Statt finde. Mit Luna und Lunus habe es dieselbe Bewandtniß. Durch den Umtausch der Kleider wollten die Geschlechter den Gott und die Göttin selbst darstellen. Der zur Mylitta gewordene Herkules oder Baalmoloch heißt nach dem Verf. Sandon, Sandan oder Sardanapal in der vorderasiatischen Mythe. Ottfried Müller hatte schon (im Rheinischen Museum) bewiesen, daß Sandan oder Sardanapal eine assyrische Gottheit sey. Denselben Sandan findet der Verf. als Name des Herkules bey Syncellus, doch muß er zu diesem Zwecke erst statt Δισανδάν, wie es dort heißt, Σανδάν lesen. Dieser Gott Sandan sey der assyrische Feuer- und Kriegsgott Mars in doppeltem Charakter: als Krieger und Städtegründer, aber auch als Wüstling in Frauenkleidern. In Tarsus, das er gründete, kommt er nach der Sage eben so in den Fammen des Scheiterhaufens um, wie Sardanapal in Ninive. Dieser Sardanapal sey Ninus, Ninyas; Omphale entspreche der Semiramis, eben so fielen Ninus, Nimrod und Orion zusammen, mit denen der Verf. auch den wilden Jäger Agron in Lydien, und Kandaules, der ebenso durch sein Weib das Verderben findet, vergleicht. Sardanapal leitet der Verf. von Sar, aus Asar = Mars, verkürzt, von Dan = Adan und Apala ab, welches der Große, μέγας heiße, so daß S. der große Herr Asar oder Sar bedeute. Mit diesen Gottheiten setzt der Verf. das Sakäenfest, welches vom 9. July an, 5 Tage lang in Babylon gefevert wurde, in die genaueste Verbindung. Während dieses Festes herrschten dort die Sklaven über ihre Herren, wobey einer, der ein Kleid, wie der König trug, das Regiment führte. Dazu nahm man einen von den zum Tode verurtheilten Gefangenen, welcher auf den Thron gesetzt wurde, so üppig lebte, als er wollte und die königlichen Weiber als die seinigen betrachten durfte. Der Ursprung des Festes wird einem Kriegszug und Sieg, welchen über ein wildes, fremdes Volk — die Sakken, Scythen oder Massageten — Cyrus oder Cyarares davon trug, zugeschrieben. Das Fest sey übrigens doch uralt, babylonisch-assyrisch, und schon gefeyert worden, ehe sich die Perser nach des Verfassers Meynung von dem assyrischen Reich getrennt hatten. Der Name Σάκαια bedeutet nach dem Verf. Hütten von Laubwerk, von סכות in phönizischer Form, = Σκυθ, Succoth, ganz dem ἑορτὴ σκηνῶν im äußern zu vergleichen, da es unter Hütten gefeyert wurde. Der Sklave, welcher den König repräsentirte, hieß Zoganes von Zogan, einem dünnen, durchsichtigen Unterkleid der Weiber, mit dem er bekleidet wurde. Dasselbe bedeutet Kotys, ein Königsname in Lydien, der dem weibischen Ninyas entspricht; der phrygische Sardanapal heiße darnach Andrakottus, wie jener bekannte indische König Sandrakottus.

Der lydische und assyrische Sandan trug ebenfalls jenes Kleid des Sakäenkönigs Zoganes. Dieser als Sakäenkönig verkleidete Sklave stellte nun den Gott Sandan oder Sardanapal bey diesem Feste vor, der am 5. Tage verbrannt wurde. Das sey der Schlüssel zur Mythe vom Leben und Tod des Sardanapal; Ctesias habe dieß Alles in Geschichte verwandelt.

Jener Sklavenkönig hatte nach dem Verf. eine Königin neben sich, welche die Stelle der Anaitis neben dem Sardanapal vertrat. Dieß gehe aus der Erzählung von der Semiramis hervor, welche, von niedrigem Herkommen, von Ninus an den Hof genommen wurde, auf 5 Tage die Herrschaft über Asien bekam, aber schon am zweyten Tag den Ninus hinrichten ließ. Das sey Alles erst aus den Sakäen erklärlich. Mit diesem allen vergleicht der Verf. die Erzählung von der Omphale, die auch eine Sklavin, den Sklaven volle Herrschaft über ihre Herren gewährte, wobey der Sandan-Zoganes wie Sandanapal, als Sklavin Wolle krämpeln mußte, während sie die Attribute und Tracht des Gottes annimmt. Den Namen Omphale leitet darum der Verf. von der Benennung der Festkönigin her: Ama — pala d. i. die große Magd. Eine Anspielung auf dieses Fest findet der Verf. beym Propheten Ezechiel, 23, 40, wo die Beziehung auf die Sakäen klar hervortrete, indem eine Buhlerinn sich zum Empfang des königlichen Buhlen rüstet, der bey seiner Ankunft auf sie die königlichen Insignien und die Königswürde überträgt. Den aus Saba geholten Festkönig hält der Verfasser für den arabischen Dionysus, woher Bacchus: Sabus heiße. Daß der Sklave zuletzt verbrannt wurde, gehe aus Allem hervor, da auch Ninus den Tod erleide und Sardanapal sich selbst verbrenne. Daher stammten die πυράχ des Sandan, woraus die griechische Mythe von Herkules entstanden sey, der durch das blutige Liebeskleid, welches ihm Dejanira statt des weißen gab, sich selbst zu verbrennen veranlaßt worden sey. Das Fest begann mit Aufgang des Orion, mit welchem Sandan zusammenfalle. Orion heiße darum der Thörichte, כְּסִיל (im alten Testament), weil er seine Würde abtrat.

Ref. glaubte wenigstens die Hauptzüge dieses merkwürdigen Cultus, wie sie der Verf. in dieser gründlichen und umfassenden Untersuchung mit außerordentlichem Fleiße zusammenstellte, hervorheben zu müssen, da wohl sonst nirgends der ganze Vorgang so erschöpfend und genau geschildert zu finden ist. In der That ist es ein religiöser Cult, der auf den ersten Blick einen großen, gewaltigen Vorgang in den Religionen jener Völker bezeichnet und darstellt. Es kann natürlich nicht die Aufgabe des Referenten seyn, sich hier über die Bedeutung und den Sinn dieses merkwürdigen, aufschlußreichen Festes weiter zu verbreiten; er muß dem Zweck dieser Anzeige gemäß sich auf einige Bemerkungen über die Ansicht des Verf. über diesen Punkt beschränken.

Der Verf. hält jenen Moloch — Mars — Baal — Ninus — Sardanapal, in dessen Dienst die Männer zu Weibern werden, für Herakles. Daß wir damit nicht übeinstimmen können, geht schon deutlich aus dem hervor, was wir oben über das Verhältniß von Moloch zu Herakles bemerkten. Baal — Moloch und Herkules sind zwey ganz verschiedene Wesen. Noch weniger aber können wir einräumen, daß Babylonien und Ninive schon einen Herakles hatten; davon findet sich in den alten Zeugnissen keine Spur, und wenn spätere Anschauung und Vermengung den Herakles überall fand, so geht es eben mit ihm, wie fast mit allen Göttern. Es hat jeder Gott in seiner ganzen, vollen Bestimmtheit und Umgränzung nur eine Stelle, wo er als solcher auftritt und eben diese Ansicht des Verfassers, nach welcher man fast jeden Gott überall finden kann, dient nur dazu, alle Bestimmtheit zu verwischen, ohne etwas aufzuklären. Die Art und Weise, womit nun der Verfasser jene Umwechslung der beyden Geschlechter in den zwey Gottheiten erklärt: daß nämlich dadurch die Identität beyder Gottheiten als ein Wesen dargestellt werden soll, möchte sich wohl schwerlich als die richtige herausstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier, von Dr. F. C. Movers .ꝛc

(Fortsetzung.)

Denn wenn eine Gottheit in das ihr entgegengesetzte Wesen und Geschlecht übergeht, so wird damit wohl etwas ganz anderes bezeichnet werden, als daß beyde Gottheiten oder Kräfte, die zerstörende und erzeugende, nach der Annahme des Verfassers, identisch seyen; man könnte daraus eben so gut das Gegentheil folgern, daß, weil die zweyte Natur, die sie annimmt, etwas sehr Verschiedenes, ja Entgegengesetztes von der ersten ist, jene behauptete Identität eine leere, unreelle und so zu sagen falsche ist. Die Gottheit scheint ja eher etwas anzunehmen, was sie eigentlich nicht ist, es wird ihr etwas aufgedrungen, etwas Fremdes ihr beylegt, was sie nachher wo möglich wieder als etwas Aufgezwungenes aufzugeben sucht. Was ist denn nun aber eine solche Gottheit ursprünglich, was ist der Grund und Veranlassung in ihrem Wesen, daß sie sich zu ihrem Gegentheil machen soll, wie kann das vor sich gehen, und was soll mit allen dem erreicht werden? Diese Fragen wären zu lösen, wenn über die innere Bedeutung dieses Vorganges etwas gesagt werden sollte. Zuerst müssen die Hauptgesichts- und Untersuchungspunkte, worauf es eigentlich bey der ganzen Sache ankommt, festgesetzt seyn, dann ist erst eine Erklärung und Entwicklung der Bedeutung jener Gottheiten und ihres Cultus möglich. Die Hauptgottheiten, von deren Bestimmung und Erklärung hier Alles abhängt, sind keine hypostasirten Eigenschaften oder Naturkräfte, womit man gewöhnlich die alten Götter überhaupt zu erklären pflegt, ein solches Wesen hat eine ganz andere Gewalt und Bedeutung, als bloß die einer zerstörenden oder zeugenden Kraft und dergleichen; nach dieser Erklärungsweise kehrt fast überall dasselbe wieder, wie nach der Ansicht des Verf. überall Mars — Moloch erscheint, der als Sardanapal, wie als Herkules mit den nämlichen Eigenschaften, Schicksalen und Cult bey allen Völkern auftritt, bey den Assyrern und Phöniziern, bey den Persern und Lydiern, die doch auf ganz verschiedenen Entwicklungsstufen und auf ganz andern religiösen Standpunkten stehen. Jener mythische Vorgang, der durch die Sakäenfeste dargestellt wurde, ist sehr verschieden von jenen, bey welchen Herkules die Hauptperson ist, denn es sind ganz verschiedene Götter, die in Babylon und Assyrien jenen bedeutungsvollen, die innersten Wurzeln des dortigen religiösen Lebens betreffenden Darstellungen zu Grunde liegen und die in Phönizien oder in Lydien auftreten. Die Vorgänge mit Herkules müssen der ganzen Stellung dieses Gottes gemäß eine ganz andere Bedeutung haben, als das, was vom vermeyntlichen Mars — Moloch in der Person Sardanapals und von der Semiramis erzählt wird, deren Natur und Stellung als Göttin überhaupt erst näher bestimmt werden müßte.

Nach der Erklärung der Hauptgottheiten beschäftigt sich der Verfasser zunächst mit Gottheiten mehr untergeordneter Natur und zwar zunächst mit den Ophionen oder denjenigen mythologischen Gestalten, deren Symbol eine Schlange war. Die meisten von ihnen personificirten nach dem Verf. den κόσμος, wobey die Idee der Weisheit vorwalte, durch welche sie auch bey der Abfassung der Religionsbücher thätig seyen. Darunter gehöre Taaut, oder Hermes, Thoyt bey den Aegyptern. Sein Name bedeute selbst Schlange, woher auch der Buchstabe ד. Ophra Name und Gestalt habe,

und stelle den Himmel oder die Welt als gewundene Schlange dar. Andere abstrakte Götterwesen bey Sanchon. sind Thuro, Dote und Chusarthis, von denen die beyden ersten Gesetz, das letzte Harmonia bedeute. Ref. glaubt, daß diese zu Göttern erhobenen abstracten Begriffe einen deutlichen Beweis liefern von der Art, wie Philo spätere griechische Begriffe in sein phönizisches System hineinbrachte. Von altphönizischen Gottheiten ist natürlich hier keine Rede, der Verf. hätte das hervorheben und dergleichen nicht wie alte glaubhafte Ueberlieferung behandeln sollen.

In der Untersuchung über den Cadmus, die der Verf. darauf vornimmt, findet er in dem tiefen Mythus, worin erzählt wird, daß Cadmus der Rathgeber des Zeus bey der Bekämpfung des Typhon gewesen, und diesem mit der Flöte des Pan die dem Zeus ausgeschnittenen Sehnen abzulocken wußte, in diesem Zeus den phönizischen Saturn. Da jedoch der Verf. diesen Saturn selbst oben zum Typhon machte; so möchte diese Annahme wohl sich selbst widersprechen. Der Verf. führt gleich darauf jenen merkwürdigen Mythus von der Herrschaft des Typhon an, unter welcher alle Götter sich flüchten und in Thiergestalt sich verbergen. Dieser Mythus mit obigem verglichen, hätte ihm leicht einen Schlüssel geben können, zu einer richtigen Erklärung der Person jenes Zeus und des ganzen Vorgangs. Etwas ganz anderes enthält der Mythus vom Hermes in der ägyptischen Mythologie, wo dieser dem Typhon die Sehnen ausschneidet und gehört einem spätern Entwicklungsvorgange an. Mit der Deutung des Namens Cadmus, welcher nach dem Verf. den Alten, den Vorderen der Zeit nach (ὁ παλαιός) bezeichnet, und mit dem er sogar die alte Schlange im Paradies vergleicht, können wir nicht übereinstimmen. Der Verf. bestimmt nachher selbst den Cadmus, wie im Kabirendienst Hermes selbst hieß, als ein dienendes Wesen ganz richtig und findet, wie es scheint, ohne es selbst zu merken, bey der Erklärung des Wortes Kadmiel die richtige Bedeutung, indem er von letzterem sagt: es bedeutet den, der vor El ist. Taaut, Ophion, Surmubel verhalte sich, heißt es hier, zu Saturn, wie Kadmiel zu El. Auch Hermes ist nach dem Verf. ein phönizischer Name und nur Masculinarform zu Harmonia; beydes leitet der Verf. von חרם d. i. winden, ringeln, verbinden ab. Diese Ableitung möchte etmas gewagt seyn, da jenes Wort nur in den spätern semitischen Dialekten vorkommt und beyde Wörter sich wohl leichter aus dem Griechischen selbst ableiten lassen. Den Namen Merkur leitet der Verf. von Mar, einer dienenden Gottheit der Chreter und Karer und Kur ab, welcher letztere Name eben die Karier und Chreter bedeute. Der Name müßte dann durch Pelasger oder Tyrrhener nach Italien gekommen seyn.

In Typhon findet der Verf. den Gegensatz zu dem schlangenartigen Agathodämon. Sein phönizischer Name sey ohne Zweifel צפעון Zephon, nach aramaisirender Aussprache (welche ש und צ häufig verwechsle) טפעון Tiphon, eine Natternart, der Basilisk nach Aquila's Uebersetzung. Trotz der ziemlich annehmbaren Ableitung des Namens Typhon, glauben wir doch, daß eine andere nicht geradezu von der Hand zu weisen wäre. Es könnte nämlich auch von der Wurzel עפן, abgeleitet werden, welche die Begriffe, Verborgenheit, Dunkel, Finsterniß, ganz dem griechischen Ζόφος entsprechend, in sich enthält. Dieß Alles stimmt vollständig mit dem Begriff des Typhon überein, dessen ganzes Wesen ein finsteres ist. Dazu kommt noch eine historische Bestätigung, indem eine Stadt in Aegypten Baal-Zephon (Exod. 14, 2. N. 33. 7) hieß, die dem Typhon, der daselbst vom Blitz getroffen wurde, geweiht war. — In Beziehung auf Typhon behauptet der Verf., daß in der phönizischen Mythologie der Gegensatz des Typhon viel ursprünglicher hervor trete, als in der ägyptischen. Es stünden ihm Saturn und Herakles hier viel entschiedener entgegen, als in der ägyptischen und dieser Dämon sey erst aus dem Religionssystem der Phönizier in das ägyptische Pantheon eingewandert. Diese Verkennung, welche den ganzen Standpunkt der phönizischen Religion trifft, hat bey dem Verf. ihren Grund in seiner falschen Auffassung des phönizischen Saturn und in dem so häufigen Hereintragen späterer Entwicklungsmomente oder schon ganz griechischer Mythen in die viel frühere der phönizischen Religion. Daß Typhon der ägyptischen Religion

ganz eigenthümlich und erst auf ihrem Boden in dieser Bestimmtheit entstanden ist, zeigen ja die Hauptpunkte der ägyptischen Mythologie; in der phönizischen ist Typhon sonach gar nicht vorhanden, der Verf. trägt ihn aus anderen Mythologien erst hinein, und der Gegensatz von Herakles ist hier noch ein ganz anderer, den der Verf. nicht gefunden hat und darum auch die eigentliche Natur und den Hauptsinn der phönizischen Religion nicht hervorheben konnte.

Zu den Schlangengöttern gesellt der Verf. den Esmun, Tat oder Athotis bey den Aegyptern. Als Schlangenträger, Ophiuchos erscheint er auf phönizischen Münzen mit den acht Strahlen um das Haupt. Er galt nach dem Verf. als κόσμος und als Heilgott. Zu den 7 Söhnen des Sadyk war Esmun der achte. Nach Damascius, bey Sanchon, ist Aeskulap der achte Sohn des Sydyk. Nach seiner planetarischen Beziehung spreche Xenokrates bey Clemens Al. von ihm: ἕπτα μὲν εἶναι θεοὺς τοὺς πλανήτας, ὄγδοον δὲ τὸν ἐξ αὐτῶν συνεστῶτα κόσμον. Er sey darnach der ganze Himmelskreis, der persische Zeus, dem nach Herodot die Perser auf den höchsten Gipfeln opferten. In Aegypten war Pan der erste von den achten, aus denen nachher die zwölf geworden sind. Der höchste Tempel auf der Burg von Chartago gehörte dem Esmun, in Babylon war auf der achten Stufe des Thurmes sein Heiligthum, auch in Ecbatana wurde er verehrt, wohl auf dem höchsten Punkt der gleichfalls planetarisch gebauten Stadt. Die ägyptische Etymologie, die Jablonsky, Hug, Champollion, Seyffarth, und Gesenius versuchten, weist der Verf. zurück, und leitet den Namen nach Andeutung Sanchoniathons und Angabe des Damascius von אשמך, hebräisch השמיני der achte ab. In einer längeren Digression sucht der Verf. zu beweisen, daß diejenigen von den sieben Titaniden, welche die Mutter des Esmun gewesen, der Polarstern sey, von den Phöniziern φοινίκη genannt; es sey ein sinnvolles Symbol, wenn sie dem Gott, der den Fixsternhimmel repräsentirt, als Mutter den Stern zulegten, um den die Himmelsaxe sich drehe. Als Kosmos entspreche Esmun dem Pan, und da der κόσμος als gewundene Schlange symbolisirt und diese als Heilschlange verehrt wurde, so sey dadurch der achte Kabir und der heilende Schlangengott in Zusammenhang gekommen. Auch bey den Israeliten wurde die Heilschlange (Nehustam 2 K. 18, 4) verehrt, weßhalb sie Hiskia zerschlug. Der Verf. glaubt nicht, daß diese der heilende Saraph des Moses gewesen sey, da sie wohl schwerlich an tausend Jahre sich erhalten hätte, indem die reformirenden Könige sie längst beseitigt haben würden. Doch stehet in jener Stelle „die eherne Schlange, welche Moses gemacht hatte.“ Warum sollte sie sich nicht erhalten haben, wie so vieles Andere aus Moses Zeit? Aber die Handlung des Hiskia gibt allerdings einen bedeutenden Fingerzeig zu tieferem Aufschluß über das Verhältniß der mosaischen Anschauung zu dieser späteren, den wir hier freylich nicht weiter verfolgen können. Nach dem Verf. seyen dann die verschiedenen Begriffe von Schlangengöttern zur Einheit im Serapis gekommen, der erst später von Sinope nach Alexandrien verpflanzt worden wäre. Wir können mit dieser willkührlich erdachten Einheit nicht übereinstimmen, da jene unter dem Symbol der Schlange dargestellten mythischen Gestalten ganz verschiedenen Principien angehören, die unmöglich auf solche Weise zu einer äußerlichen Einheit verschmolzen werden konnten.

Uebrigens entspricht Sanchoniathons Uranos dem Esmun, was um so wichtiger ist, als auch Esmun sich selbst entmannt, dann aber von der Göttermutter wieder auferweckt wird. Tiefere Andeutungen und ganz andere Aufschlüsse über so viele hieher gehörige Punkte hätte der Verf. in Schellings Gottheiten von Samothrace finden können, wo schon S. 84 über die Stellung und Bedeutung Sydyks und seiner Söhne sehr aufschlußreiche Bestimmungen gegeben sind. Der Verf. hat aber hier einigemal das schon ausgesprochene Tiefere entweder nicht gekannt oder den darin liegenden, Alles anders gestaltenden Aufschluß nicht herauszufinden oder zu benützen gewußt.

In dem Abschnitt über Iao nimmt der Verf. das Orakel des Apollo Clarius bey Macrobius (1, 18 Saturn.), das seit Jablonsky für unächt gehalten wurde, in Schutz und sucht es als ächt hinzu-

stellen, wozu Lobeck (im Aglaophanus) den Anfang gemacht hatte. Der Verf. sucht aus der innern Bedeutung des Wortes vorzüglich die Aechtheit darzulegen. Der Name sey mysteriöser Natur gewesen, wie solche Namen häufig im Orient sich zeigten, die nicht ausgesprochen werden durften. Die geheimnißvolle litera trina, von der Sanchon. spreche, sey wohl Jao gewesen. Dieser Jao, dessen Wesen als eins mit Adonis, Dionysos und dem chaldäischen Lichtwesen Heptakis (bey Proklus) oder Sabaoth, der irrig von Damascius für eins mit Jehovah gehalten werde, in längerer Untersuchung vom Verf. dargestellt wird, leitet der Verf. von הוה ab, darnach bedeutet er יהוה er macht leben u. s. w.

Wir glauben aber, daß sich der Verf. bey Entzifferung dieses Namens in Beziehung auf die alte phönizische Mythologie vergebliche Mühe gemacht hat, und halten das Wort und seinen Begriff für ein Produkt der spätern, alle orientalische Religionen mit einander vermengenden gnostischen Geheimnißthuerey, die freylich schon verhältnißmäßig ziemlich früh ihren ersten Anfang genommen haben mag. Ein altes Zeugniß für das Bestehen eines solchen Jao bey den alten Phöniziern ist nicht zu finden. Darum wollen wir indeß den möglichen Zusammenhang von den Formen εὐάζειν, Εὔιος und Ἴης mit dem semitischen חַיִּים nicht gänzlich zurückweisen, nur die Existenz jenes Jao in dem Glauben des alten Phönizien selbst bezweifeln wir; gibt ihm ja der Verf. selbst einen durchaus chaldäischen Ursprung und schreibt ihm die Anagogie der Seelen ganz in gnostisch-neuplatonischer Weise zu. Man sieht auch nicht undeutlich das schlecht verdeckte Hineinspielen von christlichen, freylich ziemlich manichäisch materialisirten, Anschauungen, wie wenn es z. B. hier heißt: der Sohn empfange die Lichtmaterie vom Vater, giesse sie aus und lasse sie wieder zum Vater zurückgehen.

Dieser Jao ist nun bey dem Verf. so ziemlich Alles, was nur in dem spätern gnostischen Wirrwarr von überall zusammengerafften Ur- und Lichtgestalten vorkommt, wozu noch der Verf. seine phönizischen Götter bringt.

Wenn dabey der Verf. den Erikapäus, von welchem Namen Bentley sagte: schwören wolle er, daß selbst Orpheus keine Etymologie davon aus dem Griechischen angeben könne, durch den alttestamentlichen Gottesnamen אֶרֶךְ אַפַּיִם Erekapaim (d. i. Langmüthiger) erklärt, so hätte es sich geziemt, den Urheber dieser so evidenten Ableitung auch namhaft zu machen. Sie ist von Schelling, über die Gottheiten von Samothrace S. 89.

Der Verf., welcher darauf zu den weiblichen Gottheiten übergeht, unterscheidet hier zwischen solchen, bey welchen die tellurische und solchen, bey welchen die siderische Bedeutung vorherrsche. Die Gottheiten mit tellurischer Bedeutung seyen aber zweyerley Art, je nachdem, wie bey Isis und Kybele, die Erde oder auch das feuchte Element vorwalte. Zu den ersten gehöre Aschera und Baaltis, zu den zweyten Derketo; oder es flößen auch die Vorstellungen beyder wieder zusammen, wie bey der meergebornen Göttin von Cyprus, bey der syrischen Tiratha und Atergatis mehr oder weniger der Fall sey. Die weiblichen Gottheiten mit vorwaltend siderischem Charakter, von den Griechen Venus Urania genannt, hätten als Substrat den Mond oder den Planeten Venus oder auch beyde zugleich. Die Vorstellungen von der keuschen Mondgöttin näherten sich im Allgemeinen den Begriffen der jungfräulichen Artemis, der die zidonisch-karthagische Göttin Astarte oder Tanais entspreche; wo aber die Beziehung auf den Planeten Venus vorwalte, trete größere Verwandtschaft mit der Idee von der griechischen Aphrodite ein, in welchem Falle die Venus des Libanon oder Beruth des Baaltis oder Aschera ziemlich gleich stehe und Aschera den Charakter der Planetengöttin annehme. Auch bey der Urania oder Semiramis von Askalon, der Göttin von Paphos, flössen die Vorstellungen von der Göttin des Mondes und des Planeten Venus zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier, von Dr. F. C. Moyers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verf. versucht hierauf die also gemachten Unterscheidungen in den Untersuchungen über die einzelnen weiblichen Gottheiten zu rechtfertigen. Vor allem glaubt er die Aschera von der Astarte ganz trennen zu müssen. Der Name der Aschera ist im alten Testament nach dem Verf. nicht dem Begriffe dieser Gottheit entnommen, sondern bezeichnet dieselbe zunächst als Idol. Er bestreitet die Ableitung, welche Gesenius diesem Namen gegeben, nach welchem er Glück bedeute, und giebt ihm die Bedeutung: die Gerade, was genau ihrem Idole einer Säule von Holz entspreche. Auch Artemis heiße darum *Ὀρθία* oder *Ὀρθοσία*. Die Ascheren waren immer von Holz, daher kommt so oft im alten Testament der Ausdruck vor: sie umhauen, verbrennen, hingegen von Baal zerbrechen. Das Schandbild, das ihr 2 Regg. 15, 13 zugeschrieben wird, war ein Phallus. Bisweilen ist Aschera auch ein Baum im alten Testament, wie die Göttin Beruth, welche Cypresse bedeutet. Die Göttermutter ist der Aschera auch hierin sehr verwandt, eine geweihte Pinie ist ihr Idol, ihr Name Amygdale ist semitisch und bedeutet: große Mutter. Aschera hatte auch Gallen und komme deßhalb wie mit der Cybele, so auch mit der syrischen Göttin Tirgate überein und da ihr Cult mit Unzucht verbunden war, so stehe sie darin der Baaltis und Mylitta gleich. Männliche Gottheit neben ihr sey Baal Moloch. Auch Atergatis komme mit ihr überein; diese war nach Makrobius die Erde, daher kein Galle in der Erde bestattet werden durfte.

Doch läßt der Verfasser auch Adonis neben dieser weiblichen Gottheit stehen, sie trauert um ihn, und heißt dann Salambo d. h. helltönende Pfeiffe. Aber wie reimt sich dieß, daß zwey so total verschiedene männliche Gottheiten, wie Moloch und Adonis — Osiris eins sind? Wir sehen hier dieselbe Verkennung, die uns so häufig begegnet. Selten bekommt eine Gottheit auch auf dem einmal angenommenen Standpunkt einen festen, bestimmten Charakter. Dasselbe ist bey Bestimmung des Begriffs der Aschera der Fall. Sie wird viel zu allgemein gefaßt und nimmt die meisten weiblichen Gestalten an. Es wird auch keine stufenweise Entwicklung der weiblichen Gottheit überhaupt nachgewiesen, sondern ihr alle Eigenschaften und Bestimmungen zugleich zugeschrieben, welche die Griechen nachher auf ihrem Standpunkte so scharf geschieden haben. So ist sie nach dem Verfasser die Gäa, weil Alles aus dem Schooß der Erde entstand, sie ist Allmutter, wie die Dea Syria (elementorum omnium domina, seculorum initialis progenies bey Apulej.), aus ihr entwickeln sich die Götter, außer dem alten Bel, darum heiße sie Tauthe, Bau (d. i. die Macht des vorweltlichen Chaos), ferner Göttermutter, wie die syrische Göttin, auch Mylitta und Cybele. — Mylitta bedeutet nach dem Verf. nicht Gebährerin (wie Selden und Andere sagen) sondern als Verbale vom Hiphil: das Gebährenmachen (מוֹלֶדֶת von יָלַד) also das physische Zeugungsprincip, eben nicht bloß das weibliche, sondern dasselbe im Allgemeinen; daher sey sie auch als Mannweib gedacht worden; neben Adonis als Sonne sey sie vorwaltend die Erde, womit das feuchte Element sich unzertrennlich verbinde; daher Tirgate (nach Plutarch) die Anfänge des Lebens aus dem feuchten Element mittheile. In mannigfaltigen Gestalten erscheint sie als Herrscherin des

Wassers, bey Berythus war die meergeborene Göttin ans Land gestiegen und am Feste der Tirgate in Hierapolis holte Alles Wasser aus dem Meere; die syrische Göttin hat daher Fischgestalt, wie der Gott Dagon, und die Venus verwandelte sich auf der Flucht vor Typhon in einen Fisch.

Ref. glaubt, daß diese Annahme der Fischgestalt bey der Venus, dem Dagon ꝛc. nicht sowohl zunächst auf den Begriff des Wassers, wie der Verf. es thut, zurückzuführen sey, als auf den Begriff der Fruchtbarkeit und Vervielfältigung; dieß beweist schlagend der Name Dag (Fisch) selbst, dessen Wurzel bekanntlich: multiplicari bedeutet, auch der Name des Getreides im Hebräischen (Dagan) hat deßwegen von dieser Wurzel seinen Ursprung. Darum soll indeß der innere Zusammenhang zwischen diesen Begriffen (Wasser und Fruchtbarkeit) keineswegs geleugnet werden. Die Namen der syrischen Göttinnen Atergatis, Tirgata, und Derketo sind ganz Eins und bedeuten von einem Stamme herkommend, dasselbe (κτεις) ganz entsprechend der Bedeutung und dem Cult dieser Göttin.

Anstatt diese Göttin Aschera nach der Anschauung der späteren Zeiten, nach welcher allerdings Tiratha in Mabug, wie Lucian berichtet, die Symbole aller Göttinnen vereinigte, als den Inbegriff aller weiblichen Gottheiten hinzustellen, hätte der Verf. seiner Aufgabe gemäß, die zunächst nur die Göttergestalten eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit zu entwickeln hatte, seine Untersuchung mehr darauf beschränken sollen, nachzuweisen, welche Stelle in der Entwicklungsreihe der weiblichen Göttergestalten, die doch nicht alle zu jeder Zeit zusammenfallen können, Aschera bey den Phöniziern einnimmt und welches ihre Bedeutung und ihr Verhältniß zu den mit ihr auf gleichem Boden wurzelnden Göttern desselben Volkes gewesen.

Wenn sie aber der Verf. so als einen Allbegriff hinstellt, so hat aach ihre Bestimmung als tellurische Gottheit keinen Halt mehr, da sie ja gleichfalls im Planet Venus, wie der Verf. S. 599 selbst anführt, vorzüglich verehrt wurde, und darum auch als siderische Göttin zu betrachten ist. Die syrische Göttin ist dem Verf. aber auch die Mylitta — Urania, bey den Arabern die Alilat (die der Verfasser bey Jesaj. 14, 12 im Lucifer wieder findet, nur als männliche Gottheit); da ihm nun die Aschera mit der syrischen Göttin zusammenfällt, so ist sie auch Urania. Sehr tiefsinnig deutet sie Simplicius τόπον θεῶν nach dem syrischen Atar d. i. Ort. Der Verf. scheint aber diese sinnreiche Auffassung nicht erkannt zu haben, indem er darin nur die spätere Alles in sich aufnehmende und deßwegen nichts erklärende Auffassung bey Apulejus findet, bey dem sie angerufen wird als: summa omnium Deorum Dearumque facies uniformis, unicum numen multiformi specie.

In der Untersuchung über die Astarte will der Verf. diese gänzlich von der Aschera trennen und in ihr eine von letzterer ganz verschiedene Gottheit finden. Astarte sey Nationalgöttin der Zidonier, die Kriegsgöttin der Philister, habe in Jerusalem eine andere (?) Cultusstätte, als die Aschera, habe keine Gallen, keinen Mylittendienst, keinen unzüchtigen Adonis neben sich, keinen Phalluscult und keine Baumverehrung, sie erscheine als Virgo coelestis im Gegensatze von Molitta, in Rom werde sie Juno genannt. Ihr Name ist nach dem Verf. nicht semitisch, sondern persisch, wo er mit star, Stern, ἀστήρ eins sey. Das Gestirn, welches dabey zu Grunde liege, sey wahrscheinlich der Mond. So komme sie mit der keuschen Mondgöttin Artemis überein, die von sinnlicher Liebe nichts wissen wolle, so wie mit der assyrisch-persischen Tanais. Sie sey als das heilige, reine Feuer verehrt worden, als Melechet neben Moloch, beyde nur durchs Geschlecht verschieden. Dido oder Elissa in Carthago ist nach dem Verf. ganz dieselbe Göttin. Pygmalion als Liebhaber der paphischen Cölestis, tödtet ihren Gemahl, den frommen Bruder Sichäus (den Reinen) wie Adrastus den Agathon. Er heiße auch Acerbas oder Sicharbas d. i. derjenige, dessen Schwert rein ist. An der Stelle eines phönizischen Gottes, der die Cölestis zur Untreue gegen den Gemahl verführe, habe Virgil den Aeneas substituirt, der auf diese Weise dem Sandan entspreche. Elissa erinnere an Ἑλουσία, wie Artemis bey den Ephesiern hieß nach Hesych. und bedeute die Göttin der Stärke, dasselbe, was Amaza, die starke Mutter. Dido heißt: seine Geliebte (דידו), nämlich des Sonnengottes, welcher als der schöne Memnon oder Serach dem Sichäus entspreche; sie heiße wohl auch Siga, wie die phönizische Athene: Siga Tanais. Fälschlich sehe Gesenius in dieser Tanais (auch Thenet und Anaitis geheißen) die ägyptische Neith. Die Tanais ist nach dem Verf. ein numen patrium der Perser, der zu Ehren Cyrus die Sakäen veranstaltete.

Artaxerxes befahl, das Bildniß der Tanais, welche früher bildlos verehrt wurde, in den größten Städten aufzustellen, nach Clemens Alex. Prot. 47. Sie sey aber eben so gut assyrisch und von Assyrien nach Persien übergegangen; in Vorderasien habe man sie als Athenais, sonst Semiramis genannt, neben Sandakes verehrt. Bey den Persern sey sie die Mondgöttin, höher, als die Sonne, daher wüthe sie gegen Apollo und helfe den Persern in der Schlacht nach Herod. 7, 37. Als numen virginale hatte sie Opfer reiner Jungfrauen und ihre Priesterinnen waren unverehelicht. Orestes und Iphigenie führten diesen Cult in Kleinasien ein (Herod. 4, 103) und seyen selbst diese Götter Iphigenia die weibliche Feuergöttin, Orestes das Licht des Feuers (אור אשרא). Diese Göttin sey nun mit der assyrischen Periode auch nach Israel gekommen, wo erst mit dieser Zeit die Himmelsgöttin neben dem Himmelsheer verehrt wurde; mit dem früheren phönizischen Cult bey den Israeliten sey dieser spätere nicht zu verwechseln. Diese Artemis kam dann über Thracien und den Bosporus nach Griechenland, wo sie Zaretis hieß. Auch die Saken und Massageten verehrten sie und nannten nach ihr den Fluß Tanais. Die Namen Artemis und Persephassa, wovon Persephone bloß Uebersetzung ist, gehen nach dem Verf. auf die scythische Göttin zurück. *Παττα* heißt nach Herodot 4, 110 *κτείνειν*. Auch Artemis hieß *Ἀρτίμπασα* (Herod. 4, 59). Da nun Ar, Art, Phert in den medopersischen Sprachen Feuer bedeute, so glaubt der Verf. jene Namen (Artemis und Persephassa) durch feuertödtend, erklären zu müssen. In einem am palus Maeotis gefundenen Monument kommt ebenfalls der Name Astara vor. Zu Ekbatana hieß die Göttin *Ἄϊνη*, es findet sich in Peräa ein *θεὸς Ἄϊνης*, so wie ein *ἱερὸν Ἀναίας*; dieß bringt der Verf. in Verbindung mit dem Namen Anaitis (= Tanais) mit der Aphrodite Aineia bey den Trojanern und mit dem Aeneas. — Thenet, Anait, Neith und Athene gehören ebenfalls in diese weit verbreitete Namensbildung, so wie Nitokris d. i. Nith — Okro (Okro oft auf Münzen) eine mannweibliche Kriegsgöttin der Assyrer. (*Ἀκρία, ἡ Ἀθηνᾶ καὶ ἡ Ἀφροδίτη*, Hesych.)

Wir haben das Wichtigste und Interessanteste aus der reichen Fülle der vom Verf. gesammelten Berichte und Notizen über den Cult jener Göttin ausgehoben; man erhält dadurch allerdings mannigfaltigen Aufschluß über nicht wenige Punkte auf diesem Gebiet, wenn man auch mit den Herleitungen mancher Namen, so wie mit den Anwendungen und Schlüssen, die der Verf. aus den zusammengestellten Nachrichten zieht, nicht übereinstimmen kann. Bey der Wichtigkeit des Gegenstandes für jeden, der sich mit diesen Studien beschäftigt, glauben wir nicht zu weitläuftig gewesen zu seyn, zumal da wir nur das Bedeutendste hervorgehoben haben.

Was nun den Hauptpunkt dieser ganzen Untersuchung betrifft, den wir hier allein berühren können, so müssen wir bekennen, daß wir aus vielen Gründen der Unterscheidung zwischen Aschera und Astarte so, wie sie der Verf. geltend machen will, nicht beystimmen können. Der Verf. kommt mit seiner Trennung selbst sehr in's Gedränge. Er giebt selbst zu, daß Astarte auch Urania war, bezeichnet sie als die Göttin, die von Askalon nach Paphos kam, erkennt die Zeugnisse an, die sie für den Planeten Venus ausgeben, unterscheidet selbst zwey Astarten, die karthagisch-sidonische und die syrisch-phönizische, welche der Mylitta näher verwandt sey und muß dann zu der Behauptung seine Zuflucht nehmen, daß bey den Phöniziern und Syrern nur ihr Name geblieben sey, als sie daselbst mit Adonis und andern Göttern buhlte, während in Carthago ihre ursprüngliche Idee bewahrt worden sey. Er findet in ihr, der jungfräulichen Astarte, sogar die Melechet d. i. die Himmelskönigin, findet in Aeneas seinen Sandan, den Gemahl der Semiramis, ja in Vorderasien heißt ihm Semiramis geradezu Tanais, und in der Artimpasa bey Herodot muß er die himmlische Aphrodite anerkennen.

Damit fällt eigentlich die ganze Unterscheidung zwischen Aschera und Astarte zusammen. Der Verf. hat in die Entwicklung jener weiblichen Gottheit Asiens in allen ihren Gestalten schon die Begriffe der griechischen Göttinnen — Here, Aphrodite, Artemis, Persephone — hineingetragen mit allen ihren erst auf griechischem Boden erwachsenen Unterschieden, während die eigenthümliche Bedeutung und Natur, die jene Gottheit in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen in Asien annimmt, nicht recht klar geworden ist. Diese Gestaltungen der Gottheit in Asien sind noch etwas ganz anderes und leben in einem ganz andern Elemente, als jene von einem ganz neuen Princip heraufgetriebenen Gestalten der hellenischen Göttinnen. Um jene künstliche, in dieser

Weise unbegründete Trennung der Aschera von der Astarte aufrecht zu halten, muß sich der Verf. dann selbst zu der Bestimmung bequemen, daß zweyerley Göttinnen desselben Namens unterschieden werden müßten, indem bey der einen Göttin die ältere Idee als Mondgöttin vorwaltend bliebe, die andere aber den Charakter der Venus neben dem der Mondgöttin behaupte und dazu noch der Aschera (Tirgata, Baaltis) auch nach ihrer tellurischen Bedeutung ziemlich gleich stehe. Es habe sich die assyrisch-persische Tanais die Vorstellungen der Mylitta angeeignet, wie der Verf. die oben angeführte Stelle des Herodot von der Urania deutet; allein in dieser Stelle steht keine Sylbe von einer persischen Tanais, sondern im Gegentheil, daß die Perser vorher noch gar keine weibliche Gottheit hatten. Ja der Verf. giebt der Tanais geradezu den Mylittendienst bey den Sakäenfesten, die doch nach ihm selbst uralt sind. Wir können durchaus keine historischen Beweise in allen Relationen, die der Verfasser aus den frühern glaubwürdigen Quellen anführt, finden, daß in Assyrien, Babylonien und Persien zwey ganz verschiedene weibliche Gottheiten neben einander verehrt worden wären, von denen die Astarte oder Tanais als die ältere oft die Natur der jüngeren, Mylitta, angenommen hätte. Wie sich überhaupt aber der Begriff einer jungfräulichen Artemis, Athene und Persephone aus den Urelementen der Mythologie, deren Natur man freylich zuerst kennen muß, nach mannichfachen, den nämlichen Gottheiten entsprechenden Entwicklungen des weiblichen Princips später herausbilden konnten, das hätte der Verf. vor allen erforschen müssen, wenn er über die Natur dieser Göttinnen im Einzelnen einen wirklichen Aufschluß geben wollte. Der Verf. verfolgt auch hier jene oben bezeichnete unhistorische Richtung, nach welcher er die Gestalten der verschiedensten Zeiten in ein Subject, dem jene späteren Entwicklungen noch ganz fremd sind, hineinlegt.

Die Urania zu Askalon betrachtet nun der Verf. als die erste Modifikation der Astarte als Mylitta, deren Cult nach Paphos und Cythera kam. Zugleich sucht er zu beweisen, daß diese Urania Semiramis war, welche als Mannweib ganz der Kriegsgöttin der Philister entspreche, die als solche nicht Venus, sondern der Mond sey. Jenes merkwürdige Bild in Hierapolis, welches zwischen Zeus und der assyrischen Here stand, die Formen aller übrigen Gottheiten in sich vereinigte und bloß σημειον genannt wurde, war nach dem Verf., als androgyn, Semiramis. Der Verf. glaubt, daß der abgekürzte Name der Semiramis, welche nach ihm שמי רמות d. i. erhabener Name bedeutet, die Veranlassung zu obiger Bezeichnung (σημειον) gegeben habe, nämlich aus שם sey σημειον gemacht worden. Die merkwürdige, aufschlußreiche Angabe der Alten: jenes Bild verhülle den Dionysos, den der Verf. in diesem Falle für Moloch hält, hätte er einer größern Beachtung würdigen sollen. Da Urania oder Semiramis durch Unzucht verehrt wurde, so ist schwer einzusehen, wie der Verf. ihren Namen in Askalon: Zarepha, erklären konnte durch: die Reinigende oder Gereinigte (nämlich in Feuer, von צרה). Das sind Ideen, die durchaus nicht hieher gehören. Die späte Sage von der Asteria, als schwimmender Insel, die, eine Schwester der Leto, von Zeus Belus den tyrischen Herkules gebahr, ist zu sehr der griechischen Mythe nachgebildet und mit phantastischer Ueberladung aufgeputzt, als daß man sie für alt phönizisch halten könnte. Es ist nur eine Wiederholung der Sage von Leto und Delos. Leto wird richtig aus לדת d. i. Gebärerin gedeutet. In der cyprischen Astarte, die dem Adonis zur Seite stehe, läßt der Verf. die Astarte endlich ganz mit der Mylitta zusammenfallen. Alle Attribute der Astarte seyen in einer Stelle des Plaut. (Merc. 4. 5, die übrigens unächt ist) zusammengefaßt, wo sie unter anderen vis, vita, salus und pernicies, mors, interitus heißt. — Ariadne gehe auf diese Venus Urania zurück und bedeute Liebeslust, Feuer der Lust, (ערנה Genes. 18, 12).

Der Verf. beschäftigt sich darauf noch mit der Athene als Siga (d. i. die Reine) und Onka, wie diese Göttin nach Pausanias und Stephan. Byz. bey den Phöniziern hieß. Ein Thor in Theben hieß das Onkäische. Die sieben Thore Thebens waren nach dem Verf. sieben planetarischen Göttern geweiht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch = philosophische Classe.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. las Hr. Dr. Schmeller folgende Erinnerung an Joseph v. Scherer's weiland Directors der K. Bibliothek u. ord. Mitglieds der K. Akademie der Wissenschaften literärische Bestrebungen.

Ueber Werth und Bedeutung von Monumenten, die man der Erinnerung an Vorangegangene weiht, ist unsere Zeit vielleicht mehr als jede frühere einverstanden. Die besten Monumente sind ohne Zweifel diejenigen, die sich jemand selber zu setzen so glücklich gewesen, nämlich Werke dauernderer Art. Neben solchen können andere von Stein und Erz überflüßig erscheinen. Aber, wenn vollendeten Werken durch ihren Einfluß und Erfolg ihre nachhaltige Ehre gesichert ist, soll darum jenen Bestrebungen, die, vielleicht nicht minder groß, vor Erreichung ihres Zieles äußern Umständen erlegen sind, jede Anerkennung versagt seyn?

Es scheint dem menschlichen Billigkeitssinne, der so gerne ausgleichend dazwischen tritt, wo das Unvermeidliche seine herben Lücken schlägt, ganz angemessen, auch hier, so weit es möglich, seines Amtes zu walten.

Unser Verein hat, wie andere ähnliche, bisher auf die schöne Sitte gehalten, die da will, daß in seinem Kreise den Mitgliedern, welche der Tod daraus genommen, ein Wort der Erinnerung geweiht und in seinen Acten niedergelegt werde. Seine Statuten enthalten keine über das Wie solcher Erinnerungen für alle Fälle maßgebende Bestimmung,*) und die meisten der bisher durch größere förmliche Gedächtnißrede Gefeyerten verdanken diese Ehre entweder einer ganz ausgezeichneten Stellung, die sie im Leben eingenommen, oder dem freyen Entschluß eines Redners, der sich, sey es durch die Aehnlichkeit seiner wissenschaftlichen Bestrebungen mit denen des Dahingegangenen oder aus besondern Gründen der Pietät dazu aufgefordert fühlte. So hat es kommen können, daß unter den Mitgliedern der Akademie, die in den 83 Jahren ihres bisherigen Bestandes mit Tod abgegangen, mehr als einer unbesprochen geblieben ist. **)

*) Die Stiftungsurkunde vom 28. März 1759 besagt, Art. XXVI.: „Dem Secretär liegt ob, verstorbenen Mitgliedern Denkmale zu verfassen, selbe in der Versammlung abzulesen und mit den akademischen Abhandlungen zum Drucke zu befördern," — die Constitutionsurkunde v. 1807. Art. 22: (zu der Festsitzung am Maximilianstage) „werden auch einige biographische Notizen über diejenigen Mitglieder der Akademie gegeben, welche der Tod ihr geraubt hat," — die Geschäftsordnung von 1823, §. 20.: „In der Versammlung am Stiftungstage (28. März) ist durch den beständigen Secretär auch der inzwischen verstorbenen Mitglieder Erwähnung zu machen," die K. Verordnung vom 21. März 1827. Art. 17: „In den beyden festlichen Versammlungen (28. März und 25. August) sollen (unter Anderm, Gedächtnißreden über ausgezeichnete verstorbene Mitglieder vorgetragen werden," — endlich die Geschäftsordnung vom 4. August 1829 Art. 2. „In einer der öffentlichen Sitzungen hat der respective Klassensecretär im Fall einer durch Tod eingetretenen Erledigung eine kurze Gedächtnißrede auf den Verstorbenen vorzulesen."

**) Dieß ergibt sich wohl aus einem beyläufigen,

Daß unter die Vergessenen auch Joseph v. Scherer gefallen, scheint sich aus dem Gang und Verlauf des traurigen Geschickes, das ihn betroffen, hinlänglich zu erklären. Als ihn dieses entfernte aus unserm Kreise, war nicht alle Hoffnung genommen ihn später wiederkehren zu sehen. Aber er kehrte nicht wieder. Seine Reste ruhen in fer-

---

auch nur auf solche Mitglieder beschränkten Ueberblick, die der Akademie als residirende und persönlich-thätige gleichviel ob ordentliche, außerordentliche oder bloß adjungirte Arbeiter in irgend einem Abschnitt dieses Zeitraumes angehört haben. Die beygesetzte Zahl zeigt das Sterbejahr an, das * bedeutet, daß, so viel wenigstens ich in Erfahrung bringen konnte, dem Genannten die Ehre einer akademischen Erinnerung zu theil geworden. Bey einigen ist, dieß, ja sogar das Todesjahr zu wissen, jetzt schon schwer. Und doch sollten für eine dereinstige Literargeschichte des Landes die Schriften und Acten seiner ersten und obersten literären Anstalt, obgleich freylich im Register wie ihrer Ehren- und auswärtigen so denn auch ihrer frequentirenden Mitglieder mancher bedeutende Name fehlen kann, wohl eine der Hauptquellen seyn.

v. Aretin Chr. Frh. 1825. Ast 1841. Baader Clem. 1838. Baader Fr. 1841. Baader Fr. M. 1797. Baader Jos. * 1835. Babo 1822. v. Barth C. A. 1797. v. Bergmann 1783. Brander 1783. Braun H. * 1792. Breyer * 1818. Bucher A. 1817. Docen * 1828. v. Delling 1838. Döllinger * 1841. v. Dresch 1836. Dubuat 1787. v. Eckartshausen 1803. Edelweck 1773. Ellinger * 1816. Epp * 1789. v. Ernsdorfer 1836. v. Feßmaier 1828. Finauer * 1788. v. Flurl * 1823. Frank 1840. v. Fraunhofer 1826. Fronhofer 1800. Gehlen * 1815. Grossi 1829. Grünberger * 1820. Günthner 1820. Güthe * 1812. v. Häberl 1833. v. Häffelin Card. 1827. v. Haimhausen Graf * 1793. Hamberger 1813. Hardt * 1811. Heintz 1835. Hübner 1804? Hupfauer * 1808. v. Jacobi * 1819. Imhof 1817. Kennedy * 1804. v. Krenner J. N. G. * 1812. v. Krenner J. N. 1819. v. Lang H. 1835. Limbrunn * 1787. v. Lipowsky Aug M. * 1791. v. Loë * 1838. v. Lori G. * 1786. v. Mann 1837. Mannert 1834. v. Martini * 1815. v. Moll Frhr. 1838. Moriz 1834. Frhr. v. Oefele, A. F. * 1780. Oppel 1820. Osterwald * 1778. v. Pallhausen 1817. Petzl * 1817. v. Pfeffel * 1806. Platen Graf * 1835. v. Reichenbach 1826. v. Rheinwald 1811. v. Riedl Adr. 1809. Ritter 1810. Roccatani 1790. v. Rudhart * 1838. Schiegg 1810. v. Schlichtegroll * 1822. Schmid Ign. Dom. 1775. Schmitz * 1825. v. Schrank * 1835, Schubauer * 1812. Seyffer 1817 (?). Soldner 1833. von Sömmering * 1830. von Spix 1826. Stahl 1833. Stark B. 1839. Steigenberger * 1817. Sterzinger * 1786. Stigler * 1761. von Streber Ign. 1841. v. Sutner * 1837. v. Vacchiery * 1808. Wagler 1833. v. Weiller 1826. v. Westenrieder * 1828. Wolf. P. Ph. 1808. v. Wolter * 1787. v. Yelin 1826. Zaupser * 1795. Es treffen, um chronologisch von heute an nur einige Jahre rückwärts zu blicken, auf 1841: Ast, Fr. Baader, Döllinger, v. Streber; auf 1840: Frank; auf 1839 B. Stark; auf 1838: Clem. Baader, v. Delling, v. Loë, Frhr. v. Moll, v. Rudhart; auf 1837: v. Mann, v. Sutner; auf 1836: v. Dresch, v. Ernsdorfer; auf 1835: Heintz, v. Lang, Gr. v. Platen, v. Schrank, Jos. v. Baader; auf 1834: Mannert. Moritz; auf 1833 v. Häberl, Stahl, Wagler; auf 1830: v. Sömmering; 1829: v. Grossi; auf 1828: Docen, v. Feßmaier, v. Westenrieder; 1827: Frh. v. Häffelin; 1826: v. Fraunhofer, v. Reichenbach, v. Spix, v. Weiller, v. Yelin; 1825: Frhr. Chr. v. Aretin, Schmitz.

Wenn einige der angemerkten Ehrengedächtnisse nicht wirklich im Kreise der Akademie vorgetragen, sondern in anderweitigen Schriften niedergelegt sind, so rühren sie doch fast alle von akademischen Mitgliedern her. Ohne Zweifel würde man sehr Unrecht haben, wenn man das Schweigen über irgend einen der Dahingeschiedenen aus einer Absicht oder aus andern als solchen Rücksichten deuten wollte, die eines wissenschaftlichen Vereines würdig sind. Und nur eben so zufälligen Umständen ist es zuzurechnen, wenn noch nicht in Erfüllung gegangen ist, was in den akademischen Denkschriften, Band für 1818—1820 S. LXIII. durch eine Note der Redaction versprochen worden: „Wir gedenken die biographischen Denkmäler auf ehmalige Mitglieder d. A. zusammen zu fassen und als ein Erinnerungsbuch an vaterländisches Verdienst herauszugeben.“

nem Erdreich. Hatte nach dem ersten Schlage schon der noch Lebende gewissermaßen für einen Todten gegolten, so ist endlich die Nachricht, daß er es wirklich sey, unbeachtet und eindrucklos verklungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Phönizier, von Dr. F. C. Moyers ꝛc.

(Schluß.)

Den Namen Onka erklärt der Verfasser mit עֻכָּה d. i. die von der Sonne Erleuchtete, Erwärmte, als Part. Pual. die wärmend Gemachte (doch ist die Form nach dem Hebräischen nicht ganz genau). Onka würde auf diese Weise als Lichtäther, dann als das von der Sonne ausgehende Mondlicht bezeichnet; ihr Vater ist bey Nonnus: Herkules Astrochiton, welcher als „Zeugerin der weisen Tochter der mutterlosen Mene dreymal gewickeltes Bild gebiert.“ Julian nennt sie passend *Ἀπόλλωνος τελείαν νόησιν*. Den Namen der Athene Saosis bey Plutarch (entsprechend der Sais in Aegypten) leitet der Verf. von שׁוּשׁ rein, weiß (daher Susa, die Lilie) ab. Die phönizische Saosis ist also nach dem Verf. eine Lichtgottheit, wie die Sais und Neith, als die reine, ungetrübte Luft; Here ist die untere Hemisphäre, Athene die obere (Horap. 1, 12). Bedeutungsvoll ist, daß sie, obgleich gewöhnlich als Jungfrau gedacht, doch dem Hephästos als Göttin zugesellt und zugleich Schwester der Persephone genannt wird (letzteres bey Sanchon.). Zugleich wird sie als Mondgöttin dargestellt (bey Aristoteles) und so ist nach dem Verf. Onka und Neith eine Modification von Tanais und Astarte. Da sie auch Mene genannnt wird (Onka Mene bey Nonnus) so leitet davon der Verf. die Etruscische Men — Fra, Minerva ab, und findet dieses Men in Arta — Menes, Kom — ana, Ar — Menia (im A. T. Mini, und Meni der Mond als Schicksalsgöttin bey Jesaj. 65, 11) womit der Schwur der pontischen Könige bey dem: *Μὴν Φαρνάκου* und bey der *τύχη βασιλέως* zu vergleichen sey.

In dem Abschnitte über die Kabiren erhalten wir über ihre Bedeutung keine weiteren Aufschlüsse. Wenn ihnen der Belsthurm, wie der Verf. aus seinen acht Abstufungen schließen will, heilig war, so war dieß jedenfalls erst spätere Anschauung. Berythus und Memphis waren die hauptsächlichsten Kabirenstädte. Der Verf. hätte über diesen ganzen Gegenstand sich mehr Aufschluß in Schellings Gottheiten von Samothrace holen sollen, es würde ihm dann auch kein Räthsel mehr gewesen seyn, wie Sadyk (den schon Sanchon. mit *δίκαιος* erklärt) zu der Idee des Phtha (des Hephaistus als Vater der Kabiren bey Herod. 3, 37) passe, was er jetzt wenig absehen zu können versichert.

Nebo, wie der Planet Merkur bey den Babyloniern hieß und wohl auch bey den Moabitern (Jesaj. 15, 2), leitet der Verf. von נבא prophezeyen ab, in Edessa hieß er Moninos, was dasselbe bedeute, von מענן d. i. *μάντις*, der Wurzel nach eins mit Anuos oder Dannes von ענן. — Der Verf. spricht dann noch von den Wundern der sich selbst bewegenden und springenden Gottheiten und sammelt dafür sehr merkwürdige Beyspiele.

Sadid bey Sanchon., welchem sein Vater Saturn den Kopf abschneidet, so daß alle Götter sich entsetzen, ist Mars und bedeutet der Gewaltsame, שָׁרִיר wie sonst Mars auch Aziz der Starke heißt.

Den Chrysor oder Vulkan, der sich bey Sanchon. mit Bearbeitung des Eisen, Zaubersprüchen und Magie abgiebt, erklärt der Verf. wie schon ältere Forscher durch חֹ רֵ שׁ אֹר fabricator rerum sive verborum, quae ad magiam spectant. Den *Χουσωρός* in der oben angeführten Kosmogonie aus Eudemus bey Damascius hatte der Verf. mit חוּשֵׁר die Ordnung, *τάξις*, erklärt. Auch über diese Punkte hätte der Verf. in den Gottheiten von Samothraee (S. 68 ꝛc.) sich noch genaueren Aufschluß holen können.

Atlas war nach Sanchon. der Bruder des El, den er auf Rath des Taaut in die Tiefe der Erde versenkte und begrub. Er kommt nach dem Verf. von עָטַל dunkel seyn, der Dunkle als Gott

der Nacht, der Nacht des Chaos, die von El in den Erebus gebannt wird.

Muth, der Tod, מות, dessen Name wohl derselbe sey mit dem Pluto der Etrusker. Manthus, verwandt mit Rhadamanthys, heißt bey Sanchon. der Hades.

Zeus Demarus oder Thamyras ist nach Sanchon. eine der ersten Gottheiten, ein Sohn des Uranos, Vater des Melkarth, wird in einem Kampf mit Pontus von diesem in die Flucht geschlagen. Nach dem Verf. ist es ein Name des Dionysus. Auch Nonnus erzählt den Sieg des Meergottes Poseidon über Dionysus. Den Namen findet der Verf. in dem Städtenamen בַּעַל תָּמָר im A. T. bedeutet eine Säule, und Baal Thamur wird darnach von dem Verf. für den Phallus des Dionysus gehalten, wofür man auch den Baal Peor zu nehmen pflege.

Der Gott Mar oder Marna war in der Octas der Götter, die in Gaza verehrt wurden, der erste. Der Verf. findet in ihm den Kadmiel im Verhältniß zum El und glaubt, daß er so dem οὐρανός oder κόσμος entspreche. Er bedeute unser Herr und nicht dominus hominum (מר נשׁא), wie Bochart und Andere wollten, weil es dann Marnas heißen müßte.

Aus dem Abschnitt über die Berggötter heben wir nur hervor, daß es auch an der Küste des Mittelmeeres ein Peiel gab, nämlich ein Vorgebirg, das Διοῦ πρόσωπον (Strabo 16, p. 363) hieß, daß der Verf. den Zeus Casius, dessen ursprüngliche Gestalt ein unförmlicher Stein war, für den Esmun (Himmelsgott nach dem Verf.), den Elagabal (d. i. אֵל הַר־בַּל der Berg) für einen Berggott hält und behauptet, der reine Jehovahdienst habe sich oft mit der Bergverehrung der alten Kanaaniten verbunden.

Höchst gründlich und vollständig ist der letzte Abschnitt des Werkes über den Tempeldienst und das Priester- und Hierodulenwesen. Hier wird besonders das ganze Wesen der Kadeschen (welche im A. T. Fremde sind und oft vertrieben wurden), der Cinäden der Dea Syra: der weiblichen Kadeschen (die an den Wegen sassen; ihren Lohn in den Tempel zu bringen, wird Deuteron. 23, 19 verboten), der Gallen oder Cybeben aufs genaueste geschildert. Letztere verschnitten sich freywillig in einem Anfall von Raserey, hervorgebracht durch den Zauber der Sangweise mit Musik der Flöte und des Tympanon, worauf sie in Wahnsinn durch die Stadt rannten, einen weiblichen Anzug erhielten, dann unter Weibern lebten und an dem Tempel Unzucht trieben, was man die berühmte Ἰήλεια νοῦσος nannte, welche die Skythen von der Göttin zu Askalon herleiteten Herod. I, 105. IV, 67. Dasselbe Wort bedeutet hier den Gott und den Geweihten. Κόμβαβος ist einerley mit Κύβηβις, wie die Gallen und auch die Kybele hieß. Kombab war der von der Rhea geliebte Zeus, der entmannte Saturn (nach Lucian). Das Wort bedeutet rotatus, der im Kreise von der Gottheit Gedrehte von כָּבַב part. Pual. von כָּבַב drehen, gleichbedeutend mit גָּלַל versatilis, wovon Gallus kommt, und nicht vom Fluß Gallus, dessen Wasser rasend mache oder gar von den Galliern. Acdestis (dasselbe, was Kadesch) ist bey Pausanias (7, 17, 15) als Mannweib, Saturn und Rhea zugleich.

Zum Schlusse werden von dem Verf. noch verschiedene Reste des alten Astarten- und Mylittendienstes als noch heut zu Tage an einigen Orten Syriens und bey den Gebirgsvölkern des Libanon bestehend nachgewiesen.

Carl Dorfmüller.

Berichtigungen.

Im ersten Artikel dieser Anzeige, Jahrg. 1841. Nr. 202 u. f. sind folgende Druckfehler zu verbessern: S. 591 Z. 4 statt Pferdefellen ist zu lesen: Parderfellen. ib. Z. 21 st. Phonikis: Phoinikis. S. 593 Z. 1. v. u. st. Arakus: Acakus. S. 595 Z. 12. st. Hamms: Hams. S. 597. Z. 18 st. in: im. S. 603 Z. 11. v. u. st. präcisirt: grăcisirt. S. 602 Z. 1. nach Vorderasien ist einzuschalten: nachzuweisen. S. 610 Z. 7. v. u. st. Ethom: Ethan. S. 612 Z. 22. st. die Sonne: der Sonne. S. 618. Z. 11 st. Abgott: Allgott. S. 620 Z. 4. statt מוך נמן : מה נמ Seite 621 Z. 6 v. u. st. Aglaophanios: Aglaophamos. S. 622 Z. 19 st. Sychäus: Sichäus. S. 624 Z. 8. v. u. st. Zerwone Akerrene: Zervane Akerene. ib. Z. 6 v. u. st. הפרון: חפרון S. 626 Z. 9 v. u. st. geboren: gebornen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. las Hr. Dr. Schmeller folgende Erinnerung an Joseph v. Scherer's literäre Bestrebungen.

(Fortsetzung.)

So ist geschehen, daß der Mann, der noch i. J. 1826 sich bis in die höchsten Regionen hinauf vielseitiger Anerkennung erfreute und größere zu verdienen bestrebt war, im Jahr 1829 dahin schied, ohne daß, soviel wenigstens mir bekannt, von Seite des Institutes, dessen nicht unthätiges mehrjähriges Mitglied er gewesen, irgend ein öffentliches Wort seinem Andenken wäre gewidmet worden.

Es kann einem der Ueberlebenden, der sich aus mehrfachem Beweggrunde, Aehnlichkeit wissenschaftlicher sowohl als amtlicher Arbeiten, und noch mehr aus Gefühlen persönlicher Dankbarkeit dazu aufgefordert finden darf, wohl nicht als übergreifende Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn er, wenigstens in diesem engern Kreise der Klasse, welcher der Selige zunächst angehört hat, mit ein paar Worten auf denselben zurückkommt. Er glaubt solcher Besorgniß um so mehr überhoben seyn zu können, als er nicht so fast auf des Genannten persönliche Lebensverhältnisse *), als auf dessen wissenschaftliche zumeist gerade in die Aufgaben dieser Klasse einschlagenden Leistungen einzugehen gemeynt ist.

*) Was diese betrifft, so füge ich das Wesentlichste hier aus einem Aufsatze vom J. 1835 bey, welcher in

Es sind diese Leistungen von dem Umfang und der Art, daß sie die Meynung Vieler, die in Scherer nur den Lebemann gekannt hatten, zur Ehre des nun ebenfalls verewigten Freyherrn C. E. von Moll, als Manuscript gedruckten „Mittheilungen“ (4 Bd. S. 1166) enthalten ist:

Joseph Scherer ward geboren im J. 1776 zu Manheim von wohlhabenden bürgerlichen Eltern katholischer Religion. Er studierte in Heidelberg, wo er als Jurist absolvirte; machte nachher einige Reisen durch Böhmen, Oesterreich, Ungarn, und nach Constantinopel, wo er sich 15 Monate aufhielt, um aus Büchern und Umgang die orientalischen Sprachen zu erlernen. Von dort aus unternahm er eine dreyjährige Reise durch Klein-Asien und die nördlichen Provinzen von Persien, und kehrte über Aleppo und Jerusalem nach Europa zurück. Hierauf begab er sich, da die Zeitverhältnisse ihm sein Vaterland gewissermaßen geraubt hatten, nach Bayern, wo er sich von Churfürst Maximilian Joseph eine Anstellung versprechen durfte. Da ihm jedoch eine solche nicht sobald zu Theil wurde, suchte er 1802 durch Ankauf einer Buchhandlung in München seine Existenz zu sichern; hatte aber nicht die nöthigen Fonds dazu, noch auch kaufmännischen Sinn überhaupt. Diese Zeit hindurch hatte er mit vielen Sorgen des gemeinen Lebens zu kämpfen, was aber seinen freyen Sinn und seine gewöhnliche joviale Heiterkeit nicht niederschlug. Endlich erhielt er 1806 auf Verwendung des Barons Christoph von Aretin die Stelle eines Unterbibliothekars an der K. Hofbibliothek in München, von welcher er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und endlich zum Direktor jener Bibliothek vorrückte, welche ihm unter Mitwirkung Schrettingers ihre neue Ordnung und Einrichtung verdankt. König Ludwig überschickte ihm am Neujahrstag 1826 das Kreuz des Verdienstordens der bayeri-

seines Andenkens wesentlich umstimmen müssen. Neben dem Welt- und Lebemann wohnte in ihm ein anderer, dessen er sich fast eher schämte als rühmte. Ich dagegen, wenn ich sage, daß zumeist dieser es gewesen, der mich anzog und festhielt an Scherer, kann kaum den Anschein vermeiden, als wäre ich der Meynuug mich damit zu rühmen. Aber ich muß es sagen, um begreifen zu lassen, wie er auf den Gedanken kommen konnte, für den Fall, daß er vor mir stürbe, seine Schriften und Studien in meine Hände gelegt wissen zu wollen. Seit Jahresfrist sind sie es denn wirklich.

Ich glaube hinlänglich klar zu seyn über die Verpflichtungen, die mir durch dieses Legat, das ich so wenig zurückweisen konnte, als ich es meinerseits irgendwie veranlaßt hatte, stillschweigend mit auferlegt sind. Des Seligen Wunsch muß gewesen seyn einmal, daß das, was er gesammelt und vorbereitet, Andern und der Wissenschaft möglichst zu gute gebracht würde, und dann, daß die Welt auch erführe, welches Ernstes ihm diese Wissenschaft werth gewesen. Denn mögen wir noch so einig seyn mit uns selbst über die Eitelkeit menschlichen Lobens oder Tadelns, dennoch können wir nicht umhin, und es hängt (gewiß zum Heile der Menschheit) zusammen mit unsrer innersten Natur, auch übers Grab hinaus, jenes zu suchen, dieses zu scheuen. Hat er doch selber öfter zu beherzigen gegeben jenes nach der einen wie nach der andern der obigen Beziehungen zu deutende:

Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter. Pers. I. 27.

Was das Nutzbarmachen betrifft, so werde ich allerdings, wenn mir zu leben vergönnt ist, diejenigen Materialien, die in den beschränkten Kreis meiner nähern Studien fallen, nicht verloren seyn lassen; hinsichtlich vieler andern aber werde ich kaum mehr thun können, als daß ich sie meinerseits hin-

schen Krone. Im April und noch entschiedener im Herbste desselben Jahres erlitt Scherer Anfälle einer Seelenkrankheit, von welchen er, bis zu seiner Auflösung in der Irren-Anstalt zu Gumpendorf bey Wien den 11. May 1829, nicht wieder genas.

wieder an einem Ort wiederlege, wo sie jedem, der sie zu benutzen Lust und Beruf haben mag, zugänglich seyn werden. Was indessen jedenfalls diesem vorangehen muß, und was ich nach der Durchsicht und Sonderung der nicht kleinen Masse von Papieren jetzt schon zu geben im Stande bin, ist eine kurze Auseinandersetzung des mannigfaltigen Inhalts derselben, eine Darstellung, die, wie ich hoffe, dem Seligen zur Ehre gereichen und das Bedauern erneuern wird, daß ihm mitten in seiner Thätigkeit solch ein Schicksal Stillstand geboten und so viele Früchte derselben vor ihrer Reife gebrochen hat.

Eine vorläufige Sichtung und Anordnung der Schererischen Papiere nach Maßgabe ihres Inhalts*) hat 121 Nummern ergeben, von denen einige förmlich in Bücher und Hefte gebunden sind, die meisten aber aus Portefeuilles, Fascikeln und Convoluten von einzelnen losen Blättern ungleichen besonders Octav- und Sedez-Formates bestehen.

*) Sehr willkommen war in Nr. 13., einer Art Notatenbüchleins aus Scherer's letzten Jahren, auf S. 45 unter der Ueberschrift Proposita folgende Aufzählung dessen, was er sich auszuführen vorgenommen haben mochte.

„Editio codicis Cottoniani. Nonnulla ad rem grammaticam. Guide de Munich. Memorabilia Bibliothecae Monacensis. Editio Willerami. Das Kästchen. Hutten totus illustratus. Poemata mea. Geschichte der Kupferstecherkunst mit Belegen. Geschichte der burlesken erotischen Litteratur mit Benutzung von Krenners Vorarbeiten. Sanskrit-Grammatik mit Chrestomathie und Lexicon. Sammlung von Porträts mit Facsimiles und kleinen Biographien. Le livre des costumes de tous les tems et de tous les lieux. Literatur der Flugschriften des XV. und XVI. Jahrhunderts. Ahasverus. Don Roderich. Revision der Sprachwissenschaft. Armenwesen. Der Zweykampf. Begründung eines allgemeinen Alphabetes für Gelehrte. Radices omnium linguarum comparatae. Briefe eines U. aus Asien, Griechenland, Italien, der Schweiz und Deutschland.“ Diese flüchtige Aufzählung begreift wohl nur das, worauf er sich augenblicklich eben besonnen haben mag. In den Papieren selbst findet sich theils mehr, theils weniger als was sie angibt. Jedenfalls zeigt sie, nach wie vielen Seiten der Mann seine Blicke gerichtet.

I. Voran stelle ich Scherer's Bemühungen und Vorarbeiten zur Herausgabe und Erläuterung alter Denkmäler der Literatur und Kunst.

A. Altsächsische alliterierte Evangelien-Harmonie (Héliand). Was Scherer für die endliche Herausgabe dieses Monumentes gethan hatte, ist bereits im Vorworte zu jener von 1830, die er nicht mehr erlebte, S. IX dankbar erwähnt. Wäre schon damals sein literarischer Nachlaß zugänglich gewesen, so hätte sich der spätere Herausgeber in der weitläufigen Mühe der Anfertigung eines Glossariums nicht wenig erleichtert gesehen durch ein alphabetisches Repertorium aller in jener Dichtung vorkommenden Ausdrücke, das sich außer einer wiederholten saubern Abschrift des ganzen Denkmals unter Scherer's Arbeiten gefunden hat und auch fürderhin von Nutzen seyn kann. So viel ist gewiß, daß, wenn nicht die von Meiningen aus durch Reinwald begonnenen Schritte, die darauf hinzielten, zu dem bambergischen auch den in London aufbewahrten Cottonischen Text zu gewinnen, durch Scherer eifrigst wären fortgesetzt worden, die Editio princeps dieses in seiner Art unschätzbaren Ueberbleibsels von London oder Kopenhagen, nicht von München, ausgegangen wäre; womit übrigens nichts weniger als etwa gesagt seyn will, daß sie nicht in jedem dieser beyden Fälle besser und vollkommener ausgestattet hätte erscheinen können.

B. Das hohe Lied, im XI. Jahrhundert deutsch ausgelegt von Willeram Abte zu Ebersberg. Da sich auf der Münchner Bibliothek außer zwey andern eine vom Verfasser selbst herrührende Handschrift dieses für die Geschichte der vaterländischen Sprache wichtigen Denkmales befindet, so war es nahe gelegt, diesen Umstand zu einer Ausgabe zu benutzen, die mehr als die Schilterische den neuern Anforderungen entspräche. Daß Sch. ernstlich mit diesem Vorhaben beschäftigt gewesen, zeigt eine von seiner Hand geschriebene genaue Copie des Ganzen. Auf die Kunde, daß ein anderer in diesem Fache bewährter Literator von Breslau aus mit einem ähnlichen Vorhaben umgehe, trat er, diesem bereitwillige Hülfsleistung bietend, zurück.

C. Ulrichs von Hutten sämmtliche Werke oder Huttenus totus illustratus. Ehe noch der nun ebenfalls heimgegangene E. J. H. Münch (im Jahre 1819) seinen Aufruf an Bibliotheken und Literaturfreunde in Absicht auf eine neue Ausgabe der Schriften des edeln fränkischen Ritters erlassen, hatte sich bereits Scherer mit demselben Gedanken getragen. In der That dürften die Werke Huttens in wenigen Bibliotheken in solcher an Vollständigkeit gränzender Reihe aufgestellt seyn, als in der zu München. Dazu hatte es Scherer auch nicht an Correspondenz mit Auswärts fehlen lassen. So war es ihm z. B. gelungen, sich den bey Jacob Burckhard (Comment. de Ulrico de Hutten 1717 tom. II. p. 30)nach einer Abschrift des Gothaischen Historiographen Christian Schlegel sehr fehler- und lückenhaft abgedruckten und bey Wagenseil (Opera Ulr. de Hutten 1783 I. p. 222.) und endlich bey Münch selbst (Ulrichi ab Hutten opera omnia, Berlin 1821 — 1825. Bd. 3. S. 223) ebenso *)

*) Im Münchischen Abdruck S. 223 ist zu lesen Zeile 3 patria statt patriae; Zeile 5 ist aliquid zu streichen, Z. 13 zu lesen secius idipsum statt socius ob ipsum, Z. 14 quam meopte instinctu statt quod opto me instructum, Z. 16, 22 autorem statt auctorem, Z. 20 conscriptum statt inscriptum, Z. 21 edam enim statt crede mihi, Z. 24 belligeratur animosissime statt belligerat is animosissimus, Z. 25 Henrichi statt Henrici, Seite 224 Z. 2 Hoc tam nobile inventum prodes statt hoc tam inventum prodest. Z. 3 ingeras statt ingeas, Z. 5 nec minus statt non minus. Hierauf ist einzuschalten: interim necessariam primus in lucem hac tempestate profero. Haec volui non tam ut ne ignorares. Z. 6 torpentem statt terpentem; Z. 8 novum st. novi. Steckelberg st. Steckelbergk, Z. 9 Aperbachium statt Aperbacchum. Am Schlusse steht: per amanuensem, und zwar einen sehr schön schreibenden, wie sich denn Ulrich meistens eines solchen bedient hat. Mit eigener Hand hat er nur im Eingangsgruß vor Huttenus beygesetzt: Huld. Die äußere Ueberschrift lautet: Eobano Hesso Poetae nobili amico necessario sibique longe cariss. salut. Erdfurdiae.

wiederholten Brief Ulrichs an Eobanus Hessus im Originale zu verschaffen. Wenn man nun, in Münch's Vorrede zu seiner Ausgabe, des seligen Wagenseil's und unsers Dr. Harter's von Augsburg und Landshut aus geleistete Hülfe mit gebührendem Danke, das dazwischen liegende München aber und seinen Bibliothekar mit keiner Sylbe erwähnt findet, so möchte man auf den Gedanken kommen, daß Scherer'n eine Hingebung, wie die, welche er in Bezug auf Willeram bewies, in Betreff Huttens schwerer gefallen sey. Es ist übrigens der Welt wenig daran gelegen, welche Hand es gerade sey, der sie eine Gabe der Art, wenn, wie hier den Fall, eben nichts daran auszusetzen ist, zu verdanken hat. Für Scherer aber muß wenigstens die Ehre vindicirt bleiben, das Zeitgemäße der Unternehmung ebenfalls und wohl schon früher erkannt zu haben und in der Ausführung rüstig vorgeschritten zu seyn.

D. Firdusi's Schah-Nameh oder der Könige Buch. In der Einleitung zu einer Stelle, die aus dieser großen Geschichtdichtung von Scherer metrisch übersetzt, in dessen Zeitschrift Aurora von 1804, S. 140 enthalten ist, rühmt er von dem mit Recht der Paradiesische genannten persischen Dichter, wie dessen Genius über das Erhabenste und das Sanfteste zu gebieten, und wie er, oft in lichter Feuergestalt dahinwogend, eine allverzehrende Flamme, die die Phantasie in trunkenem Taumel mit sich fortreißt, auch wieder mit dem Mayensonnenstrahle lieblicher Empfindungen das sanftbewegte Herz zu wärmen wisse. Dann aber fügt er bey: Keine Blumen der Dichtkunst sind so schwer auf unsern Boden zu verpflanzen als die unter morgenländischem Himmel entsprossenen. Unsere mehr bedächtliche und vernünftelnde als hingebende und fühlende Vorstellungsart findet Ausdrücke und Gleichnisse, die dem Asiaten erhaben sind, ungeheuer, und das aus der Natur Genommene oft gemein. Möge Firdusi bald so glücklich seyn für sein großes episches Gedicht auch einen Voß oder Cesarotti zu finden.

Ein solcher hat sich bis heute (1842) nicht gefunden. Von Langles' im J. 1788 gegebenen Uebersicht an haben wohl ein Duzend europäischer

Sprachgewaltigen, unter ihnen ein Jones, Champion, Atkinson, Hammer, Görres, Rückert, sich an das Riesenwerk von sechzigtausend Reimdistichen gewagt, aber immer nur einzelne Partien oder bloße wenn auch farbenreiche Umrisse des Ganzen geliefert. Und so ist dieses großartige zu Anfang unsers eilften Jahrhunderts geschaffene Epos, von welchem auch die Münchner Bibliothek eine schöne mit Gemälden ausgestattete Handschrift besitzt, unter uns immer noch ein mehr gerühmtes als gekanntes, während es doch auf mehr als einem Punkte den Kreis berührt, in welchem sich unsere abendländische Bildung bewegt. Denn abgesehen von der vielbesprochenen Stammverwandtschaft seiner Sprache mit den unsrigen, bringt es manche der Namen, die uns, von Griechen und Römern genannt, von den Schulbänken an so geläufig werden. Und was ist das älteste und, auch in seiner Verstümmelung, zugleich herrlichste unter den Liedern des deutschen Volkes, das von Hildibrant und Hadubrant, die, nicht ahnend, daß sie sich Vater und Sohn sind, auf Leben und Tod einander bekämpfen, was ist es anders, als die in den Schah-Nameh verflochtene, durch Rückert neuerdings zu der unsrigen gewordene Dichtung von Rustem und Sohrab?

Obwohl nun Scherer, der jener Sprache allerdings mächtig genug war, (es findet sich noch ein Circular von 1813, wodurch er sich bereit erklärte, einem kleinen Cirkel von Freunden einen Cursus im Persischen zu geben, und Namen wie Schelling und Thiersch unter den Begrüßten), nach der oben berührten Aeußerung, nicht minder als nachher Görres in der Vorrede zu seinem Heldenbuch von Iran, das Riesenmäßige eines solchen Vornehmens erkannt haben mag, so kommt dennoch unter einer Reihe von Zettelchen, durch die er sich gleichsam selbst dieser oder jener Arbeit, die mit der Zeit in den Hintergrund getreten war, eingedenk erhalten wollte, eines vor, auf welchem zu lesen ist: Gib den Firdusi heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. las Hr. Dr. Schmeller folgende Erinnerung an Joseph v. Scherer's literäre Bestrebungen.

(Fortsetzung.)

Als Beweis, daß dieser Gedanke einigen Boden hatte, dürfen ohne Zweifel zwey Hefte angesehen werden, die sich unter seinen Papieren gefunden, wovon das eine von 134 Bogen den vielfach corrigirten Aufsatz, das andere von 141 Bogen die Reinschrift einer Uebersetzung des persischen Originales bis ans Ende der ersten Dynastie (der Pischdadier, S. 153 bey Görres, S. 126 bey Atkinson) enthält. Sie ist in Prosa, aber schwungvoll und nicht ohne einen gewissen an den unserer Distichen mahnenden Numerus, und mit Ausnahme der Einleitung in Absätzen geschrieben, die den Versen des Originals entsprechen. Der Zweifel, der sich schon aus der von Scherers Hand ganz verschiedenen, besonders der corrigirenden, über dessen Autorschaft aufgedrungen, hat zwar mittels weiterer Untersuchungen zur Gewißheit geführt, daß hier nicht Scherers eigene, sondern die Arbeit des im J. 1803 verstorbenen ausgezeichneten Orientalisten und Staatsmannes Karl Grafen von Ludolf, weiland kaiserlichen Gesandten am dänischen Hofe, vorliege, von welcher ein Bruchstück „Stolz und Fall des weisen Dschemschid“ (Bogen 14 — 19 der genannten Reinschrift) bereits in Wieland's neuem Teutschen Merkur 1800 Bd. I. S. 88 — 109 abgedruckt worden ist,*) so daß aus diesen Handschriften nur auf irgend ein näheres Verhältniß unsers zu jenem Orientalisten geschlossen werden kann: dennoch wird, theils eben durch den Besitz derselben, theils durch obige Mahnung Scherer'n wenigstens sein in magnis voluisse gesichert seyn.

D. Hier mag noch angereiht werden ein kleines nicht minder der bildenden als der redenden Kunst unsrer Vorfahren angehöriges Denkmal, welches Scherer, wie seine Papiere ausweisen, durch Abbildung und Erläuterung öffentlich zu besprechen vorhatte, nämlich ein zierliches Kästchen von Holz mit eingeschnitzten Bildern und auf diese bezüglichen Versen, aus den Zeiten und im Sinn und Geschmacke der Minnesänger. Dieses in seiner Art seltene und durch sein Alterthum merkwürdige Kunstwerk befand sich weiland im Besitze des höchstseligen Königs Max, in dessen Cabinetsbibliothek es bis 1816 aufbewahrt wurde. Es soll nach der

*) Die Fassung, in welcher dasselbe, nur nach vorne weiter (vom 13. Bg. der Hds. an) ausholende Bruchstück mit Anmerkungen von Joh. v. Müller in Herder's sämmtlichen Werken zur Philosophie und Geschichte 1805 Th. I. S. 317 — 328 abgedruckt ist, verhält sich zur Uebersetzung in unserer Handschrift und im T. Merkur wie ein nüchterner von Verse zu Verse fortschreitender Auszug. Sie fängt z. B. an:

„Der edle Dschemschid sein Sohn
mit seiner Weisheit erfüllt, gürtete durch gemeinsamen Schluß, die Lenden.
Dschemschid regiert siebenhundert Jahre.
Er bestieg den glücklichen Thron seines Vaters“ ꝛc.

In der Handschrift heißt es: „Dschemschid sein edler Erzeugter mit seinem weisen Geiste genährt, gürtete unter einstimmigem Jubel di Lenden.“ Nun folgt ein neuer Abschnitt mit der Ueberschrift: „Dschemschid regiert sieben hundert Jahre“, welche bey Herder als einer der Verse erscheint.

Hand Eigenthum der nun ebenfalls höchstseligen Königin Karoline geworden seyn. *)

*) Wohl erinnere ich mich es seiner Zeit selbst gesehen zu haben; aber wo es in diesem Augenblick aufbewahrt sey, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. So viel ich mich entsinne, war auf einer der sechs Flächen des länglich-viereckigen Kästchens, (dessen Bestimmung ohne Zweifel gewesen ist, als minnewerbendes Geschenk zu dienen,) Frau Minne, auf einer andern dieselbe mit den drey Huldinnen dargestellt. Auf einer dritten drückt sie den zündenden Pfeil auf den Dichter ab, auf einer vierten erscheint dieser selbst, sein Kästchen überreichend u. s. w.' Seine innen und außen, wo Raum war, eingegrabenen Worte, wie Scherer sie abgeschrieben, sind:

a. Ich wil uhc sagin wisci Crist
swo liepb bi lieli ist
diu frumint dicki
froude mit anblicke.

b. Hie stat gescribin anmi lidti
daz ihc minir frowin bitti
seldi eri undi langis lebin
got hat ir tugindi vil gigebin ::
Wort sinni habi ihc niet
swenni sie min ogi siet
undi ihc ir solti min seninde clagi
cundin die ihc von irn sculdin tragi.
nu macchi is frowi ein ende
dinen drost du mir sendi.

c. Du bist allir frowin vorspan
gisach in got den du seligis lipb lieb wilt han
nu wil ihc dir mit urlobi iehen
daz ihc etswivil sconre frowin han gisehin
idohc induh di minen mut
nie dicheni frowe so gut.

d. Du solt dihc heran vorstan
das ihc dir diz gisant han
umbi den lucilin wan
so ihc zu dimi libe han.
ach gundis du mir armin
einu naht zu ligini an dinimi armi
also ihc dikchi gidaht han
darumbi wolti ihc dir eginlihcchi sin undirtdan.

e. Ihc wil wnschin an disime ende
swer unsir zwegir friuntscaft vorwerri oder wendi
das den der tievil schendi.

II. Folgen nun einige größere, zur Vollendung gebrachte Arbeiten Scherers.

E. Der Akademie wurden vorgelegt im Jahre 1808 sieben Abhandlungen über Sprache und Schrift, worin nicht nur die physiologischen Gesetze des Sprechens entwickelt sondern auch Untersuchungen über die Natur der Ur- und Stammsprachen angestellt sind. (Denkschriften von 1807 — 8. S. 41).

F. Erörterung über die nestorianisch-christliche im Jahre 1625 bey der Stadt Singan (Sigan-fu) in China ausgegrabene Stein-Inschrift in chinesi-

f. Ihc wil dich bitten an disime orte
das du mihc nit zu worte
darumbe bringest von ihc
vor allen frowen minne dihc.

g. Ihc wil uhc scriben an disime bodeme
daz ir wirdic sint zu lobene
ir sint ein rose bluginde iugint
unde inwart ohc nie so ganzir tuginde
an frowin nie also an uhc ist
durhc das muz leidir mihc der frist
von sculden dunkin also lanc
was ihc ie nahc frowin giranc
das ist mir damite gar binumin
das ihc zu uhc mit vogin niut mac kumin.
(über o in vogin ist v gesetzt).

Zweifel über die Ordnung, in welcher diese Stellen eigentlich auf einander folgen sollen, so wie über manches Auffallende in Sprache und Schreibung könnten wohl nur durch abermalige Ansicht des Originales beseitigt werden. Jedenfalls wird die Orthographie und der Dialekt dem Künstler zuzurechnen seyn, den man sich als eine vom Dichter und Geber verschiedene Person und nicht als regelrechten Schreiber zu denken haben wird. Scherer erinnerte sich dabey an das Annolied und war geneigt, dieses Kunst- und Sprachdenkmal bis ins eilfte Jahrhundert hinauf zu setzen. Was ihm selbst nicht mehr darüber ans Licht zu geben vergönnt war, namentlich die betreffenden Abbildungen, wird uns von F. H. von der Hagen mit dem Ergänzungsbande zu seiner Prachtausgabe der Minnesinger versprochen, welcher unter mehreren alterthümlichen auf die Minnesinger bezüglichen Bildern auch die eines in England vorhandenen ähnlichen Elfenbeinkästchens, die aus der Dichtung von Tristan und Isolde genommen sind, in Steindruck bringen soll.

scher und syrischer Sprache aus dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und über ihre mit Unrecht bestrittene Aechtheit. Gelesen in der akad. Sitzung vom 22. Januar 1816.

G. Rede zur Feyer des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs Max. In der öffentlichen Festsitzung der Akademie am 16. Februar 1824 unter allgemeinem Beyfall vorgetragen.

H. Rede über die in der Münchner Frauenkirche aufgehangene, im J. 1688 von Max Emanuel bey Belgrad eroberte türkische Kriegsfahne. Gelesen in der öffentlichen akad. Sitzung am 11. October 1825.

Von diesen akademische Arbeiten ist nur G. m Drucke erschienen; die übrigen, namentlich F und H. mit ihren mancherley Belegen, wozu eigene zur Zeit nicht vorhandene typographische Mittel benöthigt, sind Manuscript geblieben.

I. Arbeiten zur Lösung der von einer Commission des k. Instituts der 4, resp. 5 vereinten Akademien Frankreichs in Folge einer Stiftung des Grafen Volney auf die Jahre 1822 und 1823 ausgeschriebenen linguistischen Preisaufgaben. Bekanntlich hat Volney, selbst ein achtbarer Orientalist, durch Testament einen Preis (von 1200 Fr.) gegründet, welcher alljährlich am 24. April von der genannten Commission der oder den Arbeiten zuerkannt werden sollte, durch welche seine Methode die asiatischen Sprachen mit europäischen Buchstaben (en lettres européennes régulièrement organisées) zu schreiben, der Ausführung am nächsten gebracht würde. Scherer fand sich durch seine frühern Studien hinlänglich gerüstet, sowohl auf die im ersten als auf die im zweyten Jahrgange von jener Commission gestellte Frage einzugehen. Für die Antwort auf die erste vorläufige theilte er den Preis mit einem andern deutschen Bibliothekar, A. A. E. Schleiermacher zu Darmstadt. Im J. 1823 aber, wo es darauf ankam ein wirkliches den gesetzten Bedingungen entsprechendes Alphabet vorzuschlagen; wurde Scherern der ganze Preis zuerkannt unter dem Wunsche, daß er sein Memoire drucken lassen und seine Vorschläge auch noch dem Urtheile der Welt und der Erfahrung unterstellen möchte.

Journal des Savans 1822 p. 252, von 1823 p. 246. Dieses ist nun, wohl aus Gründen, die sich schon in der technischen Schwierigkeit einer Publication der Art finden lassen, nicht geschehen. Und so liegen beyde gekrönte Abhandlungen Scherers nebst einer Masse darauf bezüglicher Studien und Vorarbeiten ungedruckt unter seinen Papieren.

Uebrigens erhellt aus der Aeußerung obigen Wunsches, daß es die Commission für keine so schnell abzuthuende Aufgabe gehalten hat die Absichten Volney's unter allerley Einsprüchen von manchen Seiten, besonders gerade von der der gelehrten Orientalisten durchzuführen. Und daß Volney selbst schon dieß gefühlt, zeigt ja der nicht bloß für ein und das andere sondern für eine Reihe von Jahren gestiftete Preis. Um nicht durch ein wiederholtes, am wenigsten für Franzosen erträgliches Einerley zu ermüden, wählte die Commission für die folgenden Jahre das Auskunftsmittel, theils abwechselnd theils in Concurrenz mit jener ursprünglichen Aufgabe, andere verwandte Fragen der vergleichenden Sprachenkunde zur Erörterung auszusetzen. Als unser Scherer schon nicht mehr Er selbst war, im Jahre 1827, stand die eine dieser neuen Fragen, die über den Einfluß, den der Gebrauch von Schrift auf die Fortbildung einer Sprache haben könne oder müsse, und im Jahre 1828 abermals jene alte Aufgabe zu beantworten. Die Arbeiten des Preisträgers dieser beyden Jahre sind im Druck erschienen. (De l'influence de l'écriture sur le langage suivi de grammaires Barmanne et Malaie et d'un aperçu de l'alphabet harmonique pour les langues asiatiques par A. A. E. Schleiermacher. Darmstadt 1835.) Schade, daß Scherers harmonisches Alphabet nicht eben so wie das seines früheren Mitbewerbers zu jedermanns Beurtheilung und Vergleichung offen hingelegt ist. In diesem laufenden Jahre 1842 wird die Commission den Volneyschen Preis demjenigen ihr bis 1. März 1841 eingesendeten geschriebenen oder auch seit 1. Januar 1840 gedruckten Werke aus dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde (philologie comparée) überhaupt zutheilen, das sich vorzugsweise ihres Beyfalls zu erfreuen haben sollte. So trägt der Gedanke des edeln Preisstifters bey, indem

er selbst immer mehr fruchtbaren Boden gewinnt, von Jahr zu Jahr auch andere dankeswerthe Früchte verwandter Natur zur Reife zu bringen. Inzwischen werden freylich, wenn auch nicht gerade ganze Bücher, doch genug der Namen und Worte asiatischer und australischer Sprachen mit europäischen Buchstaben geschrieben, leider aber in weit mehr als gut ist verschiedener Geltung dieser belobten europäischen Buchstaben selbst. Wenn es erfreuen kann, daß gerade die Nation, welche in ihrem ganzen Wesen, und so namentlich in ihrer Sprache, die beyden großen Elemente der neuern Civilisation, das romanische und das germanische, vereinigt, alle, auch die entlegensten Parcellen des Erdballs mit dem Netze ihres Einflusses umspannt, so darf vielleicht betrüben, daß die Mittel, die gerade dieser Sprache zur Bezeichnung ihrer und irgend anderer Laute zu Gebote stehen, unter die minder bestimmten und zureichenden gehören, und daß sich allem, was sie uns bringen an Namen und an Bestandtheilen aus Sprachen, die nicht auf europäische Art oder noch gar nicht geschrieben werden, für jedes nicht eben englisch gewöhnte Aug und Ohr das unsichere Schwanken dieser Träger mitgetheilt findet.

Bis sich daher vielleicht auch einmal die Gelehrten, die auf so viel Grammatik und Etymologie Rücksicht zu nehmen haben, im Sinne Volney's vereinbaren werden, wäre sehr zu wünschen, daß vor der Hand wenigstens für die Schreibung der geographischen und anderer Eigennamen aus Sprachen der genannten Gattung, unter Praktikern aller Art, die nicht gerade für Grammatiker, sondern für das gesammte civilisirte Publikum schreiben, einfache Regeln beliebt würden, die vielleicht, wenn sie, mit gehöriger Rücksicht auf das übrige Europa, eben von England ausgiengen, am ersten auf allmähliche allgemeine Annahme zählen dürften.

III. Studien.

K. Ueber Graphik, oder die Schriftformen verschiedener Völker und Zeiten in einer geordneten Sammlung von theils gestochenen, theils chirographischen Facsimiles, namentlich auch aus den merkwürdigsten Handschriften der Münchner Bibliothek.

L. Linguistik im Allgemeinen, in unzähligen Aphorismen auf einzelnen Blättern und Blättchen. Oratio dominica linguis variis. Radices linguarum comparatae tabellarisch.

M. Sanskrit.

N. Chinesisch. In beyden Sprachen ansehnliche Collectaneen und Arbeiten.

O. Hebräische, arabische, persische und türkische, — baskische, gaelische, magyarische, walachische, neugriechische, italienische, spanische, slawische, dänische, schwedische, — koptische, chilesische ꝛc. Studien und Uebungen.

P. Deutsche Sprache. Wie viel Scherer trotz seiner linguistischen Universalität auf die mütterliche Sprache gehalten, ist schon aus einigen der vorangehenden Artikel ersichtlich. Er muß sich sogar einmal, wie eine Sammlung von Tausenden gleichförmiger Blätter, die in alphabetischer Ordnung vor der Hand bloß die nackten Wörter des ganzen Vorraths der deutschen Sprache enthalten, glauben läßt, mit einem förmlichen Wörterbuch derselben befaßt haben. Dahin weiset auch a) ein deutsches tabellarisch auf ganzen Bogen entworfenes Etymologikon, das bis zum Buchstaben G. gediehen, b) Fulda's Wurzelwörterbuch artikelweise auf lauter schmale Octavblätter ausgezogen, c) die Wörter aus Zahn's Vocabular zu Ulfila, d) die eines holländischen Wörterbuchs, ferner e) eine bedeutende Anzahl altdeutscher Glossen aus Handschriften der Münchner Bibliothek auf dieselbe Weise ausgeschrieben. Es finden sich außerdem mehrere Cahiers, in welchen verschiedene Punkte des grammatischen Theiles, besonders solche, die einer gewissen Controverse unterliegen, geistreich besprochen werden. Einige sind in der von Schlichtegroll und Scherer im Jahre 1815 unternommenen Zeitschrift Teutoburg abgedruckt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. las Hr. Dr. Schmeller folgende Erinnerung an Joseph v. Scherer's literär. Bestrebungen.

(Schluß.)

So hat endlich dem aufmerksamen, obwohl im Bereich einer andern Volksmundart erwachsenen Beobachter die Bedeutung derjenigen nicht verborgen bleiben können, unter deren Lauten er die zweyte Hälfte seiner Tage verlebte. Einzelne Bemerkungen über sie finden sich schon von 1802 an in seinen Papieren. Und so hatte er bereits selber ansehnlich vorgearbeitet in der Aufgabe, zu deren weiterer Lösung er im Jahre 1816 einen andern hingestellt und durch Erwirkung höherer Hülfe befähigt hat. Ich kann nicht ohne innere Bewegung unter des Seligen Papieren diejenigen durchgehen, welche sich auf diese Angelegenheit beziehen, die er nie aus dem Auge verloren und leider nicht mehr ans Ziel geführt gesehen hat. Welche thätig-fördernde Theilnahme derselben auch von Seite anderer Mitglieder der Akademie und namentlich dieser Klasse geworden, darf ich hier unberührt lassen.

Q. Unter mancherley historischen Studien und Excerpten sind insonderheit bemerkenswerth a) eine ansehnliche Sammlung von Notizen über Schriftsteller und Literaturen des Orients, b) eine dergleichen über arabische Münzen mit Zeichnungen, c) über bildende Kunst, namentlich Holzschnitt, Kupferstich, d) über Costüme und die Literatur derselben.

Bey solchen und so vielartigen Bestrebungen konnte Scherer ohne Zweifel das Bewußtseyn in sich finden kein unwürdiges Mitglied dieser Körperschaft zu seyn, wenn auch noch kein vollendetes größeres Werk vorlag, das nach außen hin Zeugniß gegeben hätte von ihm.

Von Arbeiten, die mehr auf sein bibliothekarisches Amt Bezug hatten, (auch Plane zu einem neuen normalen Bibliothekbau hatten ihn sehr beschäftigt) nehme ich hier billig Umgang, so auch von solchen, in denen seine Theilnahme an Fragen des wirklichen, öffentlichen sowohl als häuslichen Lebens beurkundet ist. Zwar, wenn ichs gestehen soll, mir ist manchmal, als ob Studien wie viele der oben erwähnten, die sich um Dinge weniger als um Zeichen, um das, was eben von Menschen je vor uns gethan, geformt, geschrieben, gesagt und gemeynt worden ist, um das Vergangene mehr als um das Gegenwärtige und was da noch werden soll, herumdrehen, gerade erst durch Berührung oder Abwechslung mit Aufgaben, die auf das Wohl oder Weh der jetzt Lebenden oder der Nachkommenden unmittelbarern Bezug haben, erst eine gewisse Weihe erhielten. Gewiß ist, daß jene mehr historische Gattung von Gelehrsamkeit von der großen Mehrheit, die zu ihrem guten Rechte auch ihre Stimme hat, leicht für unfruchtbares Spielwerk und für egoistisch-behagliches Sitzenbleiben bey Genüssen gehalten wird, bey welchen die unablässig vorantreibende Sorge für das Nothwendige andern nicht zu verweilen gestattet. Genug, auch unter Scherers Aufsätzen befinden sich hinlänglich viele und gründliche Abhandlungen und Collectaneen, z. B. politische aus den kritischen Jahren 1805 — 6, 1809, 1813 — 14, so auch statistische und andere über Armenwesen, Preßfreyheit u. dgl., selbst ehrenwerthe

naturwissenschaftliche Studien, die da zeigen, daß sein Blick hinaustrug über die Zäune der Bilder-, Buchstaben- und Wortweisheit.

Als noch weniger verwandt mit dem, was man so eigentlich Gelehrsamkeit nennt, werden insgemein die freyen, heitern Hervorbringungen eines poetischen Gemüthes angesehen. Und dennoch glaube ich, darf zum Schlusse meiner Aufzählung auch noch von dieser Seite der geistigen Thätigkeit Scherers die Rede seyn. Sie ist es ja, die sich schon in seinem ganzen Wesen, selbst in seiner äußern Erscheinung, und weit mehr als jene erstere, ausgesprochen fand. Aber weit entfernt, sich nur in spröder Abwechslung mit dieser, dann und wann hervorzukehren, lag sie mit derselben in stätiger freundlicher Berührung. Die Vielseitigkeit des Linguisten, die ihn in allen, sowohl abend- als morgenländischen Gärten Blumen suchen und finden ließ, kam hinwieder dem geistreichen und gemüthlichen Lebemann zu gut, der sich darauf verstand, dergleichen Blümlein auch auf deutschen Beeten das rechte Plätzchen anzuweisen.

So findet sich denn unter seinen Papieren ein ansehnlicher Flor von Poesien, Anekdoten und Facetien aller Art, die er aus verschiedenen Literaturen, meist in ihrer Ursprache, zusammen getragen; dazu eine stattliche Reihe von größern und kleinern Gedichten, die er selber geschaffen. Bey nicht gemeiner Gewandtheit in Handhabung der Sprache und ihrer Mittel hielt er sehr darauf, daß es seinem Verse nicht gebräche an jenem Salze von Gedanken und Wendungen, für dessen Mangel sich eine lange her ob lauter Versen etwas ekel gewordene Welt weder durch bloße Bilderausstellungen noch durch sonstige technische Virtuosität entschädigt halten will.

Mehrere dieser Gedichte finden sich in der von Scherer gegründeten Zeitschrift Aurora 1804, 1805 abgedruckt, in welcher er auch größere Darstellungen aus seiner Reise im Orient gegeben hat. Andere sind in spätern Münchner Zeitblättern, namentlich der Flora und der Eos erschienen. Viele aber liegen noch in ihrer ersten Gestalt, wie sie unter Feder oder Bleystift entstanden sind, leider nicht immer besonders lesbar vor. Daß Scherer, der in seinen schönen Tagen in belletristischen so wie namentlich auch in dramaturgischen Angelegenheiten bey Hohen und Niedern als Autorität galt, selber auf jene Gedichte Werth gelegt, daß er sie selbst in eine Art Ordnung gebracht und verzeichnet hat, darf wohl auch als für sie zeugend angenommen werden. Schließe ich nicht fehl aus andern Vorgängen, so kann eine Zeit kommen, wo man alle derley Dinge als sprechende Urkunden über Persönlichkeiten und Verhältnisse, durch welche die ersten Zehnde unsers Jahrhunderts vor andern denkwürdig bleiben werden, ans Tageslicht ziehen wird.

Der hier zuletzt berührte Zug im Lebensumriß des Literators verfließt in die Farben, unter denen der Mensch vorübergegangen ist, und muß erwogen werden, wenn recht und billig gedeutet werden soll, was an diesem vielleicht Manchem minder hell und glänzend erschienen seyn sollte.

Ich gebe keinen Panegyricus. Bey all den Wegen und Umwegen, auf denen ein solcher aufs Loben ausgehen kann, fordert er doch ein Ende, das kein so unglückseliges als das unsers Scherers gewesen. Dieses aber soll mich nicht irre machen und hindern, das wahrhaft Edle, das im Grunde von Scherers Seele lag, und wovon mir aus mehrjährigem Umgang und selbst noch aus diesen Papieren Beweise genug geworden sind, laut anzuerkennen und ihm nachzurufen, wie weiland er selbst einem im Unglück und Verkennung treu befundenen Verklärten nachgerufen:

Ich klage, denn es ist des Todten schönste Feyer
Zu leben lang in Freundes Mund und Sinn;
O gönnt ihm, die ihr noch die Sonne schaut,
— Und eilet nicht daraus ihn zu verjagen —
Das Einz'ge was uns bleibt von Allem hier,
Die warme Wohnung in der Lieben Brust.

Zu große Aehnlichkeit haben die Schereriana von denen ich gesprochen, mit einer ganzen Reihe ungedruckter Posthuma, die, von mehr oder minder bedeutenden Männern der neuern und neuesten Zeit herrührend, bereits einen Bestandtheil des Vorrathes der k. Bibliothek an jüngern Handschriften ausmachen, als daß einer der Hüter dieser Bibliothek sichs versagen könnte, seinen Nachruf an Einen der ihr weiland vorgesetzt war, mit einem Worte auch über diese zu schließen. Die verehrte Klasse hat früherhin Berichten über Bibliothekstücke, die aus Zeiten stammen, in denen es noch keine Buchdruckerkunst gegeben, Gehör geschenkt, sie wird einen Augenblick auch solchen gönnen, die trotz des Bestehens jener Kunst nicht zu gedruckten Büchern geworden sind. Zwar so wenig als der Preßbengel allem was unter ihn geräth, das Siegel der Fortdauer, ja nur der Lesewürdigkeit überhaupt aufdrückt, eben so wenig ist Anderes bloß darum des Aufbewahrens würdig, daß es eben noch ungedruckt ist. Aber was Männer von einiger Achtung in der Welt und im Reiche der Gelehrsamkeit an schriftlichen Arbeiten und Sammlungen, gleichviel ob vollendet oder unvollendet, hinterlassen haben, scheint in dieser schriftlichen Gestalt schon deßhalb höher zu achten, als ob es gedruckt vorläge, weil es eben nur einmal und nur an einem Orte vorhanden ist. Für Handschriften dieser Art tritt, obschon wir in der Zeit des Druckes leben, gewissermaßen das ein, was denjenigen, die aus der Zeit vor diesem herabkommen, allmählich eben ihren besondern Werth gegeben hat. Waren sie anfangs etwas mehr oder minder gewöhnliches, gemeines, so sind sie nach gerade, weil alles oder das meiste andere um sie her sich verändert hat, etwas seltenes, sind einzige Zeugen von Vorgängen, Zuständen und Ansichten geworden, die weit hinter uns liegen, und die wir nur durch sie uns vergegenwärtigen können. Das kann nun zwar auch mit gedruckten Büchern und Blättern der Fall seyn, ist es aber nicht immer in so unmittelbarer, individueller Weise. Das Kleid, in dem man ausgeht unter die Menschen, ist gar oft nicht jenes, das man zu Hause trägt bey seinem gewöhnlichen Geschäfte und worin man sich so recht behaglich und in seinem eigentlichsten Wesen fühlt. Wie bereit in vielen Fällen die Presse sey der Feder zu folgen, dennoch giebt es noch Umstände und Verhältnisse genug, die für Manches jene gerühmte Kunst noch nicht erfunden seyn lassen. Und dahin gehören nicht bloß allein jene Arbeiten, die, wenn auch zum Drucke bestimmt, aus was immer für einen Anlaß unvollendet geblieben sind, und die, wie häufig, nicht in die Hände von Besitzern übergehen, die sie zum Ziele zu führen eben Lust oder Geschick hätten. Was in der Regel das Loos solcher Posthuma sey, lehrt die Erfahrung. Wenn auch die Pietät nächster Erben sie beysammen hält, so ist bey zweyten, dritten um so größer die Gefahr, daß sie verschleudert werden. Aber schon die ersten sind oft genug im Falle, bey Theilung der Hinterlassenschaft, wo bloß Geldwerthe in Anschlag kommen, die etwa vorhandenen Schriften nicht weniger als die Bücher mit in die Versteigerungsmasse werfen zu müssen. So gerathen solche Reliquien in die verschiedensten Hände, werden an verschiedene Orte zerstreut, und da auf solche Weise leicht der Schlüssel zum Ganzen verloren geht, in dessen einzelnen Theilen mehr und minder unverständlich und werthlos. Ein gutes Geschick darf es daher wohl heißen, das diejenigen solcher Lipsana trifft, die in ihrer Ganzheit, oder doch nach vorgängiger sachverständiger Auswahl, an einem Orte niedergelegt werden. Es kann dieser eine Ort ein solcher seyn, der allem, was er in sich aufnimmt, in der Regel eine weit längere Dauer sichert, als ihm an jedem andern zu Theil würde, und daß auf solche Weise ein ihm anvertrautes geschriebenes Stück Arbeit zu einer Zeit, wo ein anderes in zahlreichen Abdrücken verbreitetes nicht mehr zu erfragen ist, noch unverrückt an seiner Stelle liegt. Eine solche Dauer wird der Mühe und dem Verdienste würdiger Männer ohne Zahl, welche bey Arbeiten, die ihnen den allgemeinsten Beyfall, ja vielleicht Bewunderung sichern müßten, dennoch keineswegs den weiten Kreis der Lesewelt überhaupt, sondern nur den mehr oder minder stillen und eingeschränkten des Amtes, in dem sie wirken, vor Augen haben können, durch die Registratur oder das Archiv dieses Amtes gewährt, andern nicht in einen solchen Kreis fallenden achtungswerthen Bestrebungen aber durch eine über den Wechselfällen alles Privatbesitzthums, als Staatsanstalt für ewige Zei-

ten dastehende, vor Unbilden der Elemente und menschlicher Verkehrtheit möglichst gesicherte öffentliche Bibliothek.

Die k. Hof- und Staatsbibliothek, von jeher eingedenk auch jener von ihren hohen Bestimmungen, nach welcher sie ein Conservatorium seyn soll für alles einigermaßen Werthvolle, von dem man im Verlaufe der Zeiten wird annehmen dürfen, daß es nur in ihr noch zu suchen sey, hat ihrerseits nie versäumt, so weit ihre nach so vielen Richtungen in Anspruch genommenen Kräfte reichten, auch auf diese modernere Gattung von Handschriften verhältnißmäßige Rücksicht zu nehmen.

Ueberdieß hat sie das Entgegenkommen mehr als eines würdigen Mannes zu rühmen, der ihr entweder was er an geeigneten Schriften selbst zu hinterlassen gedachte, noch vor seinem Tode zu ewiger Aufbewahrung zugesprochen oder aber Ererbtes oder sonst Erworbenes und Gesammeltes der Art, dem Urheber zum Denkmal, das dauernder seyn mag als sein Grabstein, aus Gründen der Pietät oder des Gemeinsinnes ihr übergeben hat. Der Bibliothek liegt ob, Buch zu führen über solche Gaben, deren jeder insbesondere ihr Herkunftstitel aufgedrückt wird. Daß aber alles, was auf die eine oder andere Weise in das große Depot aufgenommen worden, nicht bloß da liege todt und begraben, dafür hat die Anstalt zu sorgen durch das, was ihr überhaupt und vorzüglich ihrem Vorrath an Handschriften, alten wie neuern, erst das rechte Leben gibt, durch Cataloge. Sie thut es, und sie darf die Zuversicht hegen, daß diese Cataloge selbst nicht lange mehr bloße Manuscripte bleiben werden. Es würde darum sehr am unrechten Orte seyn, wollte ich hier an die wirkliche Aufzählung dieser Ana der k. Bibliothek denken. Sie würde, auch wenn sie, wie billig, diejenigen, welche bloß aus Anmerkungen zu Schrift- oder Druckwerken oder aus einzelnen Stücken bestehen, die, an sich minder bedeutend, nur als Autographa einen gewissen Werth ansprechen können, unerwähnt ließe, eine ansehnliche Reihe von Namen, darunter manche von hoher Geltung nicht bloß in der vaterländischen Literatur, vorzuführen haben.*) Uebrigens würde sich

*) Beyspielsweise mögen hier stehen aus älterer Zeit (XV — XVII Jhrh.):

bey vielen die ernste Betrachtung wiederholen, die sich über Scherers Nachlaß aufgedrängt, wie wenig menschliches Beginnen auch in solchen Dingen seines Zieles gewiß, und daß wohl berathen ist wer da bey Zeiten lernt, absehend von Ende und Erfolg, den Lohn einer Mühe, die seiner würdig ist, in ihr, dieser Mühe selbst, zu finden.

Pierre Baudouin de Montarcis. (XVII Jhrh.) Joachim I.-IV. u. Ludwig Camerarius. (XVI-XVII). Peter Canisius (XVI). Louis Du Four Abbé de Longuerue (XVII). Franz Frhr. v. Eckher (XVII). J. Bapt. Fickler (XVI). Georg Phil. Finkh (XVII). Ulrich Füetrer (XV). Christoph Gewold (XVI). Johannes Hartlieb (XV). Georg Mich. Lingelsheimius (XVI-XVII). Andreas Masius (XVI). Franciscus Modius (XVI). Adolph Occo (XVI). Conrad Peutinger (XVI). Joh. Gottf. v. Redinghoven (XVII). H. C. B. Rittershusius (XVI). Joachim v. Rusdorf (Rusforf (XVII). Hartmann und Johann Schedel (XV). Carl. Frhr. v. Schifer (XVII). Wolfgang Sedelius (XVI). Petrus, Alexander, Ludwig und Franciscus Victorius (Vettori) (XVI-XVIII). Wolfgang Waldner (XVI). Georg Hier. Welsch (XVII). Marcus Welser (XVI-XVII).

Aus neuerer Zeit (XVIII-XIX Jahrh.):

Euseb. Amort. Christoph Frhr. v. Aretin. Beda Aschenbrenner. Nicolas Dargnies. Joh. v. Delling. B. J. Docen. J. Bapt. Enhuber. Pet. Paul. Finauer. Frobenius Forster. Ign. Hardt. Gerh. Führer. Georg Christian Johannis. Joh. C. Sigm. Kiefhaber. Joseph v. Klöckel. Jos. Dominic. Graf v. Lamberg. Ant. Joh. Lipowsky. Joh. Casp. v. Lippert. Joh. Georg v. Lory. Joh. Oldermann. Oppel. G. W. Panzer. C. H. Radius. G. St. Roccatani. Jos. Schlett. Ign. Dom. Schmid. J. M. Schmid (Pasigr.) H. Scholliner. Seb. Seemiller. Abbé Spol. B. Stark. Gerh. Steigenberger. Ferd. Sterzinger. Franz Töpsl. C. Alb. v. Vacchiery. Benedict Werner. Ign. X. v. Wilhelm.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 19. Februar las Hr. Prof. Höfler über den Werth und den Inhalt der großen handschriftlichen Chronik Salimbene d'Adami's von Parma.

Unter den handschriftlichen Schätzen, welche die vaticanische Bibliothek in Rom enthält, ist das Chronicon Salimbene d'Adami's vom Jahr 1168 — 1287 für die Geschichte des 13. Jahrhunderts ohne allen Zweifel von besonderer Wichtigkeit, ja vielleicht die vorzüglichste Quelle, welche man aus jener reichen Sammlung für die Zeit Kaiser Friedrichs II., Manfreds, Conrads IV. und des Untergangs der Hohenstaufen noch erholen kann. Zwar hat natürlich nicht Alles gleichen Werth. Die frühern Berichte sind aus verschiedenen Schriftstellern gezogen. Eine Randglosse (wohl von fremder Hand) bemerkt zum Jahr 1188 verba sunt Sycardi Cremonensis episcopi, und noch ad a. 1211 eine andere Glosse: Hactenus videtur scripsisse Sicardus episcopus Cremonensis; erat oratio purior et erudition.

Der Verf. selbst macht kein Geheimniß daraus, daß er seine Arbeit auf die Anderer stütze, und erzählt wiederholt, wie er mit den ihm zugänglichen Quellen umgegangen sey. Nicht nur berichtet er, daß er viele Chroniken gesammelt: ex quibus resecavi superfluitates, abrisiones, falsitates et contrarietates. Er versichert auch, seine Absicht sey, bey solchen Abkürzungen nur auf das Nothwendigste zu sehen, und rühmt sich, dieß gar manchmal schon gethan zu haben (et similia fecimus in multis aliis cronicis, quae a nobis et scriptae et editae et emendatae). Somit unterscheidet er sich aber schon dadurch rühmlich von dem großen Haufen uncritischer Chronisten des Mittelalters, die Chronik an Chronik reihend nur, was sie selbst erlebt, als Original hinzufügten, während Salimbene das vorhandene Material freythätig benützte, nothwendige Zusätze beyfügte, oder wegließ, was ihm zu seinem Zwecke unnöthig zu seyn schien. Er spricht zwar einen solchen nicht mit bestimmten Worten aus, es geht aber doch gleich anfangs sehr deutlich hervor, daß er nur dasjenige aufzunehmen gedenke, was auf die große Katastrophe, welche er erlebte, von besonderem Einfluße war, und hievon wieder, wenn möglich nur das selbsterlebte, mit eigenen Augen gesehene oder von Augenzeugen vernommene. Es mag als Beyspiel dienen, was er schon ad a. 1216 bey Gelegenheit von P. Innocenz III. Tode erzählt:

„Floruit et viguit ecclesia suo tempore retinens principatum super imperium Romanum et super cunctos reges et principes universae terrae. Verum tamen principium maledictionis et dissensionis inter Romanum imperium et ecclesiam ipse fuit Innocentius P. cum suis imperatoribus Ottone IV. et Friderico II. — Fridericus — homo pestifer et schismaticus, maledictus etc.*) Verificatum videtur in Friderico verbum abbatis Joachimi,

*) Die Gründe zu dieser Behauptung treten unten noch deutlicher hervor und wir bitten deßhalb unsere Leser, durch dieses harte Urtheil nicht im Voraus gegen unsern Autor sich einnehmen lassen zu wollen.

quod dixit Henrico imperatori patri ejus querenti (sic) de filio suo cum adhuc esset puer, qualis esset futurus? Respondit, perversus puer tuus neque filius erit heres, o princeps — cunctas turbabit terras et sanctos altissimi conteret etc.“ „Alles dieses,“ setzt er hinzu, „erfüllte sich in Friedrich, wie wir jetzt, da wir dieses schreiben, 1283, sehen. Verum tamen excusari potest Innocentius Papa, quia bona intentione Ottonem deposuit et Fridericum exaltavit.

Der Schrecken über die Verfolgung der Kirche durch Kaiser Friederich und über die daraus erfolgte Verwirrung Italiens, worin sich, seiner Ansicht nach die Erfüllung der Prophezeihungen des Abtes Joachim gleichwie in einem Gottesgerichte zeigte, das Kaiser Friederich, seine Familie und seine Anhänger betraf, sind die Grundzüge des Werkes, in welchem jedoch zuletzt der Charakter der Annalen alles Uebrige verdrängt und das Material den Verf. gar oft bemeistert. Es ist überhaupt die vor uns liegende Chronik nicht die Arbeit weniger Monate, sondern das Zeit- und Memorienbuch unsers Autors selbst, welcher nach einer nicht geringen literarischen Thätigkeit und großen Vorstudien darin niederlegte, was er während seiner so stürmischen Lebenszeit entstehen und vergehen sah. Affo, der unsere Handschrift kannte, hat (memorie degli scrittori e literati di Parma. Bd. I. S. 228) nach den zerstreuten Angaben des Manuscripts die Werke angegeben, deren Abfassung der Verf. sich rühmt. Eine Chronik von Octavian bis zur Longobardenzeit, drey andere Chroniken*) nebst einem Tractate über Elisäus, ein liber taediorum, eine Abhandlung über Papst Gregor X, ein liber de praelato. Ein memoriale potestatum Regiensium gestorumque iis temporibus ab anno 1154 usque ad annum 1290, das Muratori als von einem anonymen Franciskaner von Reggio verfaßt im 8ten Bande der scriptores herausgab, ward von Affo als unserm Autor mit gewichtigen Gründen zugewiesen, und wird später noch besonders besprochen werden.

Vergeblich bemühte sich Muratori, unsere fünfte und am weitesten fortgeführte Chronik, die unser Autor 1283 begann, und 1287 unvollendet ließ, für seine große Sammlung zu erhalten. Biondo und Sigonio hatten sie gekannt; Franc. Pegna machte davon Erwähnung, Angeli, der Verfasser einer Geschichte von Parma hatte sie im Besitze Paul Sanvitale's, als derselbe Referendar der Signaturen war, gesehen — endlich wurde sie in der Bibliothek des Cardinals Conti zu Rom gefunden, unstreitig dem ihr angemessensten Orte, da sie das Leben der großen Päpste aus diesem Hause, Innocenz III., Gregor IX., Innocenz IV., Alexander IV. so sehr beleuchtet. Hier benützte sie Affo und von da wanderte sie nach der vaticanischen Bibliothek, wo sie in neuester Zeit von Raumer, obwohl, wie wir sehen werden, nicht in dem Maße, wie sie es verdiente, benützt und endlich von dem Verfasser dieser Bemerkungen theils copirt, theils excerpirt wurde. Das Manuscript, offenbar Autograph des Verfassers, ist in 8°., auf Pergament mit doppelten Columnen, sehr enge, zum Theil mit ganz erblaßter Dinte geschrieben und enthält 491 Seiten. Sagen wir zuerst ein Paar Worte über die Lebensverhältnisse des Autors, und gehen wir dann über, diejenigen Punkte hervorzuheben, in Betreff welcher die Schrift von besonderem Werthe erscheint und durch welche der Grad der Glaubwürdigkeit des Chronisten am anschaulichsten ermittelt wird.

Ognibene Salimbene d'Adami wurde in dem Todesjahre des hl. Dominicus 1221 zu Parma von adeligen Aeltern geboren und trat bereits 1238 in einem Alter von 17 Jahren in den damals in erster Blüthe befindlichen Franziskaner-Orden, in welchem sich bereits sein älterer Bruder befand. Der neue Orden hatte bekanntlich so sehr den Mittelpunkt des geistigen Strebens jener Zeit getroffen, daß Ognibenes Vater, wenn gleich der Verzweiflung nahe, sehen mußte, wie seine beyden Söhne wider seinen Willen Franciskaner-Mönche wurden und ungeachtet seines Fluches, auf die väterliche Erbschaft und die freudenvollen Tage im Schooße sie liebender Aeltern und Geschwisterte Ver-

*) Ego — scribendo diversas cronicas simplici et intelligibili stilo usus sum ut neptis mea cui scribebam possit intelligere quod legebat; nec fuit mihi curae de verborum ornatu sed tantum de veritate historiae conscribendae.

zicht leisteten. Auf den Rath eines ältern Mönches, des letzten, den der hl. Franziskus in seinen Orden aufgenommen, vertauschte Ognibene seinen Namen mit Salimbene, *) und hielt sich nun theils der Studien wegen, theils in Ordensgeschäften in den verschiedensten Städten Mittel- und Oberitaliens auf. Schon dadurch hatte er große Gelegenheit, Merkwürdiges zu sehen und zu hören, und eine Masse von Bekanntschaften zu machen, welche ihm für die Abfassung seiner Chronik von der größten Wichtigkeit wurden. Noch mehr war ihm Solches möglich durch seine Stellung als geachtetes Mitglied eines so weit verbreiteten Ordens, dessen hervorragende Persönlichkeiten zu den schwierigsten und geheimsten Sendungen gebraucht wurden, vielfach am päpstlichen oder kaiserlichen Hofe lebten, zum Theile sich im Besitz der wichtigsten Geheimnisse befanden, und unter denen er selbst, weil er die Jünger des hl. Franciskus gekannt, so wie seiner Gelehrsamkeit und Thätigkeit wegen, in einem gewissen Ansehen stand. Nachdem Salimbene 8 Jahre in Lucca, Siena und Pisa zugebracht, gieng er nach Parma, 1247, als diese Stadt den in der Geschichte Kaiser Friedrichs so merkwürdigen Abfall versuchte, und wurde dann nach Frankreich gesandt. In Lyon angelangt wurde er als Parmese von dem Papst Innocenz IV. auf das freundlichste aufgenommen und zeigte in dem Gespräche mit dessen so mächtigen Nepoten, dem Cardinal Wilhelm von Fiesco, eine Kühnheit, die das ungünstige, wie das günstige Urtheil beglaubigt, welches Salimbene in seiner Chronik über noch so hochgestellte Männer seiner Zeit ohne Scheu zu fällen wagt. Nachdem er einige Zeit zu Paris und in andern Städten sich aufgehalten, auch den guten König Ludwig, dessen Hofhaltung er so ausführlich beschreibt, daß er selbst den Küchenzettel nicht vergißt, **) zu Sens im Provincialkapitel des Franziskanerordens gesehen hatte, gieng er 1248 nach Genua, wurde dann wieder nach Lyon zurückgesandt und erhielt endlich für längere Zeit eine bleibende Stätte zu Ferrara. Hier erfuhr er den Tod des Kaisers, welcher, da er im Jahre 1250 erfolgte, auf ihn, wie auf einen großen Theil seiner Ordensmitglieder eine Revolution ganz eigener Art zur Folge hatte. Salimbene hatte sich nämlich, angezogen durch das Tiefsinnige und prophetisch Klingende in den Schriften des damals hochberühmten Abtes Joachim von Fiore, mit ganzer Seele dessen Auffassung der Theologie und insbesondere dessen Erklärung der Apokalypse zugewandt. Die Wahrheit der letztern beruhte aber wesentlich darauf, daß Kaiser Friedrich II. nach Vollbringung noch zehnfach ärgerer Thaten, als er wirklich verübt, im Jahre 1260 sterben würde. Als aber nun sein Tod um 10 Jahre früher eintrat, ward die Zeit der Ankunft des Antichrists verrückt, und damit auch einer der Grundsteine des ganzen Systems zerstört. Man sieht recht deutlich sowohl aus der eigenen Stimmung Salimbenes, als auch aus der seiner vorzüglichsten und geistreichsten Freunde, in welch eigenthümlicher Färbung sie die Welt von diesem ihrem Standpunkte aus erblicken mußten, und welche Mühe sie hatten, denselben wieder mit dem natürlichen zu vertauschen. *) Wahrscheinlich hatte dieß auch nicht unbedeutenden Einfluß auf den von ihm gefaßten Entschluß, auf die Ausarbeitung seiner Chronik den größtmöglichsten Fleiß zu verwenden. Und wirklich hat auch Affo Recht (S. 221), wenn er von unserm Autor versichert, daß kein Chronist des 13. Jahrhunderts eine so große Gelehrsamkeit in der Profan- und Heiligen-Litteratur besaß, wie Sa-

*) Quia salisti bonum religionem intrando, sagte ihm der Mönch.

**) Es wurden unter anderm servirt: „frische Bohnen in Milch gekocht.“ — Oft, setzt er hinzu, begab sich der König auf seinen Reisen zu den Eremitorien der Minoriten und anderer Mönche, sich ihrem Gebete zu empfehlen. Traf er eine Kirche, die nicht gepflastert war, so setzte er sich nicht auf die Stühle, sondern geradezu in den Staub.

*) Eine der bezeichnendsten Stellen in dieser Beziehung ist S. 336, wo Sal. berichtet, wie B. Johann von Parma die römische Curie hätte reformiren können, wenn er nicht aus Vorliebe für die Joachimischen Prophezeyungen das Cardinalat ausgeschlagen hätte. Auch ich, setzt Sal. hiebey hinzu, war Joachimit, aber nach Friedrichs Tode und dem J. 1260 dimisi totaliter istam doctrinam et dispono nihil credere nisi quod video. — Verum sunt nonnulli qui ita ad haererent dictis suis, qui postea erubescunt retractare quae dixerunt, ne videantur mendaces.

limbene, und — hätte er hinzufügen können, einen solchen Reichthum an treffenden, charakteristischen Erzählungen und Personalbeschreibungen. Im Jahre 1256 begab sich Salimbene von Ferrara nach Reggio, von da nach den romagnolischen Städten, die der Streit zwischen den Guelfen und Ghibellinen zerfleischte; zuletzt treffen wir ihn (1263 — 1287) theils im Gebiete von Reggio, theils in dem von Modena, immer sorgfältig bemüht, sowohl das Leben und Treiben einzelner Päpste und Ordensmänner, als auch den Vertilgungskampf in den verschiedenen Städten mit einfachen, aber ergreifenden Zügen zu schildern, und denselben (wie 1285 zu Modena) durch Unterhandlungen zu beendigen.

Gehen wir nun auf den eigentlichen Inhalt seiner Chronik ein, so können wir denselben nach verschiedenen Seiten betrachten.

Wir können 1) einige der wichtigsten Persönlichkeiten und Begebenheiten mit der besondern Rücksicht schildern, hiebey besonders den Werth oder Unwerth der Behandlungsweise unsers Autors und damit seine Glaubwürdigkeit darzulegen.

2) nach den interessantesten Zügen die kirchliche und bürgerliche Fehde und den ganzen furchtbar aufgewühlten Zustand jener Zeit förmlich beschreiben;

3) das Verhältniß unserer ungedruckten Chronik zu dem erwähnten memoriale untersuchen und bey dieser Gelegenheit auf die Geschichte der späteren Päpste eingehen, die, seine Zeitgenossen, Salimbene auf eine Weise würdigt, welche oftmals an Dantes Auffassung erinnert.

Indem wir uns das Erste zur Aufgabe stellen, wollen wir um der Untersuchung größeren Reiz zu verleihen, aus dem an Bildern so reichen Gemälde, die Schilderung Kaiser Friedrichs II. herausheben und um diesen, so viel es hier geschehen kann, einige seiner Zeitgenossen sich gruppiren lassen.

Wir fangen mit dem Berichte des Jahres 1238 deßhalb an, weil in diesem Ognibene in den Orden trat, uns dasselbe mit dem Verf. vertrauter macht und den natürlichen Uebergang zu wichtigen Dingen bildet. Damals, führt er mit der ihm eigenthümlichen Naivität zu dem bezeichneten Jahre an, gaben mir die Brüder vortrefflich zu essen.

At in processu temporis, fährt er fort, dederunt mihi caules, quibus oportuit me uti omnibus diebus vitae meae. et nunquam in saeculo comederam caules, imo iterum abhorrebam eos qui ne carnes comedissem, que in eis decoctae fuissent.

Dieß gibt ihm Anlaß, über die Nothwendigkeit des Wechsels von Prälaten zu reden und auf die Mißstände hinzuweisen, welche sich bey den Benedictinern zeigten, wo die

abbates (qui quantum quisque vivunt, durant et non deponuntur), cum saecularibus carnes manducant, monachi vero in refectorio legumina comedunt et alia multa incommoda et disconvenientia faciunt.

Wie hier, so schiebt unser Autor, wo er nur immer kann, gelegentliche Betrachtungen und Erzählungen fast bey jedem Jahre ein, was seiner Chronik ein besonderes Interesse, oft selbst etwas Dramatisches verleiht.

So z. B. wieder bey dem Jahre 1240, der Erzählung von der Eroberung Ferrara's von Azo von Este, dem Legaten Gregor von Monte lungo und Tiepolo dem Venetianischen Dogen. „Hundertmal," ruft er dabey aus, „hörte ich, und zwar von Papst Innnocenz IV. selbst, Ferrara rem Pontificis esse et terram ecclesiae." Von Salinguerra aber, der hiebey gefangen wurde, erzählt er, er habe den bekannten Text coelum coeli domino, terras autem dedit filiis hominum als Beweisgrund seines Berufes zum Herrscher anzuführen gepflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 19. Februar las Hr. Prof. Höfler über den Werth und den Inhalt der großen handschriftlichen Chronik Salimbene d'Adami's von Parma.

(Fortsetzung.)

Bey der Erzählung von der Einnahme Ravennas durch den Kaiser (22. Aug. 1240) fügt er hinzu:

> Hier waren vor Alters 4 adelige Häuser (nobilia casalia), die jetzt auf ein Nichts herunterkamen. Als aus dem letzten derselben, dem der Traversari noch eine illegitime Tochter vorhanden war, legitimisirte sie P. Innocenz IV., damit sie die Erbschaft antreten könne, und vermählte sie sodann mit dem Herrn Thomasio di Foliano, qui erat de regno et adhaerebat sibi quem et in Romagnola comitem fecit. Allein nach manchen Wechselfällen starben ihre Söhne ohne Nachkommenschaft und der letzte von diesen noch dazu im Elende. Aus demselben Geschlechte war auch jene, ihrer Schönheit wegen bekannte Aica, die Tochter des Paul Traversari, welche der Kaiser als Geisel nach Apulien bringen ließ. Als er später gegen den Vater dieses Mädchens zog, ließ er sie in einen glühenden Ofen werfen, in dem sie elend zu Grunde gieng.

Diese wie so manche andere ähnliche in dem Tone des Gewöhnlichen und nicht zu sehr Befremdenden vorgetragene Erzählung ist nur eine der bedeutenden Anklagen, welche Salimbene ohne sich gerade die Gelegenheit dazu besonders zu schaffen, gegen den Kaiser vorbringt, dessen großartige Eigenschaften er übrigens so wenig übersieht, daß er mit vollem Rechte ausruft: „hätte Friedrich die Kirche geliebt, er hätte wenige seines Gleichen gehabt.“ Daß er es nicht gethan, hat alle seine guten Eigenschaften zerstört.“ So aber habe er 7 superstitiones und 10 infortunia gehabt. Das erste Unglück sey gewesen,

> quod filius ejus Henricus primogenitus, qui post eum imperare debebat, contra voluntatem suam Lombardis adhaesit, et ideo ipsum cepit et vinculavit et in carcere posuit et tandem mala morte periit. 2. quod voluit suppeditare ecclesiam ut tam papa quam cardinales caeterique praelati pauperes essent. Et hoc non intendebat facere zelo divino sed quia non erat bonus catholicus et quod multum erat avarus et cupidus; volebat habere divitias et thesauros ecclesiae sibi et filiis suis, et quia volebat potentiam eorum deprimere ne contra eum attemptarent. Et hoc referebat quibusdam sectariis suis, a quibus postea fuit scitum.

3. Daß er die beabsichtigte Unterjochung der Lombarden nicht durchzuführen vermochte. 4. Seine eigene Absetzung durch Papst Innocenz IV. 5. Daß das Reich zu seinen Lebzeiten an einen andern vergeben wurde. — 6. Die Rebellion von Parma: quae fuit causa totius ruinae ipsius. — 7. Der Verlust von Vittoria. — 8. Quod principes et barones sui rebellaverunt contra eum, ut Tebaldus, Franciscus, Petrus de Vinea et alii. — (Was Salimbene in Betreff des letztern berichtet, hat Raumer bereits in dem 4. Band der Hohenstaufen aufgenommen S. 547. 548). — 9. Die Gefangenschaft des Königs Enzio. Tunc ei ablata est omnis spes victoriae suae. — 10. Quod audivit, quod Ubertus Marchio Pelavicinus melius habuit dominium Lombardorum, quam ipse

unquam habere potuerit, quamvis fuit ex parte sua.

Die sogenannten Superstitionen sind einzelne Züge, die auch zum Ganzen gehören, denen wir jedoch den Werth nicht beylegen, welcher den übrigen Berichten zukömmt, wie wir denn für Salimbene das Prädicat der Infallibilität keineswegs in Anspruch nehmen; er führt übrigens unter diesen an, daß der Kaiser einem seiner Notare habe den Daumen abhauen lassen, weil derselbe statt Fridericus Frederikus geschrieben; daß der Kaiser Knäblein habe säugen lassen, ohne daß die Ammen mit ihnen reden durften. Unglücklicher aber als jener ägyptische König, von dem Herodot erzählt, daß er auf ähnliche Weise die älteste Sprache habe erfahren wollen, starben die unglücklichen Kinder, und der Kaiser, der die Ursprache erfahren wollte, sah sich so getäuscht. Als Friedrich nach Palästina gekommen, habe er gesagt: quod Deus Judaeorum non viderat terram suam (das Königreich beyder Sicilien) quia non toties commendasset terram, quam promisit et dedit Judaeis. Die Untersuchung des Faro di Messina durch einen gewissen Nikolaus, welche Schiller den Stoff zu der Ballade „der Taucher“ gab. Daß er zwey Menschen *) gut verköstigen, hierauf den einen schlafen und den andern auf die Jagd gehen ließ. Am folgenden Abend habe er sodann befohlen, beyde auszuweiden (exenterari coram se), wo sich dann zeigte, daß der besser verdaut hatte, der geschlafen. Endlich die Prüfung seines Astrologen Michael Scotus, welche an eine ähnliche Probe erinnnert, die König Ludwig XI. zu Peronne vornahm.

Es mögen sich diese letzteren Berichte bey schärferer Untersuchung der Sache als wahr oder als ungegründet erweisen, wir nehmen sie wie gesagt, auch nur als von untergeordnetem Werthe im Vergleich zu andern Angaben an, deren Authenticität man wohl wird unangefochten lassen müssen. Es müßte nur seyn, daß man den freylich wohl kaum zu billigenden Weg einschlüge, den Verfasser

*) Nach Raumer — der jedoch keine Beweisstelle vorbringt, waren es 2 Hunde. III. S. 491.

eigenmächtig als Parteymann hinzustellen, *) wo eine tiefere Kenntnißnahme des Ms. wohl zu anderen Resultaten geführt haben würde. So finden wir z. B. in der Geschichte der Hohenstaufen, um nur ein Beyspiel anzuführen, die so merkwürdige Belagerung von Parma 1247 ausführlich nach Salimbene erzählt, vermissen aber dennoch einen zur Charakteristick des Kaisers höchst wichtigen Umstand:

„Imperator — quolibet mane veniebat cum suis et in glarea fl. P. decollabat III. et IV. vel et plures, sicut sibi videbatur de Parmensibus et Mutinensibus et Regino qui erant ex parte ecclesiae, quos habebat in vinculis, videntibus Parmensibus, qui erant in civitate, ut tristitiam inde haberent — et tunc tota militia imperatoris in armatura cum imperatore stabat, timens ne Parmenses cum suis, qui intrinsecus e regione stabant, armati ad eos irrumperent.

Zwar findet sich bey Raumer IV S. 196 eine Stelle, der Kaiser habe Gefangene vor Gericht stellen und (um die höchste Furcht zu erwecken) hinrichten lassen. Allein von einem gerichtlichen Verfahren ist hier nicht die mindeste Rede, und es wäre nun an Salimbene, sich über den Verfasser der Hohenstaufen zu beklagen und den Vorwurf, den dieser gegen ihn erhob, gegen ihn selbst umzukehren. Denn daß die Benützung Salimbene's von Hrn. v. Raumer nicht in dem Maße geschah, wie es die Wichtigkeit dieses Schriftstellers erforderte, geht auch aus andern Stellen hervor. So finden wir auch eine andere wichtige Thatsache bey Raumer selbst da nicht berührt, wo ihn die Ausführlichkeit, mit welcher er den Gegenstand behandelte, zu ihrer Mittheilung bewegen mußte. Salimbene fährt nämlich fort: „der Kaiser ließ sich die Ritter (welche die Parmenser den Regginern und Modenesern gesandt hatten, und welche von diesen, als Parma von dem Kaiser abfiel, in Ketten gelegt worden waren), nach Vittoria bringen und tödtete von ih-

*) So sagt Raumer IV. S. 221: Enzio war nach dem Zeugnisse seiner Feinde ꝛc., und die darunter stehende Note weist auf Salimbene hin. Auch IV. S. 183 wird er ein päpstlich gesinnter Schriftsteller genannt. Ich bemerke übrigens, daß mir gerade kein anderes Exemplar der Gesch. der Hohenstaufen zu Gebote steht, als der Reutlinger Nachdruck.

nen nach Wohlgefallen. *) Manchmal desertirten Ritter aus der Mark Ankona aus dem kaiserlichen Heere nach Parma, wo sie gut aufgenommen wurden.

„Fecerunt autem hoc, quia initio rebellionis Parmae imperator faciebat custodiri plures milites de Marca Anconitana in civitate Crèmona, aliquos in custodia publica, aliquos vero in aliqua domo.“

5 andere ließ Friedrich in Cremona aufhängen, worauf dann sogleich Wölfe kamen, um sie aufzufressen. Den Herrn Gerard de Canale von Parma schickte der Kaiser nach Apulien und ließ ihn daselbst mit einem Mühlstein um den Hals in das Meer werfen. Die Parmenser hatten nämlich Gerards Thurm, obwohl er dem Kaiser sehr befreundet war, nicht zerstört und dadurch diesem Anlaß gegeben, an Gerards Treue zu zweifeln. Auch diese Erzählung führt Raumer nicht an, obwohl sie zur Würdigung der nun folgenden von ihm mitgetheilten Beweggründe zum Abfalle Bernardos de Rossi, die Raumer lächerlich nennt, von besonderer Wichtigkeit ist. Raumer, welcher den Abfall Bernardos der Treue Hugo Bontarios gegenüberstellt, um Salimbenes Darstellung zu entkräftigen, vergißt, daß dieser von Bernardo erzählt: Bernardus compater fuit imperatoris et amicissimus valde et dilectus ab eo, also doch bedeutende Gründe obwalten mußten, um einen so hochgeehrten Mann zum Abfalle von dem Kaiser zu bringen.

Ebenso müssen wir die Darstellung des ungeheuern Elendes, wie sie von Raumer nach Salimbene (S. 289 Ms.) giebt und auf den District von Parma beschränkt („So gerieth die ganze Umgegend von Parma um diese Zeit in die äußerste Noth“) nach der ausführlichen Darstellung des Autors auf Reggio, Cremona, Modena, Faenza, ausdehnen. Ista maledictio guerrarum, totam Romagnolam occupavit invasit et destruxit eo tempore, quo eram ibi. Man sieht, daß es dem deutschen Historiker nicht immer um Genauigkeit des Ausdruckes zu thun war, und die von ihm benützten handschriftlichen Quellen noch manche Nachlese übrig ließen.

Es mögen übrigens in diesen Berichten Salimbenes einzelne Uebertreibungen vorkommen — wer kann jedoch diese beweisen? — allein im Ganzen liegt dennoch eine überzeugende Wahrheit und da er nicht etwa nur die Fehler eines Mannes oder eines Geschlechtes, sondern die Thaten und Schicksale von gar vielen einst großen und bedeutenden Männern erzählt, und die Gottesurtheile, die damals so furchtbar zu den Menschen sprachen, in dem tragischen Untergang einer großen Partey erblicken läßt, so hat seine Chronik etwas höchst Ergreifendes, ja oft etwas Erschütterndes, das den Beweis seiner Wahrheit, man kann es füglich sagen, in seinem eigenen Wesen, in seiner Einfachheit und Naivität enthält.

Es ist begreiflich, daß bey einer solchen Auffassungsweise es der Verfasser nicht bey einer bloßen Schilderung Friedrichs II. bewenden läßt. Er zeigt uns noch den Kaiser, wie er nach dem Banne sich erhob, *) „gleich einer Bärin, der ihr Junges geraubt“, (furibundus et totus inflammatus) sich gegen Parma hinwendet, und dort den Sieg, die Krone und die Siegesstadt (victoria) verliert, dann nach Apulien geht, vor Kummer erkrankt und stirbt. Nun aber beginnt erst der andere Akt des großen Drama. Ist Salimbene für die letzten Zeiten K. Friedrichs eine höchst wichtige Quelle, so ist er für die Geschichte des Unterganges seines Hauses und die damit erfolgte Zerfleischung Italiens vollends unentbehrlich. Jetzt erscheinen die verschiedenen Anhänger des verstorbenen Kaisers erst in ihrer wahren, oft teuflischen Gestalt; jetzt beginnt aber auch der wahre Triumphzug der Kirche und des Papstes, der von Lyon über Genua

*) Auch hier ist wieder von keinem Gerichte die Rede; sollte aber, wie ich vermuthe, diese Stelle nur eine Wiederholung der früheren seyn, so ist auch Raumers Ausdruck „Gefangene“ unpassend, da es keine Kriegsgefangene waren, wie man aus seiner Darstellung schließen möchte.

*) Erat amaro animo velut si ursa raptis catulis in saltu saeviebat. Et convenerunt ad eum omnes qui erant in angustia constituti et oppressi aere alieno et amaro animo et factus est princeps eorum.

nach dem Kirchenstaate zurückkehrt. *) Im May des Jahres 1251 feyerte der Papst daselbst die Hochzeit eines seiner Neffen, oder wie Raumer (IV. S. 283.) berichtet, des Grafen Thomas von Savoyen mit einer seiner Nichten, und wohnte selbst mit den Cardinälen und 80 Bischöfen derselben bey. „Nie war in jenen Tagen eine glänzendere Vermählungsfeyer gewesen;“ dann durchzog der Papst die treuen lombardischen Städte, in denen seine Ankunft das Signal zum lebhaften Kampfe mit den Ghibellinen ward. Im Kloster des hl. Benedict bey Mantua betete er am Grabe der Gräfin Mathilde, der unerschrockenen Vertheidigerin P. Gregors VII. In Ferrara angekommen predigte er von dem Fenster des bischöflichen Palastes dem unten versammelten Volke über die Worte: „selig das Geschlecht, dessen Herr Gott ist, selig das Volk, das Er sich zum Erbe erwählte.“ Dann legte er mit erhobener Stimme das Sündenbekenntniß ab und sagte: „Es bewahrte mich Gott, als ich von Italien wegging und als ich in Lyon verweilte und wieder, als ich hieher zurückkehrte. Er sey gepriesen in alle Ewigkeiten.“ Hierauf bat er die Versammelten, sie möchten jetzt in Frieden leben, weil „jener ehemalige Herr Kaiser,“ welcher die Kirche verfolgte, gestorben sey. Er vergaß aber nicht, hinzuzusetzen, daß Ferrara sein gehöre und als er nach Bologna kam und die Einwohner ihn um einen Ort in dem Bisthum baten, den sie der Kirche mit Gewalt abgenommen hatten, entfernte er sich unwillig und ohne denjenigen begrüßt zu haben, der ihn beherbergen wollte, **) und ungeachtet aller Festlichkeiten, die die Bologneser ihm bereitet hatten.

An solchen Zügen, die oft mehr charakterisiren als eine Anhäufung von 100 Prädicaten, ist unser Autor überreich. Wie den Papst, so führt er uns auch dessen Legaten vor, vor allen den gefürchteten Cardinal Octavian (ex filiis Ubaldini de Musello in episcopatu Florentino). Als dieser sich nach

*) Ich hoffe in einer zweyten Abhandlung ausführlich über diesen Wendepunkt der Angelegenheiten Italiens und Deutschlands berichten zu können und bemerke hier nur, was mir zur Charakteristik unsers Schriftstellers von besonderem Werthe zu seyn scheint.

**) insalutato hospite.

Parma warf, glaubten die Einwohner, er werde sie an den Kaiser verrathen. „Er gab sich jedoch den Schein, als wenn er bey dem Papste in den größten Gunsten stünde, so daß man ihn als den mächtigsten Cardinal betrachtete und ihm Geschenke darbrachte. Wäre aber Papst Innocenz IV. nicht so früh gestorben, so würde er wohl zu der Absetzung des Cardinals haben schreiten müssen,“

„pro eo quod nimis erat imperialis et negotia ecclesiae non bene fideliter faciebat. Multum reputatus fuit ex parte imperii, sed propter honorem suum interdum faciebat aliqua ad utilitatem ecclesiae, sciens quod propter hoc missus fuisset.“

Die Tochter dieses Cardinals sah Salimbene in einem Kloster. Die weltlichen Grundsätze ihres Vaters scheinen auf sie übergegangen zu seyn, da sie unsern Autor zu bereden suchte, ein Liebesverhältniß mit ihr einzugehen. Ein anderer Legat war Gregor de Monte Lungo, welcher die Parmesaner zu dem Sturme auf Viktoria veranlaßte, und ihren gesunkenen Muth durch künstliche Nachrichten baldiger Hilfe aufrecht zu erhalten wußte. Vergeblich hatte der Kaiser ihn durch Bitten und Versprechungen auf seine Partey zu ziehen gesucht. Dennoch verschweigt unser Autor auch die Schattenseite dieses Mannes nicht. Er nennt ihn

(podagristicus et) non bene castus; sed multi clerici saeculares, qui in dominio et in praelationibus sunt, in deliciis vivunt, parum de castitate curare videntur. *)

*) Von einem dritten, Philipp von Ferrara hat Raumer IV. S. 183 einige Züge aus Salimbene mitgetheilt, der jenen ohne alle Scheu nach seinen wenig lobenswerthen Eigenschaften charakterisirte. Diese Wahrheitsliebe unsers Autors hinderte aber den Verf. der Hohenstaufen nicht, diese Mittheilung über Philipp so einzukleiden: Sagt doch selbst ein päpstlich gesinnter Geschichtschreiber ꝛc. Als Beyspiel wie unwahr dieser Ausspruch ist, möge dienen, daß S. unter andern den Papst Honorius IV. so charakterisirt: homo avarus et miser — non solum novellarum religionum non promotor, verum etiam promotarum et convalescentium — maximus dissipator. Würde ein Parteyschriftsteller sich wohl so ausgedrückt haben?!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 19. Februar las Hr. Prof. Höfler über den Werth und den Inhalt der großen handschriftlichen Chronik Salimbene d'Adami's von Parma.

(Schluß.)

Ueberhaupt geht aus Salimbene *) wohl noch überzeugender, als aus dem oft grell übertreibenden Mathaeus Parisiensis **) die große Veränderung hervor, die in der Kirche statt finden mußte, als sie mit einem ungeheuren Aufwande ihrer Mittel erst den Kampf mit der weltlichen Macht eingehen mußte, in welchem selbst der glänzendste Sieg, nicht anders als ihre eigene Verweltlichung herbeyführen konnte. Je mehr diese eintrat, desto stärker mußte aber die Opposition werden, welche jedes weltliche Treiben im Schooße der neugestifteten Mönchsorden fand, ***) und als diese Opposition nach sehr natürlichen Entwicklungsgesetzen zuletzt bis zu der Höhe stieg, daß die in einem Kloster oder einem Orden engverbundene christliche Gemeinde sich für den Inbegriff der Kirche hielt, da konnte es denn auch nicht fehlen, daß eine eben so gewaltige Reaction sich von Seite der geistlichen Regierung gegen die unberufene Opposition äußerte, so daß diese sich unvermerkt in Kurzem aus der Kirche, deren Centrum sie zu bilden wähnte, hinausgeschleudert sah. Dieß geht zwar noch mehr aus einem andern von mir copirten Manuscript hervor, einer höchst anziehenden Chronik der Minderbrüder, welche ich in der laurent. Bibliothek zu Florenz fand, und die in Bezug auf das innere Leben und Treiben des 13. Jahrhunderts so überraschende Aufschlüsse giebt, daß ich nicht zweifle, es wird ihre demnächst von einem meiner Freunde erfolgende Publikation in der Auffassungsweise jener Verhältnisse eine nicht unbedeutende Veränderung hervorbringen. *) Ich berühre aber diesen Gegenstand deßhalb hier, weil die Nachrichten Salimbenes ganz besonders die allmählige Entwicklung dieses Zustandes der Dinge erblicken lassen. Die Franciscaner Ordensmänner, welchen Salimbene in seiner Chronik einen größern Platz einräumt, haben aber nicht bloß für die Geschichte der Kirche oder ihres Ordens eine besondere Bedeutung, sondern mehrere von ihnen nahmen selbst in politischer Beziehung eine wichtige Stelle ein, theils indem sie der

*) So nur Eines, Ms. S. 485, wo Salimbene berichtet, daß in Parma sich ein Priester mit dem andern auf offener Gasse geschlagen und beyde sich wechselseitig tödteten, Priester die Beicht mißbrauchten, Wirthshäuser hielten, für ihre Bastarde Geld sammelten ꝛc.

**) Wenn irgend ein Schriftsteller des Mittelalters, so bedarf dieser, den Raumer zu seiner Hauptquelle gemacht hat, eine kritische Sichtung und erfordert, bis diese geschehen ist, eine vorsichtige Benützung.

***) Der Gegensatz der Thätigkeit der Minoriten zu den Ausschweifungen der Weltpriester erhellt besonders aus S. 388.

*) Auch dem verstorbenen Papencordt, welchem während seines vieljährigen Aufenthaltes in Italien gar manche Quelle zugänglich wurde, die Andern unbekannt blieb, war diese Chronik entgangen, obwohl er sich mit dem Gedanken trug, diesen Theil der Geschichte noch weitläufiger zu beschreiben, als es in seinem Cola di Rienzo geschehen konnte.

Sache Friedrichs II. oder des Papstes einen besondern Vorschub leisteten, theils indem sie einen großen Einfluß auf einzelne Städte ausübten, oder auch indem sie der Literatur eine besondere Wendung gaben. Bey dem Berichte über Personen oder Angelegenheiten seines Ordens lernen wir auch zugleich die Persönlichkeit unsers Autors näher kennen — und höher schätzen. So beklagt er sich bitter über diejenigen, welche die Einfalt der Gesinnung in der Rohheit des Geistes erblickten; er wies diejenigen zurechte, welche den Layen Vorwürfe machten, daß sie lateinisch lernten, behauptete aber den immer zahlreicheren Layenbrüdern gegenüber die Würde des Priesterstandes aufrecht. Von besonderer Wichtigkeit ist seine Schilderung des bekannten Bruders Helyas, zweyten Ordensgeneral der Franciscaner, welcher von Papst Gregor IX. und K. Friedrich II. gleich gerne gesehen, 1238 zum Vermittler zwischen Beyden diente, bis er zuletzt weltlichen Prunk und Glanz der Erfüllung seiner Pflichten, gegen den Papst vorzog und hierauf seiner Würde entsetzt, ein Vorläufer Occam's und Bonagratia's wurde. Da nicht bloß Salimbene dem Kaiser die Absicht zuschreibt, Papst, Cardinäle und den ganzen Priesterstand so weit herabzubringen, daß sie an äußerer Armuth den Aposteln glichen, und der Kampf Friedrichs, der ihm und seinem Geschlechte den Untergang brachte, zuletzt diese Hauptrichtung nahm, so ist die Kenntniß einer Persönlichkeit, auf welche sich der Kaiser besonders stützte, gewiß von nicht unbedeutendem Interesse. Salimbene, welcher Helyas genau kannte und seine Verdienste um das Aufblühen der Theologie in dem Orden, aus welchem noch in der Zeit unsers Autors Bonaventura und Baco einen so großen Ruhm erlangten, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt; er hebt nicht weniger als 13 und zum Theile sehr beschwerende Klagepunkte gegen Helyas. Er habe Unwürdige zu Aemtern und Würden befördert, durch Verabsäumung allgemein bindender Constitutionen den Verfall von Zucht und Sitte herbeygeführt, statt Visitationen anzustellen bey Cortona in Vergnügen und Annehmlichkeit gelebt, die Provincialobern geplagt, diejenigen abgesetzt, die seiner Habsucht widerstanden ꝛc. Er habe die schönste Zelle, Pagen in verschiedenen Livreen, einen eigenen Koch und eine besondere Tafel mit auserlesenen Gerichten gehabt. Aller Intriguen ungeachtet, die Helyas ersann, um eine Vereinigung der Provincialen und damit seine Absetzung zu hindern, deren wohlgegründete Ursachen er sich selbst wohl schwerlich verhehlte, bewirkte zuletzt doch Fr. Arnulf von England (homo sanctus et zelator ordinis et promotor. erat tunc temporis poenitentiarius in curia Domini Gregorii IX.) seine Absetzung. Als aber hiezu ein Generalcapitel versammelt wurde, suchte Helyas dieses durch die Stöcke und rührigen Fäuste der ihm ergebenen Layenbrüder zu sprengen; allein der Papst vereitelte nun auch dieses, indem er selbst das Capitel präsidirte und der Untersuchung vorstand. Nun aber wandte sich Helyas ganz dem, damals schon excommunicirten Kaiser zu, (dando Imperatori consilium et favorem), so daß dieser sich das Ansehen geben konnte, als wäre der so angesehene Orden auf seiner Seite und in Tuscien Knaben und Mädchen Spottgedichte *) auf die Franciskaner auf den Strassen absangen. Später scheint ihn Reue ergriffen zu haben, allein die Furcht vor der Strafe hielt ihn von der Aussöhnung zurück, die in den Tagen Ludwig des Bayern ein anderer Ordensgeneral, Michael von Cesena, sterbend noch bewerkstelligte.

Auch Scenen der lächerlichsten Art, voll von jenem Humor der das Mittelalter so sehr auszeichnete, reihen sich an diese Schilderungen; so z. B. die Karikaturen des Franciskanerordens, **) die Beschreibung des unter dem Namen des Alleluja bekannten großen Friedensfestes der italienischen Städte 1233 ꝛc. Die Charakteristik der hiebey besonders thätigen Mönche (wie des Bruders Johann von Vicenza, ***) und so vieles Andere, das durch Raumer

*) Hoc attorno fratt. Helya
Se pres ha la mala via

**) Durch Ghirardus Segarellus 1248, Salimbene S. 316 und ad a. 1248. Merkwürdig, daß Raumer die Entstehung von Segarelli's Secte, welche mit der Dulcin's sich verband und von der meines Wissens nur Salimbene so ausführlich Nachricht gab, nicht mittheilte.

***) Raumer III. S. 565. Ueber Johann hoffe ich

schon bekannt geworden, knüpft sich daran. Einen besonderen Werth haben ferner auch die zerstreuten Nachrichten (z. B. 280 bey der Schilderung des in Florenz so berühmt gewordenen Cardinal Latinus) über die von Cardinälen und Päpsten versuchte Reform der Sitten, welche sich an das gleiche Streben der Ordensmänner anschließt. Mitten unter diesen Hinweisungen finden wir aber dann wiederum die interessantesten Detailnachrichten über den furchtbaren Kampf, in welchem Alberich, Icelin, Manfred, K. Konrad untergiengen und Italien in die gräßlichste Verwirrung gerieth. Auch in diesem Punkte erscheint unser Autor wieder als Hauptquelle. So berichtet er, die auf Alberichs Befehl geschehene Hinrichtung der 25 Trevisaner Edlen, welcher deren Gattinnen und Töchter, unter die zuckenden Leichen gestellt, und selbst von dem Busen abwärts entblößt, beywohnen mußten, worauf sie aus der Stadt getrieben *) und dem Elende Preis gegeben nur mit Mühe nach Venedig entrannen, wo ihr Anblick und die Kunde ihrer Leiden nicht wenig beytrug, dem Zuge gegen Alberich das Gepräge eines Kreuzzuges zu geben. Das Geschick, das er andern bereitete, ward dann zur furchtbaren Nemesis an seiner Gattinn und seinen 2 Töchtern erfüllt, die gleich den Trevisanerinnen den Augen der unzüchtigen Menge ausgesetzt, dann aber lebendig verbrannt wurden. **) Eine andere, nicht minder bezeichnende Thatsache, die mehr als das längste Raisonnement von der bestialischen Wuth zeugt, die gleich den Jacobinern unserer Tage, manche Häupter der Ghibellinen erfüllte, stellte zwar v. Raumer als unwahrscheinlich dar und verwies sie in eine Note, verschwieg aber dabey den Hauptumstand, die zum speciellen Hohn gegen Gott absichtlich verübte Besudelung des Altares, die der freylich sehr unzarten Sache erst die wahre Bedeutung giebt. *)

Welch ungeheuere Anstrengungen es den Päpsten kostete, diese gewaffnete Opposition auch mit Gewalt der Waffen, durch Kreuzzüge niederzuschlagen, geht zwar schon aus den jedem zugänglichen Schriftstellern hervor. Es ist uns jedoch keine Quelle bekannt, welche die damalige Lage der Dinge und die steigende Verwirrung in den lombardischen und romagnolischen Städten so anschaulich schildert, wie Salimbene. Von dem Tode Friedrichs II. an wird er für die Geschichte Italiens wahrhaft unschätzbar. **) Kaum mindern Werth hat die Chronik aber auch für die Geschichte der in Orvieto und Viterbo residirenden Päpste, deren Charakter ***) er zwar meist nur mit wenigen, aber höchst bezeichnenden Zügen schildert, zu deren Regierung er aber häufig die interessantesten Züge hinzufügt, wie sie nur ein treuer Beobachter und Zeitgenosse zu geben vermag. Da um diese Zeit mit dem päpstlichen Stuhle eine, zwar von neuern Historikern nur wenig bemerkte, aber

---

noch bey der Darlegung der Regesten P. Gregors IX. einiges Merkwürdige hinzufügen zu können.

*) Es ist merkwürdig, daß auch Alberich vor Raumer solche Gnade findet, daß seine gräßlichen Thaten nicht erzählt, sondern nur kurz angedeutet wurden. Sieh IV. S. 383 wo es bey seiner Hinrichtung heißt: „er habe dieselbe Strafe (welche zuletzt seine Töchter erlitten) über andere verhängt.“

**) Salimb. S. 360. 361.

*) Eine ähnliche Geschichte von einem gewissen Niger de lecca terra, der in der Marienkirche von Magreta Feuer legte und zur Mutter Gottes rief: modo defende te sancta Maria si potes, aber von einem Lanzenstich getroffen todt darnieder sank, erzählt Salimb. zum J. 1255.

**) Z. B. seine Beschreibung der Politik der Venetianer ad a. 1269.

***) So z. B. Papst Gregor X.: magnae religionis, amator pauperum, largus, benignus super omnes — honestas et valentes personas assumpsit — mirae experientiae in saecularibus nec intendebat pecuniarum lucris — circa divina magnus zelator — capellum rubeum abstulit D. Richardo Card. pro eo quod visum fuit sibi quod simoniace quandam praebendam dedisset.

tief eingreifende Veränderung vor sich gieng, indem er in französische und neapolitanische Abhängigkeit gerieth, von welcher ihn erst Papst Bonifacius befreyte, so muß der Bericht eines so gut unterrichteten Zeitgenossen bey der Mangelhaftigkeit der übrigen Quellen hier wohl von doppeltem Werthe seyn. Und wenn es auch wahr ist, daß für die deutsche und die Kaisergeschichte aus den spätern Berichten wenig oder gar nichts zu entnehmen seyn wird, so ist der Gewinn für den Zustand der Kirche, die Folgen des großen Kampfes und des Unterganges der Hohenstaufen, für die Geschichte der politischen Parteyen Italiens *) und der Lebensverhältnisse einzelner Päpste desto erheblicher.

Insbesondere ist dieß aber der Fall in Betreff der stillen und tiefen Entwicklung, von welcher wir oben gesprochen haben. Da treten uns Personen entgegen, um welche wir uns bey dem lärmenden Treiben der politischen Geschichte in Chroniken und andern Quellen vergeblich umsehen. Es ist, als wenn die Einsamkeit der Grüfte uns ihre Todten wieder gäbe. Wir finden aber unter diesen Männern eine Freyheit der Bewegung, eine Sicherheit des Auftretens, eine Wahrheit der Empfindung, um welche die Gegenwart, die so selten weiß, was sie will und was sie kann, jene ernsten und entschiedenen Zeiten beneiden dürfte. Man muß zugestehen daß sie uns nicht nur durch ein ruhiges tiefes Versenken des Geistes in den erhabenen Gegenstand ihrer Forschung, sondern auch durch jenen glücklichen Humor übertrafen, welcher der stete Begleiter

*) Nachdem er ausführlich dieselben in Imola, Bologna, Cremona, Faenza, Ravenna ꝛc. geschildert, fügt er hinzu: „alle diese Parteyen in ganz Italien stiftete Friedrich II.“ Daher auch Salimbene's Charakteristik dieses Fürsten: homo pestifer ꝛc. Eine furchtbare Erfahrung von fast 60 Jahren hatte ihn dazu berechtigt.

der Kindlichkeit eines Zeitalters, so wie ein unzweifelhaftes Gepräge wahrer Genialität ist.

Manche von diesen Zügen hat Raumer in den schätzbaren letzten Bänden seiner Hohenstaufen gegeben, einem Werke, das, um für lange Zeit zu leben, nur einer nochmaligen Durchsicht der gedruckten und der ungedruckten Quellen bedarf. *) Ingleichen hat Affo in der vita del beato Giovanni di Parma (Parma 1777. 8.), eines der ausgezeichnetsten Männer Italiens und siebenten Generals der Franciskaner, Vieles zur Schilderung des so merkwürdigen 13. Jahrhunderts daraus entlehnt.

Nach diesen Vorgängern noch tiefer in diese Verhältnisse einzugehen, erlaubt jetzt weder Zeit noch Raum. Eine Schilderung der Zeit durch Zusammenstellung vieler vereinzelter Züge in ein großes Gemälde wird vielleicht später stattfinden können. Dann wird sich auch wohl die schickliche Gelegenheit ergeben, das Resultat unserer Vergleichung Salimbene's mit dem Memoriale potestatum Regiensium vorzulegen, die wort- und inhalttreue Uebereinstimmung beyder nachzuweisen und dadurch über allen Zweifel zu erheben, daß jenes Werk eines bisher unbekannten Verfassers die Arbeit unsers gründlichen, wahrheitliebenden und gut unterrichteten Salimbene d'Adami ist.

*) In wie ferne dieses in der zweyten Auflage der Hohenstaufen geschehen, werden die gel. Anzeigen demnächst berichten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 8. Januar d. J. theilte der Klassensekretär, Herr Konservator Dr. von Martius nachstehenden Auszug aus einem Briefe vom Hrn. William Griffith Assistent Surgeon in Serampore dd. 12. Nov. 1841 mit.

Ich bin in den letzten Monaten mit der Anordnung der Herbarien beschäftigt gewesen, die ich aus Afganistan gebracht habe. Sie zählen ohngefähr 1400 Arten. Die beyden Familien, welche am stärksten repräsentirt sind, sind die Gramineae wovon 270, und die Compositae, von welchen 230 Arten vorliegen. Auch die Cruciferae, und namentlich die Chenopodeae, bilden einen großen Antheil jener Flora, die in ihrem Totalcharakter ganz kleinasiatisch oder levantisch ist. Statice sind, namentlich in dornigen Formen häufig, und ich glaube, daß darunter mehrere neue Gattungen seyn dürften. Von den Leguminosae gehören etwa 60 Arten zu den Astragalinae. Farnkräuter und Orchideae kommen kaum vor und fehlen vielleicht im westlichen Afganistan gänzlich. Der Contrast zwischen der Flora dieses, bis jetzt botanisch fast ganz unbekannten Landes und der des nordwestlichen Indiens ist höchst frappant, wenn schon einzelne Arten in beyden Ländern gemeinsam erscheinen. Meine Sammlung wird nächstens an den Hon. Court of Directory eingesendet, und, wie ich hoffe, von demselben zur Vertheilung gebracht werden.

Alle mir übrige Zeit verwende ich auf mikroskopische Untersuchungen. So eben ist mir Prof. Schleidens Uebersicht der Lemnaceae zu Gesicht gekommen. Ich muß fürchten, er sey mir mit der Wolfia zuvorgekommen, welche ich seit 1838 kenne und in meinen Notaten früher Microphytum claviforme und später, zu Ehren eines fleißigen mikroskopischen Untersuchers, des Hrn. Grant, im Civildienste von Bengalen, Grantia microscopica genannt habe. Meine Gattung ist auf eine Art gegründet, welche Roxburgh nicht kannte; dessen Lemna globosa wird aber wahrscheinlich eine zweyte Art seyn. Ich habe fast Schleidens eigene Worte gebraucht, als ich das Gewächs als die allereinfachste Form unter den Phanerogamen bezeichnete. Die Oberseite hat Spaltöffnungen, aber es sind keine Gefässe vorhanden, und die Wurzel ist nichts weiter, als eine einfache Verlängerung der Masse nach Unten. Nächstens werde ich eine Abhandluug über diese Pflanzen und einige indische Najaden — Pistia, Ceratophyllum und Chara — nach England senden.

So eben habe ich eine andere Schrift über Santalum, Osyris uud Loranthus beendigt, und glaube damit den Physiologen, welche sich mit Untersuchungen über die Befruchtung beschäftigen, einen Dienst erwiesen zu haben. In dieser Gruppe (denn ich bin überzeugt, daß die Loranthaceae mit jenen zusammengehören) nehmen die Anomalien im Befruchtungsgeschäft kein Ende, selbst in Arten ein und derselben Gattung. Während bey Loranthus bicolor kein Embryosack vorhanden ist, und der Embryo vom Ende der Pollen-Schläuche im Ovarium hervorwächst, findet bey Loranthus globosus eine ganz andere und höchst sonderbare Bildung Statt. Hier sind nämlich mehrere Embryonalsäcke

vorhanden, welche von den Pollen-Schläuchen gleichsam durchbohrt werden, indem sie die ganze Länge des Eykernes (?) durchbohren und außerhalb des untern Endes von diesem angelangt, den Embryo bilden. Das Albumen ist auf eine besondere Portion des Eykernes (?) beschränkt und die Pollen-Schläuche werden durch seine Fortsätze nicht verändert. Zu jedem Sacke gehören zwey Pollenschläuche. Das Albumen wird später ein einziges, und alle Pollenschläuche verwachsen außerhalb der Säcke zu einem einzigen Embryo.

In der Sitzung vom 5. Februar 1842 legte

1. Herr Conservator Lamont der Klasse meteorologische und magnetische Instrumente, wie sie für die Mitglieder des meteorologischen Vereins in der Werkstätte der k. Sternwarte gemacht werden, vor.

Die Instrumente waren:

1) ein Barometer von eigenthümlicher Construktion, besonders gut zum Transportiren geeignet. Der Umstand, daß der untere Theil der Barometerröhre eng ist, macht die Bewegung des Queckssilbers träge; dennoch gewährt das Instrument bey gehöriger Behandlung eine eben so große Genauigkeit wie irgend eine bisher angewendete Construction. Das Barometer kann auch als Thermometer gebraucht werden, was bey barometrischen Höhenmessungen nicht unwichtig ist.

2) Ein Thermometer für freye Luft mit Psychrometer verbunden. Zwey Thermometer sind an einer eisernen Schiene neben einander oder an zwey getrennten Schienen befestiget: das eine Thermometer mit freyer oder trockner Kugel hat zwey Theilungen, wovon die eine Reaumursche Grade zeigt, die andere den vom trocknen Thermometer abhängigen Theil der bekannten Psychrometer-Formel angiebt. Das andere Thermometer mit umwickelter oder nasser Kugel hat eine Theilung, welche den vom nassen Thermometer abhängigen Theil der eben erwähnten Formel darstellt. Die Differenz der zwey Theile ist der Dunstdruck in Pariserlinien ausgedrückt *)

Es sind bereits über 200 Barometer und 300 Thermometer in der Werkstätte der Sternwarte verfertiget und regulirt worden. Bemerkenswerth ist, daß die an allen Thermometern mit der Zeit vorkommende Aenderung des Eispunctes an diesen Thermometern in den letzten drey Jahren in keinem Falle mehr als 1/10 Grad betragen hat.

3) Differential-Apparat für magnetische Declination. Das Instrument besteht nicht aus Theilen, die der Beobachter erst zusammensetzen und reguliren müßte, sondern bildet ein Ganzes: es ist auf einem Stativ befestiget und bedarf, zur Aufstellung, einer isolirten Säule. Die Aufstellung selbst bietet übrigens eben so wenig Schwierigkeit oder Umständlichkeit dar wie die Aufstellung eines Barometers oder Thermometers. Bey der Construction sind die Grundsätze, welche in der Sitzung vom 20. Nov. v. J. entwickelt worden, berücksichtiget: das Instrument selbst ist aber wesentlich von dem in jener Sitzung der Klasse vorgelegten Instrumente verschieden, und bietet besondere Vortheile für den Fall dar, wenn man nicht ein eigenes Observatorium zur Aufstellung hat, sondern in einem gewöhnlichen Wohngebäude beobachten muß.

4) Differential-Apparat für Horizontal-Intensität, wobey ganz analoge Verhältnisse wie bey dem vorhergehenden Instrumente statt finden.

---

*) Die Psychrometerformel ist: Dunstdruck = F — 0,000892 (t — t') b wo t die Reaumurschen Grade des trocknen, t' die Grade des nassen Thermometers und b den Barometerstand in Pariserlinien ausdrücken. F ist der Druck, den die Dünste ausüben würden, wenn die Luft bey der Temperatur t' vollkommen damit gesättigt wäre. Die Formel kann auch so geschrieben werden:
(6 + F + 0,000892 bt') — (6 + 0,000892 bt)
Nach der oben beschriebenen Einrichtung ist das erste Glied auf der Scala des nassen, das zweyte Glied auf der Scala des trocknen Thermometers verzeichnet. Für b muß natürlich bey jedem Instrument ein bestimmter Werth (der mittlere Barometerstand des Beobachtungsortes) angenommen werden.

Derselbe las ferner folgende Notiz über die magnetische Störung vom 25. September 1841 vor:

Ich habe durch die Güte des Herrn Sabine eine Darstellung der Beobachtungen, welche während der großen magnetischen Störung vom 25. Sept. v. J. in Toronto (in Canada), in Trevandrum (in Ostindien) und St. Helena gemacht wurden, zugleich mit einer kurzen Notiz über die gleichzeitigen Beobachtungen am Cap der guten Hoffnung erhalten.

Behufs einer Vergleichung mit den europäischen Beobachtungen will ich die vorzüglichsten an den einzelnen Stationen wahrgenommenen Bewegungen in Kürze anführen:

In Toronto fanden an der Declination zwey große Oscillationen nach Westen statt; die eine am 24. Sept. 3^h 20′ Nachmittags, die andere am 26. um 4^h 5′ Morgens. Den äußersten östlichen Stand hatte der Stab am 25. Sept. Vormittags 10^h 25′ und am 26. Morgens 2^h 5′.

In Trevandrum (wo der Rajah von Travancone neben seiner Sternwarte ein magnetisches Observatorium im vorigen Jahre erbauen ließ) änderte sich die Declination am 25. Sept. im Ganzen sehr wenig, doch war der Stand östlicher als sonst und zwar zeigte sich die Abweichung vom gewöhnlichen Gange am stärksten zu Anfang des Tags und um 4^h Nachmittags. Die mittlere Declination im Monat September war ohngefähr 0^o 44′. östlich.

In St. Helena war der Gang des Declinations-Stabs am 25. Sept. gestört, die Bewegung aber nicht bedeutend. Eine Oscillation nach Norden, fand zwischen 6^h und 7^h Morgens und eine Oscillation nach Westen um 5^h 20′ Abends statt. Die mittlere Declination in St. Helena ist nahe 23^o westlich.

Die Horizontal-Intensität nahm von 10^h Vormittag bis 12^h 12′ schnell ab: sie erreichte da das Minimum und stieg dann bis gegen Mitternacht. Einen ganz ähnlichen Gang zeigte die Vertical-Intensität.

In Trevandrum zeigte sich die Horizontal-Intensität in ungewöhnlicher Weise beunruhigt; den ganzen Tag hindurch nahm sie gegen den gewöhnlichen Gang ab, und hatte Abends 6^h einen sehr niedrigen Stand erreicht. Hier hören die Beobachtungen wegen der eintretenden Sonntagsfeyer auf.

In St. Helena nahm die Horizontal-Intensität den ganzen Tag ab bis zwischen 7^h und 8^h Abends, wo das Minimum eintrat. Die Vertical-Intensität (deren Betrag in St. Helena nicht bedeutend ist) hatte schon etwas früher ihren niedrigsten Stand erreicht.

Am Kap der guten Hoffnung fand eine sehr beträchtliche Abnahme der Horizontal-Intensität bis 7^h 45, statt: die Bewegung der Vertical-Intensität am 24. Sept. 6^h 30′ Abends und am 25. Sept. 2^h 27′ Nachmittag war so groß, daß keine Ablesung weiter geschehen konnte.

Vergleichen wir diese allgemeinen Angaben unter sich und mit dem Gange der Instrumente in München und Greenwich, so lassen sich zwar einzelne Bewegungen nachweisen, die nahe gleichzeitig und mit ähnlichem Verlaufe an mehreren Puncten eintraten, eine allgemeine Gleichzeitigkeit oder Aehnlichkeit des Verlaufes ist aber nicht vorhanden. Nur bey der Horizontal-Intensität kommt eine außerordentliche Abnahme zur Mittagszeit und eine Zunahme am Abend (in St. Helena, welches südlich liegt, ist die Ordnung umgekehrt) durchgängig vor. Als sicheres Resultat stellt sich übrigens heraus, daß in dem magnetischen Zustande der entferntesten Punkte der Erde irgend ein Zusammenhang bestehe.

Die Mittheilung des Herrn Sabine enthält nach einigen Angaben über andere Störungen, worauf ich den wie mir scheint nicht uninteressanten Satz gründen zu können glaube, daß an jedem Orte die Störungen eine gewisse Gränze haben, auch die größten Abweichungen verschiedener Orte in einem gewissen (mit der absoluten Intensität oder Deklination nicht zusammenhängenden) Verhältnisse zu einander bleiben, ungefähr wie es für Barometer und Thermometer-Oscillationen eine Gränze und ein Verhältniß giebt. Folgende Zusammenstellung von Declinations-Störungen wird das Gesagte erläutern:

1840	Toronto	St. Helena	München	Greenwich
Aug. 28	104′	—′	29′	—′
Sept. 22	61	7	17	—
Sept. 25	30	—	11	—
Oct. 19	—	8	17	—
Dec. 21	82	—	35	—
1841				
März 22. 23	—	7	22	—
April 3.	—	3	8	—
Sept. 25	65	10	45	140
Nov. 18	86	—	35	—

In Toronto und Greenwich wurde ein glänzendes Nordlicht am 25. Sept. beobachtet; auch an allen hier bezeichneten Störungstagen sind wenigstens an einzelnen Stationen Nordlichter gesehen worden. Es verdient bemerkt zu werden, daß in München die Nordlichter auffallend selten vorkommen: in den letzt verflossenen 14 Jahren habe ich nur zwey große Nordlichter beobachtet. Seitdem das magnetische Observatorium besteht, hat nicht ein einziges Mal ein Nordlicht wahrgenommen werden können, obwohl bey magnetischen Störungen sorgfältig nachgesehen wurde.

Als eine merkwürdige Thatsache führe ich hier noch an, daß am 18. Nov. 1841 in Toronto eine Abnahme von 1/20 der Horizontal-Intensität beobachtet worden ist, die stärkste magnetische Aenderung die man bisher an irgend einem Puncte der Erde beobachtet hat.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

II. Hälfte. July — December.

B. Biondelli, Influenza delle nazioni germaniche, slave e finniche sugli studi dall' epoca del risorgimento delle lettere fino a noi. Milano 1840.

W. Whewell, Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc. von der frühesten bis zu unserer Zeit. Bd. 3. Stuttgart 1841. 8.

Ch. G. Kayser, I. Supplement zu Kayser's vollständigem Lexikon, enthaltend die Erscheinungen der Jahre 1833 — 1840 incl. so wie Berichtigungen der ersten 6 Bände. I. Abth. Bogen 1 — 69. A — K. Leipzig 1841. 4.

Lownde's British librarian or book-collector's guide. Part X. Class I. Religion and its history. London 1840. 8.

Swensk Bibliographi eller Allmän Förteckning öfwer utkomma Böcker, Musikalier, Kartor, Kopparstick och Stentryck för ăr 1841. Stockholm 1841.

Catalogue of the Sanskrit manuscripts, collected during his residence in India, by the late Sir Robert Chambers, Knt. chief justice of Bengal. London 1838. fol.

Catalogus codicum bibliothecae imp. publicae Graecorum exc. directoris ejusdem Bibl. ex auct. adj. exemplarium script. lithogr. plagula scripsit E. de Muralto. Fasc. I. Codices Graeci. Lipsiae 1840. fol.

Jos. Chmel, Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, im Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen verzeichnet und excerpirt. Bd. 2. Wien 1840.

Graf von Münster, Katalog arabischer Handschriften. s. l. et a.

Nieuwe vaderlandsche Letter-Oefeningen. Deel 1 — 5. Amsterd. 1761 — 71. 8.

J. J. Ampère, Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle. Vol. 3. Paris 1840. 8.

Annales Academici. 1837. 1838. Hagae Comitis. 1840. 4.

Alex. Chalmers, A history of the university of Oxford, including the lives of the founders. Vol. 1. 2. Oxford 1810. 8.

Geo. Dyer, A history of the university of Cambridge. Vol. 1. 2. London 1814. 8.

F. G. Eichhoff, Histoire de la langue et de la littérature des Slaves, Russes, Serbes, Bohèmes, Polonais et Lettons, considérées dans leur origine indienne: leurs anciens monuments et leur état présent. Paris 1839. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch = physikalische Klasse.

2) Herr Prof. Dr. Buchner trug vor: Ueber die Bitterstoffe im Allgemeinen und ins Besondere die der Cinchoneen.

Der bittere Geschmack ist ein sinnliches Merkmal, welches sehr vielen und mannigfaltigen, ja chemisch und medicinisch entgegengesetzten Pflanzenstoffen zukömmt. Man kann daraus keinen andern allgemeinen Schluß ziehen, als den, daß die Bitterstoffe keine Nahrungsmittel, sondern Arzneymittel sind, welche energisch auf den thierischen Organismus einwirken, d. h. die organische Thätigkeit abzuändern, umzustimmen und eine materielle Mischungs = Veränderung herbeyzuführen vermögen. Aber eben diese Umstimmung, diese Veränderung, welche durch verschiedene Bitterstoffe in unserm Organismus bewirkt wird, kann ganz entgegengesetzter Natur seyn; es wäre daher eine Einseitigkeit, wenn man aus dem bittern Geschmacke einer Pflanze geradezu schließen wollte, daß sie zu den tonischen oder stärkenden Arzneymitteln gehöre, weil z. B. die Gentiana, das Centaurium minus und die Chinarinden bitter schmecken; denn die Krähenaugen, die Mohnkapseln, die Stechapfelsamen, die Coloquinten sind auch bitter; Niemand wird sie aber zu den tonischen Arzneymitteln rechnen.

Es frägt sich nun, haben wir außer dem Geschmacke oder der physiologischen Wirkung sonst kein Merkmal, woraus wir den arzneylichen Charakter irgend eines Bitterstoffes zum Voraus, wenigstens annäherungsweise, beurtheilen könnten? Ich glaube ja, nnd zwar aus dem chemischen Charakter. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß einige Bitterstoffe sich wie Säuren verhalten, andere hingegen wie Salzbasen; zu den erstern gehört das Bittere der Isländischen Flechte, Gentianawurzel, Angusturarinde, Rhabarber u. s. w. Diese säureähnlichen Bitterstoffe des Pflanzenreichs sind stickstofffrey, sie bilden mit Alkalien auflösliche, mit einigen Erden und Metalloxyden hingegen unauflösliche Verbindungen; in manchen Beziehungen haben sie Aehnlichkeit mit dem bittern Bestandtheile der Galle, welcher ebenfalls wie eine Säure sich verhält und inderselben mit Natron in einer auflöslichen Verbindung sich befindet. Diese säureähnlichen Bitterstoffe gehören nun vorzugsweise zu den tonischen oder roborirenden Arzneymitteln, denn sie wirken zunächst und zwar sehr befreundet auf die Organe der Ernährung und Blutbildung.

Die basischen Bitterstoffe hingegen, wovon wir die ausgezeichnetern „Alkaloide“ nennen, sind stickstoffhaltig; wir finden sie in den Pflanzen mit Säuren oder säureähnlichen Stoffen, womit sie in der Regel auflösliche Verbindungen bilden, natürlich verbunden; durch Alkalien und basische Metalloxyde werden sie aus diesen Verbindungen verdrängt. Diese alkaloidischen Bitterstoffe nun, wozu jene des Schlafmohns, des Stechapfels, der Krähenaugen, der Herbstzeitlose u. s. w. gehören, wirken zunächst und zwar sehr energisch auf das Nervensystem umstimmend, reizend, ja sogar überreizend und lähmend ein, entweder auf das Gehirn und die höhern Sinnesnerven, oder auf das Rückenmark und die Bewegungsnerven, oder auf die splanchnischen und diejenigen Nerven, welche die unwillkührlichen Bewegungen beherrschen.

In einer und derselben Pflanze hat man bisher noch selten zwey verschiedene Bitterstoffe von entgegengesetztem chemischem und medicinischem Charakter angetroffen, vielleicht weil man noch nicht aufmerksam genug darauf war. Dem Hrn. D. F. L. Winkler in Zwingenberg aber ist es gelungen, in den Rinden der Cinchoneen, worunter wir ächte und falsche Chinarinden unterscheiden, außer den von Pelletier und Caventou entdeckten alkaloidischen Bitterstoffen, welche unter dem Namen Cinchonin, Chinin und Aricin oder Cusconin bekannt sind, auch eine bittere Säure zu entdecken, welche er Chinovabitter nannte, weil er sie zuerst in einer falschen Chinarinde, die unter dem Namen „China nova“ im Handel vorkömmt, fand. Nunmehr hat er aber die sehr wichtige Entdeckung gemacht, daß auch die ächten Chinarinden von Cinchona-Species nebst den Alkaloiden auch Chinovabitter enthalten.

Dr. Winler wird im 75. Bande meines Repert. f. d. Pharmacie seine zahlreichen Versuche über diesen Gegenstand in einer ausführlichen Abhandlung mittheilen. Da mir der Gegenstand wichtig zu seyn scheint, so erlaube ich mir, die verehrliche Klasse vorläufig darauf aufmerksam zu machen.

Seit beynahe zehen Jahren mit sorgfältigen Vergleichungen und Untersuchungen der im Handel vorkommenden Chinarinden beschäftiget, kam Winkler im Jahr 1835 auch an die sogenannte China nova surinamensis, welche bestimmt von einem Baume aus der Familie der Cinchoneen abstammt, wahrscheinlich von einer Portlandia oder Exostemma, und er entdeckte darin einen eigenthümlichen Bitterstoff, der sich mehr wie eine Säure als ein Alkaloid verhält, wovon in der genannten Rinde keine Spur zu entdecken war. Zu gleicher Zeit fand er aber auch in der Königschina, welche zu den ächten und besten Cinchona-Rinden gehört, und vorzüglich reich an Chinin-Gehalt ist, einen Antheil Chinovabitter. Seine erste Abhandlung hierüber hat Winkler im 51. Bande meines Repertoriums f. d. Pharmacie bekannt gemacht. Seitdem fand er diesen neuen Bitterstoff fast in allen ächten und unächten Chinarinden, die er untersuchte, nicht nur in der China regia, sondern auch in der Cusco und Huamalis-Sorte, in der China flava de Carthagena, in der sogenannten China alba, in den Rinden von Rio Janeiro, in der China caribaea nnd Piton. Es stellte sich das merkwürdige Resultat heraus, daß die ächten Fieberrinden aus der Gattung Cinchona stets Alkaloid und Chinovabitter zugleich enthalten; die unächten Chinarinden hingegen aus den Gattungen Buena, Exostemma und Portlandia meistens sehr reich an Chinovabitter sind, aber kein Alkaloid darbieten.

Was die Darstellung und Eigenschaften des neuen Bitterstoffes betrifft, so bemerke ich schließlich nur folgendes:

Das Chinovabitter ist in Wasser, Alkohol und Aether löslich, auch bildet es mit den Alkalien, so wie auch mit Kalk und Magnesia leicht lösliche Verbindungen, es bleibt also bey der Fällung des Chinins und Cinchonins durch Kalk in Auflösung und kann dann mittelst Kohle und Aether leicht rein dargestellt werden. In verdünnten Säuren ist es unauflöslich, von concentrirten wird es leicht zersetzt. In trockenem Zustande erscheint es als ein weißes undeutlich krystallinisches Pulver ohne Geruch und von einem starken rein bittern Geschmack. Bey mäßigem Erhitzen schmilzt es sehr leicht zu einer harzähnlichen Masse. Mit einigen basischen Metalloxyden, namentlich mit Kupfer- und Bleyoxyd, bildet es in Wasser unauflösliche Verbindungen. Die bisherigen Elementar-Analysen des Chinovabitters durch Petersen und meinen Sohne haben etwas von einander abweichende Resultate gegeben, so viel ist indessen ausgemacht, daß dieses Bitter keinen Stickstoff enthält. Auch hat Dr. med. Weil in Zwingenberg therapeutische Versuche damit angestellt und gefunden, daß das Chinovabitter nicht fieberwidrig wirke. Ob aber eine Verbindung desselben mit Chinin oder Cinchonin die Wirksamkeit dieser Alkaloide auf eine specifische Weise modificire, muß erst die Zukunft lehren.

In der Sitzung am 12. März 1842 berichtet:

1. der Klassensekretär, Herr Konservator Dr. v. Martius über die mit hohem Ministeral-Rescripte dd. 27. Februar eingeschickten kranken Kartoffeln von Frankenthal in der Pfalz:

Die Ansicht dieser Kartoffeln belehrte, daß sie von einer wahren Epidemie befallen sind, als deren Produkt und Contagium sich ein eigenthümlicher Schimmelpilz, Sporotrichum solani, darstellt. Die Erscheinung dieses Pilzes wird von dem Berichterstatter als das Ausgangsstadium einer Krankheit betrachtet, welche anfänglich noch keine Spur von Pilzerzeugung an sich trägt. Sonach müssen wenigstens zwey Stadien in der Krankheit unterschieden werden. Zuerst wird die Kartoffel runzelig, trocken, bekommt an der Oberfläche kleine Punkte und Fleckchen, die endlich in größere, dunke Flecken zusammenlaufen. An diesen oder andern, früher scheinbar gesunden Stellen erheben sich später kleine Knötchen, welche ein bräunliches, endlich schwarzes Zellgewebe enthalten, unter der Epidermis. Letztere wird nach und nach verzehrt, zerreißt unregelmäßig, und nun erhebt sich aus dem braunen Zellgewebe die erwähnte Pilzbildung, welche man schon vorher, wie kleine Nester, im unausgebildeten Zustande zwischen dem Zellgewebe wahrnehmen konnte. Der Pilz erzeugt zahllose Keimkörner, durch deren Verbreitung die Krankheit, nach dem Berichterstatter, immer mehr Ausdehnung erhalten dürfte. Das Zellgewebe verliert bey diesem Processe seinen Gehalt von Amylumkörnern, welche es vorher dicht angefüllt hatten. Diese werden nämlich gänzlich verflüchtigt und in eine bräunliche Jauche verwandelt, welche als die Matrix des Pilzes zu betrachten ist.

Der Berichterstatter hält diese Krankheit für die trockne Stockfäule oder Trockenfäule, welche nicht immer auf die Stufe der Pilzbildung zu gelangen brauche, sondern auch auf einem tieferen Stadium stehen bleiben könne. Zur Verhütung weiterer Ausbreitung der Krankheit wird vorgeschlagen, zunächst das Seminium derselben, vorzüglich durch Feuer, zu vernichten, indem man die inficirten Kartoffeln verbrennt, sobald sie Pilzbildung zeigen. Außerdem wäre insbesondere der Ausbau solcher Kartoffeln zu vermeiden, welche ein früheres Stadium an sich zeigen, und endlich wäre den zur Krankheit disponirenden Ursachen insbesondere durch jene Maßregeln entgegenzuarbeiten, welche schon durch den früheren Bericht des Hrn. Akademikers Zuccarini angegeben worden sind.

Schlüßlich bemerkt der Berichterstatter, daß sich seit Abgabe seines Gutachtens noch eine neue, wie es scheint sehr wichtige Erscheinung kund gegeben habe. Es entwickelten sich nämlich in den kranken Kartoffeln unzählige Milben, die mit dem Acarus Farinae die größte Aehnlichkeit darstellen.

Auch erscheint hie und da an der Oberfläche der kranken Kartoffeln noch ein zweyter Pilz, ein Fusisporium. Derselbe stellt ein dichtes, aber dünnes Häutchen dar, welches aus sehr kleinen verästelten Schimmelpolstern besteht, die eine ungeheuer große Menge von cylindrischen geraden oder etwas gebogenen Keimbläschen an den Enden der Zweiglein tragen, welche alsbald abfallen, und diese Schimmelerzeugung ebenfalls immer weiter zu verbreiten geeignet scheinen.

---

2. Derselbe theilt nachstehenden Auszug aus einem Briefe des Hrn. Kapitäns W. H. Smith in Cardiff dd. 11. Febr. 1842 mit:

In Beantwortung Ihrer Nachfragen um meinen Sohn Charles Piazzi kann ich sagen, daß er gesund und mit seinem Aufenthalte am Vorgebirg der guten Hoffnung sehr zufrieden ist. Er ist glücklich genug gewesen, bey der Feststellung eines der wichtigsten Desiderata auf dem Felde der Astronomie, der Parallaxe der Fixsterne mitzuwirken. Sie erinnern sich an die glückliche Ausdauer Ihres hochbegabten Landsmannes Bessel in derselben Angelegenheit rücksichtlich des Sterns 61 im Schwan und daß er zu dem Schluß gelangte, daß seine Parallaxe sich auf 0″ 314 beläuft, woraus eine Entfernung abgeleitet wird, die 658,000mal so groß ist,

als die der Erde von der Sonne. Wir haben aber einen jener glänzenden Weltkörper viel näher, denn nach einem Briefe, den ich so eben aus dem Observatorium der Capstadt erhalten habe, ist die Parallaxe des schönen Doppelsternes a Centauri über jeden Schatten von Zweifel festgestellt. Sie beträgt: 0″ 91. Diese Parallaxe ist durch eine scharfe Reihe von Beobachtungen festgestellt worden, welche mit dem Mauer-Circle eigens zu diesem Zweck angestellt worden sind. Diese Reihe begreift 272 doppelte Höhen der beyden Sterne, vom April 1839 bis zum August 1840 beobachtet. Es ist dieß sehr erfreulich. Ich hoffe, wir werden nach und nach Etwas in Bezug auf die Bahnen und die Massen jener zwey Sterne erfahren, welche sich nun einander nähern. Sie sehen wie gut es ist, daß wir astronomische Schildwachten in der südlichen Hemisphäre aufgestellt haben. An einer detaillirten Darstellung dieser interessanten Thatsachen wird nun gearbeitet.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Fr. J. Günther, Ueber den deutschen Unterricht auf Gymnasien. Essen 1841. 8.

J. Israeli, Amenities of literature, consisting of sketches and characters of English literature. Vol. 1. 2. Paris 1842. 8.

P. Namur, Histoire des bibliothèques publiques de la Belgique. T. 1. Histoire des bibliothèques publiques de Bruxelles. T. 2. Histoire de la bibliothèque publique de Louvain. Bruxelles 1840 — 41. 8.

Notizie biografiche e letterarie con Prose e Versi in continuazione della biblioteca Modenese di Tiraboschi. T. 1. 2. Reggio 1834. 4.

John Petheram, An historical sketch of the progress and present state of Anglo-Saxon literature of England. London 1840.

Dr. Ludwig Wihl, Geschichte der deutschen Nationalliteratur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage. Altona 1840. 8.

Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1839. Berlin 1841. 4.

Nova acta physico-medica academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae Curiosorum. Vol. 18. Supplementum I. Vratislav. 1841. 4.

Kongl. Vetenskaps-Academiens Handlingar, för aor 1839. Stockholm 1841. 8.

Bulletin scientifique, publié par l' académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg. Vol. 5 — 7. Petersb. 4.

— — de la société de Géographie. Deuxième Série. Vol. 16. Paris 1841. 8.

— — de l' académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. Vol. VII. p. 1. 2. VIII. p. 1. Bruxelles 1840 — 41. 8.

Journal of the royal asiatic Society of Great-Britain and Ireland. Vol. 12. London 1841. 8.

Memoirs of the Royal astronomical society. Vol. 11. London 1840. 4.

Mémoires de l'académie Royale des sciences morales et politiques de l'institut de France. Savants étrangers. Vo. I. Paris 1841. 4.

— — de l'institut royal de France, académie des inscriptions et belles lettres. Vol. 14. Paris 1840. 4.

— — de l'académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg. VI. Série. Sciences politiques, histoire, philologie. T. 4. livr. 4. 5. VII. Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. T. V. 2. partie: Sciences naturelles. T. 3. livr. 1 — 4. St. Petersbourg 1839 — 40. 4.

Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Vol. 13. 14. Bruxell. 1840 — 41. 4.

Mémoires de la société de physique et d'histoire naturelle de Genève. Vol. 9. p. 1. Genève 1841. 4.

Royal asiatic society of Great Britain and Ireland. Proceedings of the committee of commerce and agriculture 1841. London 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. März 1842.

3. Herr Professor Dr. J. Ennemoser hielt einen Vortrag: Ueber die Würde und den Standpunkt des Magnetismus in unserer Zeit und theilte später daraus nachstehenden Auszug mit.

Der Grund, warum der Magnetismus bisher so wenig zu einer allgemeinen Anerkennung gekommen ist, liegt theils in den Verhältnissen desselben und in der Eigenthümlichkeit seiner Erscheinungen, anderntheils in der besondern Stellung, Beruf und Bildungsstufe der verschiedenen Fakultäts-Studien. Daß aber der Magnetismus jetzt, trotz alles Widerstrebens, dennoch einen festen Standpunkt als eine unläugbare Thatsache erlangt hat, davon liegt die Ursache nicht allein in den fortwährend und wiederholt bekannt gewordenen Erscheinungen desselben, als vielmehr in der allgemeinen Kulturentwickelung unserer Zeit, wozu vor allem die Naturwissenschaften in ihrem raschen und ungewöhnlichen Aufschwunge das meiste beygetragen haben. Deßhalb ist der Magnetismus auch unter allgemeine Protection und wissenschaftliche Obhut gestellt für immer und unerschütterlich in seiner Existenz gesichert, — und er stützt sich nun auch nicht mehr bloß auf sich selbst, sondern auf die Gesammtkraft der Lebensbildung und der Wissenschaft.

Da der Magnetismus gleichsam die organische Entwickelung von der Menschheit eingepflanzten Kräfte ist, so ist er nichts Neues seinem Wesen nach, und er läßt sich daher historisch in aller Zeit nachweisen, so wie er zugleich auch keiner besondern Erklärungs-Gesetze bedarf, da seine Erscheinungen nur zuweilen in ungewohnten Formen auftreten, aber keine der Menschheit fremdartige Eigenschaften zeigen. Die neue Doctrin wird daher der Physiologie überhaupt und der Psychologie, insbesondere für die seltenern Erscheinungen des Somnambulismus, anheimfallen. Dabey wird aber der Magnetismus ganz vorzüglich ein aufklärendes Hülfsmittel werden nicht bloß für viele bisher unlöslich gehaltene physiologische Räthsel, wie z. B. bey vielen Erscheinungen der Krankheiten, sondern noch mehr in jenem inneren mystischen Gebiete des Schlafes und der Traumwelt, in welcher der versteckte Poet seine magischen Rollen so verschiedenartig abspielt. In dieser Hinsicht wird der Magnetismus den Geschichtsphilosophen und der historischen Kritik an die Hand gehen und jene mysteriösen Erscheinungen aufklären, welche man für Fabeln oder Verirrungen ganzer Perioden der Geschichte angesehen hat. In medicinischer Hinsicht ist der Magnetismus geeignet, die verschiedenen Methoden und Gegensätze, nicht überflüßig zu machen, sondern einander zu nähern und unter einander zu versöhnen.

Gleich wie aber die höhere Natur des Menschen durch den Magnetismus vielseitig aufleuchtet und er daher einer allgemeinen Pflege in jeder Hinsicht würdig ist: so zeigen sich dabey auch Wirbel, die den ungewissen Schiffer gefährden können, wenn er das Schiff nicht mit sicherer Hand zu leiten versteht. Es entsteht also die große Frage: ob es nicht endlich an der Zeit sey, daß der allgemeine Eifer der Kultur und Aufklärung auch dafür Sorge trage, daß der Magnetismus auf öffentlichen Lehranstalten theoretisch und praktisch erlernt und studiert werden könne.

4. Herr Konservator Dr. Steinheil legte der Klasse einen von ihm construirten und unter seiner Leitung ausgeführten tragbaren kleinen Meridiankreis vor, welcher für Sr. Erlaucht den Grafen Wilhelm von Würtemberg bestimmt ist.

Dieses Instrument unterscheidet sich wesentlich von den bisherigen. Das Fernrohr dreht sich um seine eigene optische Axe, welche durch Spiegelung von dem Objective um 90° abgelenkt wird. Dadurch behält das Rohr und das Auge des Beobachters bey allen Höhen dieselbe constante Lage von Ost nach West, was den Gebrauch überaus bequem macht. Indem nun hier die Axe der jetzigen Meridiankreise ganz hinwegfällt, wird eine damit verbundene wesentliche Fehlerquelle, die Durchbiegung ganz unmöglich. Denn das Instrument behält während der Drehung immer dieselbe symmetrische Lage.

Man mißt mit dem Kreise, welcher auf der Okularseite angebracht ist, Nadir-Abstände vom Bilde des Declinationsfadens in untergestelltem Queckfilberhorizonte. Das Gesichtsfeld ist im Spiegel sichtbar gemacht durch einen kleinen Beleuchtungsspiegel vor dem Okulare, wo von dessen Belegung das zur Einsicht Nöthige abgenommen ist.

Die beyden Nonien geben unmittelbar 10 Sekunden. Man sieht aber noch leicht 5″, obschon der Radius der Theilung nicht ganz zwey Zoll beträgt. Das Fernrohr hat Licht genug, um bey Tag unter günstigen Umständen α Polaris zu zeigen. Das ganze Instrument ist in einem Kistchen von 6 Zoll Geviert und 9 Zoll Länge verpackt. Ein zweytes ähnliches Instrument ist bereits für Nordamerika bestellt. Mit einem größeren Kreise dieser Construction beobachtet Se. Excellenz der österreichische Gesandte, Graf Colloredo-Waldsee seit mehreren Jahren dahier und für die kaiserliche Sternwarte in Wien soll ein noch größeres nach übersandten Zeichnungen in Ausführung begriffen seyn.

---

5. Herr Professor Dr. Buchner las über die Ergebnisse einer neuen chemischen Untersuchung der Angelika-Wurzel (Angelica Archangelica L.)

Zunächst zeigte der Verf. mehrere Educte vor, welche sein Sohn Dr. Ludwig Andreas Buchner aus der Angelica dargestellt und einem genauen Studium unterworfen hat. Vorzüglich bemerkenswerth sind darunter die von ihm neu entdeckten Stoffe, welche die arzneyliche Wirksamkeit der genannten Wurzel begründen.

Aus dem sogenannten Angelica-Balsam, welchen Buchholz und Brandes aus der Wurzel gezogen, aber nicht weiter zerlegen konnten, wurden folgende Bestandtheile dargestellt:

1) eine wohlriechendes indifferentes ätherisches Oel;

2) eine ätherisch-ölige aber zugleich krystallisirbare Säure, welche Buchner mit dem Namen „Angelica-Säure“ bezeichnet hat, weil sie sich von allen bisher bekannten Säuren wesentlich unterscheidet, und jedenfalls eine interessante neue Entdeckung in der Pflanzenchemie ist; sie zeichnet sich durch einen durchdringend stechenden Geruch, durch einen brennend scharfen und zugleich sauren aber nicht lange andauernden Geschmack, so wie durch ihr chemisches Verhalten aus, wodurch sie theils der Essigsäure, theils der Baldriansäure und theils der Benzoesäure ähnlich ist. Ferner wurde abgeschieden

3) eine krystallisirbare harzartige Substanz, welche mit dem Namen „Angelicin“ bezeichnet wurde, weil sie sich an das Imperatorin und Peucedanin anreiht und gleichfalls durch eigenthümlich gewürzhaften Geschmack auszeichnet;

4) Wachs eigenthümlicher Art und

5) Harz; diese beyden letztgenannten Stoffe scheinen wenig oder gar nichts zur arzneylichen Wirksamkeit der Angelica beyzutragen; sie sind nur dadurch wichtig, weil sie das ätherische Oel und die Angelicasäure fest gebunden halten und vor der schnellen Verflüchtigung oder Zersetzung durch Lufteinfluß schützen.

Unter den Bestandtheilen, welche außer den eben genannten in der Wurzel vorhanden sind, ist noch eine beträchtliche Quantität Zucker bemerkenswerth, welchen Buchner theils im krystallinischen, theils im amorphen Zustande aus der Wurzel darstellte. Nebstdem fand er einen eigenthümlichen extractiven Bitterstoff, eisengrünenden Gerbestoff, Aepfelsäure, Stärkmehl, Eyweißstoff, Pflanzengallerte, Faserstoff und mehrere Salze, worunter die phosphorsaure Magnesia in vorherrschender Menge vorhanden ist.

Eine ausführliche Abhandlung über diese Arbeit wird Buchner jun. im Repertorium für die Pharmacie bekannt machen.

---

6. Herr Dr. Aug. Vogel jun. Adjunkt am chemischen Laboratorium des k. General-Konservatoriums hielt nachstehenden Vortrag über das Verdaungsprincip, Pepsin.

Seitdem durch die Untersuchungen von Tiedemann und Gmelin im Magensafte freye Salzsäure und Essigsäure nachgewiesen worden, und diese Säuren das Fibrin, geronnenes Albumin, überhaupt die Proteinverbindungen aufzulösen vermögen, glaubte man annehmen zu dürfen, daß durch die Säuren des Magensaftes die Auflösung der Speisen erfolge. Wenn jedoch die geringe Menge freyer Säure, die sich im Magen vorfindet, verglichen wird mit der großen Menge von Speisen, welche durch denselben gelöst werden, so ist es nicht zu verwundern, daß sich bald bedeutende Zweifel erhoben, ob den freyen Säuren allein die Wirkung zukomme.

Eberle *) überzeugte sich, daß ein künstlich zusammengesetzter Magensaft nicht das Vermögen besitze, die Nahrungsmittel vollkommen aufzulösen, wenn nicht zugleich etwas Magenschleim oder ein Stückchen der Schleimhaut des Magens hinzugefügt wurde, daß aber dann eine vollständige Chymusbildung erfolge. Auf den Grund dieser Beobachtung hin unternahmen es mehrere Physiologen, zahlreiche Versuche anzustellen und endlich gelang es Wasmann und Schwann *), aus der Schleimhaut des Magens einen eigenthümlichen Körper darzustellen, welchen sie wegen der Eigenschaft, in Verbindung mit künstlich bereitetem Magensaft eine vollkommene Auflösung der Nahrungsmittel zu bewirken, Verdauungsprincip, oder Pepsin nannten.

*) S. Schmidt's Jahrbücher der gesammten Medicin. 1835. Bd. VI. pag. 337.

Bey der hohen Wichtigkeit und dem großen Interesse des Gegenstandes war es natürlich, daß seitdem dieser Körper die Aufmerksamkeit der Chemiker sowohl, als der Physiologen und Aerzte vielfach beschäftigte. Um so auffallender erscheint es, daß bis jetzt noch keine chemische Analyse des Pepsins mitgetheilt wurde, welche vor Allem erforderlich ist, um die Beobachtungen über diesen Gegenstand für den Physiologen und den Arzt brauchbarer zu machen. Ich habe mich deßhalb in den folgenden Versuchen bemüht, über die chemische Constitution des Pepsins Aufklärung zu erhalten.

Zur Darstellung des Pepsins bediente ich mich frischer Schweinsmagen. Die Drüsenhaut wurde von dem serösen Blatte abpräparirt, in Stücke zerschnitten und mit kaltem destillirtem Wasser übergossen. Nach 24 Stunden goß ich das Wasser ab und ersetzte es durch neue Quantitäten, welches Verfahren während mehrerer Tage fortgesetzt wurde, bis sich ein fauliger Geruch einstellte. Die erhaltene wäßrige Infusion wird mit essigsaurem Bleyoxyd gefällt, wodurch ein flockiger weißer Niederschlag entsteht, welcher das Pepsin mit vielem Eyweiß gemengt enthält. Dieser Niederschlag wird in Wasser vertheilt und mit Schwefelwasserstoff zersetzt. Filtrirt man nun die Flüssigkeit vom Schwefelbley ab, so bleibt auf dem Filtrum coagulirtes Albumin mit Schwefelbley zurück, und in der Flüssigkeit befindet sich das Pepsin mit Essigsäure. Ein geringer Zusatz von Salzsäure macht diese essigsaure Pepsinlösung fähig, eine künstliche Verdauung einzuleiten. Um das Pepsin in fester Form darzustellen, wird die filtrirte Flüssigkeit bis zur Syrupconsistenz abgeraucht, wobey jedoch das Kochen zu vermeiden

**) Poggendorff's Annalen XXXVIII. p. 358.

ist, und dann mit absolutem Alkohol übergossen. Es entsteht nach kurzer Zeit ein reichlicher, weißflockiger Niederschlag, welcher gesammelt und an der Luft getrocknet eine gelbliche klebrige Masse von eigenthümlichem Geruch darstellt. Das auf diese Art bereitete Pepsin reagirt in seiner Lösung sauer, da es immer etwas Essigsäure enthält, welche durch Alkohol mit herausgefällt wird, wodurch es natürlich zu einer Elementaranalyse unbrauchbar ist.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Transactions of the American philosophical society, held at Philadelphia, for promoting useful knowledge. Vol. VIII. p. 2. 3. Philadelphia 1841. 4.

The transactions of the Linnean Society of London. Vol. 18. p. 3. London 1840. 4.

Philosophical transactions of the Royal Society of London. 1840. p. 1. 2. 1841. p. 1. Lond. 4.

Blackwood's Edinburgh Magazine. Vol. 50. Edinburgh 1841. 8.

The American Journal of science and arts, conducted by Prof. Silliman. Vol. 39. 40. New Haven 1840 — 41. 8.

The Asiatic Journal and monthly register for British and Foreign India, China and Australasia. New Series Vol. 30. Lond. 1841.

Revue nationale de Belgique. 5. Série. Bruxelles. 1841.

Marq. de Chambray, Oeuvres. Vol. 4. 5. Paris 1839. 4.

Guido Ferrarius opera historica. Mediolani 1791.

Jos. Hall, Works by Pratt. Voll. 10. London 1808. 8.

Wilh. von Humboldt, gesammelte Werke. Bd. 1. 2. Berlin 1841. 8.

Barrè Charles Roberts, Letters and miscellaneous papers. London 1814. 4.

Dr. Carl von Rotteck, Gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Herausgegeben von seinem Sohne Dr. H. v. Rotteck. Bd. 1 — 3. Pforzheim 1841. 8.

Gio. Battista Vermiglioli, Opuscoli ora insieme raccolti con quattro decadi di lettere inedite di alcuni celebri letterati italiani defonti nel secolo XIX. Vol. 1 — 4. Perugia 1825.

J. Foster, Essay in a series of letters. London 1830. 8.

Revue des deux mondes. 1841. Vol. 1. 2. Bruxell. 1841. 8.

Dr. K. M. Rapp, Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen. Bd. 4. Stuttgart 1841.

M. A. Bruce-Whyte, Histoire des langues Romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu' au XIV. siècle. Vol. 3. Paris 1841. 8.

J. H. Petermann, Porta linguarum orientalium sive elementa linguarum Syriacae, Chaldaicae, Samaritanae, Arabicae, Aethiopicae, Armeniacae etc. studiis academicis accomodata. Vol. 4. Lingua arabica. Vol. 6. Lingua Armeniaca. Berol. 1841. 8.

Franz Bopp, Ueber einige Demonstrativstämme und ihre Zusammenstellung mit verschiedenen Präpositionen und Conjunctionen ins Sanskrit und den mit ihm verwandten Sprachen. Berlin 1830. 4.

E. F. F. Beer, Studia asiatica. Fasc. III. Inscriptiones veteres litteris et lingua hucusque incognitis ad montem Sinai magno numero servatae Fasc. I. Lipsiae 1840. 8.

A. L. Chézy, Théorie du Sloka, ou mètre heroïque Sanskrit. Paris 1827.

Peter S. Du Ponceau, A dissertation on the nature and character on the Chinese system of writing, in a letter to John Vaughan. To which are subjoined a vocabulary of the cochinchinese language by father Jos. Morrone, R. C. missionary at Saigon, with references to plates, containing the characters belonging to each word, and with notes etc. By M. de la Palun, late Consul of France et Richmond, in Virginia. Philadelphia 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. März 1842.

6. Herr Dr. Aug. Vogel jun., Adjunkt am chemischen Laboratorium des k. General-Conservatoriums hielt nachstehenden Vortrag über das Verdauungsprincip, Pepsin.

(Schluß.)

Um die Essigsäure vollständig abzuscheiden, habe ich viele vergebliche Versuche angestellt, bis es mir endlich auf einem einfachen Wege befriedigend gelungen. Durch ein öfteres Auflösen des Pepsins in Wasser und wiederholtes Fällen durch Weingeist verliert dasselbe nämlich immer mehr an Säure-Gehalt, ohne daß man jedoch im Stande ist, die letzten Spuren von Essigsäure dadurch zu entfernen. Um dieß zu erreichen, erwärmte ich ein mehrmals aus erneuten Auflösungen durch Weingeist niedergeschlagenes Pepsin im Wasserbade mehrere Stunden, wodurch zuletzt ein weißes Pulver zurückbleibt, welches in Wasser aufgelöst nicht mehr sauer reagirt. Es ist nicht zu übersehen, daß durch Einwirkung einer höheren Temperatur die Verdauungsfähigkeit des Pepsins verloren geht. Da es aber dadurch in seiner chemischen Constitution nicht verändert wird, so trug ich kein Bedenken, die auf solche Art möglichst rein dargestellte Substanz zu den Analysen zu verwenden.

Der Stickstoffgehalt wurde nach der vor wenig Monaten aus Liebig's Laboratorium hervorgegangenen, durch Varrentrapp und Will bekannt gemachten Methode vermittelst Platinsalmiak bestimmt, eine Methode, welche übrigens Dr. Schafhäutl *) schon früher zur Bestimmung des Stickstoffgehaltes im Eisen angewendet und die sich seitdem als eine wesentliche Vereinfachung des früheren complicirten Verfahrens hinlänglich bestätigt und auch hinsichtlich der Genauigkeit vollkommen bewährt hat.

Drey Verbrennungen mit Kupferoxyd gaben folgende Resultate:

I. 0,127 grm. Pepsin gaben 0,265 Kohlensäure und 0,065 Wasser.

II. 0,242 grm. gaben 0,504 Kohlensäure und 0, 124 Wasser.

III. 0,291 grm. gaben 0,607 Kohlensäure und 0,148 Wasser.

Diese Analysen nach 100 Thln. berechnet geben:

	I.	II.	III.
Kohlenstoff	57,896	— 57,585	— 57,675
Wasserstoff	5,686	— 5,651	— 5,632

Zur Stickstoffbestimmung wurden 0,147 grm. Pepsin angewendet, welche 0,489 Platinsalmiak gaben. Nach 100 Theilen berechnet entspricht diese Quantität Platinsalmiak 21,088 Stickstoff.

Nach dem mittleren Resultat der Analysen ergiebt sich die procentige Zusammensetzung des Pepsins als folgende:

Kohlenstoff	57,718
Wasserstoff	5,666
Stickstoff	21,088
Sauerstoff	16,064
	190,000

*) S. Erdmann's Journal für praktische Chemie B. XIX. p. 409.

Diese Zusammensetzung allein zeigt schon deutlich, daß das Pepsin keineswegs als modificirtes Eyweiß zu betrachten ist, wofür es von einigen gehalten wurde.

Das reine Pepsin ist von gelblich weißer Farbe, hat in Wasser gelöst einen eigenthümlichen animalischen Geruch, einen widerlichen Geschmack und zerfließt nicht an der Luft.

Die Verbindung des Pepsins mit Salzsäure und sein Verhalten zu Alkalien ist schon von Wasmann dargethan worden.

Um die Verbindung des Pepsins mit Salpetersäure herzustellen, fällte ich es durch salpetersaures Queckfilberoxydul aus seiner Auflösung in Wasser, welches mehrere Tage mit einem frischen Magen in Berührung gestanden.

Nachdem der Niederschlag durch hydrothionsaures Gas zersetzt war, fiel durch Alkohol das salpetersaure Pepsin als gelbliches Pulver nieder. Es reagirt schwach sauer, unterscheidet sich von dem essigsauren und reinen Pepsin außer durch seinen viel stärkeren Geruch, wenn es im Wasser gelöst wird, noch wesentlich dadurch, daß es an der Luft feucht wird und zerfließt. Die Absorption des Wassers aus der Luft geht so rasch vor sich, daß man die Verbindung kaum eine 1/2 Stunde trocken erhalten kann, weßhalb es auch nicht mit Sicherheit analysirt werden konnte.

Da die Art der Verdauungswirksamkeit des Pepsins noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt worden ist, so machte ich gerade diesen Punkt zum Gegenstand sorgfältiger Beobachtung.

Verdünnte Salzsäure löst beym Kochen coagulirtes Albumin ungefähr so auf, wie dieß durch Einwirkung des Pepsins geschieht bey einer Temperatur, die nicht über 250 erhoben ist. Die Mitwirkung des Pepsins scheint also dieselbe zu seyn, wie die der höheren Temperatur, welche im Magen nicht möglich ist. Die Säure ist daher das eigentliche Lösungsmittel der Nahrungsstoffe und das Pepsin hat nur die Bestimmung, das vorher Unlösliche zur Löslichkeit zu disponiren. Demzufolge könnte man die Wirkungsweise des Pepsins bey der Verdauung dem Verhalten der Diastase bey Umwandlung der Stärke in Traubenzucker vergleichen. Für die Ansicht von der katalytischen Kraft des Pepsins, der auch Berzelius sich zugewendet hat, spricht die Beobachtung, daß coagulirtes Albumin, wenn es in Pepsinhaltiger sehr verdünnter Salzsäure aufgelöst worden, dadurch in seiner Natur und Constitution nicht geändert wird.

Eine neue Bestätigung der katalytischen Wirkung des Pepsins giebt, wie es mir scheint, folgender von mir angestellter Versuch. Die Lösung von 2 gr. essigsauren Pepsin in verdünnter Salzsäure wurde mit einigen Stücken gekochten Rindfleisch bey einer Temperatur von 28° in Berührung gebracht. Schon nach den ersten Stunden wurde das Fleisch an den Rändern durchscheinend und löste sich bald ganz auf. Es wurden hierauf so lange neue Portionen Fleisch hinzugesetzt, bis die letzten Stücke sich durchaus nicht mehr veränderten. Den ganzen Digestionsbrey behandelte ich nun mit destillirtem Wasser und fällte mit essigsaurem Bley. Dieser Niederschlag wurde mit Hydrothionsäure zersetzt und die vom Schwefelbley abfiltrirte Flüssigkeit bis zur Syrupconsistenz abgeraucht. Durch Alkohol fiel aus der Flüssigkeit 1,98 gr. Pepsin nieder, welches an seiner Verdauungskraft nichts verloren hatte.

Die Verminderung der angewendeten Quantität Pepsin von 2 gr. zu 1,98 ist so gering, daß man den Verlust sicher als Gewichtsfehler, veranlaßt durch unvermeidliches häufiges Umgießen in andere Gefäße bey den verschiedenen Operationen betrachten kann. Da man also im Stande ist, das zu einem Verdauungsversuch verwendete Pepsin in seiner ganzen Menge aus der verdauten Masse abzuscheiden, und mit diesem Pepsin neue Verdauungen einzuleiten, so scheint mir daraus ein bestimmter Beweis für die katalytische Wirkung desselben als Verdauungsprincip hervorzugehen.

Die geringe Quantität Pepsin, welche sich in einem Magen vorfindet, kann nicht mehr als Grund angeführt werden, die Verdauungskraft des Pepsins in Zweifel zu ziehen, da vermöge seiner katalytischen Wirkungsweise die einmal vorhandene Quantität nicht vermindert wird.

Da sich nach der gegenwärtigen Sachlage kaum mehr ein gegründeter Zweifel gegen die Wirksamkeit des Pepsin's als Princips der Verdauung erheben läßt, so liegt der Gedanke sehr nahe, ob es nicht möglich wäre, bey gewissen Verdauungsstörungen, Dispepsie ꝛc. für das Pepsin als Medicament eine Indication zu finden. Die Medicin ist durch die Ausbildung ihrer Hülfswissenschaften sowohl als durch die Möglichkeit einer sehr bestimmten Diagnose schon jetzt auf einen Punkt gekommen, daß ihr die sehr allgemeinen Bezeichnungen von gestörter Verdauung, schwachem Magen u. dgl., mit denen sich doch genau genommen kein klarer Begriff verbinden läßt, nicht mehr genügen können.

Bereits ist auch von einem hiesigen praktischen Arzte mit dem Pepsin als Medicament ein Versuch angestellt worden, welcher aber kein befriedigendes Resultat liefern konnte, da das angewendete Pepsin, in einer Apotheke bereitet, vorher keiner Untersuchung hinsichtlich seiner Reinheit und Zusammensetzung unterworfen wurde.

Ich habe es versucht, Pepsin aus menschlichen Magen darzustellen. 2 Magen von Individuen, die im allgemeinen Krankenhause gestorben, wurden 36 Stunden nach dem Tode mit destillirtem Wasser behandelt. Der in der Flüssigkeit durch essigsaures Bley entstandene Niederschlag war auffallend gering im Vergleich mit dem aus einem Schweinsmagen entstehenden. Während ich bey der gewöhnlichen Darstellung des Pepsins aus einem Schweinsmagen stets einen Niederschlag von 180 — 200 gr. erhielt, betrug der aus 2 Menschenmagen nur 27,79 gr. Dieser Niederschlag mit Hydrothionsäure zersetzt und zur Syrupconsistenz abgedampft, wurde durch Weingeist kaum getrübt. Das aus 2 Menschenmagen abgeschiedene Pepsin war demnach so wenig, daß es nicht einmal gewogen werden konnte, während ein Schweinsmagen 4 — 5 gr. liefert. Es möchte daher scheinen, daß der Gehalt an Pepsin durch krankhafte Zustände vermindert werde. Freylich kann man dagegen den Einwurf machen, daß die beyden Magen nicht mehr im frischen Zustande sich befanden, und das Pepsin allerdings durch Verwesung zerstört wird. Allein ich habe zum Vergleich einen Schweinsmagen 2 mal 24 Stunden an der Luft liegen lassen, und es gelang mir nach dieser Zeit noch über 2 gr. Pepsin darzustellen.

Aus dem Magen von Schafen dargestelltes Pepsin zeigte eine sehr geringe Verdauungsfähigkeit, hatte eine viel hellere Farbe und entbehrte den eigenthümlichen Geruch des Pepsins. Das mit einem frischen Schaafsmagen 2 Tage in Berührung stehende Wasser gab mit essigsaurem Bley einen Niederschlag von 124,93 gr., der in 100 Thln. aus 40,328 Bleyoxyd bestand. Durch Weingeist wurden 2,7 gr. Pepsin gefällt.

Gewiß wäre es interessant, die Magen verschiedener Thiere hinsichtlich ihres Pepsin-Gehaltes einer genauen Untersuchung zu unterwerfen.

Ich habe mir deßhalb vorgenommen, nächstens auf den Gegenstand zurückzukommen und das Pepsin aus verschiedenen Thierklassen darzustellen und zu untersuchen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Franc. Gladwin, Dissertations on the Rhetoric, Prosody and Rhyme of the Persians. Calcutta 1801. 4. (Persic.)

The Radicals of the Sanscrita language. London 1815. 4.

Dr. G. B. Winer, Grammatik des biblischen und targumischen Chaldaismus. 2. Auflage. Leipzig 1842. 8.

Vic-Salvá, Gramàtica de la lengua Castellana segun ahora se habla. Valencia 1835.

Charles Richardson, A new dictionary of the English language. Vol. 1. 2. London 1836 — 37. 4.

Dr. G. Fr. Grotefend, Neue Beyträge zur Erläuterung der babylonischen Keilschrift. Hannover 1840. 4.

J. G. Liljegren, Runlära. Stockholm 1832. 8.

— — — Run-urkunder. Stockholm 1833. 8.

M. Silvestre, Paléographie universelle, collection de Facsimile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps etc. Livr. 37 — 40. Paris 1841. fol.

Fr. Dor. Gerlach, Hiſtoriſche Studien. Hamburg 1841.

Fr. Heimforth, Beyträge zur richtigen Lectüre der griechiſchen Dramen. I. Vom Vortrage des Chores. Bonn 1841. 8.

K. O. Müller, Geſchichte der griechiſchen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach dem hinterlaſſenen deutſchen Original-Manuſcript herausgegeben von E. Müller. Bd. 1. 2. Breslau 1841. 8.

A. F. Naekii, Opuscula philologica, ed. Fr. Th. Welcker. T. I. Bonnae 1842. 8.

A. Meineke, Fragmenta Comicorum Graecorum. Vol. IV. Berol. 1841. 8.

Lucianus ex recensione Car. Jacobitz. Vol. 4. Lipsiae 1841.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt J. G. Baiterus, J. C. Orellius, A. G. Winckelmannius. Fasc. 7. 8. Turici 1840. 4.

Alius, Ispahanensis, Liber cantilenarum magnus. Ex codd. manuscriptis arabice editus adjectaque translatione adnotationibusque illustratus ab J. G. Lud. Kosegarten. Vol. 1. 2. Grihisw. 1840. 4.

Bhartriharis sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad codicum Ms. fidem edidit latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen. Berol. 1823. 4.

Fr. Bopp, Nalus Mahá-Bharati episodium. Secundae emendatae editionis fasc. 1. 2. quo continentur textus Sanscritus et versio latina tredecim priorum librorum. Berol. 1830 — 32. 4.

Brahma-Vaivarta-Puráni specimen. Textum e codice manuscripto bibliothecae regiae Berolinensis ed. A. Frid. Stenzler. Berolini 1829. 4.

The Desatir, or sacred writings of the ancient Persian prophets, in the original tongue, together with the ancient Persian version and commentary of the fifth Sasan; carefully published by Mulla Firuz Bin Kaus. Vol. I. II. Bombay 1818. 8.

A Digest of Hindu law, on contracts and successions; with a commentary by Jagannátha Tercapanchánana. Translated from the original Sanscrit by H. T. Colebrooke. Vol. 1 — 3. London 1801. 8.

G. W. Freytag, Selecta ex historia Halebi e codice arabico bibliothecae Regiae Parisiensis edidit, latine vertit et adnotationibus illustravit. Lut. Paris. 1819. 8. (Arab.)

Ibn Chalikani vitae illustrium virorum, edidit Ferd. Wüstenfeld. Fasc. 10, quo continentur vitae 797 — 829. Gott. 1841. 4.

Journal asiatique, Vol. 12. Paris 1841.

Kalidasa. Cakuntala annulo recognita, drama indicum Kalidasae adscriptum. Textum codd. Mss. collatis recensuit, interpretationem latinam, varietatem scripturae et annotationes criticas adjecit Otto Boehtlingk. Fasc. I. textum Sanscritum et Prakritum tenens. Bonnae 1841. 8.

Kitâb el âgani el Kebîr, sive liber cantilenarum magnus ab El Isfahanensi compositus, ex codic. Paris. Petropolit. Vindobonens. arabice edid., translat. adnot. illustr. ab J. G. L. Kosegarten. Gryphiswald. 1840. 8.

Abul Hassan Ali El Massudi, El-Massudi's historical Encyclopaedia, entitled the Meadows of Gold and Mines of Gems translated from the Arabic by Aloys Sprenger. Vol. I. London 1841. 4.

The Naishadha-Charita: or adventures of Nala Rájá of Naishadha; a sanscrit poem, by Sri Harsha of Cashmir. Part I. With the perpetual commentary of Prema Chandra Pandita. Calcutta 1836. (Sanscr.)

Nalodaya. Sanscritum carmen, Calidaso adscriptum, una cum Pradschnacari Mithilensis scholiis edidit latine interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferd. Benary. Berolini 1830. 4.

Sadi, Le Parterre de Fleurs du Cheikh-Moslih-eddin Sâdi de Chiraz. Edition autographique publieé par N. Semelet. Paris 1828. 4.

Dr. Joſ. v. Sontheimer, Große Zuſammenſtellung über die Kräfte der bekannten einfachen Heil- und Nahrungsmittel von Abu Mohammed Abdallah Ben Ahmed aus Malaga, bekannt unter dem Namen Ebn Baithar. Bd. 1. Stuttgart 1840. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm. Vorgelesen in der k. Akademie der Wissenschaften am 3. Februar 1842. Berlin. Gedruckt in der Druckerey der k. Akademie d. W. 1842. 26 S. 4. (nebst Facsime.)

„Die Entdeckung zweyer Gedichte, deren Abfassung über die christliche Zeit unsers vaterländischen Alterthums weg noch in die heidnische zurückweicht," (S. 1), verbunden mit dem Namen des besten Gewährsmannes auf diesem immer noch so sehr verdunkelten Gebiete, ist gewiß geeignet, die lebendigste Theilnahme zu erregen, und auch in Oberdeutschland wollen wir nicht zögern, die an Umfange zwar geringen, aber sowohl wegen ihres Inhaltes als ihrer Sprache höchst wichtigen „Ueberreste" um so eher ins Auge zu fassen, als der berühmte Herausgeber Eingangs seiner Abhandlung selbst ausspricht, daß die zuerst angesetzten Kräfte noch nicht hinreichen dürften sich des überraschenden Fundes völlig zu bemächtigen. Wenigstens enthält das kleinere erste Bruchstück so bedeutende Sprachschwierigkeiten, daß an demselben sich mehrfach zu versuchen wohl der Mühe lohnen dürfte.

„Gelegen zwischen Leipzig Halle Jena, ist die reichhaltige Bibliothek des Domkapitels zu Merseburg von Gelehrten oft besucht und benützt worden: alle sind vor einem Codex vorübergegangen, der ihnen, falls sie ihn näher zur Hand nahmen, nur bekannte kirchliche Stücke zu verwahren schien, jetzt aber nach seinem ganzen Inhalte gewürdigt, ein Kleinod bilden wird, welchem die berühmtesten Bibliotheken nichts an die Seite zu setzen haben" (S. 2). Auch Unterzeichneter ist in den Wanderjahren seiner Jugend oft durch Merseburg und vorbey gegangen, ohne damals an und im Dome etwas Anderes zu ahnen und anzuschauen als außen in der Mauer hinter eisernem Gitter den lebendigen Immerraben (zur Erinnerung an jenen, der einst des Bischofs Ring verschluckt, und dadurch einen treuen Diener verdächtigt und in den Tod gebracht hatte), innen aber das Bild von Lukas Kranach, auf welchem dieser Luthern dreymal und zwar als Schächer am Kreuz, als würfelnden Kriegsknecht und als Longinus gemahlt hatte und das er, zu Luthers Lehre dann übergetreten, um jeden Preis zurückverlangte, das Domkapitel aber um keinen Preis wieder herausgab. —

Herrn Dr. Georg Waitz, der, durch Pertz's Monumenta so wie durch selbständige Arbeiten (über Heinrich I. ꝛc.) und gründliche Beurtheilungen (in den Göttinger Anzeigen ꝛc.) rühmlichst bekannt, erst im v. J. das Glück gehabt hatte, aus einer Pariser Hdschr. des 5. Jhd. wichtige Nachrichten „über das Leben und die Lehre des Ulfila" zu veröffentlichen, die wir sogleich nach ihrem Erscheinen in diesen Blättern (Nr. 25 — 30 d. J. 1841) ausführlich zu besprechen für Pflicht hielten, war es abermals vorbehalten, jene Merseburger Ethnica aufzufinden, wovon er im v. Herbste bey seiner Anwesenheit in Berlin J. Grimm Kunde gab, der alsdann die Hdschr. vom hchw. Domkapitel zu Handen geliehen erhielt und ihr das seiner Abhandlung beygegebene Facsimile entnehmen ließ, welches die Züge und Laute zwar hinlänglich wiedergiebt, die Einsicht der Handschrift selber aber an nicht wenigen Stellen nachträglich wünschen macht.

Diese ist in schmalem Quart, jedoch von sehr verschiedenen Händen, auch zu verschiedenen Zeiten

geschrieben und zusammen geheftet. Auf dem Rücken des Ledereinbandes liest man in „alter Schrift“ (welches Jhrhdts.?) „Rabani expositio super missam“, ein Schild des 15. Jhd. gibt expositio misse cum penitencionario. Der Herausgeber hat, weil es ihn abgeführt haben würde, weder die einzelnen lateinischen Stücke, die in der Hdschr. bunt durch einander greifen, angegeben noch aus Zeitmangel nachgesehen, wieviel sich wirklich aus Hrabanus Maurus aufgenommen finden würde; und doch vermißt man diese Bestimmung eben so ungern, als jede weitere gleichfalls mangelnde Angabe oder Andeutung über Herkunft der Hdschr. selbst (seit wann dieselbe in M.? woher dieselbe dorthin kam? u. s. w.). Die weitere Prüfung der in Frage stehenden Bruchstücke selbst wird lehren, wie erwünscht auch solche Gewißheit gewesen seyn würde.

Blatt 16a gewährt „in schöner Schrift des 9ten Jahrhunderts“ die durch Unterz. von ganz andrer Seite (von Speyer) her zuerst nachgewiesene, in s. „deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln“ (Quedlinburg 1839.) S. 28 u. 68 veröffentlichte oberdeutsche Abschwörungsformel, in einem gleichfalls oberdeutschen Texte, den Grimm. S. 25. mit einem andern auf Bl. 52a der Hdschr. befindlichen althochdeutschen Satze mittheilt, durch welchen Abdruck bisherige Zweifel über Wörter jener Formel sich schnell lösen. Auf Bl. 84a aber erscheinen von einer Hand, die Grimm dem Beginne des zehnten Jahrhunderts beylegen zu können glaubt, „mitten unter kirchlichen und frommen Sätzen, zwölf althochdeutsche Zeilen, in denen man alsbald zwey unter sich unzusammenhängende alliterierende Gedichte, offen heidnischen Inhaltes, erstaunt anerkennt, denn es finden sich außer andern merkwürdigen Bezügen auf heidnischen Brauch und Glauben mehrere Namen von Göttern und Göttinnen, deren einer gewiß, vielleicht auch ein zweyter dem vollständigen Systeme der nordischen Mythologie gänzlich unbekannt sind.“

So der verehrte Herausgeber, welcher die in dem zweyten größeren Gedichte (wie er die kleinern Stücke geradezu nennt) unzweifelhaft auftretenden heidnischen Götter oder den daraus offenbar hervorleuchtenden heidnischen Zuschnitt desselben unbeanstandet auch auf das unmittelbar vorausgehende

kleinere Bruchstück überträgt und sich dadurch von vorn herein den Weg zu einer Auslegung gerade dieses ersten Sprachüberrestes bahnt, dem wir, so sehr uns die geistreiche Beweisführung ergriffen hat, schon nach den Gesetzen kritischer Prüfung und Revision nicht so gleich und unbedingt beystimmen mögen. Beym besten Willen können wir nämlich den Himmel unserer Väter, den Grimm mit sieben oder doch sechs neuen Bewohnern bevölkert, außer zweyen neuen Göttern, die uns die nordischen Glaubens- oder Dichtdenkmäler aufbewahrt haben, sicher nur noch mit einem auch ihnen wie es scheint unbekannten Gotte bereichern und laßen uns fürerst genügen, daß uns außer dem nie sich mehr entziehenden Wôdan (Wuotan), der als Gott der Götter auch hier wieder vorangeht und vor Allem thätig erscheint, — der bisher in Deutschland nicht nachweisbar gewesene Gott des Lichtes und der Schönheit Balder (Baldr, Baldur im Norden) oder doch sein glänzendes Roß (ein Fohlen) vorüberzieht; mit ihm eine Frau Volla, welche der nordischen Asynie Fulla (d. i. die Fülle) entspricht; endlich ein dort wie bey uns durchaus unerhörter Gott Phol (oder Pol) hinzutritt und — wenn wir das erste Gedicht mit dem Herausgeber deuten wollen — eine unbegränzte Schaar Nymphen oder Schlacht und Schicksal entscheidender Walküren vor die Augen schwebt.

Schon diese allgemeine Andeutung (wie viel auch der Götter für Deutschland hinzugewonnen werden) bezeichnet genügend den Werth des Fundes, der sich dadurch bedeutend erhöht, daß die wenigen Zeilen (nur zwölf!) durch ihren weiteren Inhalt uns in den Reichthum der ureinst vorhanden gewesenen Mythen Einblick gestattet, wodurch die uns doch ziemlich reichlich noch überkommenen nordischen Nachrichten oder Mythen unendlich übertroffen worden seyn müssen; daß ferner diese kleinen Ueberreste außer erneuter und vermehrter Bestätigung von der Einheit deutscher und nordischer Götterlehre nicht nur einzelne in letzterer gebliebene Lücken oder Unerklärtheiten aufhellen, sondern auch ganz neue Züge hinzufügen. Es ist noch nicht so lange her, daß Schmeller aus einem vom sel. Docen gekannten, aber nicht mehr bekannt gemachten oberdeutschen und christlichen Gedicht-

bruchstücke des neunten Jahrhunderts der deutschen Mythologie den Muspilli zuführte, dessen Namen selbst die nordische Mythologie nicht mehr persönlich gesondert, bloß in dem Namen seiner Behausung (Muspilhêm) aufbewahrt hatte. Von Merseburg erhebt nun plötzlich ein im Norden wie in Deutschland ungenannter Gott Phol sein Haupt, und mit ihm, wenn wir Grimm glauben wollen, auch eine unerhörte Sinthgunth, der Sunnâ Schwester, umgeben von Freya, Fulla und Odhinn. „Es ist der deutschen Mythologie (sagt ihr Schöpfer S. 3) sauer gemacht worden: sie hat nur mit Mühe Einlaß erlangt in den Kreis wissenschaftlicher Forschungen. Wenn etwas Takt oder Ahnungsvermögen aus einzelnen oder halben Beweisen auf Verhältnisse des Ganzen zu schließen vielleicht lobenswerth schien, so ist es doch gut, daß die volleren Beweise nachfolgen. Niemand wird froher als ich diese Gedichte durchlesen haben oder lesen, denn es ist nunmehr auch für meine Studien, die ich lieb gewonnen habe, ein Flecken Landes aufgetaucht, von dem aus ich mich dreister umsehen darf. Beynahe zur Gewißheit erhebt es sich, daß ein reicher und nicht unausgebildeter Götterglauben unserer Vorältern mit aller Gewalt zurückgedrängt, allenthalben weichen und Schlupfwinkel suchen mußte, nicht aber also gleich ausgetilgt werden konnte. In der Fülle deutscher Volkssage und des fast unausrottbaren Aberglaubens dürfen noch Züge versteckt liegen, die man lernen wird behutsam wahrzunehmen und für manche unerwartete Kunde des Heidenthums auszubeuten.“

Indem wir hienach dem Zuge und Aufschwunge seines Hohenpriesters, wenn auch nicht ganz vinculo ligati (Germ. 39), zu folgen bemüht sind, stellen wir billiger Weise den Grundtext getreu nach dem Facsimilie zu eines Jeden eigener Beurtheilung voran:

A.

1. Eirif sazun idisi sazun hera duoder suma hapt heptidun suma herilezidun suma clu bodun umbicuonio uuidi insprinc : : hapt bandun in uar uigandun. H.
5. Phol ende uuodan uuorun zihoiza du uuart demo balderef uolon sin uuoz birenkic t thu biguolen sinhtgunt. sunna era suister thu biguol en frua uolla era suister thu biguol en uuodan so he uuola conda
10. so se benrenki so se bluotrenki so se lidi renki ben zibena bluot zibluoda. lid zigeliden so se gelimida sin.

Wir müssen hier nochmals eine gewisse Sprödigkeit des Facsimile's bedauern, das sich genauer oder geschmeidiger an die feinen Züge und Uebergänge des 8 — 10. Jahrhunderts hätte anschmiegen sollen. Dieser Wunsch wird nicht etwa von einseitiger Befriedigung an Besseres gewöhnter Augen, sondern von Zweifeln hervorgerufen, die durch des Herausgebers erste Auslegung nicht durchweg gehoben werden. Denn wenn wir ihm in Z. 2. gern herilezidun zugeben (obgleich das Facsimile, freylich zu fast schwierigerer Erklärung, auch heribezidun erlaubte, eine Anlehnung des folgenden e an's b voraussetzend, die nicht ungewöhnlich ist, wenn schon die *b* und *l* unsrer Bruchstücke sich sonst gut sondern), so wäre doch Z. 4. ein klareres Auseinanderhalten der Züge in uar *ui*gandun um so mehr zu wünschen gewesen, als Gr. S. 9. zwar als schädlich sie übergehend, doch selber an die Möglichkeit *in*gandun zu lesen erinnert. Eben so beunruhigt das nach insprinc (Z. 3) sich zeigende „halb erblichene“ Zeichen im Facsimile, das Gr. S. 9. für ein angefangenes g erklärt, das aber dem runden links umlenkenden Kopfe der übrigen g weniger ähnelnd, freylich auch für ein *u* zu eng, zu sehr nach rechts gelegt erscheint. Blicken wir weiter, so schließt Z. 6. *birenkic* zu klar mit *c*, als daß wir das folgende, viel zu hoch hinausgezogene Zeichen für den vom Schreiber nebengestellten Ersatzbuchstaben seines c für ein *t* (birenki*t*) halten möchten; es rückt zu fern ab und das folgende t in thu, welches einen neuen Gedankengang wie eine neue Zeile anhebend auch links ein wenig weiter hinausgerückt erscheint, läßt in jenem eher ein kreuzartiges Abschlußzeichen vermuthen, von geringerer Absonderungsbedeutung als dasjenige, welches dem der beyden deutschen Bruchstücke folgenden lateinischen Syruche nachgesetzt ist und das nach Z. 4. stehende H., welches letztere wie das

wesentliche Hinausrücken des zugleich mit viel größerem P beginnenden Wortes Phol die ersten vier deutschen Zeilen von den folgenden 8 gänzlich absondern zu sollen scheint. Aber nicht nur jenes ⁊ hätten wir feiner, sicherer vor unsere Anschauung gewünscht; noch mehr das in der folgenden Zeile erscheinende *sinhtgunt*, dessen mittleres t verkrüppelt genug erscheint, um etwa ein c zu vermuthen, das freylich bey seinem sonst viermaligen Vorkommen im Facsimile voller und runder gezogen sich darstellt. So viel an äußeren Ausstellungen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

The Susruta, or system of medicine, taught by Dhanwantari, and composed by his disciple Susruta. Ed. by Sri Madhusudana Gupta. Vol. 1. 2. Calcutta 1836. 8. (Sanscr.)

Fr. A. Deof. Tholuck, Ssufismus sive theosophia Persarum Pantheistica. Berol. 1821. 8.

Dr. J. Th. Zenker, Bibliotheca orientalis. P. I. Libros continens Arabicos, persicos, turcicos inde ab arte typographica inventa ad nostra usque tempora impressos. Lips. 1840. 8.

J. G. Kohl, Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Dresden 1841. 8.

F. Coquereau, Souvenirs du voyage à Sainte Héléne. Paris 1841. 8.

Travels of Cosmo the third, Grand Duke of Tuskany through England, during the reign of Charles the second (1669). Translated from the Italian manuscript in the Laurentian library at Florence. London 1821. 4.

Ch. T. Downing, Fan-Kuei oder der Fremdling in China. Bd. 1. 2. Aachen 1841.

Fred. Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tscherkesses et les Abkhases in Colchide et en Crimée. Vol. 4. Paris 1841. 8.

Timothy Dwight, Travels in New-England and New-York. Vol. 1—4. London 1823.

Ab. Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde, sur la frégate La Venus, pendant les années 1836—39. Text Vol. 2. Atlas in fol. livr. 10—12. Paris 1841.

Charles Fellows, An account of discoveries in Lycia, being a journal kept during a second excursion in Asia minor 1840. London 1841. 8.

Dr. K. G. Fiedler, Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland in den Jahren 1834—37. Bd. 2. Leipzig 1840. 8.

Charl. Colville Frankland, Travels to and from Constantinople in 1827 and 1828. Vol. 1. 2. London 1830.

Dr. A. Grisebach, Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. Bd. 1. 2. Göttingen 1841.

Gust. Höfken, Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien. Th. 1—4. Stuttgart 1841. 8.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 33. 34. Paris 1841. 4.

Nath. Isaacs, Travels and adventures in Eastern Africa. Vol. 1. 2. London 1836.

J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen. Th. 1—3. Dresden 1841. 8.

M. Martineau, Voyage aux états-unis, ou tableau de la société americaine. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nordamerika. Lief. 15—18. Coblenz 1840.

R. Mignan, A winter journey through Russia, the Caucasian Alps and Georgia, thence across mount Zagros, by the pass of Xenophon and the ten thousand Greeks, into Koordistan. Vol. 1. 2. London 1839.

Dr. P. A. F. K. Possart, Handbuch für Reisende in Schweden. Pforzheim 1841.

Will. Price, Journal of the British Embassy to Persia; embellished with numerous views taken in India and Persia. Vol. 1. 2. London 1832. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Fortsetzung.)

Aber auch im Ganzen würde die Schrift bey sachkundigerer Nachbildung auf dem alle Feinheiten so willig aufnehmenden und wiedergebenden Steine dem in der Ferne Theilnehmenden ein festeres Urtheil darüber erlaubt haben, ob der von Grimm S. 2. mit Sicherheit ausgesprochene Ansatz vom Beginne des zehnten Jahrhunderts mit seiner Zurückversetzung des Textinhaltes in noch frühere Zeit nicht in unnöthigen Widerspruch geriethe, d. h. ob wir nicht für diese Seite oder dieses Blatt der Handschrift so gut wie für die oben besprochene, auf Blatt 16 sich vorfindende Entsagungsformel unbedenklich gleichfalls wenigstens das neunte Jahrhundert an und aussprechen dürften. Die Schrift jener Formel nennt Gr. eine schöne: Schade daß wir dieselbe nicht auch durch ein Facsimile nachgebildet erhielten. Aber trügt den U. sein Auge nicht ganz, so wäre er wohl geneigt im mitgegebenen Facsimile selbst für die Handschrift ganz gut die Buchstaben des neunten, ja wohl achten Jahrhunderts zu vermuthen. Nicht ohne Werth wäre auch eine Angabe über Gleichheit oder Verschiedenartigkeit des Pergamentes (an Dicke, Gilbe ꝛc.) gewesen, weil es sich in jeder Beziehung um die ganze Geschichte der Handschrift, namentlich aber darum handelt, ob jene Entsagungsformel (Blatt 16 a.) verbunden mit dem auf Bl. 52 a. befindlichen althochdeutschen Satze, und unsere heidnischen Bruchstücke auf Bl. 84 a. von derselben Quelle und Richtung her zusammen gekommen seyen.

Jene beyden christlichen Formeln oder Sätze treten nämlich in entschieden ober- oder althochdeutscher Sprachfärbung auf, während in den uns hier zunächst beschäftigenden heidnischen Formeln die Sprache zwischen althochdeutscher und altsächsischer Mundart zwischen inne schwebt. Sie gewährt *uo* in bluot, vuoz, vuorun, guol und wieder *ô* in wôdan; (denn schwerlich steht *uuodan*, gegen *uuola*, *uuart* und – *uuidi*, für wuodan, dessen altsächsisches *d* statt wuotan sich doch durch bluoda rechtfertigen würde). Neben *uô* und *ô* erscheint aber auch *u* in *thu* und *du* (statt *thuo*, *thô*); umgekehrt vielleicht wieder *uo* statt *u* in cuoniowidi, welches Wort aber noch dem Anstande unterliegt gleich duoder. Ganz altsächsisch ist *ê* (statt althochdeutsch *ei*) in bên; unsächsisch dagegen *z* in zi, sâzun, vuoz, lezidun, holza. In *du* (mit demo) und *thu*, in bluot und bluot-renki (neben lid) und bluoda (wie geliden, lidi-renki) ist Schwanken; renki, birenkit ist auch nicht streng sächsisch (statt wrenki), so wenig wie reccheo (statt wrekkio) im Hildebrandsliede, wenigstens nicht des neunten Jahrhunderts. Der Dativus volon ist altsächsisch, eben so die Nominative fruâ, vollâ; sumâ, gelimidâ; nicht minder das Pronomen he (er) u. s. w. Das weiter hierüber Ausgeführte s. S. 18 — 19. der Abhandlung, welche demnach das kaum zu bezweifelnde Ergebniß ausspricht, daß „Alles zusammen gegen einander gehalten im Ganzen die altsächsische über die althochdeutsche Form, nur nicht durchgehends waltet. Jene z und ph (in Phol) sind so unsächsisch als möglich. Weder Sachsen noch Bayern (wie Muspilli und Wessobrunner Gebet) noch Alamannien oder das östliche Franken zeugte diese Denkmäler.“ Wenn Grimm hierauf unmittelbar fortfährt: „Es bleibt kaum etwas Anderes übrig, sie müssen in der Gegend, wo sie aufgefunden wurden, an der Saale in Thüringen ver-

faßt, wenigstens aufgezeichnet seyn. An Thüringischen Sprachdenkmälern aus so früher Zeit fehlt es uns leider *); doch Bruchstücke einer Psalmenübersetzung aus dem 11. oder 12. Jhrhdrt. von Wiggert herausgegeben, die zwischen Saale und Elbe entsprungen seyn müssen, bieten gleichfalls z für t, *f* für p dar, nach hchd. Weise, während sonst *th* und die mediae nach sächsischer verwendet werden. In Thüringen berührten sich ahd. und altf. Zunge. Das Hildebrandslied trägt entschiedener sächsische Färbung **) und namentlich hat es kein z," — so müssen wir wegen des folgenden die Unterscheidung von „verfaßt oder aufgezeichnet" wohl strenger im Auge behalten und hier würde, wie gesagt, die genauere Geschichte der Handschrift, wenn anders ihre Herkunft aus ältern Catalogen oder sonstigen Spuren nachgewiesen werden könnte, Aufschluß gewähren und vielleicht den richtigeren Gesichtspunkt näher rücken.

Es frägt sich nämlich bey unsern Bruchstücken vor Allem, ob die besprochene Mischung der ober- und niederdeutschen oder althochdeutschen und altsächsischen Laute Folge jener Gegend und Mundart an sich zu nennen seyn dürfte, oder nur dem Schreiber oder dem Abschreiben aus einer, dem Hinüberschreiben in eine andere Mundart anheimfallen könnten.

Einem solchen Ab- oder besser Ueberschreiber fielen alsdann auch wohl wirkliche oder vermuthliche Fehler zur Last. Zu jenen könnten wir in dem darunter stehenden lateinischen Segensspruche *) z. B. illi*f* (bey vorhergehenden famulu*m* tuu*m*) rechnen, obschon auch conplacea*nt* und ei*f* folgt; leicht auch in unsern deutschen Texten (s. oben) birenkict, sogar (s. später) sinhn*t*gunt, oder sinh*c*gunt, so daß dieses vielleicht in seinem *hcg* ein Schwanken der Schrift kund gäbe, um einen Ton zu treffen, der dem oberdeutschen oder niederdeutschen Schreiber je nach seiner Mundart oder Vorlage (sinchunt oder sinkunt) zu schreiben schwer wurde. Doch davon weiter unten. Insprin*c*g (s. oben) würde Aehnliches verrathen, wenn nicht etwa insprinc*u* zu lesen wäre.

Auffallender wird das Gemisch der Sprachformen: neben den alterthümlichen Dativen holza, bêna, bluoda, die dem zehnten Jahrhd. (wie S. 18 anerkannt wird) schon gebrachen, nicht nur der Dativ. Plur. haptbandu*n*, mit uîgandu*n* (wenn dieses ein solcher ist) und gelide*n* im 2ten Bruchst., sondern schon in diesem letzteren obenein eine wesentliche Vocalschwächung (altf. lithion, lithon, lidon), die auch in fuister, Balder (auch duoder?) und im enklitischen *ën* (biguol-en) statt *ina*, so wie in ërâ (st. irâ) erscheint, nicht minder der Umlaut in herilezidun, freylich auch schon im älteren hept-idun; von welchem Allen die noch viel ältere Form *Eirif*, wenn wir Grimm's Erklärung annehmen, zu sehr absticht; wenigstens würde eine so bunte Mischung so sehr weit der Zeit nach auseinandergehender Formen unter den Händen eines Ab-oder Umschreibers unerklärlich seyn. Noch mehr geeignet den Standpunkt zu verwirren ist das Lautverhältniß in hapt heptidun und hapt-bandun, deren kaum sächsisches *p* (heftidun, heftun, giheftid, haft, hafta) eher nach dem Norden weist, und von Grimm um so unerklärlicher unbenutzt gelassen oder übergangen worden ist, als er selbst für jenes

---

*) Man müßte denn die 1718 beym Dorfe Weisbach (zwischen Zwickau und Schneeberg) „entdeckten" und auf dem Schloße Wildenfels in Thüringen aufbewahrten „*herrmundn*"-Tafeln, die seit damals von Sinner, Weller, Kinderling, Adelung, neuerdings von Strauß, Kruse ꝛc. besprochen worden sind, die aber auch Referent, obschon er als halpdurinc von Vaters Seite für Thüringen besondere Theilnahme hat, stets für untergeschobenes Machwerk hielt, auch — jetzt noch aus gänzlicher Unkenntniß deutscher Sprachgesetze für ächt halten wollen, weil man geborner Thüringer ist.

**) Doch weist Lachmann (Z. 15) einen thüringischen Endreim nach und nennt die Mundart der Handschrift, wenn auch nicht des Dichters, auch wahrscheinlich thüringisch; das Syntaktische des Liedes nähere sich mehr dem sächsischen als dem fränkischen und südlicheren Sprachgebrauche.

*) Omp̃f sẽpiterne d̃f qui facif mirabilia mag | na solus p̃tende sup famulũ tuũ. N. etc. sup cunctas congregationes. illi*f* cõmissas sp̃m | gratie salutaris. et ut in ueritate tibi conpla | ceant ppetuum ei*f* rorem tue benedictiõ|nis infunde.

letztgenannte haptbandun an eine der wichtigsten mythologischen Beziehungen oder Bezeichnungsweisen des Nordens erinnert hat, wohin auch eine weiter von ihm beygebrachte Berührung mit unserm zweyten Gedichte weist, die wir sogleich näher zu besprechen haben werden.

Grimm nimmt auch in cuoniouuidi einen Schreibfehler an; eben so in *ui*gandun, wo nach seiner Erklärung (*wî*gandun), der sonst so richtig angewendete Gebrauch von *uu* verlassen erschiene. *) Aber wir können unsre Scheu nicht bergen, an solchem Unicum oder *Ἅπαξ λεγόμενον* am Buchstaben zu rütteln und nehmen z. B. offen Anstand mit dem Herausgeber in der nach S. 8 „unwidersprechlich schwersten" Zeile des zweyten Liedes auch nur eine „leichte" Berichtigung (S. 16) vorzunehmen und hinter deren leichter Zolleinfuhr dann noch ein „eigentlich sollte auch noch so und so geschrieben seyn" einzuschmuggeln, um eine „neue Göttin kennen zu lernen, der nord. Mythologie so unbekannt wie Phol."

Doch es ist Zeit zur Erklärung der einzelnen Theile und Schwierigkeiten vorzuschreiten. Im Zusammenhange mit seiner Ansicht von der Alliteration liest Grimm das erste Lied

1. |Eiris sâzun |idisî,
   sâzun hera duoder.
3. Sumâ |hapt |heptidun,
   sumâ |heri lezidun;
5. Sumâ |clubôdun
   umbi |cuniowidi
7. |Insprineg haptbandun,
   |invar wîgandun.

Die Alliteration nennt Gr. S. 19 in diesem Satze überall bewahrt: dann hätten wir eine volle nordische Strophe, ein ächt altes Fornyrdhalag-Gesätz von acht Zeilen; dazu würde die Freyheit der Alliteration stimmen, wonach wenn wir dieselbe in 1: 2, 3: 4 zugeben, dieselben in 7: 8 doch nur zweymal (und hier zwar auf denselben Vokal, dieselbe Präpositionssylbe), in 5: 6 nicht nur bloß zweymal, sondern auch nicht ganz rein (cl: c oder kl: k) erscheint. Aber auch bey 1: 2 entsteht die Frage, worauf in Z. 2 der Hauptstab (höfudhstafr) fällt. Gr. meynt (um einen Vocal zu erhalten), auf das räthselhafte *a*duoder oder auf *u*oder; aber wäre die vorausgehende Malfüllung dann nicht allzugroß und fiele die A. nicht vielleicht weiter vor auf *h*erad, da *h* auf Selbstlaute wohl wiederlauten oder stabreimen darf?

Wir schreiten hienach zur Erklärung, wobey wir nicht wie Grimm, der durch kühnes Vorrücken übermannt und durch glänzende Beschwörung unmittelbar in den Zauberkreis des höchsten Heidenthums hineinreißt, mit dem dritten Worte *idisi* beginnen. Aber auch schon beym ersten Worte überrascht uns Gr. durch seine Erklärung. Wir müssen ihm zwar glauben, wenn er S. 6. graphisch den Gedanken an Einif (aliquando, *eines*, einst), das obenein hier so gut wie bên (s. oben) wohl *énis* oder ênes geklungen haben würde, zurückweist: die Hdschr. zeige klar r. Aber entrückt er uns nicht im selben Augenblicke von seinem graphischen Ansatze des zehnten Jahrhunderts (s. oben), selbst wenn wir schon hier seinem weitern Ausspruche (S. 14) huldigen „daß die eigentliche Abfassung der fraglichen Gedichte zurückzuverlegen sey in den Zeitraum vor der Bekehrung mindestens in das achte Jhd.," zu schnell in einen Zustand der Sprache, der auch vor dem achten Jhd. weder im Althochd. noch im Altsächs. mehr statt gefunden haben dürfte und uns hier und dort einen Diphthong *ei*, dem gothischen *ai* (vor *r*) weder graphisch noch dem Lautklange nach anzusetzen erlaubte? Gr. nimmt nämlich eiris „alterthümlich" für êris, êres, das „nahe an das gothische *airis*, prius reiche, welches (obenein!) keinen Genitiv (wie eines), vielmehr ächte Adverbialsteigerung (wie haldis, sunis etc.) zeige."

(Fortsetzung folgt.)

*) In *uuoz* ist es *vuoz*; einfach steht *u* statt *v* in *u*ar, *u*olon, *u*olla; auch im zweymaligen *u*ister.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Ed. Robinson, Palästina und die südlich angränzenden Länder. Bd. 3. Halle 1841. 8.

E. Robinson and E. Smith, Biblical researches in Palestine, mount Sinai and Arabia petraea. Vol. 1 — 3. London 1841. 8.

Dr. L. Roß, Reisen und Reiserouten durch Griechenland. Th. 1. Reisen im Peloponnes. Berlin 1841. 8.

Jos. Rußegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1835 — 1841. Bd. I. Stuttgart 1841. 8.

W. Smyth, Narrative of a journey from Lima to Para, across the Andes and down the Amazon. London 1836. 8.

Lud. Steub, Bilder aus Griechenland. Th. 1. 2. Leipzig 1841. 8.

H. Ternaux-Compans, Archives des voyages ou collection d'anciennes relations inédites ou très-rares de lettres, mémoires, itinéraires et autres documents relatifs à la géographie et aux voyages. Vol. 2. Paris 1840. 8.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonité, commandée par M. Vaillant. Histoire naturelle. Zoologie par Eydoux et Souleyet, livr. 6—8. Botanique. Livr. 1. 2. Par. 1841. f.

Shering. Rosenhane, Svea-Rikes Konunga-Längd. Stockh. 1789. 4.

C. Hilleb. Uggla, Svea-Rikes Råds-Längd. Stockh. 1791. 4.

Ferd. Freih. v. Biedenfeld, Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen, erloschenen und blühenden Ritterorden. Th. 1. 2. Weimar 1839 — 1841. 4.

Illustrations de la Noblesse Européenne. Livr. 1. 2. Par. 1841. 4.

C. H. Maillard de Chambure, Régle et statuts secrets des templiers, précédés de l'histoire de l'ordre du temple, publiés sur les manuscrits inédits. Par. 1840. 8.

Fr. Mart. v. Reibisch, Deutscher Rittersaal. Dresden 1836. 4.

Carl de Boor, Ueber das attische Intestat-Erbrecht. Hamb. 1838. 8.

Carl Frid. Hermann, Antiquitatum Laconicarum libelli quatuor. Marb. 1841. 4.

J. Marquardt, Historiae Equitum Romanorum libri IV. Berol. 1840. 4.

Rob. Mushet, The trinities of the Ancients, or the mythology of the first ages and the writings of home of the Pythagorean and other schools examined. Lond. 1837.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 12. Roma 1841.

Comte de Clarac, Musée de sculpture antique et moderne. Livr. 11. Par. 1841.

L. Beaulieu, Lettre à Mr. J*** sur diverses antiquités égyptiennes trouvées à Salzbourg. Par. 1841. 8.

Dr. J. Franz, Monument chrétien à Autun. Berl. 1841. 8.

Ed. Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder, hauptsächlich etruskischen Fundorts. Heft 13 — 16. Berl. 1841. 8.

Bened. Graf von Giovanelli, Ueber die in der k. k. Bibliothek zu Innsbruck befindliche Ara Dianae und die Richtung der Römerstraße Claudia Augusta von Tridento bis Vipiteno. Botzen 1824.

B. Giovanelli, Intorno all' origine e condizione antica di Trento memorie due. Trento 1824. 8.

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten zum Theil noch unedirten Malereien, Bronzen und Mosaiken von H. Roux und Bouchet. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser. Lief. 169 — 186, Schluß des Werkes. Hamburg 1841. 8.

A. F. Mauduit, Découvertes dans la Troade. Par. 1840. 4.

Erasm. Pistolesi, Real Museo Borbonico. Vol. I. Storia del Vesuvio e dell' Ercolano. Vol. II. p. 1. Storia dell' antica cittá di Pompei. Roma 1838 — 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Fortsetzung.)

Aber ist es wahrscheinlich, daß wirklich ein Schreiber des zehnten Jahrhunderts, der aus einem vorliegenden älteren Codex oder besser aus mündlicher Ueberlieferung (S. 22.) seinen Text niederschrieb, während er in den meisten übrigen Wörtern die entschiedenen Spuren oder Laute seines Jahrhunderts wie seiner („thüringischen") Mundart wiedergab (bên, he ꝛc. neben fazun, vuoz, zi u. s. w.), gerade in jenem ersten Worte zwey so ganz unerhört „alterthümliche" Formen allein beybehalten haben sollte? Die altf. Evangelien-Harmonie (Heliand) zeigt nur zweymal („ausnahmsweise" sagt Grimm selber in der neuesten Ausgabe seiner Gramm. I, 244) skreid und beidero (st. skrêd, bêdero) und zwey nur in der einen Handschrift. Das Althochdeutsche zeigt zwar eine Menge *ei*, die dem gothischen ái, niemals aber dem gebrochenen ai, (air, aih . . .) entsprechen. *) Dieses gothische ai war kurz, ái dagegen lang.

Aber wir lassen das Urtheil offen und schreiten weiter. Das zweyte Wort *fázun*, das sich als viertes wiederholt, läßt keinen Zweifel übrig: es ist, in ganz althchd. Form, das altsächs. fâtun lauten würde, gleich sedebant. Somit muß uns das nächste Wort *idisi* einen Pluralis bieten, dem auch so ist. Das Altf. wie das Althchd. gewährt uns in f. 4. weibl. Deklination das entsprechende Wort, Plur. altf. idisi, ahd. itisi (das Angels. idesa), welches Frauen und Jungfrauen, Mädchen (nymphae) bedeutet. Otfrid I, 5, 6 gebraucht das Wort von Maria (zi theru itis frôno), der altf. Dichter des Heliand von Elisabeth, Maria Magdalena u. s. w.; eben so der angelsächs. Cädmon von Eva (idesa seo beste, der Weiber beste) und Kains Frau, das agf. Gedicht v. Helena aber (ides) von dieser Mutter Constantin's. Gr. hat schon früher in seiner Mythologie (S. 135. 189) nachgewiesen, wie der Ausdruck *fráuja*, von Ulfilas am liebsten für den Herrn (Christus) gebraucht, dem Namen des nordischen Gottes Freyr entspreche, eben so das gothisch nicht vorkommende *fráujô*, (das dem ahd. *frouwa*, Herrin entspricht, wie fráuja dem ahd. altf. *frô*, Herr, davon frôno, Frohnleichnam, fröhnen kommt) der Freyja, der Schwester Freyr's, die Gr., wie wir sehen werden, auch in unserm zweyten Liede in frûâ geltend macht. Auf gleiche Weise nun steigert oder, wenn man lieber will, potenziert Gr. den Ausdruck *idis*, ahd. *itis*, davon *itislîh* (matronalis) und der weibl. Eigenname Itis-lant *) vorkommt, rasch zu einem erzheidnischen, dem man doch auch nach der Bekehrung eine Zeitlang Gnade widerfahren ließ, wie insgemein weibliche Wesen des Heidenthums **) von den Christen schonender und duldsamer als die männlichen angesehen wurden (S. 4.) Um die *idisi*, nach denen Gr. unser erstes Lied geradezu überschrieben wissen will, zu mythologischen Wesen zwischen Göttern und Menschen zu erheben, zieht er

*) Nur wenige *ei* st. e, noch seltner und tadelhafter für ë (Gramm. I, 107).

*) Anders die Namen Itaberge, Itmar, Ithart, Itheri; die wie ita-mal, iteriuwâ u. s. w.

**) Warum meidet Ulfila aber gerade Fráujô?

ein Wort der nordischen Mythologie herbey, das er selbst noch jüngst (Mytholog. S. 66. 226 189) mit dem gothischen *deis* (sapiens, prudens, astutus verglichen hatte *); nämlich *dîs* (die kluge, weise Frau, die Göttin: selbst Freyja heißt Vâna - dîs), was kaum kurz (dis) anzusetzen seyn dürfte. Nun aber sagt Gr. S. 5, daß dieses „augenscheinlich durch Aphaeresis aus *idis* entsprungen" sey, welche das lange î („falls es gesichert ist" fügt Gr. zu) nach sich zog. Diese Gleichung ist, obschon wir die Uebereinstimmung des eddischen *dîs* Skiöldûnga mit dem Beowulfischen *idis* Scyldinga nicht übersehen können, eine geistreiche Geburt des Augenblicks oder des Bedarfs und ihr Vater gesteht selbst, daß das nordische dîs nur auf *d*, dagegen *idis* im Angels. u. Altsf. stets nur auf Vokale alliteriere. Dazu kommt, daß dieses im Germanischen bisher das einzige Beyspiel wäre, daß ein Wurzellaut (*Id-* ist jedenfalls Wurzelstamm) vorn abgestossen und die Ableitungssylbe (*'d-is*) zur Wurzelbedeutsamkeit erhoben worden sey. **) Denn daß wir dem von Gr. zwar glänzend, aber wie es scheint erst schnell zum Belege geschaffenen Gleichnisse mit dem goth. tunthjus (die Zähne), dentes, sskr. dantas, ὀδόντες, als seyen es die ἔδοντες, *e*dentes, skr. *a*dantas, goth. itandans eben so schnell Glauben schenken sollen, davor warnt, obschon uns Pott (Etymolog. Forsch. 2, 214) und jüngst Bopp (Jahrb. für w. Krit. 56,446) Beyspiele solcher Einbuße von Anfangsbuchstaben geltend gemacht haben, zu sehr der frische Anlaß, welcher den letztgenannten Gelehrten zu jener Selbstrecension herausgefordert hat: es lauert leicht ein Buschmann auf solche graffische Wagnisse auch der Germanisten. Abgesehen von der tiefen Verdunkelung jener Participialendung itandans bis zu *tunth*jus und dem Verwandeln (Assimilieren?) des treuer gebliebenen ὄδοντες (mit gewandertem Accente;), erregt doch das Stimmen des vermeyntlichen Abwurfes im Goth. und Latein. zum Sanskrit, während gerade im Griechischen allein die Spur des Ursprünglichen (sskr. atan, ἔδειν, edere, *itan* d. i. ëzzan, essen haben alle den Anlaut bewahrt) geblieben wäre, die selbst im Sanskrit schon verweht wurde, Bedenken und regt Fragen mancher Art über so frühe Uebereinstimmung wie Abweichung auf.

Viel lieber schon neigen wir uns einer andern von Grimm bey dieser Gelegenheit auf Tacit. Annal. II, 16. angewendeten „Berichtigung" zu, die sich an eine ähnliche, vielleicht nicht minder glückliche Conjectur desselben *) anschließt. Glaubte nämlich Grimm selber wohl früher in *Idista-visô* etwa einen Superlativ *idista wisô* (schönste, glänzendste Wiese, erinnernd an die Götterwiese Ida oder Idhavöllr) zu erkennen, **) so möchte er nun, die leichte Verwechselung zwischen T und I in Handschriften benutzend, *Idisja-visô* (nympharum, parcarum pratum) lesen, „sey nun der Name für das Entscheidungsschlachtfeld zwischen Germanen und Römern erst nachher dem Orte beygelegt worden oder ihm schon früher eigen gewesen, so daß Absicht ihn zum Kampfe ausersehen hätte." Der Anstand bey der Composition des Wortes in Betreff der Deklination, welche das *j* mit dem Bindevokal *a* bedingte, hebt sich durch die im Heliand vorkommenden altsächsischen Formen D. oder Instr. idisjû, G. pl. *idisëô*, D. idisjon (neben idisî, idisô, idison) und auch das Gothische gewährte in der 4. w. Deklination, der idis anheimfällt, den Compositionsvokal i, noch mehr freylich in der zweyten (*idisi*, idisjái, idisja, idisjôs etc.), so daß idisja – visô den vorkommenden vadd*ja*bôkôs, midj*a*svеipáins, hráin*ja*hairtans, den von Römern überlieferten

*) *Filu-deisei* ist πανουργία, astutia. Das Gothische hat für sapiens drey ähnliche Wörter *veis*, *deis*, *leis*. *Vei's* bildet sich von *veitan* (vitan); *leis* (in *lubja-leisei*, Giftkunde) gehört (wie *veis* zu vait, ich weiß) zu *láis*, οἶδα wovon sich láisjan (lehren) bildet. Ob *deis* ein *deitan* oder ein *deisan* fordert?

**) Umgekehrt bieder, aus biderbi u. s. w.

*) *Gandestrius* statt Adgandestrius (Ann. II, 88), so daß *ad* Gandestrii, principis Chattorum, *lectas* in senatu *litteras* (quibus mortem Arminii promittebat, si patrandae neci venenum mitteretur) responsum esse u. s. w. zu lesen käme.

**) Vom gleichen Stamme allerdings wohl mit *idis* (*Eidan*, áith, idun, wozu althochdeutsch *eit*, ignis, splendor und *îtal*, splendidus, vanus sich fügen.)

Cariovalda (harjawalda), Chariomerus (harjamêrs) Ariovistus (harjavists), Hariobaudes (harjabáuds) u. s. w. sich anreihte. Wir sind hiebey von der gothischen Form ausgegangen, weil wir grammatisch nicht höher hinauf können. Grimm nimmt hiebey auch in „in campum, *cui* Idistaviso *nomen*“ *viso* für den gothischen Nominativ (Wiese) und somit wohl an, daß in Westphalen zu Tacitus Zeit gothischer Laut geklungen habe. Das Altsächsische würde *wisa* verlangen.

Jene Berichtigung in Idisjaviso aber hält Gr. für so sicher, daß er unbedenklich darauf weiter baut: „Wir werden gleich sehen (sagt er. S. 6), welchen Einfluß die *idisi* auf den Gang der Schlacht ausübten. Tacitus *) rechtfertigt uns das hohe Alter der Form idis und alles Folgende, wie mich dünkt, empfängt damit gründliche Unterlage. Im Jahre 16. unsrer Zeitrechnung werden die idisi zuerst erwähnt, wie sollte in allen folgenden Jahrhunderten bis zur Bekehrung nicht der Glaube an sie gewaltet (fortgelebt) haben?“

Dieser ihm nunmehr gewonnenen Grundansicht gemäß wird demselben das ganze erste Bruchstück zu einem der mythologisch bedeutsamsten, wonach natürlich alle weitere Worterklärungen sich fügen müssen, in welchen wir den Begründer der deutschen Grammatik, Mythologie u. s. w. keinen Augenblick verkennen, wenn wir ihm auch nicht überall gleich beystimmen können. Sonst könnten wir ganz im Sinne jener mythologischen Handhabung, die so viel Göttinnen als möglich „aufzuwecken oder unter der Bank hervorzuziehen“ (S. 15) bemüht ist, gleich beym ersten Worte, dessen grammatische Erklärung Grimm's wir oben beanstandeten, in *Eiris* mit Annahme eines „leichten“ Schreibfehlers (Eirî *sâzun*) zu den *Idisi* noch eine ganze Reihe anderer, nicht geringerer Göttinnen hinzu gewinnen, die obenein (wie treffend würde dadurch das Idisilied zum zweyten, zum Liede von Balderes volon, sich fügen!) heilkundige wären, wie die walkürigen Idisi wundenschlagende. *Eir* ist nämlich bekanntlich in nordischer Mythologie eine solche Heilkunst übende, untergeordnete Asynie. Uebrigens bergen wir uns bey dieser bloß zum Refler aufgestellten Deutung nicht die unschöne Wiederholung von *sazun*, (die bey Grimm's Auslegung weniger unangenehm ausfällt, obschon sie, wie schon gesagt, mit der weiteren Malfüllung die fragliche Alliteration zu fern ans Ende hinausschiebt); wir bergen uns ferner nicht die zu kurze zweyte Vershälfte (|Eirî sâzun, | idisi sâzun || hera duoder), endlich nicht, daß wir die Scylla des voralthochdeutschen oder altsächsischen ei meidend (s. oben) leicht in eine altnordische Charybdis gerathen könnten (goth. ai st. altnord. ia, iö; doch s. Gramm. I, 476).

Aber wir bleiben absichtlich noch länger bey schlichteren, wir möchten sagen irdischeren *idisim* stehen und schreiten weiter, ihr Thun und Treiben in Z. 2. kennen zu lernen. Vor Allem aber darum was ist *hera duoder!* Das Facsimile trennt so. Also *hera* huc? oder dürfen wir Entrücken des Zusammengehörigen wie in sa zun, grati e, sal utarif, sol uf annehmen und *herad* (d. i. althochd. *herot*, altsächs. *herod*, huc) verbinden? Was ist dann aber *uoder?* Grimm denkt an Fortbildung der nur untrennbar vorkommenden Partikel *uo* —, ô— (Grimm II, 784. Graff Sprachsch. I, 69) zu *uodar* (wie re, red-, retro, german. *wid*, *widar*, altsäch. *itar*, iterum) und übersetzt darum S. 4. huc et illuc, was „ungefähr die ursprüngliche Meynung erreiche“ (S. 7.). Er versucht aber auch sogar ein *aduoder*, das er, ohne lebendige Ueberzeugung, an die goth. *aljathrô* (aliunde), *thathrô* (inde), *innathrô* (ἔσωθεν) hält, so wie an die hochd. Hauptwörter *innadiri*, *innuadiri* (intestina).

(Fortsetzung folgt.)

*) Sollen wir hier eine dritte taciteische Conjectur bieten, die auch der Augenblick geboren? pars Suevorum et *Idisi*(m) sacrificant (Germ. 9.)? Die Auslegung des Tacitus von advecta religio (wegen der liburna) bliebe sein, (etwa wie bey *Alh*, Alce von Castor und Pollux, oder über Boji in Boihêmum), oder saßen die *idisi* (die Walküren) webend in einem wogenden Schiffe? Zur Schlacht reiten sie; aber sie schweben auch wie Vögel und schwimmen wie Schwäne (Mythol. S. 240).

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Charles Texier, Description de l'Asie mineure, faite par ordre du gouvernement français de 1833 à 1837 et publié par le ministére de l'instruction publique. Première partie. Beaux arts, monuments, historiques, plans et topographie des Cités antiques. Livr. 15 — 17. Par. 1840. f.

Prof. F. G. Welcker, Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. Bonn 1841. 8.

L'aes grave del Museo Kircheriano, ovvero le monete primitive de' popoli dell' Italia media, ordinate e descritte dai P. P. G. Marchi e P. Tessieri. Roma 1839. 4.

Franc. de Dominicis, Repertorio numismatico per conoscere qualunque moneta greca tanto urbica che dei re e la loro respettiva stima. Vol. 1. 2. Napoli. 1826.

Trésor de Numismatique et de Glyptique ou Recueil général de Medailles, Monnaies, Pierres gravées, Bas - réliefs etc. etc. tant anciens et modernes. I. Classe. 4. Série. Numismatique des Rois grecs. Livr. 18. 19. Par. 1841. fol.

Bened. Giovanelli, Intorno all' antica Zecca Trentina e a due monumenti reti lettere tre. Trento 1812. 8.

Dr. Fr. Straß, Handbuch der Weltgeschichte. Th. 1 — 5. Jena 1837 — 1842. 8.

W. Drumann, Geschichte Roms. Th. 5. Königsb. 1841. 8.

W. H. Engel, Kypros. Eine Monographie. Th. 1. 2. Berlin 1841. 8.

Dr. E. W. Fischer und Dr. A. Soetbeer, Griechische und Römische Zeittafeln. Lief. 3. Altona 1841. 4.

Dr. G. F. Grotefend, Zur Geographie und Geschichte von Alt = Italien. Heft 4. Italiens Bevölkerungsgeschichte bis zur Römerherrschaft. Hannover 1841. 4.

Dr. K. Hoeck, Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin. Bd. I. Abth. 1. Braunschweig 1841. 8.

Angelo Mazzoldi, Delle origini Italiche e della diffusione dell' incivilimento italiano all' Egitto, alla Fenicia, alla Grecia, e a tutte le nazioni asiatiche poste sul mediterraneo. Milano 1840.

Dr. K. Fr. Scheibe, Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Krieges und das Archontat des Euklides. Leipzig 1841. 8.

Baron de Fayet Nougaréde. Histoire du siècle d'Auguste et de l'établissement de l'empire Romain, pour servir de suite à l'histoire de la révolution qui renversa la république. Paris 1840.

F. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Th. 1. Stuttgart 1842. 8.

A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, Geschichte der europäischen Staaten. Röpell, Geschichte Polens. Th. 1. Hamburg 1840. 8.

Marcos de Guadalajara y Xavierr, Prodicion y Destierro de los Moriscos de Castilla, hasta el Valle de Ricote. Pamplona 1614. 4.

The history of Spain and Portugal. Vol. 1 — 5. London 1832.

Fürst Fel. Lichnowsky, Erinnerungen aus den Jahren 1837, 38 und 39. Th. 1. Frankfurt 1841. 8.

Lord Mahon, history of the war of the succession in Spain. London 1832.

Miguel de Portilla y Esquivel, Historia de la ciudad de Compluto, vulgarmente Alcala de Santiuste y aora de Henares. P. 1 — 3. Alcala 1725 — 28. 4.

Ed. Bazelaire, Des institutions de bienfaisance publique et d'instruction primaire à Rome. Paris 1841.

G. Carbone, Storia Fiorentina dai tempi Etruschi fino all' epoca presente. Vol. I. Disp. 1 — 6. Firenze 1840. 8.

Dr. K. A. Mayer, Neapel und die Neapolitaner. Th. 2. Oldenburg 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Fortsetzung.)

Er vergleicht endlich auch das altsächsische ôder (*ôdher, other, andar*, aliorsum). Wäre letzteres (wobey die handschriftliche Sylbentrennung geehrt würde) nicht vielleicht festzuhalten, doch so, daß du ôder sumâ ... sumâ (*tunc* aliae ... aliae) verbunden würde, *ôdher* als Einleitung von suma ... suma (ôdhersumâ ... sumâ), wofür freylich alle Belege fehlen, wann man nicht *ôdher huëder, ôdhar huëdar ên* (Hel. 50, 4. 111, 7 alter uter) zur Vermittlung annehmen wollte; nicht minder *ôthar* vor dem Comparativ (is imu *ôthar* betara, that: utilius est illi, si: Hel. 44, 19. 45, 2).

Oder, wer *Eiris* = goth. airis deutet, dürfte der zurückschrecken vor sâzun *du* ôder (saßen zu einander) trotz *zi* holza, *zi* bêna, *zi* bluoda, *zi* geliden?? Doch möchten wir am wenigsten die *uuôd* des Grammatikers auf uns laden; — das wiederkehrende *sumâ* ist der altsächsische n. pl. fem. (aliae ... aliae). Aber wie stehen daneben die durchaus altnordischen Laute hapt heptidun, die altsäch. wie althochd. *haft heftidun* (von heftjan), vincula vinciebant heißen würden? Das Hauptwort kehrt wieder in Z. 7. *haptbandun*, was sich zunächst als D. pl. für vinculis, Haftbanden, ähnlich dem angelsächs. *herubendi* ensium vincula, *clûstar-bendi*, claustra entgegen bietet. Nun aber macht Grimm darauf aufmerksam, daß in altnordischen Denkmälern jenes Compositum, wie die einzelnen Theile desselben, abstract für höchste Wesen (numina) vorkomme, die auch sonst eben so abstract regin, rögn (goth. *ragina*, die obersten Kräfte, consilia, potestates) genannt werden, wovon das Altsächs. uns noch *regin-giskapi* (wie *metodagiskeft*, decreta fati, superorum) bietet. *Höpt* wie *Bönd*, beyde vincula aussagend, werden für die höchsten Gottheiten gebraucht, als die unter einander eng Verbundenen (dii consentes, complices) oder das Band zwischen Menschen und Göttern (religio) und Odhin, der oberste der Götter, führt darum den Beynamen *hapta-gudh*, deus numinum; ähnlich heißt es *hapta-Tyr*, ja selbst der Singular *hapt* allein kommt für einen Gott (den Balder unsers zweyten Gedichtes) vor. Unser *haptbandun* sey somit der verstärkte persönliche Dativus commodi. Nach dieser mit den idisi gewonnenen immer höheren Götterbeziehung regelt und gestaltet sich nun die weitere Auslegung von dem, was die idisi thun und schaffen.

Nun sitzen diese, Schlachten entscheidende Jungfrauen, zusammen und schürzen geheimnißvolle Knoten (hapt heptidun) und hemmen oder halten das Heer oder Heere auf (heri *lezidun*). Dieser Gebrauch des Wortes *lazjan* (retardare, morari) ist im Althochd. (Graff's Sprachsch. II, 298) und Altnord. (letja herja) fest gegeben, die Sache war im Kampfe von größtem Einfluße, somit gewiß auch ein Hauptgeschäft himmlischer Walküren oder Schildjungfrauen (Hild, Gunth u. s. w.). Kehren wir aber wieder zu unserer zweifelnden, nüchternern Ansicht von idisi zurück, so gälte es natürlich einen andren Sinn in herilezidun finden als die cunctatrices exercituum und ob nicht, an ein etwaiges *b* erinnernd, heribezidun zu lesen seyn sollte, so daß wir darin vielleicht einen Verbal-

ſtamm zu herbiſt, herpiſt (angelſäch. hearfeſt) mit der Bedeutung von colligere (*herbezjan, herbezen*), etwa im beſtimmteren Sinne des Abſtreifens erhielten? Aber die idiſi üben eine dritte Beſchäftigung: *clûbôdun* umbi cuonio uuidi inſprinc... — *Clûbôn* iſt unſer klauben, aufklauben (colligere, althochd. klûben). Gr. verbindet, gegen den ſonſtigen Gebrauch des Wortes clûbôn, *umbi* zu dem Sinne: ſie pflückten, ſuchten nach Kränzen (hôbidbandun?) denn ſo nimmt Gr. das folgende *cuonio uuidi*, gemäß dem goth. kunavêda (oder —ô), angelſächſ. cynevidhdhe (beyde fem.), althochd. khunawithi, chunwidi (neutr.), welche gleichmäßig durch catena, redimiculum wiedergegeben werden; wobey aber in der Form cuonio-uuidi nicht bloß das Compoſitions —o verdächtig, ſondern noch mehr die Annahme einer abermaligen Verſchreibung des *uo* bedenklich wird. Kehren wir daher nochmals zu unſerer ſchlichteren Deutung des Sprachdenkmals (*idiſi* = nymphae) zurück, ſo früge ſich, ob wir nicht wie bey hera duoder, ein wiederkehrendes graphiſches Zerreißen zuſammengehöriger Laute annehmen und cuoni ouuidi verbinden oder trennen dürften, wodurch wir etwa asperas caulas oder den Singularis (*owiti, ewida* oder ewit, goth. avêthi, angelſ. ewede, eowed) erhielten. Doch läugnen wir auch hier wieder nicht, daß dieſe Deutung von cuoni, abgeſehen von der Frage um den modus, gleichfalls etwas kühn ſeyn würde und wir uns dann wieder umzuſehen hätten nach dem, was die idiſi um dieſe Hürden (owidi) klaubten oder welche hapt heptidâ ſie herum ſammelten. Das müſſen natürlich die *inſprinc* ſeyn, etwa, wenn wir an *urſprinc*, (fons, ebullitio) und an *ſprinca, ſprincwurz* denken, inſprincu junge Schößlinge, geſchmeidige Triebe, Zweige, Gerten, welche die idiſi zwangen (heftidun) mit den haptbandun (den Heft- oder Haftbanden), die ſie ausgeleſen und geſondert (herbezidun). Dürften wir dann ferner zurückgreifen und gar ſagen lâzun hera ad (adh? freylich unerhört ſt. at!) *vôder* (freylich ſtatt vôdhre, fôthre, oder iſt es undeclinierbar wie vader, muoder, tohter?): *uôther* (holtes), carrata, veher kommt in der Eſſener Heberolle vor. Nur wäre hier in unſerm Bruchſtücke wie in uuôdan des zweyten, wieder ô für uo anzunehmen.

Wozu aber nun die ganze dreyfache Thätigkeit? *in uâr ingândun?* wider die eingehende (inganandan? —on?), drohende, mögliche Gefahr (vâr, masc.)? wider den warg, den Wolf, *) oder wider der Geiſter (hellawargôs)? Grimm weiſt *in*gandun wie es ſcheint auch graphiſch (das Facſ. iſt hier gerade ſchwebend) lieber ganz zurück und wagt die Gefahr einer „kleinen Aenderung“ **) des uigandun in *uu*îgandun (bellatoribus) und deutet ſeinem mythologiſchen Auffluge getreu *inſpring* und *invar* (freylich mit nicht mehr lexikaliſchem Belege, als unſerm obigen Deutungsverſuche zu Statten käme) als inſultus (ἐπιπήδησις) und introitus: die von den Nymphen oder Walküren gebrochenen Kränze (ferta giebt die Ueberſetzung S. 4) ſind den Göttern (haptbandun!) — *inſpring*, den Helden (wîgandun) *invar*. Grimm legt die Alliteration, wie ſchon oben bemerkt, auf inſpring und invar; durch unſern Verſuch würde dieſelbe freylich zerſtört, nicht minder der Reim haptb*andun*: wîg*andun*. —

Werden wir aber ſo durch Grimm's jedenfalls geiſtreiche Auslegung ſchon des erſten kleineren Liedes (wenn es nicht Bruchſtück zu nennen iſt, was etwa das nachgeſetzte H bezeichnen könnte) bereits in höhere Regionen entrückt, ſo treten uns ihre Bewohner im zweyten Gedichte unzweifelhaft wirklich ſelber entgegen: obenan der haptagudh *Wôdan* (Odhinn), und es frägt ſich fortan nur in wie großer ebenbürtiger Begleitung oder Geſellſchaft.

Wir vergegenwärtigen uns deßhalb auch hier den Text, der dießmal beynahe gar keinen grammatiſchen, ſondern nur ſolchen Schwierigkeiten unterliegt, die aus dem Inhalte ſelbſt hervorgehen, unter denen bey weitem die größte der Name bringt, mit welchem es anhebt:

1. |*Phol* ende *Wôdan*
   |vuorun zi holza.
2. du wart demo *Balderes* |volon
   ſîn |vuoz birenki*t*.

*) Vrgl. die Beſchwörungsformeln XVIII. XIX. in Grimms Mythologie S. CXXXVIII.

**) Eine größere wäre freylich das S. 10. verſuchte *unarwigandun* (von frustrantibus).

3. Thu biguol - en | *Sinthgunt*(h) *)
|*Sunnâ* ëra ſwiſter;
4. thu biguol - en |*Frûâ* *)
|*Vollâ* ëra ſwiſter;
5. thu biguol - en |*Wôdan*
ſô he |wola konda:
6. Sô ſe bênrenki, ſô ſe bluotrenki, ſo ſe lidrenki
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
7. |lid zi (ge)|liden,
ſô ſe ge|limida ſîn.

„Die Götter Wodan und Phol fuhren (profecti sunt) einſt zu Walde, da wurde Balders Fohlen der Fuß verrenket.“ — Ritt letztren Balder, Odhin's Sohn, ſelber? Oder ritten ihn jene beyden ſelbander? Weidete derſelbe auf der Götterau (dem vagga?), auf Idhavöllr oder Breydablick, wo Balder's Schloß Glitnir lag? — Iſt „nach den Regeln einer guten Erzählung“ (S. 11) Phol („ein unerhörter Name“ S. 11) eins mit Balder, als wenn man anhübe „Phöbus und Zeus fuhren aus; da ward Apollo's Roß huflahm? Oder iſt Phol ein böſer, unheimlicher Geiſt gleich Loke, den Wodan oft begleitend auf ſeinen Wanderungen, immer den Aſen, namentlich dem ſchönſten derſelben, dem reinen, fleckenloſen Licht = und Sonnengotte Balder zu ſchaden bemüht? Iſt es Vale, Lokes Sohn (mit Sigyn gezeugt), den die Aſen in einen Wolf (vargr) verwandelten? Oder iſt es Odhin's gleichnamiger Sohn Vale, der einſt nach der Aſen Untergange die neue Erde bewohnen wird? In dieſem Falle müßte das große Anfangs P mit ſeinem oben drangeſchriebenen h für das angelſächſiſch-hildebrandſche ƿ angeſehen werden, was die Alliteration mit auf *W*ôdan würfe, worüber aber wieder im zweyten Gliede das Hauptband ausgienge, man müßte denn (ſagt Grimm S. 12) von neuem auch holza verwandeln in *w*alda oder möchten wir ſagen, uuorun in *uuarun* (wârun). Gegen jenes Ph = W ſträuben ſich aber die Lautverhältniſſe, die Gr. S. 12 erörtert, wobey wir jedoch (vrgl. oben) über die Schwierigkeit nicht hinaus können, daß Phol (oder Phal) oder ſächſ. *P*ol gleich ſeyn ſollte *B*al(der) oder gar *Be*lenus u. ſ. w., mit welchem keltiſchen Gotte wir wohl gar auf den Beilſtein dieſer Gel. Anz. (1842, S. 102. 103) gerathen könnten. Lieber neigen wir wieder Gr's. Vermuthung zu, wonach der thüringiſche Schreiber das ſächſ. *P*ol in P^h^ol verändert habe und laſſen uns von Gr. aus ſeiner reichen Umſicht gern an den niederſächſ. (gegen Thüringen hin) vorkommenden Ortsnamen des zehnten Jhrh. *Palithi*, *Polidi*, *Pholidi* (jetzt Pölde, Pfolde) erinnern, den 929 Heinrich I. ſeiner Mutter Mechtildis ſchenkte, welche daſelbſt ein bekanntes Benedictinerkloſter ſtiftete. Das Althochd. gewährt einen abgeleiteten Eigennamen *Pholing*. Nicht unwahrſcheinlich daß ſolche Namen in heidniſche Zeit hinauf reichen und nach einem Gotte Phol gebildet ſeyn mögen. Das Chriſtenthum war Kirchen an Stätten zu ſtiften geflißen, die in den Augen des Volkes für heilig galten (S. 13). Ueberaus glücklich erinnert Grimm ferner an eine Benennung des zweyten Maytages in überrhein. pfälziſchen Weisthümern: Phultag, Pulletag und ſagt S. 14 ganz richtig, daß unter dieſem Phul oder Pul kein Heiliger der chriſtlichen Kirche gemeynt ſeyn könne, da ſonſt das Wörtlein Sanct nicht mangeln würde, die Tage von Paulus und Hippolitus (St. Pölten) aber in andere Jahreszeit fallen. Ja Gr. hält nicht zu gewagt, an den Pol- oder Pollgraben (den limes der Römer) zu erinnern, den man zwar allgemein jetzt als Pfahl-graben deutet, der aber, weil er vom Volke auch „Teufelsmauer“ genannt wird, ſo nicht allein als heidniſches (römiſches) Werk, ſondern vielleicht beſtimmter als von einem böſen lokeſchen Geiſte gebaut angeſehen und benannt worden ſeyn könnte. Der Name aber eines ſolchen Phol (oder Pol) dürfte in dem ſeit dem 12. Jahrh. in den mittelhochdeutſchen Gedichten auftauchenden Namen des Teufels *vâl*ant, *vôl*ant fortgelebt haben, wie derſelbe Gott-ſey-bey-uns im Hennebergiſchen noch *Fal* genannt werde (S. 15).

(Fortſetzung folgt.)

*) Vorläufig nach Grimm angeſetzt.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Filippo Moisè, Storia dei Dominii stranieri in Italia dalla caduta dell' imperio Romano in occidente fino ai nostri giorni. Vol. II. Distribuzione 24 — 27. Firenze 1840. 8.

Correspondance de Henri D'Escoubleau de Sourdis, augmentée des ordres, instructions et lettres de Louis XIII. et du Cardinal de Richelieu à M. de Sourdis concernant les opérations des flottes françaises de 1636 à 1642, par M. Eugène Sue. Vol. 1 — 3. Paris 1839. 4.

Le comte Beugnot, Les Olim ou registres des arrêts, rendus par la cour du roi sous les régnes de Saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis le Hutin et de Philippe le Long. T. I. 1224 — 1273. Paris 1839. 4.

Lettres de rois, reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre depuis Louis VII. jusqu'à Henri IV. tirées des archives de Londres par Bréquigny et publiées par M. Champollion-Figeac. T. I. de l'année 1162 à l'année 1300. Paris 1839. 4.

Chronique de Bertrand du Guesclin par Cuvelier, trouvère du XIV. siècle, publiée pour la premiére fois par E. Charrière. T. 1. 2. Paris 1839. 4.

Pierre Varin, Archives administratives de la ville de Reims. Collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité. T. I. p. 1. 2. Paris 1839. 4.

— — — Archives législatives de la ville de Reims. P. I. Coutûmes. Paris 1840. 4.

Chronique du religieux de Saint-Denys, contenant le régne de Charles VI, de 1380 à 1422, publiée en latin pour la première fois et traduite par M. L. Bellaguet, précédée d'une introduction par M. de Barante. T. 1 — 3. Par. 1839 — 41. 4.

Collection des Cartulaires de France. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Père de Chartres, publié par M. Guérard. T. 1. 2. Paris 1840. 4.

Cartulaire de l'abbaye de Saint-Bertin, publié par M. Guérard. Paris 1840. 4.

Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. extraits de la correspondance de la cour et des généraux par le Lieutenant Général de Vault. Vol. 4. aveo Atlas. Paris 1841. 4.

Papiers d'état du Cardinal de Granvelle d'aprés les manuscrits de la bibliothèque de Besançon, publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. Vol. 1. 2. Paris 1841. 4.

M. Michelet, Procés des templiers. T. I. Paris 1841. 4.

Correspondance diplomatique de Bertrand de Salignac de la Motte Fénélon, ambassadeur de France en Angleterre, de 1568 à 1575, publiée pour la première fois sur les manuscrits conservés aux archives du royaume. Vol. 1 — 7. Paris 1838 — 1840. 8.

Le manuscrit de Foissart de la Bibliothèque d' Amiens; dissertations et extraits, particuliérement en ce qui concerne les batailles de Crécy et de Maupertuis. Poitiers 1841. 8.

Ed. Mennechet, Histoire de France, depuis la fondation de la Monarchie. Vol. 1 — 4. Paris 1840.

M. Michelet, Histoire de France, Vol. 4. 5. Paris 1842.

C. Mullié, Fastes de la France, ou tableaux chronologiques, synchroniques et géographiques de l'histoire de France, depuis l'établissement des Francs jusqu'à nos jours. Paris 1841. f.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des Français. Vol. 25. 26. Paris 1841. 8.

Vauvilliers, Histoire de Blanche de Castille, reine des Français, deux fois régente. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

Le comte D'Allonville, Mémoires de 1770 à 1830. Vol. 3 — 5. Paris 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Fortsetzung.)

*Palithi, Polidi**) bespricht auch Falcke in den Traditt. Corbejens. S. 22. 23., welche aber in Westfalen weiter keinen *Phol* oder *Pol* ergeben, wenn schon ein *Wôdensberg* (ann. 974), ein *Wôdenstorp* (a. 1180), *Wôdenswege* (a. 937 *Wateneswege*) d. i. Godenswegen bey Magdeburg. Aber Thüringen selber bietet uns den *Phol* dar! In Eberhard's Traditt. Fuldens. bey Schannat S. 291 heißt es N. 85. Widerolt comes tradidit sancto Bonifacio quicquid proprietatis habuit in *pholef brunnen* in provincia Turingie. **) Erfreut hier schon die Genitivform und gleiche Schreibung, so überrascht in der unmittelbar vorhergehenden n. 84. *wôteneshûsen*, das n. 105. als *wôtaneshûsen* wiederkehrt. Also in wahrscheinlichster örtlicher Nähe — wieder dieselben beyden Gefährten *Phol ende Wôdan!* Also beyde thüringischem, deutschem Boden angehörig; und, wie es scheint, neben dem gleichen Laute des Namens Phol, auch noch die strenger thüringische Aussprache Wôtan (oberdeutsch Wuotan, altf. Wôdan), die auch in jenem Wateneswege bey Magdeburg wiederzukehren scheint. Gelegentlich sey hier angereiht, daß sich bey Schannat auch *Hecelestein* (n. 73), bey Falcke *Hakel*, *Hakel*breite, *Hakil*heim, ja *Hakules*-thorpe, *Hakeles*-torpe an der Weser, auch ein *Balder*brôc (a. 1205) findet. Da es hier Alles sammeln gilt, was zur Erklärung dienen könnte, so bringen wir hier aus einer Mittheilung Herrn Vollmer's (vom untern Eichsfelde gebürtig, hier in M. lebend) bey, daß in seiner Heimat der heftig sich erhebende Wirbelwind vom Volke, doch stets mit Scheu und Widerstreben, Pull-oineke genannt werde. Der Laut oi entspricht dort dem ü (iu), so daß vielleicht ein Pol ônika sich ergäbe, der hauchende Pul (*Anan*, ôn: wehen, hauchen, wovon vielleicht selbst die nordr-*ôni*, ostr-*ôni*, sundr-*ôni*, westr-*ôni* ihre Erklärung erhielten).

Dieser Phol nun, Wodans Begleiter (auf Balders jungem Rosse?) mochte diesem wie seinem von ihm (Loki) gehaßten und zuletzt zum Tode verrathenen Herrn haben schaden wollen, daß ihm sin vuoz *birenkit* d. i. spurihalz wurde oder firspurni (Otfr. IV, 4, 31). In *birenkit* und *renki* ist dem althochd. wie dem altf. Wörterbuche ein Wortstamm zugewonnen worden, der bisher nicht belegt war: Ranc (streng altf. wranc) ist Verdrehung, angelf. *gevrinc* tortura, *vrenc* fraus und *bevrencan* occultis machinationibus circumvenire, was vortrefflich zum list- und ränkevoll Hindernisse in den Waldweg werfenden Loki-Phol oder etwa dem die Sonne verfolgenden Wolfe Sköll (oder Sol-

---

*) Heinrich II. verweilte 1013 Weihnachten in Polithi, zur Erscheinung Christi zu Alstet, gieng von da nach Merseburg, und feyerte Mariä Reinigung in Magdeburg. Am 29. December aber gab er an Fulda den Forst Zanderhart bey Polithi (Schannat Nr. 244). — Ortsnamen auf *-ithi* noch manche bey Falcke: *Tilithi* an der Weser, Snevithi, Hallithi, Heherithi, Buginithi (Bünde), Amplithi, Sturmidi, Olidi, Osede, Hesiti, Hesethe, Bathedi, (Bade) u. s. w., bey Schannat Felihchide, Hon(ig)ide, Tungide, Engeride, Borahtride, Sumerde u. s. w.

**) So in dem Originalcodex nach Director Dronke's freundlicher Mittheilung.

varg, Sol-ulf) paßt. Das flüchtige, unaufhaltsame Glanzroß des Sonnengottes (das weiße Roß des altwestfälischen oder sächsischen Wappens?) ist bis in sein innerstes Leben (vërh) gelähmt: die Gefahr ist eine Weltgefahr. Die helfenden Göttinnen oder *idisi* (Frauen übten die Heilkunst, wobey wir an die oben eingeführte Eir erinnern), welche am Waldwege saßen und Geschicke schufen, eilten herzu; aber ihnen gelingt es nicht den Zauber, den Bann zu heben; erst *Odhinn*, welcher nach der Edda wie jene ja vorzugsweise Seidher und Galdr d. i. Runen-, Zauber- und Liedersprüche verstand (wie passen hier trefflich unsers Liedes Worte sô he wola konda!), mit welchen Beschwörungen und Zauberformeln er Berge versetzte oder aufschloß und ihre Bewohner feßelnd ihnen entnahm, was ihm gefiel — erst Wodan konnte Balderes volon wieder zum Heile verhelfen. Die Seidhr-Wissenschaft, welche den Leuten Tod, Krankheit, Unglück bereiten, aber auch gegen Waffen fest und unverwundbar machen konnte (Mythol. 583. 636), soll Freyja aus dem Lande der Vanen den Asen zugebracht haben; davon hießen die Zauberfrauen *seidh-konur* (oder *völur*, fatidicae). Solche wären jene idisî, die zum Zauber (zur Heeresverspätung ꝛc.) zusammensaßen, sâzun (das nächtliche Ausfahren und Zaubern hieß nordisch gleichmäßig *sitja* ûti Mythol. 637). Und so wäre denn vielleicht doch ein innerer Zusammenhang für das erste unserer Lieder, das sonst keine rechte innere Befriedigung durch Abschluß gewährt, hergestellt oder gewonnen. Es wäre das Vorspiel zur Haupthandlung. *Galdr* ist altnord. der gesprochene Zauber (incantatio), angelsäch. galdor, althochd. kalstar. *Galdra* ist davon altn. fascinare, incantare, *galdra-kona* (wie jenes seidh-kona) eine saga, die vom leisen Raunen genannte Albrûna (Mythol. 583). Das Wort kommt von *galan*, angels. altn. gala, althochd. kalan (canere, incantare), dessen Präteritum *guol* in dem *biguol* unsers Gedichtes erscheint und von dem (im Gothischen gôl) sich das gothische *gôljan* grüßen (zum Gegengruß veranlaßen oder Heil zurufen) ableitet.

Thu biguol-en, tunc incantavit eum, d. i. *ën* enklitisch für ina, ine, in. Sein ë scheint nicht allein durch jene Anlehnung veranlaßt, da auch ërâ dasselbe zeigt, von dessen Bedeutung (ejus oder eorum?) es fortan abhängt, ob wir mit Grimm vier Frauen oder Göttinnen oder nur zwey annehmen dürfen. *Erâ* gleicht sich zunächst mit altf. *irâ* d. i. ejus (fem.), wofür aber selbst meist irô, irû, irê vorkommt. Dürfte nicht ebenso umgekehrt irâ für irô (αὐτῶν) angenommen werden und dürften wir herad für herod (besser vielleicht *bâna* für bôna) vergleichen oder gar dort auch (h)ërâ lesen, wodurch zugleich eine bessere Alliteration gewonnen würde? Was uns nun vorzugsweise abhalten muß sogleich mit Gr. vier Göttinnen, nämlich Sin*th*gunt*h*, Sunnâ, Frûâ und Vollâ statt bloß zweyer (Sunnâ und Frûâ Vollâ) anzunehmen, das ist der auffallende zweymalige Mangel der Copula *ende* zwischen dem an sich unsichern Sinhtgunt und Sunnâ und wieder zwischen Frûâ und Vollâ, deren Mangel sich auch durch Gr's. Besprechung S. 19 — 20 nicht ganz beseitigen dürfte, man müßte ihn denn als ganz neue grammatische Formel ansetzen. Die altn., altf. und althochd. (auch mittelhochd.) Poesie läßt die Copula kaum aus. Der von Gr. herbeygezogenen ungefähren Analogie aber, daß das Angelf. und Altn. nach dem Dualis des Pronomens nur Einen Namen ohne Copula setzt (vidh Freyr d. i. ich und Freyr, vit Scilling ich und Schilding, unc Adame wir und Adam), ließe sich vielleicht selbander, gewissermaßen auch einander anreihen. Nun ist allerdings nicht zu verschweigen, daß die Handschrift nach dem schwierigen sinhtgunt ein Punctum (das einzige der ganzen Seite innerhalb der Sätze!) bietet, somit sinhtgunt von sunna absondert, wenn dieses nicht nur dem Alliterationsgliede gilt, obschon ein Punkt zwischen frûâ und vollâ wieder fehlt, was auch Grimm's Deutung wieder Gewicht raubt. Doch fassen wir sein viersippiges Zauberkleeblatt näher ins Auge! Mit frûâ oder frou *Sunnâ* wird jeder einverstanden seyn, eben so mit frua *Volla*, in der wir erfreulich die Asynie Fulla (die Göttinn der Fülle, des Reichthums) aus dem Norden wieder erkennen, die mit flatterndem Haare und goldenem Stirnbande die eschene Kiste (eski) der Göttermutter Freyja, aus der sie den Menschen Gaben mittheilt, aufbewahrt und an ihren geheimen Ueberlegungen Antheil nimmt. Als Balder nach seinem allen Göttern

schmerzlichen und gefährlichen Tode nicht wieder aus Helheim, dem Schattenreiche, zurückkehren durfte, sandte er durch den Götterboten Hermôdr den Ring Draupnir für Odhinn; Nanna aber sein Gemahl, die sich mit seinem Leichnam verbrennen ließ, sandte der Frigg von dort einen weiblichen Schmuck, der Fulla einen goldenen Ring zum Andenken. — Meint nun aber unser Text verbunden frûâ Vollâ, warum sagte er dann nicht auch frûâ Sunnâ wie S. 16. (frowe Sunne) und Mythol. S. 400, frou Frey S. CXLVIII. CL? Grimm nimmt Frûa (S. 16) unbedenklich für Freyja, der somit Fulla, im Norden nur der Göttermutter Frigg Dienerinn, zur Schwester (ërâ suister) würde. Sunnâ aber würde eben so zur Schwester der *Sinth-Gunt(h)*, die aber aus Grimm's Jupitershaupte uns erst neugeboren entgegenspringt. Er selbst sagt (S. 16.: „Wir lernen eine neue Göttin kennen, der nordischen Mythologie so unbekannt wie Phol", und zwar 1) durch eine „leichte Berichtigung" von Sinhtgunt in Sinthgunt, welches dann 2) „eigentlich" Sinthgunth geschrieben seyn, altf. aber eigentlich Sithguth lauten sollte. Den neugewonnenen Namen, der aber bisher in urkundlichen Namenverzeichnissen nicht angemerkt wurde, leitet Gr. wie Sunna oder Sunnô selbst, durch *Sinth* (*iter, via*) von einem ursprünglichen Sinnan (progredi, ire): die wandernde Gunth (oder Hild, Walküre). Welches „wandelnde Gestirn" aber ist nun diese unbekannte Sinthgunt? „Ich kann nicht sagen welches" (S. 16). Schwerlich der Mond, der meist „Herr Mond" ist. Oder sollte Sithguth zur nordischen Sigynn, Loke's Gemahlinn geworden seyn?*) Oder sollte der Mond dennoch in (frûâ) *Volla* gemeynt seyn, gemäß dem isl. fullt tûngl d. i. Vollmond, dem goth. fullithê als νεομενιας in Col. 2, 16. formell entsprechend, mit (zwischen Wolken) flatterndem Lichthaare? Freylich ist auch im Norden Mâne Bruder der Sonne (beyde die schönen Kinder Mundilfare's, welche die Götter an den Himmel versetzten, den Erdkreis zu umwandeln und das Jahr mit seinen Zeiten zu bezeichnen —).

Der einfach dargestellten Fabel unsers Gedichtes liegt ohne Zweifel ein tieferer Sinn zu Grunde, den wir weiter oben schon anzudeuten suchten, Grimm aber mit den Worten ausdrückt: „Sobald des Sonnengottes Roß erlahmt und er seinen Umlauf zu unterbrechen genöthigt ist, läuft Alles Gefahr und nichts ist den gütigen Gottheiten angelegener als schleunig sie abzuwenden" (S. 24). Wie wenn es nun also hieße: da besprach (da fand) ihn sinkend (sincunt) die Sonne (über sein Leid sank die Sonne), aber auch der aufgehende (Voll-) Mond fand ihn noch gelähmt und konnte ihm nicht abhelfen, bis der Götter Gott ihn heilte? Die in sincunt gewagte Abschwächung (st. sinkunde) giebt sich freylich erst im Mittelhchd. mächtiger kund, im Althchd. u. Altsächs. nur in vrîunt, frîunt und hier obenein aus -ônt. —

Die hierauf folgenden Zeilen (Sôse bênrenki u. s. w.) schließt Grimm, sey es als Accusative dem Accus. *ën* (eum) gleichstehend, sey es als Genitive mit jenem ën verbunden (letzteres nach der Analogie von teilan, biteilan) unmittelbar an die Geschichte von Balders Fohlen: *tam* ossis torturam (incantavit) *quam* sanguinis torturam, membri*que* torturam, os ad os, sanguinem ad sanguinem, membrum ad membra (restringens, articulans) ac si glutinati essent.

Aber sollte gegen solchen Anschluß nicht die offenbar in Glied-6. unterbrochene Alliteration warnen, die zwar in Gl. 7. wieder recht rein hervorspringt? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß eine solche Beschwörungsformel nach ihrem epischen Eingange auch ihre praktische Nutzanwendung mit sich führen werde? Möge nun *renki* ein Substantiv (renkî, von dem sich birenkic denken lassen würde) oder ein Adjectiv (renki) seyn, dürfte der ganze folgende Satz nicht als imperativischer oder imperatorischer Anwendungsspruch des Besprechenden (des galdramadhr altn., galdere agf., kalftarari ahd.) zu faßen seyn, dem noch das sive — sive — sive (sey es nun) vorhergeht, sô se bênrenki — sô se bluotrenki — sô se lidirenki: es soll sich nun fügen

Bên zi bêna!
bluot zi bluoda!
lid ze liden,
sô se gelîmidâ sîn.

*) Etwa wie *idis* zur *dis*? Also deutscher Mythus im Norden, wie die Sage von Siegfried?

ac si oder quomodo articulati sint (sunt, erant). Ja würde sonst eine solche Schlußwendung, um derentwillen das Ganze doch wohl nur in eine Missale Eingang fand, nicht vermißt werden? und wäre ihr Mangel nicht allen ähnlichen, freylich zum Theil späterer Formen (Mythol. CXXVI-CXLIX) zuwider?

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

M. Capefigue, Les cent jours. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

George Duval, Souvenir de la Terreur. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

J. Crétineau-Joly, Histoire de la Vendée militaire. Vol. 1—3. Paris 1841. 8.

M. Ch. Labitte, De la démocratie chez les prédicateurs de la Ligue. Paris 1841. 8.

Joh. Frid. Boehmer, Regesta imperii inde ab anno 1314 usque ad annum 1347. Frankfurt 1839. 4.

— — — Additamentum primum ad regesta imperii inde ab anno 1314 usque ad annum 1347. Frankfurt 1841. 4.

Codex epistolaris Johannis Regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, herausgegeben von Dr. Th. Jacobi. Berlin 1841. 4.

Dr. F. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Fürsten oder historische Entwickelung der Territorial-Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter. Th. 2. Berlin 1841. 8.

T. de Partouneaux, Histoire de la conquête de la Lombardie par Charlemagne et les causes qui ont transformé dans la Haute-Italie, la domination française en domination germanique sous Othon-Le-Grand. Vol. 1. 2. Paris 1842. 8.

Dr. C. B. N. Falckenheiner, Geschichte Hessischer Städte und Stifter. Bd. 1. Cassel 1841. 8.

K. Grosse, Geschichte der Stadt Leipzig. Leipzig 1839. 8.

Dr. J. C. E. Hofer, Das Riesengebirge und seine Bewohner. Prag 1841. 8.

J. M. Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Bremen 1841. 8.

Dr. L. Lersch, Centralmuseum rheinländischer Inschriften. Th. 3. Bonn 1841. 8.

G. C. F. Lisch, Meklenburgische Urkunden. Band 3. Urkunden des Bisthums Schweden. Schwerin 1841. 8.

H. Meidinger, Statistische Uebersicht der Maynschifffahrt und der Flößerey im Jahre 1840. Frankfurt 1841. 8.

K. Pfaff, Fürstenhaus und Land Würtemberg. Stuttgart 1841. 8.

— — Geschichte der Reichsstadt Eßlingen, nach Archivalurkunden dargestellt. Eßlingen 1840. 8.

Dr. G. Roller, Das Würtembergische Polizeyrecht. Lief. 1. Stuttgart 1841. 8.

Scriptores rerum Lusaticarum. Neue Folge Bd. 2. Görlitz 1841. 8.

Ant. Boczeck, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. T. 3. ab annis 1241—1267. Olomucii 1841. 4.

Bened. Frhr. v. Püchler, Geschichte der Regierung Kaiser Franz I. Th. 1—3. Wien 1841. 8.

Dr. Joh. Vesque von Püttlingen, Die gesetzliche Behandlung der Ausländer in Oesterreich u. s. w. Wien 1842.

Scriptores Rerum Transilvanicarum, cura et opera societatis Philohistorum Transil. editi, accurante J. C. Eder. Vol. 1. 2. Cibinii 1797—1840. 4.

Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburgische Haus. Berlin 1840. 8.

Rud. Fr. Reusch, Sagen des Preußischen Samlandes. Königsberg 1838. 8.

J. Voigt, Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. Bd. 1. Königsberg 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Schluß)

In den meisten Missalen gerade jener frühern Jahrhunderte kommen regelmäßig eine Menge Exorcismen gegen das Feuer, Fieber, Bienenschwärme u. s. w. vor, die alle ihren bestimmten Verwendungszweck und ihren Anwendungsschluß in sich tragen: ohne Zweifel also auch unser Roßsegen, der sich zu innig den früher von Unterz. bekannt gemachten, von Grimm in s. Mythologie aufgenommenen beyden altsächsischen Sprüchen gegen die spurihelti (Huflahmheit) und gegen den Wurm im Rosse anreiht.

Das Roß ist des Ritters oder Reisigen theuerster Lebensgefährte, wie dem Jäger sein suocheman. Seine Heilheit oder Heilung mußte ihm stets am angelegensten seyn. Da mußten die Götter selbst helfen, wie in Allem. Reiten sie doch selber ihre Rosse: Odhinn den achtbeinigen Sleipnir, Thor's Sohn Magan den Gullfaxe (d. i. Goldmähne), Heimdal den Gulltop (Goldbusch). Balder's Roß (das wir hier als jugendlich als vole kennen lernen,) ward zugleich mit seinem Reitzeuge auf seines Herrn Scheiterhaufen verbrannt. — Nicht wenige Beschwörungsformeln gelten drum den Krankheiten des edlen Thiers (vrgl. Mythol. Nr. XVI. XXXIII—XXXVI. LVII. LVIII. und manche andere in den zahlreichen Roßarzneybüchern). Jene zweyte Wiener Formel gegen den Wurm wendet sich unmittelbar an den inhausenden Nix (nesso) und beschwört oder ruft ihn heraus an die Spitze oder Rinne des entgegengehaltenen Pfeiles: *) *gang ût, nesso mid nigun nessiklînon* (wurm und wurmin, wurm und ab die wurm, die in dem ros sind Nr. XXVIII. XXXV. in der Mythol. S. CXL.CXLI)! ut fana themo marge an that bên, fan themo bêne an that flêsg! ût fan themo flêsgke **) an thia hûd! ût fan thera hûd an thesa strâla.***)

Die von Grimm im Anhange (S. 26) mitgetheilte merkwürdige Straßburger Beschwörungsformel (ad stringendum sanguinem) gewährt gerade zuerst einen solchen epischen Eingang und schließt mit imperativischer Anrede an das Blut gleichmäßig:

1. Genzan unde Jordan keken sament sozzon (scozzun?)
   to vers(c)ôz Genzan Jordane te situn:
   tô verstônt taz pluot.
2. verstandî tiz pluot!
   stânt pluot vrô!
   unde lâzâ kêre keken molt petritto (?)
   stânt pluot fasto!†)

*) Dieselbe Formel kommt, wie Schmeller schon im altsächs. Wtbch. andeutete, auch in Oberdeutschland vor: Cod. Tegerns. 524. 2. membr. 4. (Officia S. Isidori) gibt sie auf dem letzten Blatte so: *P. nessia.* Gangûz Nesso. mit niun nessindnlînon, ûz fonna marga. In deo. âdra. Vonna den âdrun. In daz fleisk. fonna demu fleiske. In daz fel fonna demo velle. In diz tulli. Tor. Pât. nr. similit? —

**) Flesgke erinnert an sinhegunt?

***) In der darauf folgenden lateinischen Formel wäre vielleicht statt equus *in*fusus zu lesen *in*tusus, incusus?

†) Die Formel fährt fort Tumbo saz in berke |

Zwar spricht für Grimms Verbindung der Gedanken in unserm thüringischen Baldersliede die unabweisbare Beziehung beyder Glieder zu einander in dem merkwürdiger Weise in Dänemark erst im vorigen Jahrhundert mündlich aufgenommenen Roßspruche, der über allen Zweifel unsre thüringische Formel christianisirt und verjüngt forttrug und den wir hier darum auch wieder beybringen: *) „Jesus ritt zur Haide; da ritt er das Bein seines Fohlen entzwey. Jesus stieg ab und heilte es: er legte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleisch in Fleisch; er legte darauf ein Blatt, daß es in derselben Stelle bleiben sollte.“ Aber diese Formel, so wichtig sie uns nach andrer Seite ist und wird, spricht in ihrer offenbaren Abschwächung (im Gegenhalt gegen die farben- und gestaltenfrischere thüringische: — Folge des langen Hinlebens bis in neueste Zeit) doch nicht gegen unsere Auslegung; sie hat überhaupt zusammengezogen.

Aber wie wichtig, wie überraschend ist die Uebereinstimmung zwischen altthüringischer und nordischer Formel, die so lange im Munde des Volkes fortlebte! Ja wie merkwürdig gerade die Beziehung zum hohen Norden, dem wir die Deutung von haptbándun, nicht minder am Ende den *p* Laut in haptbandun, und hapt heptidun verdanken. Sollten nicht am Ende doch unsre thüringischen Lieder nordischer Erinnerung anheimfallen? Sollte nicht auch die Form Balderes dahin weisen, welcher Name im Alt- und Angelsächsischen eigentlich Bäldäg (oder Bealdäg) klang? Aber wir sind, indem wir wegen aller dieser Räthselfragen nochmals den Wunsch nach einer Geschichte der Handschrift wiederholen, am Ende. Ob auch genug auf dem Reinen? Schwerlich. Ja wir haben am Ende wenig Neues oder besser gesagt, Aufhellendes hinzugetragen. Dennoch scheuten wir nicht, unsre auch vielleicht unhaltbaren Anstände, die wir gegen des Meisters Auslegung erhoben haben, auszusprechen, da auch sie lehrreich werden können. Die beyden besprochenen Gedichte, Lieder oder Bruchstücke sind, abgesehen von ihrer mythologischen Werthung, nach

mit tumbemo kintd' enarme. | Tumb heizter ter berch. | tumb heiz taz kint. | Ter heilego tumbo versegene tivsa wunda.

*) Dänisch bey Grimm S. 21 u. Myth. S. CXLVIII.

welcher Grimm (S. 24) selbst an das 2te, 3te Jahrhundert zu denken nicht abgeneigt ist, allein schon für die Geschichte der Sprachentwicklung wegen des ältern, wenn thüringisch-altsächsischen, *p* in ha*pt* heptidum, ha*p*tbandun, noch mehr durch die Auslegung von *eiris* vom höchsten Werthe.

Würde aber auch durch die mythologische Prüfung nichts weiter klar dargestellt, als daß Balders nun gesicherte Verehrung inmitten Deutschlands sammt Frau Volla dem deutschen Himmel zugewonnen würde, so wäre dieses allein schon nach Muspilli's Nachweisung in und für Oberdeutschland erfreuliche Bereicherung genug, und selbst wenn man beengend sinhcgunt sunnâ und fruâ Vollâ je zusammen nehmen oder zusammen denken dürfte, erschlössen sie uns wesentlich neue Beziehungen der germanischen Mythologie, die der Norden uns nicht so vollständig aufbewahrt hat. Dann würden Sunnâ und Vollâ Phol's (sey dieß nun Balder oder Loki) und Wodan's Schwestern; dann erklärte sich Volla's Beschenkung durch Nanna in Helheim. Wie viel reicherer Zuwachs aber in Wahrheit an mythologischer Erkenntniß, wenn wir auch Frûâ und obenein *Sinthgunth* gewönnen! Eine letztere aber begrüßen zu müßen, wird am Ende doch nicht mehr zu gewagt seyn oder auffallen, da wir ja auch so plötzlich den unerhörten Phol anerkennen müßen. Wie sind somit die uns in den kleinen Liedern vorgeführten Bilder und Lagen geeignet die Einbildungskraft anzuregen und die Ahnung reichster Ausgestaltung der allgemeinen germanischen und besonderen deutschen Mythologie zu wecken! „Welch große Fülle von Namen wie Dichtungen mag z. B. den Gothen eigen gewesen seyn, deren Sprache in Kultusausdrücken noch offenbar zu der altnordischen sich hinneigt. Auf einen Mythus von Balder sind wir gestoßen, dessen altnordische Quellen sämmtlich geschweigen, dem man dennoch uralte Allgemeinheit zutrauen darf, wie sie jene neunordische Beschwörungsformel außer Zweifel setzt“ (Seite 23). An welche Worte des Herausgebers wir zum Schluße noch folgende Betrachtung desselben reihen, die zugleich weitere Probe seines (man kann gewiß nicht sagen, lateinischen) Lapidarstyles abzugeben im Stande ist: „Dem ersten Geleise deutscher Mythologie darf so weit hinauf nachgegangen werden als den Spu-

ren deutscher Sprache. Immer schon ein gewaltiges Alter, fast von zweytausend Jahren, unvergleichbar freylich dem hochgemessenen oder auch noch ungemessenen griechischer, indischer Mythologie, die von epischer bis zu dramatischer Fülle nngestört sich entfalteten. Unser einheimisches Heidenthum litt Unterbrechung, bevor es sinnliche Kraft und Anmuth, die man ihm nach dem nordischen Maaßstabe nicht absprechen wird, geistig erhöhte und groß zog, was ihm vielleicht doch versagt geblieben wäre. *) Es hat die Keime des Göttlichen. Seine rohen, nicht unschönen Bruchstücke rühren uns, sie reizen gleich allem Vaterländischen zu öfterer Betrachtung." (S. 24).

H. F. Maßmann.

Dieser Aufsatz war bereits ganz abgesetzt, als ich in der Literärischen Zeitung von Berlin Nr. 18. eine kurze Anzeige von J. Grimm fand, worin er auch für Bayern ein *Pholes*oura (ein Aurach?) anspricht, das ich im Augenblicke selber nicht gleich nachweisen kann (nur *Pholinghofa*, Pholnkofen im Donaugau; *Chr. Gotwic.*) wodurch aber dem unbekannten Gotte also auch hier Altäre erbaut werden. — Somit hätte der Merseburger Fund schnell über die Endpunkte von Deutschland einen ganz neuen Kultus ans Licht gebracht. — Grimm verspricht a. a. O. in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. II. H. 2. den wichtigen Gegenstand weiter zu verhandeln.

München den 13. May 1842.

*) Wie auch der Plastik?

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des 11. Jahrhunderts, aus Fragmenten und Excerpten hergestellt von Wilh. Giesebrecht. Berlin 1841. 8.

Dr. H. F. Maßmann, Die Xylographa der K. Hof= und Staatsbibliothek in München. Leipzig 1841. 8.

Th. Whead, The life of Rupert, the son of Frederic V. elector Palat. London 1687.

Joh. von Müllers Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von L. Vulliemin, mit einem Vorworte von J. J. Hottinger. Bd. 8. Zürich 1842.

J. U. Henne, Schweizerchronik in 4 Büchern aus den Quellen untersucht. Buch 1. St. Gallen 1840. 8.

Collection de chroniques Belges inédites. Publié par ordre du gouvernement et par les soins de la commission royale d'histoire. Recueil des Chroniques de Flandre par J. J. de Smet. Vol. II. Bruxelles 1841. 4.

Archives ou correspondance inèdite de la maison D'Orange Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le Roi par M. G. Groen van Prinsterer. I. Série. T. 1552 — 1565. Deuxième édition. Leide 1841. 8.

The annals of King James and King Charles the first 1612 — 1642. London 1681. fol.

Edw. Baines, History of the county Palatine and Duchy of Lancaster. Vol. 1 — 4. London 1836. 4.

Edw. Berwick, The Rawdon papers consisting of letters on various subjects, literary, political and ecclesiastical to and from Dr. J. Bramhall, Primate of Ireland. London 1812. 8.

John Bruce, Annals of the Hon. East-India Company, from their etablishment by the Charter of Queen Elizabeth 1600, to the Union of the London and English East India Companies 1707 — 8. Vol. 1 — 3. Lond. 1810. 8.

Christ. Cole, Memoirs of affairs of state; containing letters written by ministers employed in foreign negotiations from the year 1697 — 1708. London 1733. fol.

John Corry, The history of Bristol, civil and ecclesiastical, including biographical notices of eminent and distinguished natives. Vol. 1. 2. Bristol 1816. 4.

Extracts from the information received by his majesty's commissioners as to the administration and operation of the poor laws. Lond. 1833. 8.

J. Forster, The statesmen of the commonwealth of England, with a treatise on the popular progress in english history. Vol. 1 — 5. London 1840. 8.

Cavendish, Debates of the house of Commons, during the thirteenth parliament of Great Britain, which met in May 1768 and was dissolved in June 1774, commonly called the unreported parliament. Vol. 3. Lond. 1841. 8.

The history and life of King James the sext: being an account of the affairs of Scotland, from the year 1566 to the year 1596, with a short continuation to the year 1617. Edinb. 1825. 4.

Secret history of the Court of James the first. Vol. 1. 2. Edinb. 1811. 8.

The secret history of the Court and reign of Charles the second. Vol. 1. 2. Lond. 1792.

William Hutchinson, The history and antiquities of the County Palatine of Durham. T. 1 — 3. Newcastle 1785 — 1794. 4.

Will. Hutton, The history of Birmingham. Continued to the present time by Cath. Hutton. London 1819. 8.

Alfred John Kempe, The Losely Manuscripts. Manuscripts and other Documents of English history, biography and manners from Henry VIII. to James I. preserved at the Loseley House in Surrey. London 1836. 8.

White Kennett, A Register and chronicle ecclelesiastical and civil . . on the true history of England from the restauration of King Charles II. 1659 — 1662. London 1728. fol.

John Lamont, The Diary of Mr. J. Lamont of Newton 1649 — 1671. Edinb. 1830. 4.

Die Preßfreyheit in England mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. Berlin 1841. 8.

The antiquarian Repertory: a miscellaneous assemblage of topography, history, biography, customs and manners. Vol. 1 — 4. London 1807 — 9. 4.

Henry Rowlands, Mona Antiqua Restaurata. An archaeological discourse on the antiquities, natural and historical of the Isle of Anglesey. London 1766. 4.

Thomas Silver, The Coronation-Service or consecration of the Anglosaxon Kings, as it illustrates the origin of the constitution. London 1831. 8.

Jos. Stevenson, Chronicon Ricardi Divisiensis de rebus gestis Ricardi I. Regis Angliae. Lond. 1838. 8.

Dennis Taaffe, An impartial history of Ireland. Vol. 1 — 4. Dublin 1809 — 11. 8.

Will. J. Thoms, Anecdotes and traditions illustrative of early english history and literature, derived from Ms. sources. London 1839. 4.

Aktstykker for storste delen hidtil utrykte, til Oplysning isaer af Danmarks indre Forholdi aeldre Tid. Samlede og udgivne af Fyens Stifts literaire Selskab. Odense 1841. 4.

Annaler for Nordisk Oldkyndighed, udgivne af det Kongelige nordiske oldskrift-selskab 1836 — 1837. Kjöbenhavn. 8.

Andr. Botin, Beskrifning om Swenska Hemman och Jordagods. Deel 1. 2. Stockholm 1755. 4.

J. M. Chopin, Révolutions des peuples du Nord. Vol. 1. 2. Paris 1841.

C. af Forsell, Statistik öfver alla Socknar i Riket. Appendix till den förlidet ar utgifna Statistik öfver Sverige. Stockholm 1834.

W. H. Grauert, Christina, Königin von Schweden und ihr Hof. Bd. 1. 2. Bonn 1842. 8.

J. Hallenberg, Svea Rikes historia under Konung Gustaf Adolf den stores regesing. Bd. 1 — 5. Stockholm 1790 — 96.

Handlingar til konung Carl XI. tes historia. Stockholm 1763 — 74. 8.

Swen Lagerbring, Sammandrag af Swea-Rikes historia. D. 1 — 6. Stockh. 1778 — 80. 8.

Uwe. Lornsen, Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleßwigsholsteins. Nach des Verfassers Tod herausgegeben von Dr. G. Beseler. Jena 1841.

G. A. Silverstolpe, Historia öfver förhallandena Mellan Sverige och Norrige ifran dessa Staters upkomst until närvarande tid. D. 1. 2. Stockh. 1823. 8.

Andr. Ant. Stiernman, ulla Riksdagars och Mötens beslut. 1521—1731. Vol. 1 — 3. Stockholm 1728 — 43. 4.

Fr. Karl von Strombeck, Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von Schweden und Norwegen. Braunschweig 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Erster Bd. Zürich 1841. 4.

Es ist eine in der Geschichte der Literatur nicht unerhebliche Erscheinung, daß sich in unserer Zeit so viele Vereine gebildet haben, die sich zur Aufgabe setzen, was sich von schriftlichen und anderen Denkmälern der Vorzeit noch vorfindet, zu sammeln und zu erläutern. Dergleichen Gesellschaften entstanden seit kürzerer oder längerer Zeit in Dresden, Halle, Hannover, Hohenlauben, Wiesbaden, Meiningen, Münster, Schwerin, kurz allenthalben; in Bayern allein bestehen zur Zeit nicht weniger wie acht historische Vereine. Vorliegende Schrift gibt uns Kunde von der Thätigkeit einer ähnlichen Gesellschaft in der Schweiz.

Ob das Entstehen dieser so zahlreichen historischen oder antiquärischen Vereine in einem Naturgesetze, vermöge welchem die Extreme sich berühren, gegründet sey, ob nämlich, nachdem man noch vor wenigen Jahrzehnten so viele, selbst der kostbarsten und ehrwürdigsten Monumente mit frevelnder Hand zerstört, nothwendig eine Periode folgen mußte, in der man hinwieder mit größter Sorgfalt alles, selbst das Unbedeutendste zu sammeln und zu bewahren sucht; oder ob diese Erscheinung, da wir jetzt nicht bloß Vereine für historische, sondern für die mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Zwecke haben, so daß die Nachwelt dereinst unsere Zeit nicht mit Unrecht die Periode der Vereine nennen mag, einen anderen, tieferen, dem Entstehen der Innungen und Corporationen der vorigen Jahrhunderte analogen Grund habe; diese Frage können wir hier füglich umgehen. Wir halten uns bloß an die Thatsache, daß zur Zeit Vieles zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler der Vorzeit geschehe, und es ist unsere Aufgabe, dieses Bestreben anzuerkennen und die dadurch gewonnenen Resultate dankbar zu benützen.

Was die antiquarische Gesellschaft in Zürich anbelangt, so hat sie ihr Entstehen gewissermaßen dem Zufalle zu verdanken. Da nämlich im Jahre 1832 einige sogenannte Hünengräber aufgefunden wurden, so ward bey mehreren jungen Leuten der Wunsch rege, dem, was der Zufall dargeboten, auf geregeltem Wege nachzuspüren und diese Nachforschungen weiter auszudehnen. Man beschloß, um desto wirksamer auftreten zu können, sich in eine Gesellschaft zu vereinigen und stellte als Zweck auf, „die in der Schweiz und besonders die im Canton Zürich vorhandenen Alterthümer ans Licht zu fördern, zu sammeln und durch Aufbewahrung dem Untergange und der Vergessenheit zu entreißen.“

Zur Zeit ist die Gesellschaft noch klein; sie zählt nur 22 Mitglieder und 9 Ehrenmitglieder; der vorliegende erste Band ihrer Mittheilungen aber ist ein für sie rühmliches Zeugniß, daß sie, wenn auch gering an der Zahl, doch mit nicht geringem Aufwande von Mühe und mit bedeutenden Opfern ihr Vorhaben, so weit es die Umstände gestatteten, auszuführen redlich bemüht gewesen sind. Namentlich sind bis jetzt mehrere große Grabhügel geöffnet und untersucht worden; und diese machen denn auch einen bedeutenden Theil des Inhalts dieses, im Ganzen neun Abhandlungen enthaltenden Bandes aus.

In dem ersten Aufsatze mit der Ueberschrift: „die keltischen Grabhügel im Burghölzli und die Gräber auf der Forch, von Ferdinand Keller,“ werden vier Grabhügel be-

schrieben, von denen drey auf einer waldigen Anhöhe, Burghölzli genannt, eine Viertelstunde von Zürich, am östlichen Ufer des Sees durch die antiquarische Gesellschaft untersucht, das vierte aber in der Nähe des aus dem Limnat = ins Glattthal führenden Paßes Forch geöffnet wurde.

In dem ersten Hügel, der fast ganz aus Kieselsteinen aufgebaut war, fanden sich drey Skelette, das eine lag in einem Grabe, dessen vier Seitenwände aus roh zugehauenen Stücken Tuffstein und Schiefer, der Deckel aber aus einer langen Platte von rothem Schiefer bestand. Die zwey andern Gerippe lagen offen neben jenem Grabe und zwar, merkwürdigerweise, absichtlich wie es schien, unter den darauf geworfenen gewaltigen Steinen zerdrückt. Kohlen, Scherben oder Waffen fanden sich in diesem Hügel nicht.

Der zweyte Hügel, nur einige hundert Schritte vom ersten entfernt, enthielt bloß ein einziges Skelett ohne Grabeinschließung. Hier fand man aber zwey massive bronzene Armringe und eine Spange, dann mehrere Scherben und Kohlen, Knochen eines jungen Schweines und ein Stück eines Rehgeweihes.

Der dritte Grabhügel umschloß sechs Leichen. In der Mitte und am tiefsten lag ein weibliches Skelett, vor den andern hier bestatteten durch den vielen Schmuck ausgezeichnet. Man fand drey bronzene Armringe, eine bronzene Spange, einen aus dünnem Erzblech hohl gearbeiteten Halsring und einen zweyfach spiralförmig aufgewundenen Golddraht, der wahrscheinlich das Haar geschmückt hatte. Ueberdieß hatte dieses Skelett in der rechten Hand ein eisernes Messer, dessen Spitze in dem Schädelknochen eines jungen Schweins stack. Den übrigen fünf Leichen hatte man weniger Schmuck mitgegeben; es fanden sich aber in diesem Hügel mehrere thönerne Gefäße. Bemerkenswerth ist, daß diese verschiedenen Leichen in sehr verschiedenen Stellungen bestattet wurden, indem das Haupt bald nach Norden, bald nach Nordwest, bald nach Nordost gerichtet ist, ferner daß auch hier, wie im ersten Hügel, sich ein Gerippe unter vier großen Steinen zerdrückt fand und zwar, wie Keller nach genauerer Untersuchung behaupten zu dürfen glaubt, konnten die Steine nicht durch das Einsinken des Hügels auf das Gerippe gekommen seyn, sondern sie waren bey der Beerdigung absichtlich darauf gewälzt worden.

Auf der Höhe des Paßes Forch entdeckte man mehrere Skelette, die 16 bis 20 an der Zahl, den Kopf nach Osten gerichtet, parallel neben einander lagen. In einem dieser Gräber wurden Korallen von Bernstein und gelbgefärbter Glasmasse nebst zwey großen bronzenen Ohrringen gefunden.

Keller hält alle diese Grabhügel für celtisch und glaubt, daß sie vor der Eroberung Helvetiens durch die Römer, oder nicht lange nach der gänzlichen Besitznahme durch diese Nation errichtet worden seyen. Wir legen hier auf dieses Urtheil weniger Gewicht, als auf die genaue Beschreibung der Grabhügel selbst, denn obwohl man bereits schon eine bedeutende Anzahl von Grabdenkmälern der verschiedensten Art kennt, so sind wir doch, wenn wir aufrichtig seyn wollen, über die verschiedenen Völkerstämme, denen sie angehören und über die Zeit, in welcher sie errichtet wurden, noch in großem Dunkel, und nur durch genaue und umständliche Beschreibung und Vergleichung von recht vielen solchen Ueberbleibseln wird nach und nach ein sicheres Urtheil möglich werden. Die bey Zürich untersuchten Grabdenkmäler anbelangend, bemerken wir nur, daß sie keine Spuren des Leichenbrandes enthalten; sie sind keine Brandhügel, sondern Grabhügel, und zwar, während sonst in einigen Gegenden die Leichname in eigens zusammengesetzten Grabkammern von Stein, in andern, namentlich des südlichen Deutschlands, in der bloßen Erde liegen, haben wir hier Grabhügel mit und ohne Grabkammern zugleich. Dann darf nicht übersehen werden, daß sich bereits schon eiserne Geräthschaften vorfinden, was in der Regel auf eine verhältnißmäßig jüngere Zeit hindeutet. Zu den seltensten Schmucksachen gehören die Korallen von Bernstein und gelbgefärbter Glasmasse in den Gräbern auf der Forch. Man hat schon anderwärts, z. B. in den Grabhügeln bey Jena, Perlen von Glas gefunden, welche weiß, gelb, blau, länglichrund und mit Draht an einander gereiht waren, aber von Bernsteinkugeln ist uns nur ein einziger durch Spangenberg (N. vaterländ. Archiv) bekannt gemachter Halsschmuck — die Kugeln waren an Pferdehaare gereiht — erinnerlich.

Was dieser Abhandlung einen besonderen Werth giebt, sind die auf drey Blättern beygefügten Zeichnungen, von denen das erste Blatt einen allgemeinen Anblick der Gegend, in welcher die genannten Gräber geöffnet wurden, das zweyte die daselbst gefundenen und in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft aufbewahrten Urnen und Geräthe, das dritte aber ein genaues Bild der Grabhügel, der Grabkammern und der Lage der einzelnen Leichen und des denselben beygegebenen Schmuckes enthält.

Aehnliche Abbildungen von 25 verschiedenen Geräthschaften geben auch einem andern Aufsatze über ähnliche Gräber Interesse, welchen Keller unter der Aufschrift mittheilt: Ausgrabungen auf dem Uetliberg, auf dem Lindenhof in Zürich, auf dem Entibüchel beym Balgrist; Graböffnungen zu Russikon, beym Kloster Dänikon, bey Würenlos, Bonstetten, Altstetten, Nänikon, Thalweil und Birmenstorf. Auch in diesen Gräbern lagen die Leichen theils in Grabkammern, von denen jedoch die meisten zusammengestürzt gewesen, theils waren sie ohne besondern Schutz auf den Boden hingestreckt. Besonders lohnend zeigten sich die Nachgrabungen auf dem Entibüchel beym Balgrist unweit Zürich, indem man daselbst nicht weniger als 27 Gerippe, darunter mehrere mit Beygaben von Waffen und Schmuck, aufdeckte. Es fanden sich daselbst mehrere eiserne Messer, eiserne Ringe, Pfeilspitzen, Schnallen von Eisen und Erz, ein Schlüssel, ein Kamm, eine große thönerne Koralle, viele kleine blaue und gelbe Korallen, ein messingener Pfriem, ein Kupferblättchen, u. s. w. Ein weibliches Gerippe hatte am Halse Korallen, in der Brustgegend eine Meermuschel, cyprea tigris, die an zwey Stellen, offenbar um als Schmuck gebraucht zu werden, durchbohrt ist, eine runde, eherne, vielfach durchbrochene Scheibe, die als Gürtelschnalle gedient, und neben sich in einer bronzenen Schale ein Stück Elfenbein, dessen Gebrauch jedoch schwer zu bestimmen seyn dürfte.

Noch interessanter ist die Entdeckung der Gräber von Bel-Air, welche in vorliegendem Bande unter dem Titel: description des Tombeaux de Bel-Air près Cheseaux sur Lausanne par Fréderic Troyon näher besprochen und durch 7 Quartblätter Zeichnungen erläutert wird.

Schon in früherer Zeit hatte man auf den Hügeln, südlich von Cheseaux sur Lausanne, eine so bedeutende Anzahl von Steinplatten der dortigen Gräber herausgegraben, daß man auf eine weitere Ausbeute nicht mehr hoffen konnte. Allein in den letzteren Jahren entdeckte man, zu nicht geringem Erstaunen, nicht weniger wie 162 Grabstätten, die nicht bloß durch ihre große Zahl, sondern auch durch ihre Beschaffenheit und ihren Inhalt manche Eigenthümlichkeit darbieten.

Vor allem ist der Umstand bemerkenswerth, daß diese Gräber, die einen höher, die andern tiefer, also gleichsam in zwey Schichten über einander liegen, dann aber, daß sie unter sich, obgleich nicht in Betreff des Inhaltes, doch hinsichtlich der Construction von sehr abweichender Beschaffenheit sind.

In der oberen Schichte fand man 137, in der unteren 25 Gräber. Bey den letzteren bemerkt man keine besondere Grabeinschließung. Troyon vermuthet, daß, weil bey dem einen Skelette zwar die untere Kinnlade auf dem Halswirbelknochen, der Schädel aber auf der rechten Schulter lag, diese Leichen in einem hölzernen Sarge eingeschloßen gewesen. Es kann aber nach der Analogie mit anderen Grabhügeln auch angenommen werden, daß die Leichen in die bloße Erde gelegt wurden. Die Leichen der oberen Schichte sind in fünf verschiedenen Weisen begraben; die Skelette liegen nämlich, wie in der unteren Schichte, in der bloßen Erde, oder sie sind durch Wände geschützt und diese bestehen dann in Seitenwänden, aus Mauern ohne Mörtel, oder aus unförmlichen großen Steinen gebildet, oder es sind dünne Steinplatten, welche die Leiche sowohl von den Seiten als durch einen Deckel schützen oder endlich die Sarcophage sind aus dem natürlichen Felsen selbst herausgehauen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

Eric Jöransson Tegel, Konung Erics den XIV. historia. Stockholm 1751. 4.

Jon. Werwing, Konung Sigismunds och Konung Carl IX. historier, utgifna af And. Ant. von Stiernman. Stockh. 1746. 4.

K. Große, Peter der Große in ſeinem Leben und Wirken. Meiſſen 1840.

Graf von Gurowski, Rußland und die Civiliſation. Leipzig 1841. 8.

J. G. Kohl, die deutſch = ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen. Th. 1. 2. Dresden 1841. 8.

J. L. von Parrot, Verſuch einer Entwickelung der Sprache, Abſtammung, Geſchichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältniſſe der Liewen, Lätten, Eeſten. Berlin 1839. 8.

Progress and present position of Russia in the East. London 1836. 8.

The American Almanac and repository of useful knowledge for the year 1841. Boston.

Th. Duer Broughton, Letters, written in a Mahratta Camp, during the year 1809, descriptive of the character, manners, domestic habits, and religious ceremonies of the Mahrattas. London 1813. 4.

J. S. Buckingham, America, historical, statistic and descriptive. Vol. 1 — 3. London 1841. 8.

J. Burk, The history of Virginia, from its first settlement to the present day. Vol. 1 — 4. Virginia 1804 — 1816.

Th. Coke, A history of the West-Indies, containing the natural, civil and ecclesiastical history of each island. Vol. 1 — 3. Liverpool 1808.

J. Corry, Observations upon the Windward Coast of Africa, the religion, character, customs .. of the natives, made in the years 1805 and 1806. London 1807. 4.

A. Dalrymple, Oriental Repertory. Vol. 1. 2. London 1793. f.

Bartolomeo Dalle Case, Istoria della distruzione dell' Indie occidentali. Venetia 1626. 4.

— — — — Conquista dell' Indie occidentali. Venetia 1626. 4.

W. Franklin, The history of the reign of Shah Aulum, containing the transactions of the Court of Delhi and the neighbouring states during a period of thirty six years. London 1798. 4.

Lord Jocelyn, Six months with the Chinese expedition, or leaves from a soldier's notebook. London 1841. 8.

Rob. Percival, An account of the island of Ceylon, containing its history, geography, natural history. London 1804. 4.

Poussin, Considérations sur le principe démocratique qui regit l'Union américaine, et de la possibilité de son application à d'autres états. Ouvrage formant le complément de la democratie en Amérique de M. de Tocqueville. Paris 1841. 8.

Ramon de la Sagra, Histoire physique, politique et naturelle de l'île de Cuba. Livr. 24 — 28. Paris 1840. fol.

Will. Robertson, An historical disquisition concerning the knowledge which the Ancients had of India, and the progress of trade with that country. London 1802. 8.

Ph. Fr. von Siebold, Nippon. Archiv zur Beſchreibung von Japan und deſſen Neben = und Schutzländern. Heft 9 — 12. Leyden 1840. Fol.

Sir G. Staunton, Miscellaneous notices, relating to China and our commercial intercourse with that country, including a few translations from the Chinese language. Vol. 1. 2. London 1822. 8.

Will. Tennant, Indian recreations, consisting chiefly of strictures on the domestic and rural economy of the Mahommedans and Hindoos. Vol. 1. 2. Edenb. 1803.

Horace Hayman Wilson, Documents illustrative of the Burmese war. Calcutta 1827. 4.

Denkwürdigkeiten des Freyherrn Achatz Ferdinand von der Aſſeburg. Berlin 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

(Fortsetzung.)

Die häufigste Begräbnißweise ist die erstgenannte, nach welcher die Leichen in die bloße Erde gelegt wurden; hievon kommen 51 vor; die am wenigsten oft sich wiederholende ist die mit den ringsum aufgestellten unförmlichen Steinen; ihrer sind nur 9.

Es fanden sich daselbst Skelette von Männern, Weibern und Kindern. Alle Gräber haben die Richtung von Nordwest gegen Südost. Die Leichen liegen auf dem Rücken, die Füße nach Osten gerichtet, die Arme in der Regel an den Seiten herabhängend.

Ein großer Theil der Sarcophage enthält Waffen, Spangen, Schnallen, Geschirre, Ringe und anderen Schmuck in Metall, gebrannter Erde oder Glas, so man den Verstorbenen mitgegeben. Die Waffen bestehen in kurzen, breiten, spitzen, einschneidigen Schwertern von Eisen, die Schnallen sind theils von Eisen, theils von Erz, zuweilen von damascirter Arbeit, die Geschirre von röthlichem Thon, eines von Glas. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Schmuck der einen Leiche. Unter dem rechten Arme lag ein großes eisernes etwas gekrümmtes Messer (der Herausgeber hält es für eine Pflugschaar); etwas tiefer das Stück eines in Thon gebrannten Geschirres. An der linken Ferse befand sich ein eiserner Sporn. Ueber dem linken Arme lag ein Dolch mit einem Knopfe an dem Griffe, in einer mit 5 Buckeln verzierten Scheide. Die Buckeln bestehen in Menschenköpfen. Außerdem fand sich noch eine Schaale, ein beiner-ner Kamm und eine Scheere, wie sie noch zum Scheeren der Schafe gebraucht wird. Bey einigen Schmucksachen findet sich schon ein bedeutender Fortschritt in der Kunst. Die Gürtel sind mit manigfachen Ornamenten, meist aus verschlungenen Bändern gebildet, verziert. Auf dem einen Exemplare sind es Silberfäden, auf das Eisen inkrustirt. Auf einer halbrunden Metallplatte bestehen die Ornamente aus verschiedenfarbigem Email, mit vergoldeten Fäden eingefaßt.

Diese Art von Arbeiten, am meisten aber die Form der Ornamente dürfte über die Annahme, als seyen diese Grabmäler in ein sehr hohes Alter hinaufzusetzen, manches Bedenken erregen. Von großer Wichtigkeit bey Erörterung dieser Frage ist der Umstand, daß man in zwey Gräbern Münzen gefunden hat, neben jeder Leiche drey Stücke. Das eine Exemplar hat die Aufschrift **D. N. MAG. MAXIMVS.**, die andern vermochte **Troyon** wegen ihrer schlechten Erhaltung nicht zu erkennen; aber schon diese eine Münze beweist, da Maximus erst im Jahre 383 zum Kaiser ausgerufen wurde, daß wir das Alter der Gräber wohl in eine spätere auf keinen Fall aber in eine frühere Zeit setzen können als in das Ende des vierten Jahrhunderts.

Der Herausgeber meynt zwar, wenn auch die Gräber der oberen Lage den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehören, so müßte man doch die tiefer liegenden für älter halten und sie jener Epoche zuschreiben, in welcher die Helvetier noch ein freyes, von fremder Herrschaft unabhängiges Volk gewesen; allein wenn auch die tiefer liegenden Gräber wirklich ein höheres Alter haben sollten, als die höher liegenden, so kann doch der Unterschied des Alters, wie einerseits aus der Construc-

tion der Gräber selbst, andererseits aus ihrem Inhalte hervorgeht, nur ein sehr unbedeutender seyn. Anbelangend die Construction, so ist schon bemerkt worden, daß die Gräber der unteren Schichte keine besondere Umschließung haben; die Leichen wurden in die bloße Erde gelegt; dasselbe Verfahren fand bey dem größeren Theile der oberen Schichte statt; dort fand man 51 Skelette, die auf die nämliche Weise waren beygesetzt worden. Noch wichtiger ist der Inhalt der Gräber, er ist in beyden Schichten derselben, nicht nur derselbe in Hinsicht des Stoffes, sondern auch in Hinsicht der Form, hier wie dort die nämlichen Schwerter und Dolche von Eisen, hier wie dort dieselben Spangen und Schnalen von Eisen und Erz, hier wie dort dieselben durch verschlungene Bänder gebildeten Ornamente. Diese Uebereinstimmung nöthigt uns, sämmtliche Gräber in denselben Zeitraum zu setzen. Uebrigens bleiben diese Monumente, wenn wir ihnen auch das hohe Alter, das man ihnen beylegen wollte, absprechen, darum nicht minder interessant und wir sind Herrn Troyon für die genaue Beschreibung derselben und die schönen Zeichnungen des manigfachen Schmuckes, den diese Gräber enthielten, zu großem Danke verpflichtet.

Die bisher besprochenen Aufsätze stellten wir ihres verwandten Inhaltes wegen zusammen. Es sollen noch in Kürze die übrigen im vorliegenden Bande behandelten Gegenstände erwähnt werden.

Der zweyte Aufsatz hat die Ueberschrift: Die römischen Gebäude bey Kloten von Ferdinand Keller. Die hier beschriebenen Alterthümer sind dem Archäologen nicht mehr ganz unbekannt. Schon im vorigen Jahrhunderte hatte man bey Kloten, einem Pfarrdorfe 2 Stunden von Zürich, Ueberreste von römischen Gebäuden entdeckt und im Jahre 1724 Nachgrabungen veranstaltet, und nicht nur befinden sich seit dieser Zeit mehrere dort ausgegrabene Antikaglien in der Stadtbibliotheck zu Zürich, sondern die damals gewonnenen Resultate sind auch durch den Archidiakon J. B. Ott und durch den Chorherrn Breitinger in besonderen Druckschriften einem größeren Publikum bekannt gegeben und nachmals auch von Haller in seinem Helvetien unter den Römern berücksichtigt worden. Nichts desto weniger hielt es die antiquarische Gesellschaft in Zürich der Mühe werth, diese Bauanlage, in der seither leider manches zerstört worden war, aufs Neue zu untersuchen und man hat nun, theils um die wahre Bestimmung derselben auszumitteln, theils um die Art kennen zu lernen, wie in diesem Klima und bey dieser Oertlichkeit römischen Bedürfnissen ein Genüge geleistet werden konnte, die Ruinen ihrem ganzen Umfange nach aufgedeckt.

Die mühsamen Aufgrabungen brachten zwey Gebäude zum Vorscheine, beyde von bedeutendem Umfange, das eine, der Hauptanlage nach viereckig, enthält 7 Gemächer, die einen Raum von 81′ Länge und 48′ Breite einnehmen. Das andere umfaßt in einer Länge von 140′ und einer Breite von 70′, die Gänge nicht mitgerechnet, in 24 Abtheilungen 11 Wohnzimmer und 3 Bäder und mehrere zu ökonomischen Zwecken bestimmte Räume. Im Innern fand man mehrere Vorrichtungen zur unterirdischen Heizung, drey mit Mosaik besetzte Fußböden, an den Wänden noch Spuren von Malereyen, in dem einen Raume eine bedeutende Anzahl von Thierknochen, Eberzähnen, Schneckenhäuschen u. s. w. Uebrigens haben die aus Kieselsteinen und Stücken von Ziegeln, welche man zur Ausfüllung verwandte, aufgeführten Wände nur noch eine Höhe von vier bis fünf Fuß. In den Gebäuden selbst und in ihrer unmittelbaren Umgebung fand man außerdem theils bey der neueren im Jahre 1837, theils bey der früheren im Jahre 1724 vorgenommenen Ausgrabung gegen 30 römische Münzen in Erz, Silber und Gold, die älteste von Antonius, die jüngsten von Licinius und Crispus; ferner viele Gegenstände aus Erz, Eisen, Bley, Glas und Knochen, darunter das eherne Brustbild eines Silens; endlich Bruchstücke von vielen hundert irdenen Gefäßen von verschiedener Größe und Form und Ziegel mit dem bald erhabenen bald vertieften Stempel der XXI und XI Legion.

Die früheren Erklärer, wie Breitinger und Haller, glaubten, daß diese Gebäude zu einem Sommerlager, castra aestiva, der XXI Legion gehört hätten, der Diakon Ott vermeynte darin einen Tempel der Diana erkennen zu dürfen; rich-

tiger scheint uns die Vermuthung Kellers, der darin eine Mansio oder Mutatio erkennt und zur Begründung dieser Hypothese darauf aufmerksam macht, daß Kloten ohngefähr in der Mitte zwischen Vindonissa und ad Fines, von beyden in einer Entfernung von 18 — 20 Miglien, also auf einem zur Beherbergung der Reisenden sehr bequemen Punkte liege.

Von den 4 beygegebenen Tafeln enthält die erste die Abbildungen mehrerer Antikaglien, die zweyte eine kolorirte Zeichnung von drey Mosaiken, die dritte den Plan, die vierte die Ansicht der beyden Gebäude. —

Auf großen Dank hat sich die antiquarische Gesellschaft Anspruch erworben durch die mit vielem Kostenaufwande gegebenen Mittheilungen über den Großmünster in Zürich. Es zerfallen dieselben in drey Abtheilungen mit den Ueberschriften:

1) Großmünster in Zürich, Geschichte, von Kirchenrath Dr. Vögelin.

2) Großmünster in Zürich, Architektur, von Ferdinand Keller.

3) Der Kreuzgang beym Großmünster in Zürich, von Kirchenrath Dr. Vögelin.

Anbelangend die Geschichte des Großmünsters, beschränkt sich hier Vögelin bloß auf die Nachrichten von der ältesten Zeit bis auf die Erbauung der Stiftskirche zu St. Felix und Regula. Ausführlich bespricht er die Legende von dem Martyrer-Tode der heiligen Geschwister Felix und Regula, mit denen die Geschichte des Christenthums in dem alten Castro durico oder thurico beginnt, denen zu Ehren nachher das prachtvolle Münster erbaut und die bis auf die Zeiten der Reformation als die Patroni Turicenses angesehen und deßwegen sogar in das Stadtsiegel waren aufgenommen worden. Vögelin theilt uns bey dieser Gelegenheit das älteste Martyrologium mit, worin die Legende jener Heiligen sich vorfindet. Es ist dasselbe aus einem wenig bekannten, uralten, pergamentenen Codex der Züricher Stadtbibliothek genommen, der in einigen neunzig Lectionen, deren die meisten mit einem großen künstlich gezeichneten rothen Anfangsbuchstaben verziert sind, die Geschichte mehrerer Heiligen enthält. Er besteht gegenwärtig noch aus 274 Pergamentblättern; am Anfange, in der Mitte und am Ende fehlen einige Blätter. Vögelin selbst glaubt, dieser Codex gehöre dem IX. oder doch dem X. Jahrhundert an und er behauptet, daß „die Abfassung der in diesem Codex enthaltenen Passio Sanctorum Felicis et Regulae bis ins höchste Alterthum hinaufreiche, daß der Verfasser eine genaue Kenntniß der Localität gehabt haben müsse und das Ganze nicht als ein Werk reiner Erfindung angesehen werden könne."

Bey dieser Annahme mag es allerdings befremdend scheinen, wie Vögelin die Erzählung dessen, was sich mit den Leibern jener beyden Heiligen, nachdem sie waren enthauptet worden, zugetragen habe, da diese Erzählung doch in der von ihm selbst als glaubwürdig anerkannten Legende enthalten ist, für ungereimt und abenteuerlich und nur aus dem Unverstande des Volkes entstanden erklären könne; allein wir wollen hierüber mit Niemanden rechten, hat doch einst der Chorherr Breitinger für nöthig erachtet, in einer Kirchweih-Oration die Regierung aufzufordern, sie möchte diese fabelhaften Heiligen, deren Geschichte nichts als eine baare Mönchserfindung sey, einmal aus ihrem Staatssiegel hinwegthun.

Die Gründung der jetzigen Stiftskirche oder des — im Gegensatze zum Frauenmünster — sogenannten Großmünsters wird in das Jahr 966 gesetzt und dem Kaiser Otto zugeschrieben. Darauf bezieht Vögelin zwey merkwürdige Reliefs, welche im Innern der Kirche an zwey Pfeilern angebracht sind und wovon das eine nach Vögelins Erklärung die Ermordung Guidos, des Sohnes Berengars II., des 950 erwählten Königs von Italien, das andere den Kaiser Otto vor den heiligen Geschwistern Felix und Regula vorstellt. Wir glauben, daß diese Reliefs nicht wohl glücklicher gedeutet werden können, als es von Vögelin geschehen, doch möchten wir daran zweifeln, ob sie gleich beym Beginne des Baues verfertiget wurden und sie lieber in eine etwas jüngere Zeit setzen.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. E. Baumstark, Anton Friedrich Justus Thibaut. Leipzig 1841. 8.

Joh. Will. Burgon, The life and times of Sir Thomas Gresham. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

March. Gaet. Capponi, Saggio sulla causa finora ignota delle sventure di Torquato Tasso. Vol. I. Disp. 1. Firenze 1840. 8.

Thos. Frog. Dibdin, Reminiscences of a literary life. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Ed. Aug. Diller, Erinnerungen an Gott. Ephraim Lessing. Meissen 1841. 8.

K. Falkenstein, C. A. Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Bd. 1 — 4. Leipzig 1841. 8.

Hugh Farmer, Memoirs of the life and writings, by Dodson. London 1804.

History of the life and times of Cardinal Wolsey. (By J. Grove). T. 1 — 4. London 1742 — 1744.

Jos. Holt, Memoirs of Jos. Holt, General of the Irish Rebels in 1798, ed. from his original manuscript by T. Crofton Croker. Vol. 1 — 2. London 1838.

G. P. R. James, Memoirs of celebrated women. Vol. 1. 2. London 1837.

K. W. Ideler, Biographieen Geisteskranker in ihrer psychologischen Entwickelung dargestellt. Lief. 1—4. Berlin 1841. 8.

Lebensbilder aus dem Befreyungskriege. I. Ernst Friedr. Herbert Graf von Münster. Abth. 1. 2. Jena 1841. 8.

K. Matthes, Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt. Altenburg 1841. 8.

Memorials of the public life and character of James Oswald of Dunnikier, continued in a correspondance with some of the most distinguished Men. Edinb. 1825. 8.

Dr. Gottl. Mohnike, Des Johannes Frederus Leben und geistliche Gesänge. Eine kirchenhistorische Monographie. Stralsund 1840. 4.

John Newton, Works. Vol. 1 — 6. London 1816. 8.

Dr. Ulfred Nicolovius, Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Bonn 1841. 8.

Quatremère de Quincy, Histoire de la vie et des ouvrages de Raphaël. Paris 1835. 8.

G. Radcliffe, The life and original correspondence of Sir—. London 1810. 4.

J. Raepsaet, Notice nécrologique et historique sur J. J. Raepsaet. Gand 1841. 8.

Jared Sparks, The library of American Biography. Vol. 1 — 10. Boston 1834 — 1839. 8.

Pasq. Tola, Dizionario biografico degli nomini illustri di Sardegna. Vol. 1 — 3. e Atlas in 4. Fasc. 1 — 3. Torino 1837 — 38. 4.

An historical account of the life and writings of Toland. London 1722. 8.

Remarkable passages in the life of Edm. Trench. Lond. 1693. 8.

Alex. Fraser Tytler of Woodhouselee, Memoirs of the life and writings of Henry Home of Kames. Vol. 1 — 3. Edinb. 1814.

K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin. Berlin 1841.

Will. Wynne, Life of Sir L. Jenkins. Vol. 1. 2. Lond. 1724.

G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. Th. 2. Von Göthe's Jugend bis zur Zeit der Befreyungskriege. Leipzig 1842. 8.

J. H. L. Durant, Raccolta e parallelo delle fabriche classiche di tutti e tempi d'ogni popolo e di ciascun stile. Venezia 1833. fol.

Leop. Cicognara, Le fabriche e i monumenti cospicui di Venezia, illustrati da Leop. Cicognara, da Ant. Diedo e da G. Selva. II. edizione. Vol. 1. 2. Venezia 1838. fol.

H. G. Knight, Ueber die Entwickelung der Architektur vom 10. bis zum 14. Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich, England, Unteritalien und Sicilien. Herausg. von Dr. C. R. Lepsius. Leipzig 1841. 8.

P. M. G. Pambour, Theoret. praktisches Handbuch über Dampfwageu. Braunschweig 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Erster Bd. Zürich 1841. 4.

(Schluß.)

Die weitere Geschichte des Großmünsters, namentlich welche Veränderungen mit dem Gewölbe und den beyden Thürmen vorgenommen wurden, ist in der zweyten, von der Architektur handelnden, Abtheilung enthalten. Wer sich um die Geschichte der Architektur interessirt, wird die nähere Beschreibung dieses Baues und den beygefügten Plan mit Beyfall aufnehmen. Die Kirche gehört zu den gewölbten Basiliken, sie hat Gallerien über den Seitenschiffen, eine Crypta von bedeutender Ausdehnung unter dem Chore, zwey Thürme gegenüber dem Chore, und ein mit eichenem bildnerischen Schmucke geziertes Hauptportal. Auffallend ist, daß das Chor nicht in einem Halbkreise endet, sondern, abweichend von den andern Bauten damaliger Zeit, ein Viereck bildet.

Wenn die Annahme, daß der Bau des gegenwärtigen Münsters wirklich um das Jahr 966 begann und, da man ihn mit großer Eile betrieb, in seinen wesentlichen Theilen schon in den nachfolgenden Jahren vollendet wurde, daß also das jetzige Münster schon damals in der Gestalt einer gewölbten Pfeiler-Basilika aufgebaut wurde, wenn diese Annahme richtig seyn sollte, so wäre diese Kirche von großer Bedeutung in der Kunstgeschichte; denn über den Ursprung der gewölbten Basiliken ist man noch nicht ganz im Klaren; in Deutschland scheinen erst im XI. Jahrhundert einige Versuche hiezu gemacht worden zu seyn, auf jeden Fall gehört die Ausbildung dieses Styles einer späteren Zeit an; hier aber hätten wir schon ein Beyspiel aus dem X. Jahrhunderte. Es wird immer schwer halten, diejenigen Theile, die in einem Gebäude einer früheren oder späteren Zeit angehören, genau auszuscheiden, doch glauben wir in vorliegendem Falle auf den plastischen Schmuck, womit die Pfeiler und namentlich das Hauptportale geziert sind und der auf eine jüngere Zeit hinzudeuten scheint, aufmerksam machen zu müssen. Keller selbst erinnert an die auffallende Aehnlichkeit, welche die vielen menschlichen Figuren und Blumen und theils wirklichen, theils imaginären Thiergestalten am Hauptportale, mit demjenigen des Schottenklosters zu Regensburg darbieten; ähnliche Gebilde aus der leblosen Welt, ähnliche Gestalten von Chimären, Drachen, Hippogriphen, Sirenen, Greifen u. s. w. finden sich auch an den Pfeilern im Innern der Kirche. Es fällt aber der erste Bau der St. Jakobskirche zu Regensburg nicht früher als zwischen 1109 und 1120.

Noch merkwürdiger als die Kirche ist, weil deren wenigere so schön erhalten vorkommen, der daneben befindliche Kreuzgang theils durch seine Architektur, theils durch die mit der Architektur verbundenen Sculpturen. Er gehört unstreitig zu den schönsten und zierlichsten Monumenten der romanischen Architektur, denn so möchte mit wenigen Neueren diese aus der byzantinischen und römischen hervorgegangene und mehr oder minder frey umgebildete Kunstweise statt des bisher gebräuchlichen Ausdrucks „byzantinisch“, eben um sie von der eigentlich byzantinischen zu unterscheiden, richtiger bezeichnet werden.

Es umfaßt dieser in einem ungleichseitigen Vierecke gebaute Kreuzgang mit Inbegriff des von ihm eingeschlossenen sogenannten Kreuzgärtleins einen Flächeninhalt von 4180 Quadratfuß. Jede

der vier Seiten des Kreuzganges zeigt sechs Kreuzgewölbe, deren rundbogige Gurten einerseits auf der umschließenden Mauer, andrerseits, nämlich nach innen, auf starken Pfeilern ruhen. Letztere sind unter sich gleichfalls durch große Rundbogen verbunden, von denen jeder wieder drey kleine, durch zierliche Säulchen gestützte, Rundbogen in sich faßt. Ueberaus merkwürdig sind die höchst mannigfaltigen und phantastischen Vorstellungen, die sich theils über den Pfeilern, theils über den Säulen, theils an den Kapitälern finden. Sie stellen die verschiedenartigsten Gegenstände vor, Köpfe von Männern, Frauen und Kindern, anmuthige Thier-, besonders Vogel-Arabesken, Jagden, Affengruppen, Gewürm und Ungeziefer, selbst gräßliche Ungethüme, daneben wieder mythologische und biblische Vorstellungen, wie Centauren oder Delila dem Simson das Haupthaar abschneidend, u. s. w.

Gewiß hat die antiquarische Gesellschaft in Zürich gerechten Anspruch auf den Dank aller Freunde mittelalterlicher Kunst für die Bekanntmachung dieser Baudenkmale, der nicht weniger wie sechszehn von Hauptmann Hegi mit allem Fleiße, mit großer Zierlichkeit und, wie sich nicht zweifeln läßt, mit gewissenhafter Genauigkeit gezeichnete Blätter, die wichtigsten Theile des Kreuzganges vorstellend, beygegeben sind. Solche Arbeiten haben nicht bloß einen bedingten Werth, sie sind für die Kunstgeschichte von allgemeinem Interesse.

Die folgende Abhandlung enthält: Die ältesten Münzen von Zürich oder Zürichs Münzgeschichte im Mittelalter, von Dr. H. Meyer, Direktor des Münzkabinets. Mit zwey Münztafeln.

Die bisherigen Vorarbeiten über die älteren Züricher Münzen waren, soweit sie durch den Druck bekannt geworden, sehr dürftig und beschränkten sich nur auf die Brakteaten oder Blechmünzen. In vorliegender Schrift erhalten wir eine Geschichte des Münzwesens in Zürich und die Beschreibung einer bedeutenden Anzahl der älteren daselbst geprägten Dickpfennige und Hohlmünzen.

Das älteste Zeugniß über die Münzstätte von Zürich befindet sich in einer Urkunde des Kaisers Otto I. vom Jahre 972, in welcher er den Mönchen von Einsiedeln die Freyheit von der Entrichtung des Zolles in Zürich und dem dortigen Münzzwang ertheilt. Meyer glaubt jedoch, daß die Münzstätte in Zürich, als einer königlichen Pfalz, schon vor dem zehnten Jahrhunderte in Thätigkeit gewesen sey. Das Münzrecht daselbst gehörte dem Kaiser und ward zu den Regalien gezählt, die durch den kaiserlichen Fiscus verwaltet wurden; er verlieh aber dasselbe den Herzogen von Alemannien, die wahrscheinlich bis ins eilfte Jahrhundert den ganzen Geldbedarf im Zürichgau ausmünzen ließen. In der That legt Meyer mehrere Münzen vor, welche die Kaiser und Herzoge von Schwaben im zehnten Jahrhundert in Zürich geschlagen haben.

Nebst den Kaisern und Herzogen werden aber auch die Stadt Zürich und die Abtissin des Frauenmünsters als das Münzrecht ausübend erwähnt. Bisher war die gewöhnliche Annahme, daß von der Stadt Zürich seit den ältesten Zeiten Münzen geprägt worden seyen, und der Frauenmünster Abtey dieses Recht schon seit der Zeit ihrer Stiftung im neunten Jahrhundert zugestanden habe. Meyer sucht zu beweisen, daß die Abtissin erst im eilften Jahrhundert mit diesem Rechte belehnt worden sey, und macht wahrscheinlich, daß seit dieser Zeit die Kaiser und Herzoge das Münzregal gar nicht mehr ausübten. Die Abtey behielt und übte dieses Recht bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1524, jedoch nicht ohne große Streitigkeiten mit der Stadt, welche es zuerst dahin zu bringen suchte, daß sie das Oberaufsichtsrecht über die Münze erhielt, dann im Jahre 1417 ohne Bewilligung aus eigener Macht das Münzrecht zu gröberen Sorten sich selbst anmaßte. Die letzte Abtissin Katharina Freyin von Zinbern versuchte zwar noch im Jahre 1502 ihr früheres unbeschränktes Münzrecht wieder zu gewinnen und darauf zu dringen, daß die Stadt nicht ebenfalls, wie dieß bereits geschehen war, Geld schlage; allein sie konnte nichts ausrichten. Unterdessen begann die Reformation in Zürich, welche zur Folge hatte, daß von der Abtissin im Jahre 1524 die Abtey mit allen noch übrigen Besitzungen und Rechten und namentlich auch mit dem Pfennigstempel dem Magistrat der Stadt übergeben werden mußte.

Der Geschichte läßt Meyer die Beschreibung der Münzen folgen, die im Mittelalter zu Zürich geschlagen worden sind. Die drey in Zürich befindlichen Sammlungen, nämlich die der Stadtbibliothek, die des Herrn Landolt und die bedeutendste des Herrn Schinz-Hirzel benützend, brachte er von der frühesten Zeit bis zum 15ten Jahrhundert, vor welchem die Stadt keinerley Geld schlagen ließ, einige fünfzig verschiedene Gepräge zusammen, von denen er zugleich die Abbildungen liefert.

Die Reihe eröffnen zwey Denare, welche Kaiser Otto I. in Zürich schlagen ließ, dann folgen die Denare der Herzoge von Alamannien, Burkard, Otto, Conrad und Rudolf, welche häufig in Zürich wohnten, darunter eine äußerst seltene, nahe bey Zürich gefundene Münze Rudolfs in Bley; daran schließen sich die Halbbrakteaten und endlich die Brakteaten, welche die Abtissin von Frauenmünster schlagen ließ, erstere mit dem Kreuze und dem Bilde einer Kirche, letztere, je nach dem Alter, mit einem Kreuze, oder dem Haupte des hl. Felix oder den janusartig verbundenen Köpfen der beyden hl. Geschwister Felix und Regula (welche die Abtissin Judenta 1228 — 1255 zuerst in ihr Abteysiegel aufnahm) oder endlich mit dem Brustbilde der Abtissin selbst. Den Beschreibungen der einzelnen Münzen sind die nöthigen historischen Erklärungen beygefügt.

Diese kurze Andeutung des Inhalts vorliegender Abhandlung wird hinlänglich zeigen, in wieferne Herr Meyer durch dieselben manchen bisherigen Irrthum berichtiget, einige Theile der Geschichte von Zürich in ein helleres Licht gesetzt und die Numismatik des Mittelalters bereichert habe.

Damit es endlich dem vorliegenden Bande nicht an Mannigfaltigkeit der Gegenstände fehle, hat die antiquarische Gesellschaft auch noch ihr Augenmerk auf den Minnegesang des dreyzehnten Jahrhunderts gerichtet und dem ältesten Zürcherischen Dichter unter ihren Schriften einen Platz eingeräumt. Es finden sich nämlich daselbst abgedruckt: Johann Hadloubes Gedichte herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Es ist zwar über Hadloubs Geschichte wenig bekannt, da er jedoch, wie aus seinen eigenen Gedichten hervorgeht, zu den Manessen in Zürich und zu Heinrich von Klingenberg, dem Bischofe von Constanz und Kanzler Kaiser Rudolfs, einem Manne, der Zürich mit besonderer Liebe zugethan war, in dem vertrauten Verhältnisse eines Schützlings stand: so vermuthet Ettmüller, er sey ein Zögling der Zürcherischen Singschule gewesen. Auf jeden Fall sind Hadloubes Lieder für die Geschichte jener Zeit von Wichtigkeit. Sie sind hier 56 an der Zahl getreu nach der in Paris befindlichen Handschrift abgedruckt.

Wir schließen diese Anzeige mit dankbarer Anerkennung einerseits des Eifers, mit welchem die antiquarische Gesellschaft in Zürich ihr Vorhaben, die noch vorhandenen Alterthümer ans Licht zu fördern, verfolgte, andrerseits der Opfer, welche sie, um dieses Vorhaben auszuführen, zu machen nicht gescheut hat und wovon namentlich die beygegebenen schönen Zeichnungen, die nicht weniger als 36 Quartblätter umfassen, Zeugniß geben, und fügen nur den Wunsch hinzu, es möchte diesem ersten Bande bald ein zweyter von gleich interessantem Inhalte nachfolgen.

Sollte es erlaubt seyn, diesem allgemeinen Wunsche noch einen besonderen beyzufügen, so würde die antiquarische Gesellschaft, da sie schon bey ihrem Entstehen sich nicht bloß auf den Canton Zürich, beschränken, sondern ihre Untersuchungen auf die ganze Schweiz ausdehnen wollte, das literarische Publikum gewiß zu großem Danke verpflichten, wenn sie uns seiner Zeit eine genaue Abbildung von dem in der Bibliothek zu St. Gallen befindlichen großen, auf Pergament gezeichneten Original-Plane geben würde, nach welchem im neunten Jahrhunderte der Neubau der Kirche und des Klosters St. Gallen in prachtvoller Weise ausgeführt wurde. Es würde sich eine solche Mittheilung — bisher besitzen wir nur eine verkleinerte nicht ganz genaue Copie davon — würdig an die von dem Großmünster und dem anstoßenden Kreuzgange in Zürich gegebenen Zeichnungen anschließen und für die Geschichte der Architektur, da gerade dieser Plan so manches Eigenthümliche enthält, von großer Wichtigkeit seyn.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Wilh. Beer und Dr. J. H. Mädler, Beyträge zur physischen Kenntniß der himmlischen Körper im Sonnensysteme. Weimar 1841. 4.

Connaissance des temps ou des mouvements célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1844. Paris 1841.

Arsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi, afgiven den 31 Mars 1839 af J. Berzelius. Stockholm 1840. 8.

J. Berzelius, Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften. 20. Jahrgang. Tübingen 1841. 8.

Dr. C. G. Carus, Zwölf Briefe über das Erdenleben. Stuttgart 1841. 8.

L. Agassiz, Untersuchungen über den Gletscher. Solothurn 1841. Fol.

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie ou recueil d'observations magnétiques et météorologiques. Année 1838. St. Petersbourg 1840. 4.

Comte de Bylandt-Palstercamp, Theorie des Volcans. Vol. 1 — 3. Atlas in fol. Paris 1835. 8.

H. F. Link, De la formation des corps solides. Berol. 1841. 8.

F. Nork, Die Existenz der Geister und ihre Entwickelung auf die Sinnenwelt; psychologisch erklärt und historisch begründet. Weimar 1841.

Dr. Just. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. Braunschweig 1840. 8.

Dr. C. F. Rammelsberg, Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie. Berlin 1841. 8.

Audouin, Dictionnaire universel d'histoire naturelle etc. Redigé par D'Orbigny. Vol. I. avec Atlas. Paris 1841. 8.

Arsberättelse om botaniska arbeten och upptäckter för år 1837. Till kongl. Vetenskaps - Academien afgievon den 31. Mars 1838, af Joh. Em. Wikström. Stockh. 1839. 8.

P. Flourens, Analyse raisonnée des travaux de George Cuvier. Paris 1841. 8.

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen, door de Leden der natuurkundige Commissie in Oost-Indie en andere Schrijvers.

Livr. 6. Botanie Nr. 3.

„ 9. 10. Zoölogie Nr. 3. 4. Leiden 1841. f.

M. Boitard, Le jardin des plantes, description et moeurs des mammiféres de la menagerie et du Museum d'histoire naturelle. Livr. 1 — 34. Paris 1841. 8.

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du systéme vertébrés récents et fossiles pour servir à base à la zoologie et à la géologie. T. I. Mammiféres fasc. 9. Paris 1840. f.

de Ferussac, Histoire naturelle générale et particulière des Mollusques terrestres et fluviatiles, continué par M. G. G. Deshayes. Livr. 32. Paris 1841. fol.

J. Gould, A monograph of the Macropodidae or family of Kongaroos. P. 1. London 1841. gr. fol.

F. E. Guérin-Méneville, Magasin de Zoologie. D'Anatomie comparée et de Palaeontologie. Année 1841. Livr. 17. 18. Paris 8.

Captain W. Cornwallis Harris, Portraits of the game and wild animals of Southern Africa, delineated from life in their native haunts, during a hunting expedition from the Cape colony as far as the Tropic of Capricorn in 1836 and 1837 with sketches of the field sports. Vol. 1 — 3. Edinb. 1840 — 41. fol.

Mad. Knip, née Pauline de Courcelles, Les Pigeons. Le texte par M. Florent Prevost. Livr. 7. Paris 1840. fol.

Dr. J. Müller und Dr. J. Henle, Systematische Beschreibung der Plagiostomen. Berlin 1841. Fol.

Revue Zoologique par la société Cuvierienne. Année 1841. Paris 8.

Heinr. Rathke, Bemerkungen über den Bau des Amphioxus lanceolatus eines Fisches aus der Ordnung der Cyclostomen. Königsberg 1841. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Pentheus und die Mainaden, eine archäologische Abhandlung von Otto Jahn. Mit drey lithogr. Tafeln. Kiel 1841. 4.

Der Mythos des Pentheus, des Herrschers von Theben, der dadurch, daß er den jungen Gott Dionysos, als er mit dem jauchzenden Gefolge der Mainaden einherzog, verläugnet und ihm hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hat, in sein eigenes Verderben stürzte, bildet einen von den Alten in den verschiedenen Zweigen der Kunst häufig benützten Gegenstand. Schon von Thespis finden wir eine Tragödie Pentheus angeführt, eine Trilogie des Aeschylos behandelte denselben Stoff, auch römische Tragiker, wie Pacuvius, liebten den erschütternden Schlag, den das Haus des Kadmos durch des Pentheus frevelnden Widerstand getroffen, auf die Bühne zu bringen. Auch Nero soll ein Gedicht dieses Inhalts geschrieben haben. Auf gleiche Weise wählten die Maler denselben Stoff mehrmalen zu ihrem Gegenstande. Im Tempel des Dionysos am Theater zu Athen war unter andern die Rache vorgestellt, die Dionysos an Pentheus und Lykurgos nahm, und Philostratos giebt die ausführliche Beschreibung eines Gemäldes, vorstellend wie einerseits Pentheus von den gottbegeisterten Frauen auf dem Kithäron zerrissen wird, andererseits aber in Theben und in der Burg des Kadmos die Frauen in großer Trauer die Ueberreste des zerfleischten Leichnams sammeln, um sie zu bestatten.

Allein von jenen Tragödien sind nur wenige Bruchstücke erhalten, von den Gemälden wissen wir gar nichts näheres. Es ist daher verdienstlich, daß Jahn die bedeutendsten Vorstellungen, die sich noch auf Vasen, Reliefs und geschnittenen Steinen vorfinden, zusammengestellt hat, um so mehr, da mit Grund angenommen werden kann, daß in diesen Bildern die Grundzüge wieder zu finden sind, welche in jenen Chorgesängen und Tänzen sowohl als in den erwähnten Gemälden eine eigenthümliche Wirkung hervorbringen mußten.

Jahn legt sieben Bildwerke vor, welche zusammen einen Cyclus bilden. Bringen wir diese Bilder in eine Ordnung, wie sie der Geschichte des Pentheus entspricht (Jahn selbst beschreibt sie ohne eine bestimmte Aufeinanderfolge), so finden wir, nach Jahns Erklärung, zuerst auf einem geschnittenen Stein Pentheus, wie er, in eine Löwenhaut gehüllt, von einem Felsen herab die mit dem Schlauchtanz sich belustigenden Bakchen belauscht. Daran schließt sich ein Vasenbild, vorstellend den Moment, da Pentheus in seinem Versteck von den Mainaden entdeckt und mit einem Angriffe bedroht wird. Ein drittes Bild auf einer unteritalischen Vase zeigt den Pentheus, bereits von dem lebhaften Angriffe der Xantrien bedrängt. Diesem folgen drey Marmor-Reliefs, auf denen der Unglückliche von den rasenden Frauen zerrissen wird. Den Schluß bildet ein Relief an der Vorderseite eines vierseitigen Altars in Florenz, auf welchem Agaue in bakchischer Wuth einherschreitet, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Haupt ihres eigenen Sohnes haltend.

Sämmtliche Bilder sind kurz, aber gründlich erläutert, den Erklärungen manche feine Bemerkung beygefügt, der ganze Gegenstand erschöpft. Nur über die Deutung des ersten Bildes dürfte auch jetzt noch mancher Zweifel übrig bleiben. Es findet sich dieses Bild auf einem Cameo im Museo Borbonico, und enthält eine Gruppe von drey männlichen und drey weiblichen Figuren. Eine der

drey weiblichen Figuren hält knieend einen Schlauch, der von einem Jünglinge aufgeblasen wird, während ein anderer mit dem einen Fuße zu probiren scheint, ob der Schlauch bald hinlänglich gefüllt sey und ein dritter, in ein Löwenfell gehüllt, und auf allen Vieren niedergekauert, von einem Felsen herab dem, was unten vorgeht, zusieht. Köhler, der diese Gemme zuerst bekannt machte, bezieht die Gruppe auf den Schlauchtanz (ἀσκωλιασμός). Welcker erkannte darin eine komische und witzige Posse mit Bezug auf eine mythologische Scene, aber ohne diese näher zu bezeichnen. Andere vermutheten, es stelle die Aphrodite mit den Chariten sich schmückend dar, wie sie von Adonis belauscht wird. Jahn glaubt den Pentheus erkennen zu müssen, welcher die Bakchanten belauscht, und gewiß hat diese Erklärung vor den andern den Vorzug, daß, während Köhler bloß die mit dem Schlauche beschäftigten Figuren berücksichtiget und die andern unerklärt läßt, diejenigen aber, welche hierin die Aphrodite erkennen, nicht nachgewiesen haben, wie Aphrodite mit den bakchischen Schlauchtretern in Bezug stehe, durch Jahns Annahme das Ganze zu einer Scene verbunden und die auffallendste Figur, nämlich der auf allen Vieren niedergekauerte und mit einer Löwenhaut bedeckte Jüngling zur Hauptperson erhoben wird. Allein Jahn selbst zählt diese Vorstellung, wie er sich ausdrückt, nur mit Bedenken zu dem Kreis der auf Pentheus bezüglichen Monumente und in der That stehen einer solchen Erklärung manche Schwierigkeiten entgegen. Wir erwähnen nur, daß der mit der Löwenhaut bedeckte Jüngling nicht von einem Felsen, sondern von einem Gebälke herabschaut und zwar keineswegs heimlich, sondern von dem Schlauchtreter mit der Hand berührt. Hiebey dürfte die Bemerkung nicht uninteressant seyn, daß dem Schreiber dieß ein sehr schön geschnittener Cameo bekannt ist, welcher genau dieselbe Vorstellung enthält, nur mit dem Unterschiede, daß die zwey Jünglinge, welche auf der Gemme in Neapel den oberen Theil des Bildes einnehmen, nämlich der Schlauchtreter und der mit dem Löwenfelle bekleidete, weggelassen sind. Es mag hier dahingestellt bleiben, wie befremdend es erscheint, daß nach der von Köhler gegebenen und von Jahn wiederholten Zeichnung des in Neapel befindlichen Steines der Schlauchtreter mit der ganzen Last seines Körpers auf den Schlauch springt, den die auf das linke Knie niedergelassene weibliche Figur zierlich mit der einen Hand auf der rechten Schulter hält. Unwillkührlich drängt sich hiebey dem Beschauer der Gedanke auf, das Mädchen werde durch die gewaltige Last zusammengedrückt, es ist unmöglich, daß es nur einen Augenblick länger in seiner Stellung bleibe. Um über diesen Mißstand, der um so auffallender ist, als die schöne Anordnung der übrigen Gruppe und die zierliche Ausführung der einzelnen Figuren auf einen nicht unbedeutenden Künstler schließen lassen, mit Grund urtheilen zu können, müßte man den in Neapel befindlichen Stein selbst vor sich haben. Aus dem andern oben erwähnten Cameo geht so viel hervor, daß die drey weiblichen Figuren mit dem in den Schlauch blasenden Jünglinge die Hauptgruppe bilden, die andern zwey Jünglinge aber als Nebenfiguren, die nicht nothwendig zur ganzen Gruppe gehören, betrachtet werden müssen, daß sonach dieses Monument, wie schon Jahn selbst bezweifelte, nicht in den Kreis der auf Pentheus bezüglichen Vorstellungen gezogen werden kann und vor der Hand die von Köhler gegebene Erklärung noch als die wahrscheinlichere anzusehen ist.

Das Vasenbild, vorstellend den Moment, da Pentheus in seinem Versteck von den Mainaden entdeckt und mit einem Angriffe bedroht wird, findet sich schon bey Millingen und wird hier nur wiederholt in einer Zeichnung mitgetheilt und neuerdings erklärt; doch wird Jeder mit Vergnügen die schönen Bemerkungen lesen, mit welcher die Erklärung der ganzen Gruppe sowohl wie der einzelnen Figuren begleitet ist und darin ein tiefes Verständniß desjenigen, was den Kunstwerken des Alterthums einen so hohen Werth mit Recht verschafft hat, nicht verkennen. Dahin gehören die Erläuterungen, warum Pentheus nicht, wie bey Euripides, in Weiberkleidern auf den Kithäron gezogen, warum der Künstler die beyden Mainaden, die zuerst den im Gebüsche versteckten Jüngling erblicken und durch diesen Anblick aufgeschreckt auf ihn losstürzen, die eine mit einer Fackel, die andere mit einem Rehlein in den Händen, die zunächst folgenden mit dem Schwerte und Thyrsus, die letzten mit dem Tym-

panon und einem in Bogen flatternden Gewande gebildet hat.

Das wichtigste in der vorliegenden Schrift besprochene Monument ist das Bild einer unteritalischen Vase, weil es hier zum erstenmale edirt wird. Es zeigt den Pentheus von dem lebhaften Angriff der Mainaden bedrängt. Schon hat eine ihn bey der rechten Hand, in der er das Schwerdt vergeblich hält, gefaßt und dringt mit gezücktem Schwerdt auf ihn ein, von der andern Seite eilt eine andere Mainade auf ihn zu, mit geschwungenem Thyrsos, und streckt die Hand aus, um ihn beym Haupt zu fassen; hinter dieser eilt die dritte herbey, mit der Nebris bekleidet, aber unbewaffnet. Jahn deutet diese Figuren gewiß mit Recht auf die drey Töchter des Kadmos. Auf der andern Seite der Vase bildet Dionysos in heiterer Ruhe umgeben von seinen Thiasoten einen schönen Gegensatz zu jenem furchtbaren Strafgerichte. Auch hier sind wieder die Anordnung des Ganzen, wie die Stellungen und Attribute der einzelnen Figuren sinnig erklärt.

Die übrigen vier Monumente sind zwar ebenfalls schon bekannt, ein zerbrochenes und wahrscheinlich modern restaurirtes Marmor-Relief in Turin, zwey andere nach Millin und Lasinio copirt und ein viertes, bereits von Zannoni beschrieben: allein als Ergänzung zu den übrigen auf Pentheus bezüglichen Werken stehen sie hier an einem schicklichen Platze. Ueberhaupt kann es nur mit Dank anerkannt werden, wenn einzelne Gegenstände so erschöpfend wie möglich zusammengestellt werden, denn hiedurch allein wird es möglich, in die große Masse Sichtung und hiedurch Licht zu bringen.

Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß wir von Jahn auch noch eine Untersuchung der Frage zu erwarten haben, ob Nero ein Gedicht Pentheus geschrieben habe.

Die Geburt der Athene. Eine archäologische Abhandlung von P. W. Forchhammer. Mit einer lithogr. Tafel. Kiel 1841. 4.

Der Verfasser setzte sich in vorliegender Abhandlung, welche als Einladungsschrift zu einem am Geburtstage Winckelmanns in der akademischen Aula zu Kiel von Dr. Otto Jahn zu haltenden Vortrag ausgegeben wurde, zur Aufgabe, den ursprünglichen Sinn des Mythos „Zeus gebar die Athene aus seinem Haupte“ zu ermitteln.

Er zählt zu diesem Behufe zuerst die Nachrichten auf, welche sich bey den verschiedenen Schriftstellern des Alterthums, bey Hesiod, Homer, Pindar, Apollodor, Aristokles, Lucian, über diesen Mythos finden, legt dann die Zeichnung eines Vasenbildes, die Geburt der Athene darstellend, vor und fügt endlich eine Erklärung des Mythos selbst hinzu.

Das Vasenbild, welches der Verfasser ausgewählt, gehört zu den bedeutendsten keramographischen Darstellungen dieses Gegenstandes. Es enthält nicht weniger als eilf Figuren. Sieben derselben sind durch den beygeschriebenen Namen näher bezeichnet, nämlich Zeus, Athene, Hephästos, Ilithyia, Poseidon, Artemis und Dionysos; die andern, nämlich Apollon und die Nike, sind theils durch ihre Stellung, theils durch ihre Gestalt kenntlich.

Diese Bilder werden nun näher erklärt; am ausführlichsten jedoch bespricht der Verfasser die Bedeutung des Mythos selbst. Statt diese Deutung hier näher zu beleuchten, wollen wir lieber, dem Leser ein Urtheil hierüber selbst überlassend, einen Theil des Resultates, wie es der Verfasser gewonnen zu haben glaubt, mittheilen.

Okeanos erzeugt die Metis d. i. das Meer erzeugt aufsteigende Dünste.

Zeus vermählt sich mit der Metis, des Okeanos Tochter d. i. diese Dünste werden von der Wärme der oberen Luft geschwängert.

Zeus verschlingt die Metis d. i. die so geschwängerten Dünste werden in den Raum der oberen Luft hinaufgezogen.

Zeus ist mit der Tochter der Metis, mit der Pallas Glaukopis, schwanger d. i. jetzt ist der Himmel mit Wolken bedeckt, aus denen sich zuerst Regen, dann ein heiterer Himmel entwickeln wird.

Hephästos spaltet dem Zeus das Haupt d. i. der Blitz zerklüftet die Wolken der oberen Luft.

Pallas, aus dem Haupt des Zeus herausfahrend, schwingt die Lanze und läßt Himmel und Erde von ihrem Ruf ertönen d. i. der Regen rauscht herab, Donner rollt dürch die Lüfte und hallt wieder von den Bergen der Erde.

In dieser Art fährt der Verf. fort und findet in jenem Mythos noch weiter ausgedrückt: während das Gewitter sich entladet, ist die Sonne unsichtbar, als aber der Regen zur Erde gefallen war, kam sie wieder zum Vorschein, die Luft würde hell der Himmel blau u. s. w.

Es wird nun diese Deutung mit mannigfacher Gelehrsamkeit, namentlich mit vielen etymologischen Erklärungen unterstützt; allein wir werden nur im Sinne der meisten Archäologen sprechen, wenn wir uns darüber wundern, wie man noch in unseren Tagen, nachdem man bereits so gründliche Forschungen über das Wesen der Mythologie gemacht, nachdem insbesondere der nun zugänglicher gewordene Orient mit seinen merkwürdigen Denkmälern so manchen wichtigen Aufschluß ertheilt, wie man jetzt noch eine solche, längst für verschollen gehaltene Erklärung hervorziehen, wie man jetzt noch glauben kann, das hellenische Alterthum sey so nüchtern gewesen, daß man bloße Personificationen von Naturphänomenen für göttliche Wesen angesehen hätte. Wir wenigstens haben eine bessere Ansicht von dem Alterthume, als daß wir nur absichtlich betrügende Priester und Philosophen annehmen und uns überreden könnten, ein solcher Glaube ohne alle und jede Realität hätte jemals sich behaupten, ja nur überhaupt Eingang finden können.

Sind wir daher auch mit dem Verf. einverstanden, wenn er behauptet, ohne das richtige Verständniß des Mythos sey keine vollständige Erklärung eines mythischen Bildwerkes möglich: so zweifeln wir doch daran, ob die von ihm gegebene Erklärung die richtige sey.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. Nr. 14. London 1841. 4.

Will. Swainson, On the history and natural arrangement of insects. London 1840. 8.

— — — Animals in Menageries. London 1838. 8.

— — — On the natural history and classification of birds. Vol. 1. 2. London 1836 — 37. 8.

— — — A preliminary discourse on the study of natural history. London 1834. 8.

— — — Taxidermy, with the Bibliography of Zoologists and notices of their works. London 1840. 8.

Illustrationes Algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I. atque auspiciis Navarchi Friderici Lütke annis 1826, 1827, 1828 et 1829 celoce Seniavin executo in Oceano pacifico, imprimis septemtrionali, ad littora Rossica Asiatico-Americana collectarum. Auctoribus Al. Postels et Fr. Ruprecht. Petropoli 1840. f.

Dr. C. Fr. a Ledebour, Flora Rossica. Fasc. I. Stuttgart 1841. 8.

W. P. Schimper, Monographie des plantes fossiles du Grés Bigarré de la chaine des Vosges. II. partie. Strasbourg 1841. 4.

J. Sowerby, Mineral = Conchologie Großbritanniens. Deutsche Bearbeitung durchgesehen, berichtigt und bevorwortet von Dr. Agassiz. Lief. 4 — 7. Neuchatel 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle. Paris, Gide, Libraire 1839. 1841. Premier et second Mémoire sur les Kaolins ou Argiles à Porcelaine par MM. Alexandre Brongniart Directeur de la manufacture royale de porcelaine de Sèvres etc. et Malaguti, Professeur de Chimie à la faculté des sciences de Rennes etc.

Die Litteratur über die Porcellanerde ist gegenwärtig ziemlich bedeutend geworden und seit Fuchs, welcher zuerst durch chemische Experimente und wissenschaftliche Schlüße eine Erklärung ihres Entstehens gegeben hat, sind zahlreiche Analysen zu diesem Zwecke angestellt worden, an welche man mehr oder minder richtige und annehmbare Theorien geknüpft hat. Eine verdienstliche Zusammenstellung dessen, was bis zum Jahre 1823 hierüber geschehen, ist von Chr. Schmitz in den Blättern des polytechnischen Vereins für Bayern gegeben worden und man findet dort schon Betrachtungen über die Entstehung der Porcellanerde angeführt, welche theilweise noch gegenwärtig geltend sind oder geltend gemacht werden.

Diejenigen, welche durch das Vorkommen angewiesen die Porzellanerde als aus Feldspath entstanden betrachteten, gingen natürlich von der Ansicht aus, daß das Kali dieses Minerals auf irgend eine Weise extrahirt worden sey, da es sich nicht mehr in der Porcellanerde findet und als Auflösungsmittel wurden Wasser und Kohlensäure angesehen. Man war eine Zeitlang damit zufrieden, ohne zu fragen, ob ein Feldspath ohne Kali einem Kaolin entspreche ꝛc. Fuchs zeigte zuerst, daß nicht aller Kaolin aus Feldspath entstanden sey und er wies auf das Entschiedenste nach, daß der Kaolin von Passau aus einem dem Wernerit nahestehenden Mineral sich gebildet habe, welches Mineral von ihm Porcellanspath genannt wurde.

Eine spätere Arbeit von Forchhammer lieferte sehr interessante Beobachtungen über diesen Gegenstand und Forchhammer hat seine Ansicht durch viele analytisch-chemische Versuche begründet, indem er namentlich die verschiedenen Kalisilicate und ihre Auflöslichkeit in Wasser berücksichtigte, zu welcher Untersuchung auch Fuchs's Arbeiten über das Wasserglas gehören. Forchhammer hat für die meisten Porzellanerden die Formel $A^3\ Si^4 + 2$ Aq. aufgestellt, für die Passauer aber $A^2\ Si^3 + 2$ Aq. Die erste Formel ergiebt sich aus der des Feldspathes durch die Betrachtung: $KSi^3 + 3\,AS^3$; $ASi^3 = KSi^3 + A^3\ Si^9 = KSi^8 + A^3\,Si^4$ und KSi^8 ist durch Auflösung weggeführt worden, da es, wie Forchhammer durch synthetische Versuche gezeigt hat, in Wasser noch auflöslich ist. Die Zersetzung des Porcellanspathes ist schwieriger zu erklären und konnte vielleicht so stattgefunden haben: $NSi^3 + 3\,CSi^2 + 9\,ASi$ (Porzellanspath) $= NSi^3 + C^3Si^6 + A^9\,Si^9 = NSi^3 + C^3\,Si^{1\frac{1}{2}} + A^9\,Si^{13\frac{1}{2}}$, wo dann NSi^3 und $C^3\,Si\,1\frac{1}{2} = C^2\,Si$ aufgelöst wurden und $A^9Si^{13\frac{1}{2}} = A^2\,Si^3$ zurückblieb.

Nach Berthier ist der Kaolin von Ellnbogen $= ASi^3 +$ Aq. und also ganz einfach aus dem Feldspath dadurch entstanden, daß dessen KSi^3 weggeführt wurde. Der Kaolin von Limoges ist nach ihm $ASi + \frac{2}{3}$ Aq. $MgSi^3$ und seiner Ansicht zu Folge aus einem, gewöhnlich noch beygemengten Feldspath von der Formel $\left.\begin{matrix}K\\Mg\end{matrix}\right\}Si^3 + 3\ ASi^3$ entstanden.

Die vorliegenden Mémoire's behandeln nun neuerdings diesen Gegenstand und zwar mit einer dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Umsicht und Gründlichkeit.

Das erste Mémoire, welchem 6 Kupfertafeln beygegeben sind, behandelt die Artikel: Bestimmung der Kaoline und ihres Ursprungs; Aufzählung der vorzüglichsten bekannten Kaoline und specielle Beschreibung gewisser Lager; von den Lagerungsverhältnissen und der Art des Vorkommens der Kaoline.

Der Verf. nennt Kaolinfels die Gesteinsmasse, welche den Kaolin enthält; letzteren nennt er normalen Kaolin, wenn er durch gehöriges Waschen und Schlemmen vom fremden Gestein gereinigt worden ist. Er bemerkt aber, daß der so erhaltene Kaolin noch immer ein Gemeng ungleichartiger Substanzen sey, und daß der wahre Kaolin (le vrai Kaolin) erst mit Hülfe chemischer Behandlung herausgefunden und erkannt werden könne. Mit der Analyse solcher Kaoline haben sich in dem Laboratorium der k. Porzellanmanufactur in Sèvres vorzüglich A. Laurent und Malaguti beschäftigt und ihre Analysen werden nebst vielen andern in einer Tafel mitgetheilt. Der Verf. unterscheidet dabey rationelle und empyrische Analysen. Nur die ersteren beziehen sich auf die reine Porcellanerde.

Da mehrere von Malaguti ausgeführte Analysen neu sind, so wollen wir einige der sogenanten rationellen hier mittheilen.

Kieselerde	Thonerde	Wasser	Kalkerde, Talkerde, Kali	Eisen- und Mangan-Oxyd.	Nichtthonig. Rückstand	Fundorte.
						Frankreich.
42,07	34,65	12,17	1,33	—	9,76	St. Yrieux bey Limoges.
43,12	33,00	23,00	—	—	—	Louhossoa bey Bayonne.
42,31	34,51	12,09	1,39	—	9,76	Bourg Despieux (Manche).
27,22	20,00	9,03	1,24	0,48	42,00	Marcus (Ariège).
35,61	22,33	9,70	4,32	3,37	24,64	Mende (Lozère).
39,91	36,37	12,94	1,80	—	8,96	Clos de Madame (Allier).
32,93	29,88	10,73	1,56	—	24,87	Chabrol (Puy de Dôme)
						England.
46,63	20,06	8,74	0,60	—	19,65	Breage in Cornwallis.
44,26	36,81	12,74	1,55	—	4,30	Plymton (Devonshire).
						Italien.
45,03	32,24	11,36	3,21	—	8,14	Chiesi (Elba).
23,94	21,14	7,42	—	1,23	48,00	Borgmanero (Piemont).
37,07	25,28	6,64	6,33	—	24,64	Tretto bey Schio.

Kieselerde	Thonerde	Wasser	Kalkerde, Talkerde Kali	Eisen = und Mangan= Oxyd.	Nichtthoniger Rückstand.	Fundorte.
						Bayern.
42,15	37,08	12,83	2,85	0,56	4,50	Rana (Passau).
32,48	29,45	10,50	1,13	—	26,42	Auerbach (Passau).
28,61	25,75	9,60	1,57	—	34,44	Diendorf bey Hafnerszell.
						Sachsen.
35,98	34,12	11,09	0,69	—	18,00	Aue bey Schneeberg.
29,42	25,00	9,80	0,71	—	33,52	Kaschna bey Meißen.
39,10	20,92	7,26	3,98	C. Mg. N. 1,31	27,50	Schletta.
						Böhmen.
33,98	26,66	9,55	1,13	—	28,63	Zetlitz (Carlsbad).
						Ungarn.
26,76	15,17	5,22	1,83	0,56	50,40	Prinzdorff.
						Skandinavien.
38,57	34,99	12,52	0,54	0,93	13,36	Bornholm.
						Rußland.
29,30	47,83	22,23	—	C. Mg. N. 0,68	—	Zisanski.
						Portugal.
40,62	43,94	14,62	—	—	0,11	Oporto.
						Spanien.
43,25	37,38	12,83	0,88	—	5,64	Sargadelos.
						Nord=Amerika.
32,69	35,01	12,12	1,14	C. Mg. N. 0,72	22,81	Wilmington in Delaware.
13,72	9,80	2,62	3,08	0,43	68,18	China.

Man ersieht aus dieser Tafel, wie wichtig die Methode einer chemischen Analyse ist und welche andere Resultate sich herausstellen, wenn man bey Mineralien, wie z. B. die Kaoline den durch Säuern zersetzbaren Antheil von dem darin unauflöslichen sondert, statt das Ganze durch Aufschließen auflöslich zu machen, wie es bey ältern Analysen oft geschehen ist.

Der Verf. geht nun über auf den mineralogischen Ursprung der Kaoline. Nach seiner Ansicht entstehen sie aus zersetzten Mineralspecien; sie selbst aber, glaubt der Verf., seyen nicht als Species anzusehen. Es fehle ihnen sowohl Homogenität als krystallinische Form und dieses seyen die einzigen Charaktere, welche eine wahre Species bestimmen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

W. A. Kreyssig, Die Einrichtung der Landgüter nach den Bedingungen ihres höchsten nachhaltigen Reinertrages der Volkswohlfahrt und Volksveredlung. Braunschweig 1841. 8.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch = technologische Encyklopädie. Th. 178. Berlin 1841. 8.

J. Metzger, Landwirthschaftliche Pflanzenkunde. Abth. 1. 2. Heidelberg 1841. 8.

J. B. van Mons, Arbres fruitiers. Vol. 1. 2. Louvain 1835 — 36. 8.

Dr. C. Einert, Entwurf einer Wechselordnung für das Königreich Sachsen. Dresden 1841. 8.

J. Hallenberg, Historisk afhandling om Mynt och Warors Warde i Swerige, under konung Gustaf I.s Regering. Stockh. 1798. 8.

Aug. Schiebe, Die Lehre von den Handelsgesellschaften nach französischen Quellen. Leipzig 1841. 8.

H. Thoel, das Handelsrecht. Bd. 1. Göttingen 1841. 8.

Dr. C. Gust. Carus, Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie. Stuttgart 1841. 8.

Rich. Chenevix, An essay upon national character, being an inquiry into some of the principal causes which contribute to form and modify the characters of nations in the state of civilisation. London 1832. Vol. 1. 2.

Franc. Devay, De la physiologie humaine et de la médecine dans leurs rapports avec la religion chrétienne, la morale et la société. Paris 1840. 8.

Alc. d'Orbigny, L'homme Américain de l'Amérique méridionale, considérée sous ses rapports physiologiques et moraux. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

W. Cooke Taylor, The natural history of Society in the barbarous and civilized state. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

M. V. Cousin, Cours de l'histoire de la philosophie morale au 18. siècle, professé à la faculté des lettres en 1819 — 20. publiée par M. E. Vacherot. Vol. 1. 2. Paris 1841.

M. V. Cousin, Cours de l'histoire de la Philosophie. Introduction à l'histoire de la philosophie. Nouvelle édition. Paris 1841. 8.

E. F. Mirbt, Kant und seine Nachfolger oder Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neueren deutschen Philosophie. Bd. 1. Jena 1841.

Dr. H. Ritter, Geschichte der Philosophie. Th. 6. Hamburg 1841. 8.

Dr. C. L. Michelet, Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Berlin 1841. 8.

Fr. Wilh. Richter, Ueber den Pantheismus und Pantheismusfurcht. Eine historisch = philosophische Abhandlung. Leipzig 1841. 8.

v. Schelling's religionsgeschichtliche Ansicht, nach Briefen aus München. Berlin 1841. 8.

J. Wilh. Snellman, Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit. Tübingen 1841. 8.

John Dunlop, The history of Fiction, being a critical account of the most celebrated prose work of Fiction from the earliest Greek romances to the novels of the present age. T. 1 — 3. Edinb. 1816. 8.

O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans, von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Jena 1841. 8.

Fr. Wilh. Tittmann, Ueber die Schönheit und die Kunst. Berlin 1841. 8.

Michael Angelo Buonaroti's des Aelteren sämmtliche Gedichte, italienisch und deutsch, herausgegeben von G. Regis. Berlin 1842. 8.

Coleccion de piezas escogidas sacadas del tesoro del teatro Español formado por Don Eugenio de Ochoa. Paris 1840. 8.

F. M. Duttenhofer, Der Cid. Leipzig. 1842.

Don Eugenio de Ochoa, Tesoro de los poemas Españoles epicos, sagrados y burlescos. Paris 1840. 8.

Franc. Michel, Le roman du Saint-Graal, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royal. Bordeaux 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1842.

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle.

(Fortsetzung.)

Für die Annahme, daß die Kaoline aus dem Feldspath entstanden seyen, müssen zwey Klassen von Beobachtungen und Erfahrungen entscheiden; nämlich die Lagerung der Kaoline in Beziehung auf den Feldspath und dessen unmerklicher Uebergang zu dieser Erde, und die chemische Analyse, welche im Kaolin die Elemente des Feldspaths finden muß, mit Abzug derer, welche bey der Zersetzung weggeführt wurden.

Der Verf. führt einige Beyspiele an, welche eine Entstehung des Kaolins aus dem Feldspath augenscheinlich darthun. Er besitzt unter andern ein Stück Quarz von Aue bey Schneeberg, mit vielen Höhlungen, deren Form einer wohl bestimmbaren Krystallisation des Feldspathes entspricht, welcher, in Porzellanerde umgewandelt, diese Höhlungen noch theilweise ausfüllt. Uebrigens weist er auf ähnliche Zersetzungen anderer Mineralien hin. Indem z. B. die Leucite ihr Kali verlieren, werden sie in eine Art von Porcellanerde verwandelt. Das Glas selbst wird durch ein anhaltendes Verwittern auf diese Art umgewandelt.

Was die Bestätigung dieser Ansicht von Seite der chemischen Analyse betrifft, so macht der Verf. aufmerksam, daß eine Schwierigkeit ihrer Erklärung aus dem Umstande hervorgehe, daß die Kaoline sehr verschiedene Silicate darstellen, während die Kalifeldspathe, woraus sie entstanden, wesentlich dieselbe Mischung zeigen. Vorläufig können drey Arten von Umwandlung stattgefunden haben. Es können die aus dem Feldspathe extrahirten Kalisilicate verschiedene Formeln gehabt haben und die Kaoline daher, obwohl desselben Ursprungs, müssen als verschiedene Silicate gefunden werden; oder es kann durch chemischen Einfluß, welcher das Kali mit mehr oder weniger Kieselerde entfernte, solche Kieselerde im amorphen oder krystallisirten Zustand eingeführt worden seyn, wie man auch zersetzte Feldspathe kennt, deren Masse theilweise durch Speckstein, Glimmer ꝛc. ersetzt ist; endlich der dritte Fall, welcher ihm am seltensten, obwohl den Chemikern am annehmbarsten scheine, sey der, daß es auch Kaolin gebe, welcher seinen Ursprung nicht vom Feldspath, sondern von andern Thonsilicaten habe. Die normalen Kaoline scheinen ihm jedenfalls aus dem Feldspath entstanden zu seyn.

Es folgt nun eine Aufzählung der vorzüglichsten Kaolin-Lager mit Angabe der physikalischen Eigenschaften der verschiedenen Erden und weiter specielle Beschreibung des Vorkommens der Kaoline von St. Yrieix-la-Perche bey Limoges, von Louhossoa und andern Orten bey Cambo in den westlichen Pyrenäen, von Alençon, von Pieux bey Cherburg, von Aue bey Schneeberg, von Morl bey Halle, von Passau, von Sedlitz und Talwitz bey Carlsbad, von Tretto bey Schio im Vicentinischen. Die Abhandlung von Fuchs über die Porcellanerde von Passau scheint dem Verf. speciell unbekannt zu seyn, sonst würde er sie gewiß in seine Discussionen aufgenommen haben, wie es von andern und in seiner sorgfältigen Arbeit von Forchhammer geschehen ist. Es wird nur angeführt „M. M. Fuchs et Boué citent en outre de la wernerite paranthine dans ces gîtes de Kaolin, et le premier croit, que la wernerite contribue par sa décomposition à la formation de cette terre.“

Aus den angeführten Lagerungsverhältnissen geht im Allgemeinen in Beziehung auf das Vorkommen des Kaolins folgendes hervor:

Die wahren Kaolinfelsen finden sich, ungeachtet ihrer Zerreiblichkeit und anscheinenden Unordnung, auf derselben Stelle, wo ihre Muttergesteine abgesetzt wurden, hier erlitten sie die chemischen Veränderungen, welche sie in den zerbrechlichen erdigen Zustand versetzten, in welchem wir sie antreffen, sie finden sich im feldspathischen Terrain und gehören also diesen primitive genannten Terrains an, welche aber positiver mit dem Namen Terrains der Crystallisation zu bezeichnen sind.

Außerdem sind aber noch Kaolinartige Gesteine zu unterscheiden, welche wahrscheinlich von ihrer ursprünglichen Lagerstätte fortgerissen, im Diluvium vorkommen.

Auffallend erscheinen in den Lagerstätten der Kaoline einige andere Verhältnisse, welche für die Theorie ihrer Entstehung Beachtung verdienen.

Diese sind die äußerste Unordnung des Vorkommens ihrer Massen bald in Adern, unregelmäßigen und unterbrochenen Lagern, Knollen und Putzen der verschiedensten Formen und die lebhaften Farben der Gesteine in den Brüchen. Der hierbey bemerkbaren Wechsellagerung und innigen Durchdringung von Gesteinen der verschiedensten Art und ihrem gegenseitigen elektrochemischen Einfluße muß die große Neigung der alkalihaltigen Felsen zur Zersetzung zugeschrieben werden und es spricht noch dafür die constante Gegenwart eisenhaltiger Gesteine. Es werden mehrere hieher gehörige Beyspiele. aus den Brüchen von St. Yrieix, Louhossoa, Maupertuis ꝛc. angeführt, ferner aus dem Vorkommen der Porcellanerde von Aue und Passau. Ein besonders interessanter Fall, zuerst von Kühn beobachtet, ist folgender. Man sieht einen Quarzgang, welcher Granit durchsetzt und von zwey Salbändern von Eisenerz begleitet ist, zu beyden Seiten der Salbänder ist der Granit in sehr schönen Kaolin verwandelt. Das Vorkommen der Porcellanerde von Passau mit eisenhaltigen Gesteinen und Graphit hat schon Gehlen 1811 auf die Idee gebracht, daß die Bildung der Porcellanerde von einer elektrochemischen Aktion herrühre.

Den Schluß des ersten Memoirs bildet eine Tafel über die geologische Vertheilung der Kaolin-Lager.

Sechs beygegebene Kupfertafeln zeigen Karten und Durchschnitte von den Brüchen von St. Yrieix, Marcognac, von dem Pegmatit- und Kaolinbruch, genannt Robert bey St. Yrieix, von dem Bruche Clos de Barre, de Vouzelle und von den Brüchen von Aue bey Schneeberg.

Das zweyte Memoire ist bestimmt, die Resultate der chemischen Untersuchungen zu vergleichen, welche in dem Laboratorium zu Sèvres angestellt worden sind und die Schlußfolgen mit den vorhergehenden in Verbindung zu bringen, ferner darzuthun; ob es des natürlichen Kaolins bedürfe, um wahres Porcellan zu verfertigen oder ob auch eine künstliche Mischung der erdigen Elemente, nach Maßgabe der natürlichen, hiezu anwendbar sey.

Der Verfasser oder die Verfasser haben zunächst ihr Augenmerk auf jene Feldspäthe gerichtet, welche nach ihrem Vorkommen das wahrscheinliche Material von Kaolinen geliefert haben. Die Analysen wurden theils mit Flußsäure, theils mit Aufschließen durch Natrum und Kali angestellt. Auf diese Weise wurden 8 wohl krystallisirte Feldspäthe analysirt. Die folgende Tafel giebt die Resultate davon an.

	Newcastle.	Sargadelos.	Hall.	Quabenstein.	Oporto.	Dixonplace.	Calabre.	Serdobole Finnland.
Kieselerde . .	62,20	62,00	62,76	61,37	62,06	58,70	65,87	64,03
Thonerde . .	19,78	19,48	19,20	20,23	19,61	23,95	20,60	18,47
Kali	15,14	15,72	14,90	15,75	16,07	12,64	Spuren	15,24
Natrum . . .	—	—	—	—	—	—	11,10	—
Talkerde . . .	0,50	0,12	0,18	0,16	0,16	0,31	0,20	0,18
Kalkerde . .	0,58	0,35	0,46	0,39	0,38	2,09	0,38	0,67
Eisen- u. Manganoxyd . . .	Spur	Spur	Spur	—	—	Spur	Spur	—
Feuchtigkeit . .	1,53	1,64	1,70	1,31	1,11	1,65	1,20	1,02
Verlust . . .	0,27	0,69	0,80	0,79	0,61	0,66	0,65	0,39
	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00
	$\dddot{Al}\,\dot{K} + \dddot{Si}_4$	$\dddot{Al}\,\dot{K} + \dddot{Si}_4$	$\dddot{Al}\,\dot{Ka} + \dddot{Si}_4$	$\dddot{Al}\,\dot{Ka} + \dddot{Si}_4$	$\dddot{Al}\,\dot{Ka} + \dddot{Si}_4$	$A^4\,K + 10\,S$	$\dddot{Al}\,\dot{Na} + \dddot{Si}_4$	$\dddot{Al}\,\dot{Ka} + \dddot{Si}_4$

Diese Feldspäthe haben alle dieselbe Mischung, wenigstens in so ferne, als sich die Sauerstoffmengen der Kieselerde und der Basen gleich verhalten, nämlich wie 3 : 1, nur der Feldspath von Dixon-Place in Delaware zeigt eine abweichende Zusammensetzung und die Sauerstoffmengen der Kieselerde und der Basen verhalten sich hier wie 2 : 1 (näher wie 11 : 5)

Es wäre interessant gewesen, wenn die Verf. den sogenannten Feldspath von Dixon-Place näher beschrieben und untersucht hätten. Daß es kein eigentlicher Feldspath sey, geht aus der Mischung hinlänglich hervor. Will man obiges Verhältniß der Sauerstoffmengen annehmen, so ließe sich für dieses Mineral die Formel schreiben $K\,Si^3 + 4\,ASi^2$, eine Mischung, welche unter den bekannten Silicaten einem Kali-Oligoklas am nächsten käme. Eine Vergleichung der aus den angegebenen Feldspäthen wahrscheinlich entstandenen Kaoline zeigt, daß sie dieselbe definitive Formel (was darunter zu verstehen, wird später gezeigt werden) geben, nämlich $ASi + 2\,Aq$, mit Ausnahme des Kaolins von Wilmington, welcher dem neuen Feldspath angehörend die Formel $ASi + 6\,Aq$ hat.

Nach solcher Untersuchung der Feldspäthe im reinsten frischen Zustande unternahmen die Verf. eine Analyse von halb zersetzten Feldspäthen, wozu sehr günstige Exemplare zu Gebote standen. Diese waren 1) ein Feldspath von der Mondstein genannten Varietät von Kandy auf Zeilon in drey verschiedenen Zuständen fortschreitender Zersetzung a. b. c. 2) Ein ganz zersetzter gut krystallisirter Feldspath von Bilin in Böhmen, 3) ein deßgleichen von Aue bey Schneeberg.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Parny, Oeuvres complètes. Vol. 1 — 4. Paris 1837. 8.

Prosper Poitevin, Petits poètes français, depuis Malherbe jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

L. Achim von Arnim, sämmtliche Werke, herausgegeben von W. Grimm. B. 9 — 12. Berlin 1842. 8.

K. Bernhard, Lebensbilder aus Dänemark. Th. 1 — 6. Leipzig 1841. 8.

Bibliothek der gesammten deutschen National = Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. 20 — 23. Quedlinburg 1841. 8.

Ludw. Ettmüller, Gudrûnlieder. Zürich 1841. 8.

Dr. Daniel Fenner von Fenneberg, Schriften. Kassel 1841. 8.

F. W. Genthe, Deutsche Dichtungen des Mittelalters Bd. 2. Eisleben 1841. 8.

Wilh. Grimm, Konrads von Würzburg Silvester. Göttingen 1841. 8.

C. Herloßsohn, Böhmen von 1414 — 1424. Leipzig 1841. 8.

Das Nibelungen = Lied, nach der reichsten und ältesten Handschrift des Freyherrn von Laßberg herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth. Heilbronn 1841. 8.

Ant. von Spaun, Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Versuch den Dichter und das Epos für Oesterreich zu vindiciren. Wien 1840. 8.

Wilh. Wackernagel, Deutsches Lesebuch. Th. 3. Bd. 1. Proben der deutschen Prosa von 1500 — 1740. Basel 1841. 8.

Fr. Wagner, Albrecht Dürer. Nürnberg 1840. 8.

o

A. J. Arwidsson, Svenska Fornsanger. Deel 1. 2. Stockh. 1837.

Leop. Haupt und J. E. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober = und Nieder = Lausitz. Th. 1. Grimma 1841. 4.

Gust. Steinacker, Pannonia. Mit dem Magyarischen Texte. Abth. 1. Leipzig 1840.

J. Willems, Belgish Museum voor de Neder-duitsche Tael - en Letterkunde en de geschiedenis des vaderlands. Deel V. Afl. 2. 3. Gent 1841. 8.

J. Chr. W. Augusti, Beyträge zur christlichen Kunstgeschichte und Liturgik. Bd. 1. Leipzig 1841. 8.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 13. Paris 1840. fol.

A P. F. Robert - Dumesnil, Le peintre - graveur français ou catalogue raisonné des estampes gravées par les peintres et les dessinateurs de l'école française. Ouvrage faisant suite au peintre - graveur de M. Bartsch. Vol. 4. 5. Par. 1841. 8.

Giovanni Rosini, Storia della pittura Italiana Epoca prima da Giunta a Masaccio. T. II. p. 1. 2. Disp. 11 — 18. Pisa 1841.

Dr. Söltl, Die bildende Kunst in München. München 1842. 8.

F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens et biographie générale de la musique. Vol. 7. Bruxell. 1841. 8.

A. B. Marx, Die alte Musiklehre im Streit mit unserer Zeit, Leipzig 1841. 8.

Dr. G. Schilling, Das musikalische Europa. Lief. 1. Speyer 1841. 8.

Victor Considérant, Destinée sociale. Vol. 1. 2. Paris 1837 — 38. 8.

John Foster, An essay on the evils of popular ignorance: and a discourse on the communication of christianity to the people of Hindoostan. London 1821. 8.

Dr. G. E. A. Matthäi, Die Macht und Würde des Fürsten auf christlichem Standpunkte. Leipzig 1841. 8.

L. C. Brigg, The present Land Tax in India considered as a measure of finance, in order to show its effects on the Government and the people of that country, and on the commerce of Great - Britain. London 1830. 8.

Dr. Fr. List, Das nationale System der politischen Oekonomie. Bd. 1. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Stuttgart 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle.

(Schluß.)

Die Analyse geschah durch abwechselnde Behandlung mit Schwefelsäure und Kali.

Die Resultate waren: 1) Verschieden zersetzter Mondstein von Kandy.

	a.	b.	c.	
Kieselerde	64,00	67,10	9,60	
Thonerde	19,43	17,83	19,30	
Kali	14,81	13,50	1,32	Eisenoxyd u. Kalkerde.
Kalkerde	0,42	0,50	—	
Talkerde	0,20	Spur	—	
Wasser und Verlust	1,14	1,00	12,03	Wasser
	100,00	100,00	56,79	Rückstand
			0,96	Verlust
			100,00	

Die Analyse c. giebt ein auffallendes von der gewöhnlichen Mischung der Kaoline sehr verschiedenes Resultat.

2) Zersetzter Feldspath von Bilin.

Kieselerde . .	62,23
Thonerde . . .	5,03
Eisenoxyd . .	4,29
Manganoxyd . .	3,42
Kalkerde . . .	1,55
Talkerde und Kali	1,60
Wasser . . .	11,95
Rückstand . . .	8,39
Verlust . . .	1,54
	100,00

Dieser Feldspath ist seiner Mischung nach nicht in Kaolin zersetzt, sondern er gehört zu den Beyspielen, wo ein fremdartiges Mineral die Masse und Stelle eines andern ersetzt und einnimmt.

Der halb zersetzte Feldspath von Aue wurde zusammengesetzt gefunden aus thonigen Theilen, durch Säuren angegriffen 14,46 pr. Ct. und in Säuren unzersetzbaren Rückstand 85,54 pr. Ct. Der thonige Theil gab bey der Analyse

Kieselerde	48,13
Thonerde	34,57
Wasser	13,55
Erdige und alkalische Basen	5,11
	101,36

Der in Säuren unangreifbare Theil bestand aus:

Kieselerde	66,00
Thonerde	17,59
Kali	15,00
Kalkerde	0,40
Talkerde	0,38
Verlust	0,63
	100,00

Der letztere Antheil zeigt offenbar die Mischung des Feldspathes, der erstere kommt mit gewissen Porcellanerden überein. Die Frage über die wahre Zusammensetzung wie über den Ursprung des Kaolin scheint aber durch diese Analysen nur verwickelter zu werden und der Verf. glaubt, daß man auf eine Discussion der rationellen Analysen eingehen müsse, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Bey einer solchen Discussion wurden unter andern Versuche angestellt, Kaoline während einer oder anderthalb Minuten mit einer Auflösung von Kali, mit Alkohol versetzt, von 1,075 spec. Gewicht zu kochen um das Verhalten der verschiedenen Thonsilicate

kennen zu lernen. Es zeigte sich dabey, daß auf diesem Wege Kieselerde ohne Thonerde extrahirt wurde und zwar in der Art, daß die Formeln des Rückstandes dadurch wesentlich verändert wurden und eine sehr einfache und ähnliche Form annahmen. Solche Formeln nennt der Verf. definitive.

Unter 24 in dieser Weise behandelten Kaolinen zeigte der Rückstand von 16 derselben (wohin auch die Passauer gehören) die einfache Formel $A\,Si + 2\,Aq$ und es ergiebt sich, daß die Kaoline eine gewisse Quantität ungebundene und amorphe Kieselerde in verschiedener Quantität enthalten.

Ueber die Umwandlung des Feldspaths wird nun folgende Theorie aufgestellt. Die Zusammensetzung des Feldspathes ist allgemein $A^3\,K\,Si^{12}$; diese Mischung verändert sich in $A^3\,Si^3$ und KSi^9; das Silicat KSi^9 ist direkten Versuchen zu Folge nicht in Wasser auflöslich, durch Zersetzung aber zerfällt es in KSi^8 und Si^1. Da, wie schon Forchhammer gezeigt hat, $K\,Si^8$ in Wasser auflöslich ist, so wurde es weggeführt und Si^1 blieb mit dem Thon $A^3\,Si^3$ gemengt zurück.

Als das dergleichen Zersetzungen bedingende Agens wird ein elektrischer Strom angesehen, worüber später Rechenschaft gegeben wird.

Ohne zu großen Werth auf diese Erklärung zu legen, machen die Verfasser aufmerksam, wie mehrere Beobachtungen ungezwungen damit vereinbar seyen.

Die Kieselerde, im gelatinösen Zustande dem wahren Thone beygemengt, kann ihrer Auflöslichkeit wegen nicht in constanter Quantität vorkommen, sie kann verschieden gefunden werden je nach der Zeit, in welcher ein Kaolin analisirt wird u. s. w. Die Verf. gehen nun über zur Erörterung der Frage, ob und wie ein elektrischer Strom die erwähnte Zersetzung hervorgebracht habe, indem sie Gehlen die Ehre lassen, zuerst hierauf aufmerksam gemacht zu haben.

Sie wendeten eine Batterie von 250 Elementen, 55 Millim. im Quadrat und eine ähnliche von 300 Elementen an, und jedesmal eine Quantität von 5 Grammen sehr reinen Feldspathes. Die Flüssigkeit, welche die Kette schloß war eine sehr schwache Auflösung von Salmiak und die Experimente dauerten niemals über 6 Stunden. Beym ersten Versuche zeigte sich, daß 0 Gr. 098 Mill. Feldspath zersetzt wurden in 0 Gr. 030 Mill. Thonerde und Kali, welche sich in der Flüssigkeit aufgelöst befanden und in 068 Mill. Kieselerde, welche mit dem unzersetzten Feldspath gemengt zurückblieb. Bey dem zweyten Versuche wurden 0 Gr. 159 Mill. Feldspath in 0 Gr. 054 Mill. Thonerde und Kali und 105 Mill. Kieselerde zerlegt.

Auch sehr schwache Ströme wurden versucht und die Zersetzung gelang damit sehr wohl. In ein Glasrohr von U Form wurde fein gepulverter Feldspath mit destillirtem Wasser gebracht und in den einen Schenkel ein Kupfer- in den andern ein Zinkstreifen gehängt, welche mit einem Metalldrath geschlossen wurden. Nach 15 Tagen zeigte sich die Zinksäule trübe, während die Kupfersäule noch klar war. Nach zwey Jahren fand sich die Flüssigkeit am Kupfer stark alkalisch, mit Säuren brausend und kohlensaures Kali enthaltend; die Flüssigkeit um das Zink war neutral und die meiste Substanz, welche sie trübte und theilweise an den Wänden der Röhre krustenartig abgelagert war, zeigte sich in Kali vollkommen auflöslich und aus Kieselerde und Thonerde bestehend. Daß der Feldspath durch elektrochemische Ströme zersetzt werden könne und zwar durch ziemlich schwache, geht aus diesen Experimenten deutlich hervor.

Die Verf. versuchten noch eine andere Art von Zersetzung, nämlich durch Wasserdämpfe von hoher Temperatur, wie es von Forchhammer versucht worden war. Es wurden ungefähr 60 Grammen pulverisirter Pegmatit in einen Recipienten gebracht, dessen Form von der Art war, daß der Dampf, aber nicht das Wasser zutreten konnte, und dieser Recipient wurde in den obern Theil eines Dampfkessels der Manufactur chemischer Produkte von Payen in Grenoble gebracht. Der Apparat blieb während zweyer Monate unter einem Drucke von ungefähr 2 Atmosphären. Der Pegmatit, welcher im Wasser keine Plasticität erlangt, war in eine sehr plastische Masse verwandelt worden, welches auf eine

vollständige Zersetzung schließen ließ. Die chemische Untersuchung bewies aber das Gegentheil.

Den Schluß des Werkes bildet eine Discussion über künstliche Porcellanmassen.

Da die Kaoline, wie wir aus dem Vorhergehenden gesehen haben, von sehr verschiedener Zusammensetzung sind, wenn wir sie mit ihren Beymengungen vergleichen, so ist es sehr schwer, selbst wenn man das Material von einem und demselben Bruche nimmt, eine unter allen Verhältnissen sich gleich verhaltende Masse zu bereiten und der Verf. hat gesucht, zu diesem Zwecke mit Hülfe von wissenschaftlichen Principien zu gelangen. Dieses ist ihm auch mit Hülfe der zahlreichen analytischen Arbeiten von Laurent und Malaguti in der Art gelungen, daß sich keine wesentlichen Verschiedenheiten in der Masse und ihrem Verhalten mehr wahrnehmen lassen und daß die Fehler und Schwierigkeiten entfernt sind, welche man früher weder zu vermeiden noch zu verbessern wußte. Der Verf. machte dabey die Beobachtung, daß ein gleicher Erfolg ceteris paribus nicht allein von der Gleichartigkeit der Masse in Beziehung auf ihre Mischung herrühre, sondern daß die Art der Aggregation und der Molecular-Zustand der Elemente ebenfalls von Einfluß sey. Die Porcellanmasse von Sèvres, wie man sie seit 60 Jahren bereitete, ohne es zu wissen und wie sie seit 1836 rationell gemischt wird, besteht im wasserfreyen Zustande aus:

Kieselerde	58,0
Thonerde	34,5
Kalkerde	4,5
Kali	3,0
	100,0

Die Elemente dazu sind thonige und Kiesel-Kaoline (cailloutеux), reiner Quarzsand von Aumont und die Kreide von Bougival oder Meudon. Es wurde die Kreide durch weißen Marmor und der Sand von Aumont durch Silex pyromaque ersetzt und dabey keine Differenz im Verhalten der Masse gefunden. Nun wurde eine rein künstliche Masse zusammengesetzt der oben angegebenen der Mischung nach ganz gleich.

Diese Masse zeigte wesentliche Verschiedenheiten, sowohl in der Plasticität, als im Feuer. Sie schmolz schon bey mäßiger Wärme des Ofens und als der Kaligehalt verringert wurde, zog sie sich so zusammen daß das Schwinden 18 — 28 für 100 betrug. Es ist also durchaus nicht gleichgültig, die Elemente für sich oder bereits combinirt zur Porcellanfabrication anzuwenden. Um die Experimente hierüber noch mehr zu vervollständigen, wurden Thone statt des Kaolins für die Gemenge angewendet. Es wurde, um die nöthige Menge von Thonerde und Kali herzustellen, folgende Mischung gefertigt:

		Kieselerde.	Thonerde.	Kalk.	Kali.
9,75	Plastischer Thon von Dreux (ohne Wasser)	44,44	27,89	—	—
20,71	Fritte	16,36	—	0,89	3,00
6,61	Thonerde	—	6,61	—	—
6,60	Kreide	—	—	3,61	—
103,67		60,80	34,50	4,50	3,00

Auch diese Masse verhielt sich nicht wie Porcellan, mißformte sich, war nur sehr schwach durchscheinend, zeigte starkes Schwinden ꝛc. Andere Versuche dieser Art mißlangen ebenfalls. Es wurde weiter statt der Fritte eine natürliche Kali-Verbindung angewendet und Leucit dazu genommen. Dieser wurde der Genauigkeit wegen im frischen und verwitterten Zustande analysirt. Die Analysen gaben:

	Frischer Leucit.	Verwittert. Leucit.
Kieselerde	62,10	49,42
Thonerde	24,00	24,54
Kali	9,00	12,00
Talkerde	0,76	1,00
Kalkerde	1,08	0,66
Eisen- und Manganoxyd	0,96	—
Wasser	1,10	11,58
	99,00	99,00

Diese Analysen stimmen nicht mit den bekannten von Klaproth und Arfvedson überein und besonders auffallend ist, daß der frische Leucit weniger Kali enthalten soll, als der veränderte. Der Verf. setzt übrigens auch zu dem non altéré ein Fragezeichen. Eine mit Zusatz von solchem Leucit gefertigte Masse verhielt sich besser und der kaolinischen weit ähnlicher, als die frühern.

„Il nous semble, schließt der Verf. seine interessante Arbeit, que ces expériences nous permettent de conclure, que dans les fabrications industrielles ou l'action chimique a beaucoup de part, il est important de porter la plus grande attention sur l'état de combinaison et de structure où se trouvent les matériaux que l'on emploie. Ces recherches et leurs résultats pourront expliquer les anomalies si fréquentes que présentent des produits dans lesquelles ont fait entrer les mêmes corps dans les mêmes proportions, mais dont l'état moléculaire était, sans qu'on y fît assez d'attention, extrêmement différent."

v. Kobell.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

M. P. Rossi, Cours d'économie politique. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

Giuseppe de Welz, La Magia del Credito svelata, Istituzione fondamentale di publica utilità. T. 1. 2. Napoli 1824. 4.

Grellet-Wammy, Manuel des prisons, ou exposé historique, théorique et pratique du système pénitentiaire. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Fr. von Poseck, Denkschrift über die zunehmende Nahrungslosigkeit und Mittel zu deren Abhülfe. Essen 1841. 8.

Medicinischer Argos. Herausgegeben von Hacker und Prof. Mohl. Bd. 1 — 3. Leipzig 1840. 8.

G. Fr. Most, Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin. Leipzig 1841. 8.

Dr. F. Ribes, Mémoires et observations d'anatomie, de physiologie de pathologie et de chirurgie. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

Dr. Ph. Fr. von Walther, Ueber das Verhältniß der Medicin zur Chirurgie und die Duplicität im ärztlichen Stande; eine historische Untersuchung mit dem Endresultat für die betreffende Staatseinrichtung. Karlsruhe 1841. 8.

Encyklopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften. Bd. 26. Ophthalmia scorbutica — Pestis. Berlin 1841. 8.

Annales françaises et étrangères d'anatomie et physiologie, par Laurent, Bazin etc. T. 1 — 3. Paris 1839. 8.

Dr. Fr. Arnold, die Erscheinungen und Gesetze des lebenden menschlichen Körpers im gesunden und kranken Zustande. Bd. 1 — 5. Zürich 1836 — 39. 8.

J. A. Brillat-Savarin, Physiologie du goût. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Dr. A. Burow, Beyträge zur Physiologie und Physik des menschlichen Auges. Berlin 1842. 8.

Dr. Burk. Eble, Die Lehre von den Haaren in der gesammten organischen Natur. Th. 1. 2. Wien 1831. 8.

Mich. Gabillot, Etude nouvelle des phénoménes généraux de la vie, ou recherches sur la vitalité etc. Paris 1841. 8.

Jules Guérin, Mémoire sur l'étiologie générale des pieds-bots congénitaux. Paris 1838. 8.

— — — Mémoire sur les caractères généraux du Rachitisme. Paris 1839. 8.

— — — Mémoire sur une nouvelle méthode de traitement du torticolis ancien. Paris 1838. 8.

— — — Mémoire sur les variétés anatomiques du pied-bot congénital dans leurs rapports avec la rétraction musculaire convulsive. Paris 1839. 8.

— — — Mémoire sur les déviations simulées de la colonne vertébrale et les moyens de les distinguer des déviations pathologiques. Paris 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Etudes sur la philosophie dans le moyen-âge. Première partie, contenant les deux premières époques. Par M. Xavier Rousselot. Paris. Joubert. 1840. gr. in 8. (IV u. 381 S.)

Was wir bis jetzt über die Geschichte der Philosophie des Mittelalters besitzen, sind im Grunde nur erst einzelne Bruchstücke, die noch der Verarbeitung zu einem umfassenden, in einander greifenden und sich eben dadurch wahrhaft erklärenden Ganzen ermangeln. Zwar ist der wieder erwachte Eifer für Geschichtsforschung, und insbesondere für das Studium des Mittelalters, auch der Geschichte der Philosophie schon mannigfach zu Statten gekommen. Aber der Schwierigkeiten giebt es eben hier noch viel mehr, als bey der Behandlung der übrigen Geschichte. Namentlich setzt die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie des Mittelalters, soll anders dieser Theil der Geschichte weniger fragmentarisch und einseitig aufgefaßt werden, als dieß bisher großentheils geschehen, Bedingungen voraus, die nur schwer in einem und demselben Geiste sich so vereinigt finden, als es im Interesse der Wissenschaft zu wünschen wäre. Ein gründlicher Historiker, des Philologen zu geschweigen, ein eben so tüchtiger Theolog, und ein unbefangener, zwar durch die vorzüglichsten Systeme gebildeter, aber dennoch über ihnen stehender Philosoph, — alle drey haben hier mit gleicher Kraft und Energie die Hand an's Werk zu legen, oder sollten vielmehr in Einer Person vereinigt seyn, während doch jede einzelne dieser wissenschaftlichen Thätigkeiten in ihrer höheren Richtung den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Deßhalb kann auch auf diesem Gebiete, wenigstens vor der Hand, wohl nur in Monographien etwas Vorzügliches, Gediegenes geleistet werden, da hier alle erforderlichen Kräfte sich leichter concentriren und wechselseitig unterstützen können, wogegen bey Bearbeitung eines größeren und umfangreicheren Stoffes die eben erwähnten Bedingungen gewöhnlich in keinem Verhältnisse mehr zu einander stehen, und entweder die eine oder die andere derselben unzureichend ist. Schon der geringe Raum, den die mittelalterliche Philosophie in den meisten unserer Geschichtswerke und Compendien der Philosophie, im Vergleiche zu den übrigen Perioden, einnimmt, beweist, wie wenig man noch ihres so reichen Stoffes Meister geworden. Auch der Philosophie der Kirchenväter ist es bis jetzt von philosophischer Seite her in dieser Beziehung nicht besser ergangen, obgleich sowohl hierin, als auch in der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie von theologischer Seite her schon tüchtig vorgearbeitet, und für beyde Epochen der Geschichte bereits die schätzbarsten Beyträge geliefert worden sind. Noch sind aber der dunkeln Partien gar viele zu erhellen, und der Bibliotheken und Archive noch manche zu durchforschen, um die zahlreichen Lücken auszufüllen, denen man beynahe auf jedem Blatte der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie begegnet. So sind z. B. die weitschichtigen Akten über den Nominalismus und Realismus noch lange nicht geschlossen, und bieten eine Aufgabe dar, deren befriedigende Lösung erst noch von der Zukunft zu erwarten steht. Ein wahres Verdienst hat sich daher die königl. Akademie zu Berlin durch die jüngste Aufstellung der Preisfrage erworben, welche „die genetische Entwicklung der Gegensätze des Nominalismus und Realismus nach ihren verschiedenen Stadien“ *)

---

*) Man sehe hierüber Gersdorfs Repertorium. 1841. XXIX. Bd. 4. Heft. Lit. Misc. S. 54.

verlangt. Zwar kann es bey solchen geschichtlichen Ermittlungen am allerwenigsten in unseren Tagen darauf abgesehen seyn, „aus der Asche des Dahingesunkenen Funken ziehen, und aus ihnen ein neues Feuer wieder anfachen zu wollen.“ Aber was unter dieser Asche von wirklich wissenschaftlicher, oder doch geschichtlicher Bedeutung (und beyde Interessen sind ja nirgends zu trennen) liegt, das an's Licht zu ziehen, kann gewiß nur frommen und verdienstlich seyn. Und wenn angenommen werden muß, daß die großen Fragen, welche unsere Zeit bewegen, von jeher die Menschheit, nur unter anderen Formen und auf anderen Entwicklungsstufen, beschäftigt haben, so wird jeder Moment der Geschichte, in welchem diese Fragen verhandelt worden, für sie ein lehrreicher seyn, und der Irrthum so gut, wie die Wahrheit, sobald sie geschichtlich constatirt sind, ihr zu Statten kommen.

Deßhalb ist jeder Beytrag zur Erlangung dieser geschichtlichen Einsicht dankbar zu begrüßen, bestände er auch oft zunächst nur in Materialien, die erst in einer späteren umfassenden Conception zum rechten Gebrauche und Verständniß gelangen. Reich an solchen wünschenswerthen und höchst interessanten Materialien für die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie sind noch die größeren Bibliotheken; und insbesondere haben in dieser Beziehung die Franzosen das Verdienst, so manche in denselben bisher verborgene und ungekannte Schätze ans Licht gefördert zu haben. Diese Richtung auf die Geschichte hin ist aber bey unseren Nachbaren gerade auf dem philosophischen Gebiete um so erfreulicher, als durch sie allein es ihnen möglich werden dürfte, sich über die für die nächste Zukunft einzuschlagende spekulative Bahn wahrhaft zu orientiren, und sich von den excentrischen und flachen Theorien zu befreyen, die ihr ganzes sociales und sittlich-religiöses Leben zu zerrütten drohen. Und dieser historischen Stütze, dieses Compasses der Vergangenheit bedürfen sie sicherlich um so mehr, je weniger die deutsche Philosophie in ihrem gegenwärtigen anarchischen Zustande und der großen Krisis, in der sie gerade in unseren Tagen wieder schwebt, im Stande seyn dürfte, der französischen Philosophie schon jetzt hülfreiche Hand zu bieten. Selbst wenn aber dem nicht so wäre, würden die literarischen Verbindungs- und Verständigungs-Mittel zwischen beyden Nationen noch viel zu gering und schwach seyn, um einen wirksamen Austausch zu fördern. Wie wenig man überhaupt noch im Ausland die neuere philosophische Literatur kennt, und wie dort der Männer im Ganzen doch nur sehr wenige sind, die eine nähere Kenntniß derselben besitzen, davon hat man schon Gelegenheit genug gehabt sich zu überzeugen. *) Auch in der Geschichte der Philosophie sind wohl die wenigsten Ausländer über Brucker und Tennemann hinausgekommen, und erst ganz neuerlich hat man angefangen, auch unseren Ritter in's Französische und Englische zu übertragen. Dagegen hat uns das Ausland in der jüngsten Zeit eben für die Geschichte der Philosophie

*) Aber auch der Antheil, den man gegenwärtig in Deutschland an der philosophischen Literatur des Auslandes nimmt, und die Bekanntschaft damit sind bey weitem nicht so groß, wie man sich dessen oft gerne rühmen möchte. Von wie vielen selbst den beachtenswertheren philosophischen Werken, welche im Auslande erscheinen, kennt man bey uns oft kaum den Titel, was freylich hauptsächlich daher kommt, daß der ausländische Buchhandel dem unsrigen gegenüber noch immer großentheils eine isolirte Stellung einnimmt. Diesem Mangel einer wirksamen Vermittlung des philosophischen Austausches zwischen dem In- und Auslande wenigstens einigermaßen zu begegnen, war des Referenten Hauptabsicht bey der Herausgabe seines „Repertoriums der in- und ausländischen Literatur der gesammten Philosophie,“ das leider nach dem zweyten Jahrgange wieder aufhören mußte, da das Unternehmen, trotz aller ihm gebrachten Opfer, an der geringen Unterstützung scheiterte, die ihm zu Theil geworden. Seitdem ist nun auch in der Brockhaus'schen „allgemeinen Bibliographie“ die Abtheilung, welche schon eine Reihe von Jahren hindurch der ausländischen Literatur gewidmet, und die, so wenig vollständig sie auch seyn konnte, dennoch von allen Freunden derselben mit Dank aufgenommen war, eingegangen, weil sich auch hier die Kosten wahrscheinlich nicht deckten, so daß es jetzt nur mehr den Wenigsten möglich werden dürfte, die neuere ausländische Literatur nach Wunsch zu verfolgen. Denn wem stehen so leicht alle Special-Kataloge und Journale über die Literatur der verschiedenen Nationen des Auslandes zu Gebote?

beynahe die meisten und interessantesten neuen Materialien an die Hand gegeben, die wir alle Ursache haben, uns zu Nutzen zu machen, wenn wir auch mit den daran geknüpften Raisonnements nicht überall sollten einverstanden seyn können. Wie wäre dieß auch, namentlich auf dem mittelalterlichen Boden, möglich, der von jeher der Kampf- und Tummelplatz der entgegengesetztesten Ansichten war? Wir dürfen schon zufrieden seyn, wenn wir hier nur einem im Ganzen ruhigen und gemäßigten Urtheile begegnen, wie dieß auch bey dem vorliegenden Werke der Fall ist, in welchem zwar die neuere deutsche Literatur ebenfalls nicht berücksichtiget ist, und auch keine eigentlich neuen Materialien gegeben, aber doch die zuletzt von französischer Seite her mitgetheilten historischen Funde mit Umsicht benützt sind, und einer näheren Prüfung und Würdigung unterworfen werden.

Im Vorworte bezeichnet der Verfasser diese seine Studien als die Frucht einer Arbeit, welcher er seine Mußestunden gewidmet. Er habe, sind seine Worte, vorzugsweise eine Seite der Geschichte der Philosophie sich erwählt, auf welche sich seit einiger Zeit wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit gerichtet, und die sich früher oder später in ihrem wahren Lichte, d. h. als eine der interessantesten Seiten der Geschichte der Ideen zeigen werde. Die Vergangenheit zu erforschen, wie sie auch beschaffen seyn möge, sey eine der ersten Bedingungen, um die Zukunft der Wissenschaft vorzubereiten. Sodann erklärt sich der Verf. gegen die Ansicht, als ob es im Mittelalter gar keine eigentliche Philosophie gegeben habe, und bezeichnet als die Aufgabe, die er sich gestellt: zu zeigen, daß das philosophische Element im Mittelalter sich in seinem wahrhaften Charakter entwickelt habe. Uebrigens mache seine Schrift keinerley Ansprüche auf Vollständigkeit, denn diese sey nicht in etlichen Bänden und auch nicht von einem Einzelnen zu erzielen. Er allein habe an dieses Werk Hand angelegt, und sey daher auch allein dafür verantwortlich.

In der Einleitung bespricht der Verf. zunächst die Ursachen, weßhalb schon der bloße Name der Scholastik ziemlich allgemein eine Art von Widerwillen errege. Man dürfe jedoch, bemerkt er, über der Form der Scholastik, die allerdings einer

späteren Zeit nicht mehr habe zusagen können, nicht das ihr zu Grunde liegende Wesen, das philosophische Element, außer Acht lassen, und es handle sich eben darum, das letztere in seiner möglichsten Reinheit darzustellen, zugleich aber den Einfluß nachzuweisen, den der Geist und die Verhältnisse der damaligen Zeit auf die Entwicklung jenes Elementes ausgeübt. Was aber aus dem Mittelalter eine ganz besondere Epoche gemacht, was eine neue Geburt der Dinge herbeygeführt, und deßhalb auch der Philosophie jener Zeit das charakteristische Gepräge gegeben, das sey der Katholicismus. Wenn es unter seiner Oberherrschaft zu keiner wahren und dauernden Verbindung zwischen dem Christenthume und der Philosophie gekommen, so rühre dieß nicht daher, daß der Katholicismus und die Philosophie einander fremd seyen, was schon die Geschichte der ersten Jahrhunderte der Kirche widerlege, sondern daher, daß beyde einander so oft als Feinde behandelt, und dadurch ein unfreyes Verhältniß herbeygeführt worden. Uebrigens sey es überhaupt thöricht, die Vermittlung und Ausgleichung dieses Gegensatzes schon im Mittelalter suchen zu wollen.

„Die Kindheit der neuen Gesellschaft war nicht bestimmt, diese erhabene Vermählung der philosophischen und religiösen Form, d. h. dessen, was das Höchste für den menschlichen Geist ist, zu schauen. Wir selbst, die wir inzwischen schon weiter fortgeschritten, erwarten sie noch, oder fragen uns vielmehr, unter welchen Bedingungen sie sich verwirklichen könne. Wenn aber auch diese beyden Manifestationen eines und desselben Strebens aus Mißverständniß sich in ihrer Entwicklung und ihrem Fortschritte oftmals Hindernisse bereiteten, so sind ihre Quellen doch niemals versiegt, und der scheinbare Nachtheil auf der einen Seite schlug zuletzt immer noch zum wirklichen Gewinne auf der andern Seite aus. Der große Fluß des Gedankens verfolgt, wenn er auch zuweilen zu verschwinden scheint, dennoch seinen Lauf durch die Zeitalter, um in der Folge nur tiefer und reicher an neuen Erwerbungen wieder zu erscheinen.“

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Jules Guérin, Mémoire sur l'extension sigmoïde et la flexion, dans le traitement des déviations latérales de l'épine. Paris 1838. 8.

Richard Owen, Odontography or a treatise of the comparative anatomy of the teeth, their physiological relations, mode of developement and microscopic structure in the vertebrate animals, illustrated by upwards of 150 plates. Part. I. London 1840. 8.

G. Valentin, De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri quatuor. Bernae 1839. 4.

Jul. Vogel, Beyträge zur Kenntniß der Säfte und Excrete des menschlichen Körpers. B. 1. Leipzig 1841. 8.

Rud. Wagner, Icones zootomicae. Handatlas zur vergleichenden Anatomie. Leipzig 1841. Fol.

J. C. F. Bährens, Der typhus contagiosus und die Dysenterie in cosmischen Beziehungen. Bonn 1821. 8.

Dr. C. A. W. Berends, Handbuch der praktischen Arzneywissenschaft oder der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von Dr. Sundelin. 2. Aufl. Bd. 6. Berl. 1840. 8.

Dr. F. A. G. Berndt, Bemerkungen über die Ruhr. Greifswald 1840. 8.

Dr. Bernh. Brach, Ueber den Einfluß der Epilepsie auf die Geisteskräfte der damit Behafteten. Köln 1841. 8.

Dr. Fr. Brefeld, Dentitio difficilis. Hamm 1840. 8.

Dr. J. W. Conradi, Bemerkungen über die Varioliden und besonders über Schönleins Meynung von denselben. Göttingen 1840. 4.

Samuel Fox, Beobachtungen über die Bleichsucht. Leipzig 1841. 8.

Dr, H. Friedberg, Die angebornen Herzkrankheiten des Menschen. Berlin 1842. 8.

Dr. Fr. Ludw. Meissner, Die Kinderkrankheiten. Th. 1. 2. Leipzig 1838. 8.

Dr. C. G. Neumann, Pathologische Untersuchungen als Regulative des Heilverfahrens. Bd. 1. Berlin 1841. 8.

Charles Wightmann, A treatise on the sympathetic relation between the stomach and the brain, and throughout between the digestive and the nervous systems in the causation and cure of diseases. London 1840. 8.

Dr. J. Jangerl, Das Heimweh. 2. Ausg. Wien 1840. 8.

Gerh. von Breuning, J. F. Dieffenbach's chirurgische Leistungen in Wien. Wien 1841. 8.

P. Fabrizi, Ueber die am Ohr vorkommenden Operationen. Leipzig 1842. 8.

Karl Gobée, Die sogenannte ägyptische contagiöse Augenentzündung mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren. Leipzig 1841. 8.

F. Keil, Das Schielen und dessen Heilung nach Dieffenbach's Erfindung. Berlin 1841. 8.

C. J. Linderer, Handbuch der Zahnheilkunde. Berlin 1842. 8.

J. Neuberth, Originalbeyträge zur Geschichte des Somnambulismus. Leipzig 1841. 8.

Dr. Alex. Nicol. Scherer, Versuch einer systematischen Uebersicht der Heilquellen des russischen Reiches. Petersburg 1820. 8.

Dr. G. Schmelkes, Teplitz und seine Mineralquellen. Prag 1841. 8.

Dr. W. J. A. Werber, Der Stahlsäuerling zu Griesbach am Fuße des Kniebis im Großherz. Baden. Karlsruhe 1840. 8.

J. J. Rychner, Hippiatrik oder systematisches Handbuch der äußerlichen nnd innerlichen Krankheiten des Pferdes und ihre Heilung. Th. 1. Bern 1842. 8.

A. F. J. Thibaut, Juristischer Nachlaß. Bd. 1. Berlin 1841. 8.

Dr. Ed. Böcking, Institutionen. Heft 1. Bonn 1841. 8.

Franc. Forti, Libri due delle istituzioni civili accommodate all' uso del foro. Dispensa 1 — 6. Firenze 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Etudes sur la philosophie dans le moyen-âge. etc.

(Schluß.)

Nachdem der Verfasser diese Betrachtungen noch weiter ausgeführt, wendet er sich zu den Ausgangspunkten der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie nach Raum und Zeit, sucht in der erstern Beziehung nachzuweisen, daß diese Geschichte vorzüglich die Frankreichs sey, daß Paris das Centrum der geistigen Bewegung, die civitas philosophorum, das Athen des Mittelalters gewesen, und schließt die hiefür angeführten geschichtlichen Belege mit folgenden Worten, die wir zum Theil freylich alle Ursache haben der französischen Eitelkeit zu Gute zu halten: „So also ist die Philosophie im Mittelalter, wie zu jeder andern Epoche, vor Allem das Erbgut Frankreichs, dieses privilegirten Landes der Civilisation und des Fortschrittes.“

Was den Ausgangspunkt der mittelalterlichen Philosophie in der Zeit anbelangt, so wendet sich der Verf. zunächst gegen diejenigen Geschichtschreiber, welche sie bis in's fünfte Jahrhundert zurückführen wollten, und gegen Brucker, von dem er es unbegreiflich findet, daß er die Frage stellen konnte, ob sich die Philosophie und die scholastische Theologie von der Philosophie und der Theologie der Saracenen ableiten lasse. Das zur vollen Ausgeburt gekommene Mittelalter fange nicht vor Karl dem Großen an. Man brauche sich überhaupt nicht bey dem Namen der Scholastik aufzuhalten, wohl aber bey der philosophischen Idee, welche sie später repräsentirte. Und hier sey nicht zu übersehen, daß die Philosophie bey ihrem ersten Auftreten in jeder neuen Welt und Umgebung im Grunde dieselbe Stellung behaupte, daß man sie überall, so zu sagen, dem Unendlichen gegenüber finde, das sie mit Staunen betrachte, das sie auf den ersten Blick hin schon erfassen, mit ihrem ersten Wort erklären und a priori begreifen möchte. Ueberall seyen daher die ersten Worte der Philosophie dieselben, und Cousin habe Recht gehabt zu sagen, daß die scholastische Philosophie von einer von Boethius übersetzten Phrase des Porphyrius ausgegangen, weil diese Phrase, vom metaphysischen Gesichtspunkte aus, nun der Ausdruck des höchsten Problems der Philosophie sey, das später die Form des Realismus und Nominalismus angenommen. Es sey darum vor Allem zu untersuchen, zu welchem Zeitpunkte dieses große Problem zuerst hervorgetreten, und hier ließe sich nun unschwer nachweisen, daß die Frage in Betreff der Universalien im eigentlich philosophischen Sinne, schon lange Zeit vor Roscellin aufgeworfen worden; denn diese Frage sey eine ganz und gar ontologische, und sey für die Scholastik das, was die Ontologie selbst für die gesammte Philosophie sey, nämlich ihr Ausgangs- und Endepunkt. Um daher den Anfang der scholastischen Philosophie zu bestimmen, müsse man sich vor Allem die Frage beantworten: 1) zu welcher Zeit und 2) in welcher Weise das ontologische Problem im Mittelalter aufgeworfen worden. Die Antwort hierauf führe von selbst zur Unterscheidung verschiedener Epochen in der Scholastik. Wollen wir hierüber des Verfassers eigene Worte in kurzem Auszuge hören.

„Zuvörderst behaupte ich, daß das ontologische Problem schon im neunten Jahrhundert unter zwey verschiedenen Formen aufgeworfen und erörtert ward: die eine dieser Formen war eine rein theologische, die andere eine durchaus philosophische, und der Mann, der das Organ dieser letzteren war, ist Johann Scotus Erigena. Vor ihm war schon die erstere erschienen, aber unter einem religiösen Schleyer, der dem Auge nicht gestattete, in die Tiefen des Problems zu dringen; mit ihm dagegen fängt im Mittelalter

die Philosophie ganz eigentlich an, und durchläuft so viele Epochen, als das Grundproblem im Ganzen oder in den secundären Fragen bestimmten Modificationen unterliegt. . . . J. Scotus Erigena erfaßte dieses Problem in antiker Weise . . . Durch den freyen Flug seines Gedankens und die relative Schönheit seines Styls drükt er der ersten Epoche gewissermaßen den Stempel des Alterthums auf, durch den sie sich von allen übrigen unterscheidet . . . Roscellin griff dieselbe, schon von einigen Vorgängern behandelte Frage wieder auf, aber in einer ganz andern und neuen Form, und mit einer Kühnheit und philosophischen Präcision, die ihn einer ganz besondern Auszeichnung und der größten Aufmerksamkeit würdig macht. Mit ihm beginnt die zweyte Epoche und eine Reihe großer Kämpfe, deren Streiter wohl nicht daran dachten, daß sie, so entgegengesetzt ihre Doktrinen waren, und so erbittert sie einander gegenüberstanden, dennoch in ihren Bestrebungen durch eine gemeinschaftliche Grundlage miteinander verbunden waren, und mit verschiedenen Waffen um dieselbe Sache kämpften. Eine neue Richtung erhielt die scholastische Philosophie durch Abälard, mit dem die dritte Epoche anfängt. . . Dieselbe unterscheidet sich durch verschiedene Charaktere, die aus ihr gleichsam die Favoritperiode für Diejenigen machen, die sich in Deklamationen gegen die Scholastik gefallen. Man muß sich jedoch schon darein ergeben, sie so zu nehmen, wie sie ist. Es war das Zeitalter des religiösen Elementes und der philosophischen Gelehrsamkeit, das Zeitalter der großen Arbeiten Albert's des Großen, des hl. Thomas, des Duns Scotus und so vieler Anderen, deren zahlreiche Folianten man so oft schon beurtheilt und so selten geöffnet hat. . . Die gelehrte Welt bezeichnet diese dritte Epoche als die Zeit der Herrschaft der Dialektik und des — freylich noch schlecht gekannten — Aristoteles; gleichwohl giebt es andere Erscheinungen, die ihr einen noch eigenthümlicheren philosophischen Charakter aufdrücken. Zu jener Zeit war es, daß das Problem der Individuation zur Verhandlung kam, und auf diesen Kampfplatz hatte noch Abälard die Philosophie geführt. Eine andere Frage aber, die um so wichtiger war, als sie von dem speculativen Gebiete auf das praktische übergieng, fiel ebenfalls noch in diese Epoche, nämlich der Streit über die Bettelmönche, als deren Vertheidiger der hl. Bonaventura in seiner „Apologie der Armen“ aufgetreten war. Der Mann der vierten und letzten Epoche ist Occam, der die Philosophie mit kraftvoller Hand auf ihren Ausgangspunkt zurückführt. Die Streitfrage über die Universalien von neuem, aber von einem andern Standpunkte, als dem bisherigen, aufnehmend, verwirft er ohne Weiters die Lehre von den Entitäten, und wird so einer der Vorläufer des philosophischen Umschwunges, der sich vorbereitete. So schritt die Philosophie vorwärts, während die Scholastik von Tag zu Tag immer schwächer ward, bis sie zuletzt ganz von dem Schauplatz verschwand.“

Von hier aus verfolgt sodann der Verf. die Geschichte der damaligen Philosophie noch in ihren allgemeinsten Zügen bis zu Baco und Cartesius, mit denen die neuere Philosophie ihren Anfang nimmt, und stellt am Schluße seiner Einleitung noch einige Betrachtungen über die Methode der mittelalterlichen Philosophie an, welche er nicht dem Einflusse des Aristoteles, sondern lediglich dem Katholicismus, als dem das ganze Mittelalter beherrschenden Elemente, zugeschrieben haben will.

Der vorliegende erste Band geht nicht über die zweyte Epoche hinaus. Sein Inhalt ist folgender: I. Capitel. Einleitung. II. Kap. Erste Epoche J. S. Erigena. III. Cap. Fortsetzung. X. Jahrh. IV. Cap. Forts. — Lanfranc von Pavia. V. Cap. Zweyte Epoche. Nominalismus. — Roscellin. VI. Cap. Forts. des Nominalismus. VII. Cap. Forts. — Realismus. — Anselmus. VIII. Cap. Forts. des Realismus. — Wilhelm von Champeaux. — IX. Cap. Forts. des Realismus. X. Cap. Forts. Schule von St. Viktor.

Um aus diesen einzelnen Materien noch einige Proben von der Art und Weise, wie sie der Verf. behandelt, zu geben, mag es genügen, ein paar Stellen mitzutheilen, von denen die eine den Schluß der Charakteristik des Scotus Erigena, die andere den Ursprung des philosophischen Mysticismus und das Verhältniß zwischen der Philosophie und dem Katholicismus betreffe. Scotus Erigena ist nach des Verf. Ansicht Pantheist, aber nicht ausschließlich, sondern zugleich Mystiker, und eben durch diese Doppelnatur mit sich selbst in Widerspruch gerathen.

„Um unser Urtheil über diesen Philosophen zusammenzufassen, so müssen wir sagen, daß er es ist, der beym Beginne des Mittelalters zuerst unsere ganze Aufmerksamkeit fesselt. Wir sehen ihn Anfangs auf den Bergen Schottlands oder an den Ufern des Meeres, welches die Hebriden bespült, umherirren, alle die Schätze der alten Philosophie in sich verschließend, die das einsame Jona (l'île de Hi) der Ignoranz der Barbaren hatte entreißen können, zugleich aber in seinem Busen bereits den lebensschwangern Keim der

Zukunft bergend. Er denkt, wie ein neuer Mensch, und spricht, wie die Alten; denn er spricht ihre Sprache, indem er die Principien seiner Philosophie aufstellt, mit Kühnheit sein Problem von der Substanz entwickelt, und uns diese als einzig, ewig, als die unversiegbare Quelle von Allem, was da ist, als den unerschöpflichen Strom des Lebens aller Wesen betrachten läßt. Zu gleicher Zeit zeigt er sich getreu dem erhabenen Instinkte der Freyheit, der das Geschlecht beseelt, dessen Sohn er ist; ein Kind des Alterthums von Seite der Wissenschaft, ist er ein Celte von Seite des Gefühles und der Unabhängigkeit des Geistes. Ein solcher Mann war J. Scotus Erigena. Um ihn vergleichend zu beurtheilen, könnte man sagen, daß er einer jener Menschen ist, die zu früh oder zu spät kommen, nicht für die Menschheit, sondern für ihre eigne Person. Einige Jahrhunderte früher hätte er seinen Platz neben einem Plotin oder Porphyr eingenommen; später würde aus ihm ein Vanini oder ein Giordano Bruno geworden seyn: alsdann aber hätte er vielleicht auch ihr Schicksal getheilt, dessen er übrigens nicht bedurfte, um sein Andenken für alle Zeiten zu sichern. Die mächtige Wirkung seines philosophischen Geistes gieng durch das ganze Mittelalter hindurch, und die Realisten sind nur seine Nachfolger, unter einem andern Namen."

Den Ursprung des philosophischen Mysticismus betreffend, ist der Verf. der Ansicht, daß derselbe direct oder indirect aus einem Systeme der Metaphysik seinen Ausgang nehme, in welchem sich der Mensch Forschungen von solcher Tiefe überlassen, daß er darunter erlegen.

„Am Anfange nämlich glaubt der forschende Geist das Wahre an sich, das Absolute, mit Leichtigkeit zu finden; er sucht es mit dem Verstande, möchte es schauen und mittelst der Demonstration mit Händen greifen. Was aber ist die Folge hievon? Dieß, daß der Verstand an sich irre wird; denn Angesichts der vor ihm liegenden unendlichen Perspective schließt sich das geblendete Auge und sieht nicht mehr. Aber die Verzweiflung ist noch nicht der Tod des Gefühls. Was der Mensch nicht mehr schauen kann, das fühlt er; und wie wir auch hinter dem Horizont noch einen Raum supponiren, so glaubt er an das, was er sich nicht beweisen kann, durch das Gefühl. . . . Wechselt die Philosophie, auf diesem Punkte, um als religiöses Element in das Dogma einzugehen, ihren Namen, so haben wir den Glauben. Glauben heißt fühlen; dieß ist der Grund, weßhalb der Glaube so rein und so wahr in seinem Ursprunge ist; von daher kommen, in gewissen Fällen, seine Rechte über die menschliche Vernunft; und hieraus entwickelt sich auch der neue Charakter der Philosophie im Mittelalter und insbesondere der der Schule von St. Viktor."

Ueber Philosophie und Katholicismus spricht sich der Verf. da, wo er von den Conflikten handelt, welche zwischen Abälard und dem hl. Bernhard statt fanden, unter Anderem, wie folgt, aus:

„Um das Mittelalter vom philosophischen Standpunkte aus mit Unparteylichkeit zu beurtheilen, darf man nicht, wie dieß oft geschehen, die Philosophie ausschließlich von der einen, und den Katholicismus von der andern Seite, und jeden Theil als die radikale und absolute Negation des anderen betrachten. Eine solche Scission war nicht realisirbar, weil der Mensch Bedingungen der Existenz in sich trägt, die unzerstörbar sind. Dieß ist der Grund, weßhalb es auch bey den exclusivsten Theologen noch Philosophie und bey den hartnäckigsten Philosophen noch Religion gab. Denn der Mensch ist immer Gefühl, Verstand und Wille zugleich. Wo aber diese Harmonie, welche allein erst die ganze Wahrheit begründet, fehlt, da streiten sich die essentiellen Wahrheiten der menschlichen Natur um eben diese selbst, und je nachdem nun für dieselben bey den Geistern einer Zeit mehr oder weniger Sympathie vorhanden, werden sie auch mit größerem oder geringerem Eifer adoptirt, und ist ein Zusammenstoß dann unvermeidlich."

Dankenswerth ist, was der Verf. über Adelard de Bath, mit dem zuerst Jourdain in seinen recherches critiques sur Aristote näher bekannt gemacht, mittheilt; und alle Berücksichtigung verdient auch seine Mahnung (S. 309), daß die philosophische Poesie des Mittelalters, welche an tiefen Gedanken und schönen Inspirationen reicher sey, als man gemeiniglich glaube, noch lange nicht genug gewürdiget sey und ein ganz besonderes Studium verdiene.

H. Beckers.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Theod. Marezoll, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. 2. Aufl. Leipzig 1841. 8.

G. F. Puchta, Cursus der Institutionen. Bd. 1. Einleitung in die Rechtswissenschaft und Geschichte des Rechts bey dem röm. Volke. Leipzig 1841. 8.

H. Ed. Dirksen, Vermischte Schriften. Th. 1. Berlin 1841. 8.

Dr. C. W. Pauli, Abhandlungen aus dem Lübischen Rechte. Größtentheils nach ungedruckten Quellen. Th. 3. Lübeck 1841. 8.

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France pendant les années 1837, 1838 et 1839. Paris 1841. 8.

M. A. J. Marnier, Ancien coutumier inédit de Picardie, contenant les coutumes notoires, arrêts et ordonnances des cours, assises et autres juridictions de Picardie au commencement du quatorzième siècle (1300 à 1323). Paris 1840. 8.

Dr. A. K. H. von Hartitzsch, Das Kriminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. Leipzig 1841. 8.

Ch. E. Weiß, Kriminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. Bd. 1. Dresden 1841. 8.

Dr. H. Zöpfl, Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. nebst der Bamberger und der Brandenburger Halsgerichtsordnung. Heidelberg 1842. 8.

Henry Wheaton, Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphale jusqu' au congrès de Vienne. Lips. 1841.

Fr. M. Oertel, Die Staatsgrundgesetze des deutschen Reiches. Leipzig 1841. 8.

Dr. Ludwig Snell, Handbuch des schweizerischen Staatsrechtes. Bd. 1. Bundesstaatsrecht. Zürich 1839. 8.

H. A. Zachariae, Deutsches Staats = und Landesrecht. Abth. 1. Göttingen 1841. 8.

K. A. Fr. Seeger, Das Verfahren mit Sachverständigen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Stuttg. 1841. 8.

F. W. Unger, Ueber die altdeutsche Gerichtsverfassung. Göttingen 1842. 8.

Ph. Doddridge, The miscellaneous works by Morell. London 1830. 8.

Math. Henry, Miscellaneous works. London 1830. 8.

John Howe, The whole works. Vol. 1 — 8. London 1810 — 12. 8.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor kerkelijke Geschiedenis, inzonderheid van Nederland. Deel 12. Leiden 1841. 8.

John Owen, The works, edited by Th. Russell. With memoirs of his life and writing by W. Orme. Vol. 1 — 21. London 1826. 8.

Dr. K. Fr. Borberg, Bibliothek der Neu = Testamentlichen Apokryphen. Th. I. 1. 2. Stuttgart 1840.

Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia Evangeliorum in linguam latinam et inde ante annos mille in Francicam translata. Indicem tam antiquae quam hodiernae dividendi singula evangelia methodo accommodatum addidit J. A. Schmeller. Viennae 1841. 4.

J. C. Th. Otto De Justini Martyris scriptis et doctrina. Jenae 1841. 8.

E. R. Redepenning, Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Abth. 1. Bonn 1841. 8.

Dr. Fr. Kunstmann, Hrabanus Magnentius Maurus. Eine historische Monographie. Maynz 1841. 8.

Dr. C. Schmidt, Johannes Tauler von Straßburg. Hamburg 1841. 8.

Bruno Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Bd. 1. 2. Leipzig 1841. 8.

Ed. Cooper, Crisis or prospects and duties of the Church of Christ. London 1826. 8.

Will. Greswell, A popular view of the correspondency between the Mosaic Ritual and the Facts and Doctrines of the christian religion. Oxford 1834. 8.

Louis de Leon de la orden de San Augustin, Obras, reconocidas y coteyadas convarios manuscritos auténticos por Antolin Merino. Mad. 1806. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz. Mit einem Atlas von 32 Steindrucktafeln. Auf Kosten des Verfassers. Solothurn, in Kommission bey Jent u. Gaßmann 1841.

Nach einer historischen Einleitung, in welcher die Verdienste von Scheuchzer, Simler, Gruner, de Saussure, Hugi, Venetz, Charpentier u. a. um das Studium der Gletscher hervorgehoben werden, geht der Verf. über zu einer detaillirten Beschreibung dieser Eismassen und handelt von ihrer Struktur, ihrem Aussehen, ihrer Farbe, von den Gletscherschründen, Gletschernadeln, von den Moränen und Gletschertischen. Wir wollen aus diesen Capiteln zum Verständniß des Folgenden nur Einiges hervorheben. Zunächst ist zwischen dem eigentlichen Gletschereis und dem Firn zu unterscheiden. Der Firn ist ein körniger fester Schnee, das Gletschereis selbst nur eine durch den Einfluß des Wassers bedingte Modification dieses Firns. Schründe werden Spalten und Riße im Eis genannt, welche oft den Gletscher bis auf den Grund durchsetzen. Sie geben eine gute Gelegenheit die Mächtigkeit des Eises zu messen und der Verf. hat auf dem Eismeere des Montanvert mehrere von 60 — 80 Fuß Tiefe gemessen; Hugi fand auf dem Unteraargletscher eine von 120 Fuß Tiefe. Diese Schründe werden den Besteigern der Gletscher öfters durch den Umstand gefährlich, daß sie von einer Schneedecke überwölbt, nicht immer sichtbar sind und ein Erweichen dieser Decke durch die Tageshitze herbeygeführt werden kann oder dadurch, daß ihre Bildung die Rückkehr von irgend einem Punkte abschneiden und gefährliche Umwege veranlassen kann, wie solches einmal de Saussure bey der Rückkehr vom Montblanc begegnet ist. — Moränen werden von den Aelplern der französischen Schweiz die Block = und Schuttanhäufungen genannt, welche sich bald wie Wälle längs dem Rande der Gletscher hinziehen, bald auf der Oberfläche selbst sich über das Eis erheben und dasselbe bedeckend, den Gletscher hinab sich erstrecken. Der Verf. unterscheidet mit den deutschen Aelplern unter dem Namen der Gandecken die seitlichen und unter der Bezeichnung Gufferlinien die Mittelmoränen. Unter Endmoränen versteht er die Wälle, welche meist halbmondförmig das Thalende eines Gletschers umgeben. Gletschertische sind Felsplatten, welche auf einem Eisfuße ruhend, die Gestalt eines Theetisches nachahmen. Sie finden sich meistens in der Nähe der Gufferlinien oder am innern Rande der Gandecken. Ihre Bildung beruht darauf, daß die von der Sonne erwärmten Blöcke, welche auf dem Eise liegen, dieses in der Umgebung ihrer Ränder schmelzen, während sie ihre eigentliche Unterlage schützen. Dadurch erheben sie sich allmählig auf einer Eissäule ruhend, bis diese durch Verdunsten und Abschmelzen so dünn geworden, daß sie den Stein nicht mehr trägt. Er fällt dann auf die Gletscherfläche und auf der Stelle, wo er liegen bleibt, beginnt dieselbe Bildung sich zu wiederholen, bis der Block zur Moräne gelangt.

Die Quelle der Gletscherbildung ist der in den Hochregionen fallende Schnee und der daraus sich bildende Firn, dessen Masse durch wechselndes partielles Schmelzen und Gefrieren zum Gletschereis umgewandelt wird, eine Ansicht, welche schon von Simler, Scheuchzer und Saussure aufgestellt wurde.

— Das hier Berührte wird in den ersten 11 Kapiteln mit der nothwendigen Genauigkeit erklärt und beleuchtet und die Hinweisung auf die zugehörigen Abbildungen des Atlases trägt sehr dazu bey, demjenigen, welcher niemals Gletscher gesehen hat, die besprochenen Verhältnisse deutlich und anschaulich zu machen. Von größerem Interesse sind ihrer Natur nach die folgenden Capitel, welche von der Bewegung der Gletscher, ihrer Unterfläche, ihren Einwirkungen ꝛc. handeln.

Daß die Gletscher sich der Thalneige nach bewegen, ist unzweifelhaft. Dafür sprechen die Moränen, deren Mächtigkeit am Thalende der Gletscher, wo die Thalwände am wenigsten splittern, am größten ist, ferner die unmittelbaren Beobachtungen, daß man bezeichnete Blöcke, deren Lage man genau bestimmt hat, nach einigen Jahren mehr oder weniger verrückt und thalabwärts geschoben findet. Einen weitern Beweis dafür liefern die Gesteine der Moränen, welche oft erst in bedeutender Höhe anstehend gefunden werden und den nächsten Umgebungen, welche sie durch Einstürze liefern könnten, fremdartig sind.

„Wollte man indessen auch alle diese Beobachtungen in Zweifel ziehen, sagt der Verfasser, so sind doch folgende, am Unteraargletscher angestellte, so unzweifelhaft, daß mir eine Einwendnng dagegen unmöglich scheint. Ich wollte den Vereinigungspunct des Finsteraar- und Lauteraargletschers besuchen, wo Hugi sich im Jahre 1827 eine Hütte zum Nachtlager erbaut hatte. Wir hatten beynahe 4 Stunden auf der großen Gufferlinie zurückgelegt, als wir plötzlich eine sehr solid erbaute Hütte erblickten. Wir konnten nicht glauben, daß es die Hugische sey, da diese, wie wir wußten, am Fuße des Felsen, welcher die beyden Gletscher trennt, errichtet worden war, und wir noch eine bedeutende Strecke bis zu dem Felsen, der Im Abschwung heißt, vor uns hatten. Zudem war die Hütte zu gut erhalten, als daß wir glauben konnten, sie hätte 12 Jahre lang den Stürmen und Ungewittern, die so oft diese Regionen durchwüthen, in diesem Zustande widerstehen können, auch schien das Heu und Stroh, welches den Boden bedeckte, frisch dahin gebracht. Und doch war es die Hugische Hütte! Wir fanden unter einem kleinen Steinhaufen, welcher eine auf einem ungeheuren Blocke zur Seite aufgepflanzte lange Stange aufrecht erhielt, eine zerbrochene Flasche, worin Papiere verborgen waren. Diese Schriften lehrten uns, es sey dieß die Hütte, welche Hugi im Jahre 1827 am Fuße des Im Abschwung errichtet habe. Von Hugi's eigner Hand war zugefügt, er habe die Hütte 1830 wieder besucht und sie einige hundert Schritte von ihrer ersten Stelle entfernt gefunden; bey einem dritten Besuche im Jahre 1836 sey sie 2200 Fuß vom Felsen entfernt gewesen. Ein drittes Blatt sagte uns, mehrere Naturforscher von Bern und Basel hätten vor einigen Wochen die Hütte ausgebessert ꝛc. Wir maßen mit Hülfe eines langen Strickes den Abstand vom Felsen und fanden ihn 4400 Fuß, folglich hatte der Gletscher in den 3 Jahren von 1836 — 1839, wo wir ihn besuchten, eben so viel Weges zurückgelegt, als in den 9 vorhergehenden von 1827 — 1836.“ — Wie nun ein solches Vorrücken der Gletscher zu erklären sey, ist der Gegenstand weiterer Untersuchung. Saussure nahm ein Gleiten derselben auf dem mehr oder minder geneigten Gletscherbett an, wofür auch die theilweisen Einstürze von Gletschern zu sprechen scheinen. Der Verf. ist dagegen anderer Ansicht und behauptet, daß der Gletscher mit dem Boden zusammengefroren sey und daß das Vorrücken nur durch die Ausdehnung des Eises geschehe. Es ist nämlich bey der Struktur der Gletscher zu bemerken, daß das Gletschereis in den hohen Regionen eine gleichsam schwammig körnige Masse bildet, durchtränkt von Regen- und Schneewasser, welches beständig in seine Zwischenräume einsickert. Je mehr nach unten, desto fester und compakter, bis zum härtesten Eise, wird diese schwammige Masse, behält aber stets die aus ihrer Bildung herrührende Eigenthümlichkeit bey, durch erhöhte Wärme in eine Menge einzelner eckiger Fragmente zu zerfallen, in deren Zwischenräumen das Wasser einsickert, wie in den Hochfirn. Auch das scheinbar compakteste Eis ist noch mit Haarspalten durchdrungen und das Gefrieren des einsickernden Wassers, welches natürlich sehr leicht statt findet, dehnt nun die Gletschermasse aus. Diese Ausdehnung steht natürlich im Verhältniß mit der eindringenden Wassermenge und die untern compak-

tern Massen werden weniger ausgedehnt als die obern, welche mehr schwammiger Art und dem Temperaturwechsel mehr ausgesetzt sind. Die Bewegung thalabwärts erklärt sich aber durch das Eingeschlossenseyn von den Thalwänden und durch den Druck oder Gegendruck der obern Eismassen. Für diese Erklärung führt der Verf. eine Beobachtung an, welche wirklich jeden Zweifel zu beseitigen scheint. „Einen unwiderleglichen Beweis, sagt er, für diese größere Geschwindigkeit der obern Eisschichten, liefern uns die Wasserfälle, welche durch Löcher in das Innere des Gletschers stürzen; die obere Oeffnung mit den oberflächlichen Gletscherschichten rückt allmählig über die darunter liegenden Eisschichten vor, welche ihrerseits auch über die noch tiefer liegenden vortreten, so daß das Loch, in welches der Wasserfall sich stürzt, am Ende das Aussehen einer umgekehrten Treppe erlangt, und die Stelle, wo der Bach an der Thalsohle unter dem Gletscher anlangt, weiter bergaufwärts liegt als die Oeffnung durch welche er sich in das Eis stürzt.“ Der Verf. bemerkt, daß eine solche Erklärung der Gletscherbewegung schon von Scheuchzer gegeben worden sey, jedoch mehr in Andeutungen als in specieller Entwicklung. Gegen die Ansicht Eschers von der Linth, daß die Bewegung durch unterirdische Einstürze der Eisgewölbe veranlaßt werde, führt der Verf. an, daß in diesem Falle die Gletscher nicht die gleichförmige glatte Oberfläche haben könnten, welche sie zeigen, auch wenn sie schon mehrere Stunden Weges zurückgelegt haben. Uebrigens verwirft der Verf. ein Gleiten der untern Gletscherpartieen nicht, welche auf einen Boden von + Graden mittlerer Wärme herabsteigen. — In dem folgenden Capitel wird von der Unterfläche der Gletscher und ihren Eisgewölben gehandelt. Die Beobachtungen ergeben, daß eine Menge von Gewölben und Abzugskanälen unter den Gletschern bestehen, welche von dem eindringenden Tagwasser und den Gletscherbächen gebildet werden. Bemerkenswerth ist in Beziehung auf die Bewegung der Gletscher, daß sie häufig auf einer Schichte von Sand und Schlamm ruhen. Was die Einwirkung der Gletscher auf ihren Boden betrifft, so besteht sie vorzüglich in einem Schleifen, Abrunden und Poliren der Felsen, welche das Bett und die Wände eines Gletscherthales bilden. Solches kann man überall an Felsen beobachten, von welchen sich ein Gletscher zurückgezogen hat und dergleichen Schlifflächen sind wohl von denen zu unterscheiden, welche mitunter das Wasser hervorbringt. Sie sind meistens gestreift und gefurcht, da die Gletscherfoole wie eine rauhe Feile über die Gesteine sich hinschiebt. Auch dadurch lassen sie sich von Wasserschliffen unterscheiden und der Verf. behauptet, daß auf diesen niemals Streifen derselben Art beobachtet werden und daß durch die Annahme der Wasserströme als Bewegungsmittel der erratischen Blöcke die Streifen durchaus unerklärlich bleiben. —

In Beziehung auf die Verhältnisse der Temperatur der Gletscher, der Atmosphäre, Eisbäche ꝛc. sind von dem Verf. mehrere Beobachtungen angestellt worden, deren Resultate übrigens nur bestätigten, was im Allgemeinen überhaupt davon zu erwarten war.

Das sechzehnte Capitel handelt von den Oscillationen der Gletscher in der geschichtlichen Zeit und wesentlich ist anzunehmen, daß dergleichen Oscillationen innerhalb der geschichtlichen Zeiten nur in lokalen Temperaturveränderungen ihren Grund hatten, wie sie denn noch gegenwärtig als davon abhängig nachweisbar sind. Es finden sich übrigens eine Menge von Andeutungen für eine frühere ungeheure Ausdehnung der Gletscher. Hievon handelt das folgende Capitel. Die hieher gehörigen Erscheinungen sind:

1. Die alten Moränen. Sie sind von Wasseranschwemmungen durch Anordnung, Form und Zusammensetzung bestimmt zu unterscheiden.
2. Die aufgepflanzten Blöcke. Oefters stehen aus den Massen der Gletscher einzelne Felsspitzen hervor, von allen Seiten von Eis umgeben, welches rund um sie her trichterförmig abschmilzt. Die Blöcke der Moränen, welche in diese trichterförmige Höhlung fallen, pflanzen sich auf dem Felsen auf und bleiben, wenn der Gletscher sich zurückzieht, oft in solchen Verhältnissen des Gleichgewichts darauf stehen, daß man unmöglich einen Was-

ferstrom als Ursache ihres Transportes annehmen könnte.

3. Die Felsschliffe mit ihren Streifen, welche oben angeführt wurden.

4. Die Karrenfelder, in dem französischen Theil des Wallis unter dem Namen lapiaz oder lapiz bekannt. Oft ist es nicht ganz leicht, sie von den Auswaschungen der Bergbäche zu unterscheiden, da sie wie jene, durch Einwirkung des Wassers entstanden, nicht durch äußeren Charakter, sondern nur durch ihre Lage von ihnen abweichen. Die Auswaschungen nämlich finden sich stets in den Thaltiefen, nie aber über breite geneigte Flächen ausgedehnt, die Karren hingegen meist an den hohen Felswänden der Thäler, auf vorspringenden Kuppen und an Orten, wo bloße Wasserströme unmöglich solche Wirkungen hätten hervorbringen können.

5. Die Wasserlöcher, welche von den zwischen den Eiswänden des Gletschers eingeschlossenen Wasserfällen zuweilen im Boden ausgehöhlt werden und sich neben den Karren an Stellen finden, wo unmöglich ein einfacher Wasserfall von den Felswänden herab hätte hingelangen können.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

C. H. Matthies, Erklärung der Pastoralbriefe mit besonderer Beziehung derselben. Greifswald 1840. 8.

Samuel Odmann, Strödde samlingar utur naturkunnigheten, till den heliga skrifts upplysning. Deel 1 — 6. Upsala 1785 — 1794. 8.

G. M. Redslob, Sprachliche Abhandlungen zur Theologie. Leipzig 1840. 8.

Dr. F. W. C. Umbreit, Praktischer Commentar über die Propheten des alten Bundes. Bd. I. Th. 1. Hamburg 1841. 8.

Dr. F. Ch. Baur, Die christliche Lehre von der Dreyeinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Th. 1. Das Dogma der alten Kirche bis zur Synode von Chalcedon. Tübingen 1841. 8.

A modest apology for the Roman catholics of Great Britain. London 1800. 8.

Dr. Braun und Dr. Elvenich, Meletemata theologica. Köln 1839. 8.

The confessions of a Member of the church of England. London 1830. 8.

Charles Daubeny, A vindication of the character of Bishop Bull. London 1827.

M. A. Gathercole, Letters to a dissenting Minister of the congregational independent denomination. London 1834. 8.

Dr. G. E. Guhrauer, Das Heptaplomeres des Jean Bodin. Zur Geschichte der Kultur und Literatur im Jahrhundert der Reformation. Berlin 1841. 8.

Letters on prejudice in religion. Vol. 1. 2. London 1822. 8.

John Riland, Ecclesiae decus et tutamen. The extension, security and moral influence of the united church of England and Ireland. London 1830. 8.

Tacts for the Times. By Members of the University of Oxford. Vol. 1 — 4. London 1839. 8.

Dr. J. A. Stapf, Die christliche Moral. Th. 1. 2. Innsbruck 1841. 8.

T. C. Henry, Letters to a friend, edited by Dr. P. Smith. London 1829.

Will. Law, A collection of letters. Lond. 1760.

Ezek. Hopkins, Works by Pratt. Vol. 1 — 4. London 1809. 8.

Will. Mudge, Thirty sermons on the leading doctrines and duties of christianity. Derby 1840. 8.

John Ryland, Pastoral Memorials. Vol. 1. 2. London 1826. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern .31 May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz.

(Fortsetzung).

Der Verf. giebt nun mehrere specielle Beyspiele von Moränen, welche gegenwärtig bis zu 12000 Fuß von den Gletscherenden entfernt sind, eben so werden Beyspiele von aufgepflanzten Blöcken, alten Felsschliffen und Karrenfeldern in den Alpen angeführt.

Alle diese Erscheinungen beweisen, daß die Gletscher die Alpenthäler bis zu ihren Ausmündungen und bis in bedeutende Höhen über den Thalboden erfüllt haben und daß die Alpen zu jener Zeit ein ungeheueres Eismeer bilden mußten, aus welchem nur die höchsten Spitzen auftauchten. Dieses Eismeer schickte nach allen Seiten durch die großen Thäler jene alten ungeheuern Eisströme nach den schweizerischen und italienischen Ebenen hinab, so wie noch heute die Firnmeere der einzelnen Ketten ihre Ausläufer, welche aber die Ebenen nicht erreichen, durch die hohen Alpenthäler hinabsenden. Nur war der Unterschied, sagt der Verf., daß heute nur noch die Hochthäler vergletschert, die großen untern Thälern aber frey sind, während damals alle Hochthäler mit in den Bereich des Firnmeeres gezogen waren und nur die größern niedern Thäler die Gletscherarme darstellten.

Der Verf. führt nun mehrere specielle Belege für das Gesagte an und weist nach, daß die Moränen immer deutlicher erscheinen, je mehr sich die Gletscher in engere Thäler zurückzogen, daß man sie aber auch, nur mehr zerstreut, bis in die Ebenen hinein verfolgen und auffinden kann.

Es wird weiter von einem früheren Vorhandenseyn großer Eisfelder außer dem Gebiete der Alpen gehandelt und zunächst eine Untersuchung der erratischen Blöcke im Jura vorgenommen. Die Beobachtungen von L. v. Buch, Escher von der Linth und Studer haben den Ursprung der Findlingsblöcke außer Zweifel gesetzt und dargethan, daß die Blöcke des waadtländischen und neuenburgischen Jura von den Walliser Alpen und der Montblanc-Kette, die des Bern'schen Jura vom Oberland, die des aargauischen und Zürichergebietes aus den kleinen Cantonen stammen und es geht daraus hervor, daß das Ereigniß, welches der Fortschaffung der Blöcke zum Grunde lag, in allen großen Alpenthälern, welche sich gegen die Ebenen der Schweiz und Italiens öffnen, wirksam war. Diese Findlingsblöcke haben meistens scharfe Ecken und Kanten, zeigen fast keine Spur von Reibung und Abnützung und wiederholen im Allgemeinen die Gestalt der großen Granitblöcke, welche noch jetzt täglich an den Kämmen der Alpen trümmern. Nach den Theorien von Saussure und L. v. Buch sind sie durch Wasserströme von den Alpen an den Jura gekommen. Bekanntlich ist seit mehreren Jahren viel hierüber geschrieben und gestritten worden. Der Verf. zeigt das Unzulängliche dieser Theorien, so wie anderer von Lyell, Deluc, Dolomieu und Ebel. Aus der Form und Beschaffenheit der Blöcke und aus der Art ihrer Lagerung schließt er auf einen langsamen ruhigen Transport, analog dem Vorrücken der heutigen Alpengletscher und als den schlagendsten Beweis, daß die Fortschaffung der erratischen Blöcke durch Eis und durch kein anderes Bewegungsmittel geschah, betrachtet er das Vorhandenseyn von Felsschliffen am Jura.

Diese Schliffflächen, von den französischen Be-

wohnern laves genannt, wurden von dem Verf. zuerst im Jahre 1836 entdeckt und seitdem in der ganzen Länge des Jura auf seinem Südabhange, von dem Fort l'Ecluse an bis in die Umgegend von Aarau beobachtet.

Es wird ausführlich davon gehandelt. Aehnliche Felsenschliffe sind aber auch außerhalb des Schweizergebietes entdeckt worden. Graf Lasteyrie hat sie zuerst auf der scandinavischen Halbinsel beobachtet, später beschrieb sie Al. Brogniart und Sefström; James Hall und v. Verneuil haben dergleichen in Großbrittanien aufgefunden und Renoir und Hogard haben sie in den Vogesen nachgewiesen.

Außer den Schliffflächen finden sich im Jura auch, wie in den Alpen, Karrenfelder, wie sie durch Bäche, welche unter dem Eise fließen, hervorgebracht werden, ferner Runsen und Trichter, welche wahrscheinlich durch Wasserfälle zwischen dem ehemaligen Eise entstanden sind, da die Lokalitäten, wo sie vorkommen, von der Art sind, daß sie durch gewöhnliche Tagwasser nicht konnten gebildet werden.

Wenn alle diese Verhältnisse nachweisen, daß in früherer Zeit Gletscher und Eismassen im Jura gewaltet haben, wie in den Alpen, so bleibt noch zu untersuchen, von welcher Ausdehnung und welchen Ursprungs diese Eismassen gewesen seyen.

Venetz und Charpentier haben zuerst den Zusammenhang der Gletscher mit den alten Moränen nachgewiesen und der letztere hat die Findlingsblöcke des Jura für ächte Moränen gehalten, welche die füheren Gletscher der damals weit höheren Alpen an den Jura geschoben hätten. Indem der Verf. erinnert, daß diese Blöcke weder die langen Linien wahrnehmen lassen, wie es bey Seitenmoränen der Fall ist, noch Endmoränen entsprechen, wie sie wohl jene gegen den Jura hinabsteigenden Gletscher gebildet haben müßten, glaubt er zwischen den Eisfeldern, welche den Raum zwischen Jura und Alpen erfüllten, und den eigentlichen Gletschern, welche in den Alpenthälern eingeschlossen waren, eben so gut unterscheiden zu müssen, als zwischen den alten Moränen und den aufgepflanzten

Blöcken oder den alpinischen Findlingsblöcken und den wahren außer dem Alpengebiete vorkommenden Findlingsblöcken. Er giebt nun hierüber folgende Theorie.

Zu Ende der geologischen Epoche, welche der Hebung der Alpen vorhergieng, bedeckte sich die Erde mit einer ungeheuern Eiskruste, welche von den Polargegenden her über den größten Theil der nördlichen Halbkugel sich erstreckte; die skandinavische und großbrittanische Halbinsel, die Nord- und Ostsee, das nördliche Deutschland, die Schweiz, das Mittelmeer bis zum Atlas, das nördliche Amerika und asiatische Rußland waren ein ungeheueres Eisfeld, aus welchem nur die höchsten Spitzen der damals bestehenden Berge (die Centralalpen waren noch nicht) auftauchten und dessen Gränzen uns noch heute überall durch die Gränzen der erratischen Blöcke bezeichnet sind. Bey der Erhebung der Alpen wurde auch diese Eiskruste, wie alle andern Gesteinsschichten gehoben; die Trümmer, welche bey dieser Umwälzung von den erhobenen Gebirgen sich losrissen, fielen auf das Eis und, wurden nachher auf seiner Oberfläche fortbewegt, wie noch heute die Blöcke der Moränen auf der Eisfläche der Gletscher durch das wechselnde Aufthauen und Gefrieren und die daraus hervorgehende Dilatation der Masse, ohne sich abzurunden, fortbewegt werden. — Als nun die Alpen gehoben worden waren, erwärmte sich die Erdoberfläche von neuem, es entstanden Vertiefungen und Erosionsthäler durch das abschmelzende Eis und seine Wasserströme, und als das Eis weggeschmolzen war, blieben die großen eckigen Blöcke an Ort und Stelle auf der Geröll- und Sandschicht, über welche früher die Eisdecke sich hinbewegt hatte, zurück.

Da diese Blöcke überall über den Schichten des Diluviums und nicht unter demselben gefunden werden, so mußte einerseits die Eiskruste dieses Diluvium bedeckt haben und andrerseits die spätere Hebung der Alpen seine Schichten mannigfaltig umgewühlt, zerbrochen und in die Unordnung gebracht haben, welche wir daran wahrnehmen. Diese Diluvialschichten zeichnen sich aber aus als die Lagerstätten großer Säugethiere und eine Vergleichung des Vorkommens der Elephantenkno-

chen in den Geröllschichten des nördlichen und mittleren Europas und in dem von Kotzebue sogenannten Ureis macht es wahrscheinlich, daß diese Thiere durch plötzliche Kälte getödtet und im Eise begraben wurden. Es ist schon von Cuvier darauf hingewiesen worden und indem er von den fossilen Elephanten spricht, äußert er sich unter andern auf folgende Weise: „Sie können nur durch eine Revolution, welche alle damals lebenden Individuen zu Grunde richtete, oder durch eine Veränderung des Clima's, welche ihre Fortpflanzung hinderte, von der Erde vertilgt worden seyn. Welche Ursache sie auch vernichtete, es muß eine plötzliche gewesen seyn. Die trefflich erhaltenen Knochen und Elfenbeine der sibirischen Ebene verdanken ihre Erhaltung der Kälte, wodurch sie vor der Einwirkung der Elemente geschützt wurden. Wäre diese Kälte langsam und allmählig eingetreten, so hätten diese Knochen und noch mehr die weichen Theile, von welchen man sie umgeben findet, Zeit gehabt, sich zu zersetzen und zu faulen, wie die, welche man in den gemäßigten und heißen Zonen findet. Ein ganzer Leichnam, wie der, welchen Adams entdeckt hat, wäre nicht mit Fell und Fleisch ohne Verderbniß erhalten worden, wenn er nicht unmittelbar von Eis, welches seine Zersetzung hinderte, eingehüllt worden wäre. Demnach fallen alle Hypothesen einer allmähligen Erkältung der Erde, einer durch Neigung oder veränderte Axenstellung bedingten langsamen Veränderung der Erdtemperatur von selbst dahin.“

Der Verf. hat, wie wir in dem Vorhergehenden, dem Werke möglichst getreu folgend, es darzustellen suchten, bis hieher nicht ermangelt, Thatsachen zur Begründung seiner Theorie zu sammeln und direkten Beobachtungen seine Schlüsse zu entnehmen. Bey allen Forschungen dieser Art ist aber eine gewisse Gränze gesteckt, über welche hinaus nur Spekulation und Phantasie die Mittel geben, ein Ganzes zu gestalten und es scheint uns sehr natürlich, wenn sich dann ein Forscher ihren Gebilden hingiebt. Nur darf damit nicht so weit gegangen werden, daß man das erhaltene Resultat als ein gleichsam mathematisch gefestetes und unumstößliches giebt und annimmt, und wenn es auch geschehen sollte, so kümmert sich die wahre Wissenschaft eben

so wenig darum, als sich Agassiz um den Ausspruch der geologischen Gesellschaft in Paris bekümmerte, als sie eine Anzeige seiner Theorie der Findlingsblöcke mit der Bemerkung begleitete, daß diese Ansichten über die Lagerungsverhältnisse der Blöcke in Binnenthälern als unbegründet zurückzuweisen seyen, weil sie sich mit der allgemein angenommenen Theorie der Ströme nicht vereinbaren ließen. — Wir machen übrigens diese Bemerkung nur im Allgemeinen und nicht speciell auf den Verfasser bezüglich, in dessen Aeußerungen sich keine Veranlassung dazu findet. — Der Verf. beschreibt den damaligen Zustand in folgenden Bildern.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Schluß.)

Catalogo de los obispos, que ha tenido la santa iglesia de Pamplona, des de el anno de ochenta, que fue el primero della el santo Martyr Fermin su natural Ciudadano. Pamplona 1614. fol.

Olof. Celsius, Svea Rikes Kyrkohistoria. Stockholm 1767. 8.

Thomas Clarke History of Intolerance, with observations on the unreasonableness and injustice of persecution and on the equity and wisdom of unrestricted religious liberty. Vol. 1. 2. Waterford 1829. 8.

Will. Dodsworth, An historical account of the Episcopal See and cathedral church of Sarum of Salisbury: comprising biographical notices of the bishops, the history of the establishment from the earliest period. Salisbury 1814. fol.

An essay on the Neodruidic Heresy in Britannia. London 1838. 4.

J. G. H. Greppo, Trois mémoires relatifs à l' histoire ecclésiastique des premiers siècles. I. Les chrétiens de la maison de Néron. II. Les

chrétiens de la famille de Domitien. III. Essais de christianisme de quelques empereurs. Paris 1840. 8.

P. E. Lindskog, Försök till enkorrt beskrifning om Skara Stift. D. 1 — 5. Skara 1812 — 14. 8.

Joan Muñoz de la Cueba, Noticias historicas de la santa iglesia cathedral de Orense. Madr. 1706. 4.

Aug. Neander, Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel. Th. 1. 2. Hamburg 1841. 8.

John Henry Newman, History of the Arians of the 4. Century, their doctrine, temper and conduct, chiefly as exhibited in the councils of the church, between A. D. 325 and A. D. 1381. Lond. 1833. 8.

Franc. Rus Puerta, Historia ecclesiastica del Reino y Obispado de Jaen. Jaen 1634. 4.

J. C. A. Schwegler, Der Montanismus und die christliche Kirche. Tübingen 1841. 8.

John Thorpe, Registrum Roffense, or a collection of ancient records, charters and instruments of divers kinds, necessary for illustrating the ecclesiastical history and antiquities of the Dioecese and cathedral church of Rochester. Lond. 1769. 8.

Gio. Andr. Tria, Osservazioni critiche intorno alla polizia della Chiesa. Roma 1752. 4.

G. Waddington, The present condition and prospects of the Greek or oriental church, with some letters written from the convent of the strophades. Lond. 1829. 8.

B. Weber, Tirol und die Reformation. Innsbruck 1841. 8.

Sven Bälter, Historiska anmärkningen om kyrckoceremonierna. Stockh. 1762. 8.

Fr. Back, Das Kloster Ravengiesburg. Bd. 1. Coblenz 1841. 8.

Aug. Davila y Padila, Historia de la fundacion y discurso de la provincia de Santiago de Mexico. Brusselas 1705. fol.

Peter Newcome, The history of the ancient and royal Fondation, called the Abbey of St. Alban in the county of Hertford 793 — 1539. Lond. 1795. 4.

Fr. Xav. Pritz, Geschichte der ehemaligen Benediktiner-Klöster Garsten und Gleink im Lande ob der Enns und den dazu gehörigen Pfarren. Linz 1841. 8.

P. Wigand, Die Corveyischen Geschichtsquellen. Leipzig 1841. 8.

Pedro Murillo, Historia de la provincia de Philipinas de la compannia de Jesus. s. l. 1749. fol.

Edw. Cardwell, Documentary annals of the reformed church of England; being a collection of injunctions, declarations, orders, articles of inquiry etc. from the year 1546 — 1716. Vol. 1. 2. Oxford. 1839.

J. Howie, The Scots Worthies. Vol. 1. 2. Lond. 1830. 8.

James Kirkton, The secret and true history of the church of Scotland from the restoration to the year 1678. Edited by Charles Kirkpatrick Sharpe. Edinb. 1817. 4.

Graf Valerian Krasinski, Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflußes auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Leipzig 1841. 8.

Dr. Ch. G. Neudecker, Neue Beyträge zur Geschichte der Reformation. Bd. 1. 2. Leipz. 1841. 8.

James Russell, Account of the Murder of Archbishop Sharp. Edinb. 1817. 4.

Dr. F. C. M. Serrius, Joachim Schlüter, oder die Reformation in Rostock. Nach den Quellen bearbeitet. Rostock 1840. 8.

A. Taylor, The history of the English-general Baptists. Vol. 1. 2. Lond. 1818. 8.

Dr. C. Ullmann, Die Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden. Bd. 1. Hamburg 1841. 8.

Th. Wight, History of the rise and progress of the people called Quakers in Ireland from the year 1653 to 1700. Lond. 1809. 8.

Dr. E. von Münch, Geschichte des Emser Kongresses und seiner Punktate. Karlsruhe 1840. 8.

And. Advoc. Barbèri, Magnum bullarium romanum. Fasc. 55 — 68. Romae 1841. fol.

W. Müller, Kirchenstaatsrechtliche Untersuchungen über eine bindende Agende in der protestantischen Kirche. Leipzig 1830.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Zwölf Briefe über das Erdleben, von Dr. Carl Gustav Carus. Stuttgart, Balz'sche Buchhandlung 1841.

Die Naturwissenschaft unserer Tage rühmt sich mit Recht, daß sie durch die wichtigen Entdeckungen, welche sie jüngsthin fast in allen Theilen ihres Gebietes gemacht hat, der Lösung des großen, tiefsinnigen Räthsels der Geogonie näher getreten sey denn jemals. Wie Theseus, als er den Felsenstein gehoben, unter welchem die Schuhe und das Schwert seines Vaters verborgen gelegen, alsbald die Bahn der Thaten betrat, welche ihn zum Herrscherthron in Cecrops Stadt geleiteten, so, sagt man, hat auch die Erkenntniß der Natur, seitdem sie den großen Fund ihrer neuesten Entdeckungen gethan, manche jener usurpatorischen Hypothesen geschlagen, welche theils wie Periphetes durch die eiserne Keule verjährter Vorurtheile Gefahr brachten, theils wie Sinis, der Fichtenbeuger das Band des natürlich Zusammengehörigen barbarisch zerrissen, oder wie Prokrustes, den Thatsachen der Natur mörderische Gewalt anthaten. Aber so hoch man auch von manchen Seiten das angeschlagen, was die jüngste Naturwissenschaft gleich dem jugendlichen Theseus namentlich im Gebiete der Felsengesteine (der Geologie) gethan, gab und giebt es immer noch hin und wieder ehrenwerthe Männer, welche es in Zweifel stellen wollen, ob dieser neue Theseus, welcher freylich manchen alten Stein aufgehoben und von seinem Orte bewegt hat, unter diesen Steinen auch den rechten gefunden, ob er wirklich schon die ächten Wahrzeichen unter dem vielleicht noch immer unbemerkten Eckstein entdeckt habe; jene Wahrzeichen, welche ihn zum unbezweifelten Herrscher in dem Reiche seines Wissens machen könnten. „Wir sind," so sagen diese Männer, „in der Geschichte der Erdbildung noch lange nicht über jenes dunkle Morgengrauen der Ungewißheit hinaus gekommen, bey welchem sich gar wohl Windmühlen mit Riesen, Kohlenmeiler mit Vulkanen, Nebel mit Seen verwechseln lassen. Wer in den Krieg mit fremden, unhaltbaren Hypothesen zieht, der sehe zu, daß ihm nicht seine eigenen unversehens in den Rücken fallen."

Lassen wir diese zweifelnde Aussage an ihren Ort dahin gestellt seyn. Immerhin dient es zur angenehmen Unterhaltung, wenn die letzten Stunden des Wartens und Hoffens auf ein helleres Tageslicht im lehrreichen Gespräch dahin gebracht werden. Das Forschen nach dem Anfang der Dinge ist uns angeboren und Bedürfniß, wie dem Vogel das Fliegen, welches selbst die Schranken des Käfiches nicht ganz verhindern können.

Der Verf. der hier vor uns liegenden Briefe wollte in diesen keineswegs eine ausreichende Theorie über die Bildung der Erde geben; es war ihm zunächst nur darum zu thun, auch hier wieder den großen Gedanken von einem allgemeinen Leben der Natur auszusprechen, welches auch das scheinbar Todte durchdringt und bewegt, und welches überall Dasselbe, den gleichen Gesetzen gehorcht. Dennoch gewährt dießmal den am meisten beleuchteten Vordergrund seines kunstreich ausgeführten Gemäldes eine Ansicht aus der Urgeschichte des Planeten so wie des Gegensatzes, den im Verlauf der weitern Gestaltungen die ursprüngliche Richtung des Werdens und Bewegens mit einer spätern, secundären gebildet hat und fortwährend noch bildet. Wir heben hier aus dem Inhalte des lesenswerthen Buches nur einige Hauptzüge hervor.

Als Chladni aus einer Menge der glaubwürdigsten Beobachtungen eine Geschichte der Meteorsteine zusammenstellte, hatte er dabey zunächst nur die Absicht, eine seit alten Zeiten häufig beobachtete Naturerscheinung gegen die übertriebene Zweifelsucht seiner Zeitgenossen in Schutz zu nehmen, welche viele Berichte darüber als Mährchen betrachteten. Er that jedoch hierbey zugleich einen Blick in die Entstehungsgeschichte jener, so zu sagen kosmischen Infusorien, welcher auch nach andern Richtungen hin sehr lehrreich erscheint. Aus den von ihm zusammengestellten Beobachtungen wurde es nämlich höchst wahrscheinlich, daß im Weltraum unzählige, bald kleinere, bald größere Dunstmassen entstehen und sich bewegen, welche dann, wenn sie mit dem Dunstkreise der Erde in Berührung kommen, sich entzünden und entweder als momentane Lichterscheinungen in der Form der Sternschnuppen vorübergehen, oder als Product tieferer Entzündung in größern oder kleinern Tropfen zusammenschmelzen, und dann von der Masse des Planeten angezogen, als Meteorsteine auf diesen herabfallen. Was diese verschiedenen Erscheinungen im zwergartig Kleinen sind, das mögen, nach der Ansicht des Verf. der vor uns liegenden Briefe in riesenhaft größerem Maaße die Kometen und die zu festerem Bestand zusammengeschmolzenen Planeten, ja in noch viel mächtigerem Umfange die flüssig ergossenen Lichtnebel und die festgestalteten, sonnenartig leuchtenden Weltkörper des Fixsternenhimmels seyn. Das Kleine, uns näher Liegende, wird dann in der Geschichte seines Entstehens zu einem Grubenlichte, mit dessen Hülfe der Forscher weiter in die dunkle Tiefe des größeren Ganzen zu dringen suchet.

Was die Urform alles Gestaltens sey, das lehrt uns schon der Wassertropfen: es ist die Form der Kugel. Es liegt ferner die Möglichkeit der Gestaltung nur in dem Zustand der vollkommenen Flüssigkeit, und das Flüssige, wo dasselbe ungestört von fremdartigem Einfluß, nach dem inwohnenden Maaß seines Bestehens sich weiter bewegt und entfaltet, geht in die Polarisation einer innern Mannigfaltigkeit über, welche etwa in gleicher Art, wie die sechsseitige Sterngestalt des Schneeflockens welcher aus der Kugel des Wassertropfens entsteht, an das Verhältniß des Halbmessers jener Kugel zu ihrem Umfange

(1 zu 6) erinnert, die ursprüngliche inwohnende Kraft des Werdens nach außen offenkundig macht. Der Halb- oder Durchmesser als die gerade Linie: der Umfang jeder Polarisation, und die Kugelform als das Urelement, das der Polarisation vorangieng, begegnen und durchdringen sich dann auch bey allen primären Bewegungen der Natur und es entstehet hieraus namentlich der spiralförmige Lauf der rotirenden Weltkörper auf ihrer Bahn.

Nach dem Vorausgang des weithin blickenden älteren Herschel betrachtet der Verf. die kosmischen Lichtnebel als die Geburtsstätten der Himmelskörper. Eine Hohlkugel des verdichteten Aethers, welche gleichwie die Hohlkugel des Wolkenhimmels unsern Planeten, so die Sonne umgab, ist ihm der Anfang aller weitern kosmischen Entwicklung des Planetensystems. Hieraus wird, durch die mit allem Werden verbundene Bewegung des Rotirens zuerst die Form des Ringes, der sich weiter zur zweyfach rotirenden Sphäre entwickelt. Und so bestehet nach der Ansicht, welche der sechste Brief ausführt, der erste Schöpfungstag unserer Erde in einem Zustand derselben, worinnen dieselbe nur noch eine um sich selber und um die Sonne rollende Nebelsphäre war, gebildet aus gasig und dunstig sich differenzirendem Aether.

Im Fortgange des Bewegens und Werdens erzeugten sich aus dem Aether ungeheuere Wolken von dampfförmigen Metalloiden der Erden und Kalien und zugleich als polarischer Gegensatz die Gasarten der Atmosphärilien. Alsbald erfolgten aus dieser polarischen Spannung die elektrochemischen Entladungen und Verbindungen; der Zustand des dunstartig Flüssigen gieng in jenen des tropfbar Flüssigen über. So würde die Erde an ihrem zweyten Schöpfungstage etwa zu denken seyn als ein ungeheuerer Tropfen feurig geschmolzener Erden, umgeben von einer Atmosphäre gasiger Stoffe und wässeriger Dünste.

Ein dritter Hauptmoment der Bildungsgeschichte unsers Planeten würde jener seyn, während dessen aus dem tropfbar Flüssigen das Starre der Erde hervortrat, während anderes Dampfförmige zu Tropfbarflüssigem, zu Wasser wurde. Wie bey der Entstehung eines organischen Körpers, z. B. eines Thie-

res aus dem Flüssigen des Eyes zuerst die feste Gestaltung an der Oberfläche des Dotters beginnt, und wie dieselbe, von dort immer weiter schreitend das Flüssige immer mehr umschränkt, bis sie dieses zuletzt als Bildungselement in sich bewegt, so sollte, nach der Ansicht des Verf., für welche derselbe auch andere bestehende Verhältnisse der Sichtbarkeit, z. B. die des Saturnusringes als Zeugniß aufführt, auch das Festwerden der Masse unserer Erde zuerst an der Oberfläche derselben entstanden seyn, während das Innere noch fortwährend im feurig flüssigen Zustande blieb. Das Verhältniß des Saturnusringes giebt ihm Veranlassung die Dicke der wesentlich kieselhaltigen Schale des Erdkörpers oder des Urgranites auf etwa 170 Meilen oder auf beyläufig ein Fünftel des Halbmessers zu schätzen. Mit der Abkühlung und vollkommenen Erstarrung der durch ihre Verbindung mit dem Oxygen zu Erden u. s. w. gewordenen Metalloide begann auch gleichzeitig der tropfbar flüssige Niederschlag des mit dem Oxygen zum Wasserdampf gewordenen Hydrogens. Dieser Niederschlag sammelte sich in die Eintiefungen der Planetenschale und bildete hier das Urmeer.

So wie überall, im Reiche des Sichtbaren, der Typus des Theilgebildes den Typus des Ganzen zu wiederholen strebt welchem es angehört, so erzeugten sich auch in der zur Festigkeit übergehenden Gesammtrinde des Planeten eine Menge der Hohlkugeln und blasenartigen Aufwerfungen, an denen sich im Kleinen das wiederholte, was dort im Großen und Ganzen geschehen war. Wenn dann jene blasenartigen Aufwerfungen wieder in ihr Inneres zusammensanken, dann entstunden jene ringförmigen Umgränzungen mit eingesenkten, gewaltig vertieften Becken, die, jenen der Mondfläche ähnlich auch auf unserer Erde, hier jedoch mit Wasser gefüllt, gefunden werden.

(Schluß folgt.)

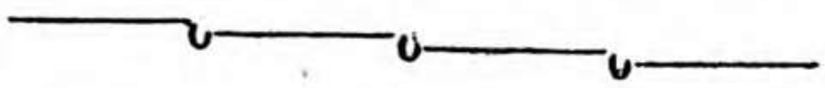
Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz.

(Schluß.)

„Eine Zeit eisiger Ruhe gieng demnach jener furchtbaren Umwälzung voraus, welche die Alpen aus dem Schooße der Erde hervorbrechen ließ. Wo früher Heerden plumper Elephanten die üppigen Wälder eines tropischen Klima's durchstreiften, ungestalte Flußpferde in den schlammigen Seen sich suhlten, Rudel schnellfüßiger Hirsche vor der Raubgier der vorweltlichen Löwen flohen, wo das Nashorn die von keines Menschen Hand gepflanzten Fluren niederstampfte und Hyänen die Leichen der Büffel und Rennthiere in ihre finstern Höhlen schleppten, um an faulendem Aase den gierigen Zahn zu weiden, da war die Ruhe des Todes eingetreten. Vernichtet war, was da lebte; erstickt durch die Eismassen die harmlosen Nager in ihren unterirdischen Höhlen; selbst der flüchtigen Fledermaus boten die Flügel keine Hoffnung des Entrinnens; ein kaltes Grab deckte ihre erstarrten Leiber. Kein Rauschen der Ströme, kein Säuseln der Blätter, kein Geschrey verfolgter Thiere mehr; — eine derbe Eismasse barg alle Töne unter ihrer vernichtenden Decke und nur die kalten Winde des Nordens schnoben über ihre Fläche und entführten in Wolken den feinen Staubschnee, welcher sich dort aufhäufte. Nicht mehr tauchte die Sonne ihr glänzendes Angesicht in die reinen Wellen des fluthenden Oceans, nicht mehr weckte ihr Anblick des Morgens die Bewohner der Wälder; eine öde Fläche nur warf ihre Strahlen zurück und kein Laut begrüßte sie, als der Donner der Spalten, welche sich unter ihrem erwärmenden Einfluße öffneten. Der Tod war eingekehrt mit seinen Schrecken in einer mächtigen Schöpfung, er hatte sie vernichtet mit einem Schlage seiner gewaltigen Hand, um ein neues Geschlecht erstehen zu lassen, damit das Werk gekrönt werde durch die Erschaffung des Geschöpfes, welches allein fähig seyn sollte, selbst dasjenige zu erschließen, was die Nacht der Vergangenheit dem andern für ewig verhüllte. Allein auch dieser Zustand hatte sein Ende. Das Innere der Erde fing an zu kochen unter seiner eisigen Decke, noch einmal erhoben sich die heißflüssigen Massen mit ungeheuerer Gewalt und unter der Eiskruste hervor brach die Kette unserer Centralalpen. — Die Eiskruste wurde, wie schon oben gesagt, wie die andern Gesteinsformationen mit in die Höhe gehoben und mit Felsen und Trümmern bedeckt; die Aenderung der klimatischen Verhältnisse der Schweiz durch diese Katastrophe mußte häufige Oscillationen und Schwankungen in der

Ausdehnung jener Eiskruste hervorbringen, die Bedingungen zur Firn- und Gletscherbildung waren da und es begannen und folgten sich alle Erscheinungen, die wir noch heute in den Gletscherregionen beobachten.

Der Verf. sucht nun einige Einwendungen gegen diese Theorie zu bekämpfen. Unter andern hat man gesagt, die Bodenneigung zwischen den Alpen und dem Jura sey zu gering, um einer solchen Eismasse eine ähnliche Bewegung wie die eines Gletschers mittheilen zu können. Der Verf. bemerkt, daß der Unteraargletscher auf eine Länge von 5 Stunden nur etwa 3000 Fuß Fall hat und daß sich, wenn man die Höhe des jetzigen Firnmeeres der Berneralpen, bis zu welchen die alten Felsschliffe in den Hochthälern sich mehrfach erheben, zu 10000 Fuß annimmt und die Höhe der Schliffe am Ufer des Vierlersee's zu 3000 Fuß, sich auf eine Linie von 20 Stunden Länge ein Fall von 7000 Fuß, mithin nicht ganz um die Hälfte geringer ergiebt, als der des Unteraargletschers. — Es werden noch andere Einwendungen von Mousson und von Buch besprochen und zum Schluße einige Betrachtungen über den allgemeinen Zusammenhang jener Eiszeit mit den Bildungsperioden der Erde angestellt. Der Verf. bekennt sich nicht zu einer allmähligen, sondern zu einer sprungweisen Temperaturabnahme der Erdrinde. — Wer die Natur von einem physiologischen Gesichtspunkte aus zu betrachten gewöhnt ist, sagt er, wird eher geneigt seyn, anzunehmen, die Temperatur der Erde habe sich auf einem gewissen Grad während der ganzen Dauer einer geologischen Epoche erhalten, sey dann plötzlich am Ende einer jeden Epoche bedeutend gesunken und habe dadurch den Untergang aller organischen Wesen bereitet; sie habe dann wieder zu Anfang der folgenden Periode zugenommen, wenn gleich zu einem geringeren Grade, als in der vorhergehenden, so daß man die Abnahme der Erdwärme durch folgende Linie ausdrücken könnte:



In solcher Weise habe sie sich vervollkommnet und dem jetzigen Stande der Dinge angenähert.

Es scheint uns hart genug, die Natur zu beschuldigen, daß sie eine Menge niederer Organismen schaffen und wieder vertilgen mußte, um ein höheres dergleichen Wesen zu Stande zu bringen, und daß uns diese Entwicklungstheorie den Gedanken aufdringt, alle begrabenen Thierschöpfungen der frühern Epochen als ihre ersten mißlungenen Versuche in dieser Art anzusehen; wenn aber die Natur wirklich einen solchen Gang sollte genommen haben, so möchten wir doch lieber zugestehen, daß sie allmählig gleichsam zur Einsicht gelangt sey, als daß sie plötzlich das Unvollkommene ihrer Machwerke erkennend diese vernichtet habe, um weiter zu arbeiten. Es scheint wenigstens so natürlicher. Doch dergleichen ist in dem Werke nur nebenher angedeutet und wir können Jedem, dem um das Studium der Gletscher zu thun ist, aus Ueberzeugung anrathen, dieses Werk vor allen übrigen aufmerksam zu durchgehen, da die direkten Beobachtungen darin mit der Theorie und ihren hypothetischen Zugaben nicht verwirrend gemengt, sondern wohl unterscheidbar in der gehörigen Form an einander gereiht sind.

Der Atlas enthält 32 Tafeln, wovon 18 sehr gut lithographirte und 14 Lineartafeln. Es sind darin die Gletscher der Schweizer-Alpen in ihrer mannigfaltigsten Lage und Gestalt mit den sie begleitenden Phänomenen abgebildet. Tafel 1. u. 2. giebt ein Panorama der Gletscher des Monte-Rosa, den östlichen Theil der Kette, Tafel 3 — 8. Abbildungen des Zermattgletschers, Tafel 9. und 10. Abbildungen des Vieschergletschers. Taf. 11. den Finnelengletscher. Taf. 12. den Aletschgletscher. Taf. 13. den St. Theodulgletscher. Taf. 14. den Unteraargletscher. Taf. 15. Abgerundete, polirte und gestreifte Kuppen oberhalb Handeck, Taf. 16. helle Platte bey Handeck. Taf. 17. polirte Felsen bey Landeron. Taf. 18. Fragmente polirter Felsen.

Druck und Papier sind sehr gut.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Zwölf Briefe über das Erdleben ꝛc.

(Schluß.)

Der siebente Brief weist deren mehrere nach, unter andern erkennt er nach Ritter in dem atlantischen Meere ein unregelmäßig kreisförmiges Binnenmeer der großen Landhalbkugel. Dergleichen gewaltige Naturvorgänge mußten öfters das Ganze erschüttern; unter immer neuen Stürmen, unter mannigfachen Verwerfungen und Berstungen des neuen Schmelzungen unterliegenden Urgranites entstunden lavenartig die Urporphyre, die neueren Granite und Quarzmassen; in Begleitung der millionfachen Entwicklung niederer thierischen Organismen erfolgten mächtige Kalkbildungen. Bey diesem Allen klärten sich jedoch die Atmosphäre und das Urgewässer allmählig so auf, daß jetzt auch die Strahlen der Sonne und der andern Gestirne zur Planetenfläche herabdringen und daß diese in unmittelbaren Wechselverkehr mit dem belebendem Einfluß des Sonnenlichtes treten konnte. Hiemit hatte die vierte Periode der Erdbildung ihr Ziel erreicht.

Von dem Momente an, in welchem die noch jugendliche Erde mit der zerreissenden Hülle ihrer durch mannigfache Bildungen getrübten Dunsthülle ans Licht der Sonne hervortrat, begann für sie eine neue höhere Stufe des Werdens, eben so wie für das Küchlein, wenn es aus der zerbrochenen Schale seines Eyes ausgeboren wird an das Licht des Tages. Tausende von lebenden Individuen fiengen an sich zu entwickeln, eine wunderbare, von der gegenwärtigen höchst verschiedene Welt der organischen Formen gieng hervor, nach langen, ungeheuern Stürmen war, als fünfte Periode der Entwicklungsgeschichte des Planeten eine, freylich nur noch vorübergehende Zeit der Ruhe eingetreten. Schon der jetzige Zustand der Dinge, nach welchem die ersten Perioden der Entwicklung durch ihren außerordentlich raschen Verlauf vor dem allmählig immer langsamer fortschreitenden Wachsthume der individuellen Gebilde sich auszeichnen, mag zu dem Schluß berechtigen: daß die Erde die früheren Perioden ihres Entstehens ungleich schneller durchlaufen habe als die späteren. Zur Bestimmung der Zeitdauer einer jeden, namentlich der vier ersten Perioden fehlt uns jeder feste Anhalt, nur für die fünfte könnte einen solchen die vermuthliche Lebensdauer der während ihrer Herrschaft hervorgegangenen organischen Wesen an die Hand geben.

Im Allgemeinen bemerkt bey dieser Gelegenheit der Verf. in Beziehung auch auf die große Verschiedenheit der organischen Gebilde einer fünften Erdperiode, sowohl von den Formen der jetzt lebenden Wesen als von einander selber, daß es sich hiebey eben so verhalte wie bey den Verschiedenheiten der Metamorphosenstufen der einzelnen Organismen. Je näher an ihrer Entstehung, desto auffallend verschiedenere Bildungsstufen durchlaufen dieselben und wie bereits erwähnt, desto kürzere Zeit brauchen sie zugleich, um sich von der einen auf die andere zu erheben, während die letzte, höchste in ihrer Erscheinung und allmähligen Entfaltung den beharrlichsten Bestand zeigt und dem wenigsten Wechsel unterworfen ist. Auch der langlebige Rabe muß, wie jeder Vogel, im Ey, die Metamorphosen hindurchgehen, auf deren früheren Stufen er einem Fische gleicht, welcher im flüssigen Elemente schwimmend durch Kiemen athmet und an dessen Leibe noch keine äußern Gliedmassen sichtbar sind. In wenig Tagen, ja zum Theil in wenig Stunden sind alle die Verwandlungen an ihm vorüber ge-

gangen, die er während der Zeit des mütterlichen Bebrütens zu erleiden hat, und welche, wenn man auf die ersten Anfänge der an der Dotterfläche entstehenden Gestaltung zurückgehen wollte, mit dem Typus des Strahlenthieres beginnen und auch im Ey mit dem Typus des durch Lungen athmenden Wirbelthieres enden. Jene Veränderungen, welche dann noch ferner, wenn der Vogel das Ey verließ, an ihm stattfinden: das Ueberwachsen des anfänglich nackten oder mit zartem Flaum bedeckten Körpers mit Federn, das Aufgehen der Augen, das Erstarken der Flügel und andern Gliedmassen gehen zwar auch anfänglich noch ziemlich rasch, aber im Vergleich mit den Metamorphosen am Embryo dennoch schon ungleich langsamer vor sich, und alle ihre Stufen sind sich so ähnlich, liegen sich so nahe, daß ihre Gränzen kaum noch erkennbar sind; die Lebensdauer aber des erwachsenen Raben übertrifft an Ausdehnung viele tausend Male die Dauer der Verwandlungsstufen am Embryo.

Während der fünften Erdperiode hatte denn längere Zeit hindurch eine eigenthümliche Welt von Pflanzen und Thieren die Erdoberfläche belebt und durch Ablagerung ihrer organischen Elemente (Residuen) dieselbe auf ruhige Weise vergrößert. Aber im Verlaufe dieser Periode mochte es geschehen, daß eines Theils ungeheuere Anschwellungen der geschmolzenen Massen im Innern des Planeten neue Auftreibungen und Erhebungen der festen Erdrinde bewirkten, wobey Trachyte, Basalte u. a. hervorbrachen, andern Theiles aber auch die Gewässer mit den aus der Tiefe kommenden und durch Zerstörung gegebenen, auflösbaren Stoffen überfüllt wurden, wodurch ein Anschwellen des Urgewässers und jene Niederschläge aus demselben entstunden, welche die fossilen Ueberreste der schon vorhandenen organischen Wesen unter ihren Ablagerungen begruben. Während dieser neuen, sechsten Entwicklungsperiode des Erdenlebens scheint das Einzelleben der organischen Wesen wieder größtentheils untergegangen zu seyn. Millionen der Meeresbewohner mußten durch die Entwicklung neuer metallischer Substanzen in ihren heimathlichen Fluthen sterben, oder durch die Erhebung des Grundes, auf welchem sie lebten, empor in eine luftige Region umkommen. In derselben Zeit aber, wo durch die von innen heraus wirkenden Kräfte Grabhügel der verstorbenen Seegeschöpfe aufgeführt wurden, und zum Theil als Folge hievon traten die Fluthen der Meeres- und Landgewässer über jene bis dahin trocken gelegene Erdstrecken, welche von einer vollkommneren Thier- und Pflanzenwelt bewohnt waren. Wälder so wie die Leichname der ertrunkenen Thiere wurden bey dieser Gelegenheit unter den Trümmerstrecken des aufgeschwemmten Landes verschüttet und verdeckt.

Diese stürmischen Ereignisse mögen freylich mit einzelnen Zeiten der Ruhe abgewechselt, sie mögen nicht auf einmal die ganze Erdoberfläche getroffen haben. Jedenfalls erscheint jedoch die vorletzte, sechste Weltperiode als eine solche, bey welcher die neuen Bildungen mehr die Gesammtmasse des Planeten, d. h. zunächst seine feste Schale angiengen, während das Einzelleben der organischen Wesen die ganze Schwere der zerstörenden Einflüße traf. Zugleich mag, in dieser Zeit der Erdbildung von neuem jene Veränderung der Atmosphäre durch Vermischung mit kometenartigem Nebel flattgefunden haben, welche während der drey ersten Perioden der planetarischen Entwicklungsgeschichte der vorherrschende Zustand derselben war; ein Zustand, welcher die unmittelbare belebende Einwirkung der Gestirne auf Wasser und Land unmöglich machte.

Die siebente, noch jetzt fortbestehende Bildungsperiode der Erde, erscheint, im Vergleich mit den sechs vorhergegangenen, welche so vielem stürmischem Wechsel unterlagen, als eine Periode der Ruhe und des Friedens. Eine neue Generation der Pflanzen- und Thierwelt athmete jetzt die wieder gereinigte Luft und freute sich des wieder ungehemmt herabstrahlenden Lichtes der Sonne; an der Spitze aller dieser Organismen trat der Mensch, als Inhaber aller Kräfte des gemeinsamen Lebens hervor und der Gipfel des irdischen Gestaltens war erstiegen.

Dieses sind die Grundzüge jener Theorie der Erdbildung, welche sich in den zwölf Briefen, vornämlich im sechsten und siebenten derselben aufgestellt findet. Die Leser dieser Blätter lernten bey mehreren Gelegenheiten eine andere Theorie der Erde, die des wissenschaftlich sicher gehenden, gründlich forschenden Chemikers und Mineralogen Fuchs kennen. Es möge hier genügen uns auf diese festste-

hende Grundlage des chemischen Theiles der neuesten Geologie zu berufen, namentlich in Beziehung auf die vorhin erwähnte Annahme, daß der Granit aus feuerflüssigem Zustande hervorgegangen oder ein Product der Schmelzung sey. Die Fuchsische Theorie, verglichen mit allen neueren wissenschaftlichen oder poetischen Schöpfungen dieser Art, trägt sowohl in der Consequenz ihres Inhaltes als in der Einfachheit ihrer Form ein Gepräge der wissenschaftlichen Wahrheit, das jenen Hypothesen abgeht, und sie hat hierbey noch andere, höher anzuschlagende Vorzüge für den jetzigen Standpunkt der Forschungen.

Nicht ohne besonderes Vergnügen liest man übrigens die Beschreibung, welche uns der Verfasser der Briefe über das Erdleben von den großartigsten Erscheinungen und Ereignissen giebt, durch welche sich ein lebendiges Bewegen, das durch die ganze Welt des Sichtbaren geht, kund giebt. Unter Hugi's, des meisterhaften Beschreibers und Kenners der Gletscher, Führung, begleitet er uns zu den Werkstätten des ewigen Eises auf den Höhen der Alpen, erinnert uns an jene geheimnißvollen Kräfte die hier im scheinbar Todtenstarren wirken, wenn der Gletscher, wie ein belebter Körper alles Fremdartige, das in seine Spalten hinabfiel oder welches tief in seine Eislagen vergraben wurde, z. B. Steingerölle oder Knochen der hier hinunter gestürzten Thiere nach einiger Zeit wieder aussondert und auf seine Oberfläche hinanwirft. Er führt uns zu den Werkstätten eines aus der Tiefe hervorglühenden Feuers: zu den Kratern der Vulkane, und macht uns hier aufmerksam auf die mannigfachen krystallinischen Gebilde, welche hervorgerufen werden durch den fortwährenden Einfluß, den die schon gestaltete, feste Masse der Erde gegen das Gestaltlose ausübt, welches dort im Zustand des Dampfes sie berührt. Von den Regionen der Erdpole, an denen sich die elektrische Spannung zwischen dem Luftkreis und der Erdfläche, gleich der elektrischen Strahlung im luftleeren Raume, in der Form der Nord- und Südlichter (als ein stilles Gewitter) entlädt, geleitet er uns zu den furchtbaren Orkanen und Ungewittern der heißen Zone, zugleich erinnert er uns hierbey an die mächtigen elektrischen Entladungen, welche ohne sichtbaren Blitz, wie die von Brydone beschriebenen aus dem festen Boden hervorbrechen, Menschen wie Thiere tödten, schwere Lastwägen umstürzen. Oder wie jene, welche, wie 1824 in einem See in Lucca ins Wasser sich entladen und hier die Fische tödten.

Die Beobachtungen, welche auf ein „Elementarfeuer" der Tiefe, auf eine fortwährende Ursache der Wärme im Innern der Erde hindeuten, sind dem Verfasser der Briefe Zeugnisse für einen mächtigen, galvanischen Naturproceß, der auf den Gegensatz zwischen den innern wie äußern Wandungen der festen, in mannichfache polarische Straten geschiedene Erdschale mit den feuerflüssigen Massen, die sie umschließt, nach einer Seite, so wie mit der Sonne, nach der andern, begründet ist, und welcher in den früheren Perioden der planetarischen Entwicklungsgeschichte, als die Thiere und Pflanzen der heißen Zone selbst in unseren kälteren Erdstrichen lebten, kräftiger sich äußerte als später. Das eigentlich Dynamische ist ihm überall das Anfängliche und Unwandelbarere, das Mechanische das Secundäre und Veränderliche, wie nach Greens, des erfahrensten Luftschiffers der neueren Zeit Beobachtung, die sich auf 275 von ihm gemachte ärostatische Reisen gründete, in einer Höhe von etwa 10000 Fuß unwandelbar jene Richtung des Luftstromes herrscht, welche auch die des rotirenden und um die Sonne sich bewegenden Planeten ist: jene von West nach Ost, während in der tieferen Region in gewissen Gegenden der Ostwind herrscht, anderwärts aber die verschiedensten Winde mit einander wechseln. Eine Beobachtung, welche sich auch bey dem Ausbruch des Casiguinavulkans in Nordamerika im Jahre 1835 bestätigte, wobey der in großer Höhe fortziehende Aschenregen um 7 Längengrade weiter nach Osten als nach Westen geführt wurde.

So weiß der Verfasser der Briefe über das Erdleben seinen Lesern bey jeder Gelegenheit aus dem reichen Schatze der eigenen wie der fremden Anschauungen und Beobachtungen angenehm Unterhaltendes so wie wissenschaftlich Bedeutendes mitzutheilen.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

A. Elektricität.

In diesem LIII. Bande der Annalen für Physik und Chemie steht, obschon nicht der Ordnung, doch der Wichtigkeit nach oben an die XVII. Reihe der Experimentalunterſuchungen über Elektricität von Hrn. Mich. Faraday. Der Zweck der in dieſer Reihe (S. 316 — 335, S. 479 — 498, S. 548 — 571) aufgezählten Arbeiten iſt kein anderer, als der, Alles zu ſammeln, was der chemiſchen Theorie zuſagen, und der Contacttheorie entgegen geſtellt werden kann. In der Meynung, daß chemiſche Kraft das Urſachliche des elektriſchen Stromes in der Volta'ſchen Kette iſt, war es für Hrn. F. von größter Wichtigkeit, durch gewöhnliche chemiſche Mittel innerhalb gewiſſer Gränzen eine Abänderung dieſer Kraft zu bewirken, ohne in dem Contact der Metalle oder ſelbſt in anderen Contacten in der Kette eine Störung herbeyzuführen.

In dieſer Hinſicht erweiterte er die ſchon von De la Rive gegebene Erfahrung, daß die Verſtärkung der Wirkung eines Metallpaares bey Eintauchung in eine heiße ſtatt kalte Feuchtigkeit zum großen Theil von der Erhöhung der chemiſchen Verwandtſchaft zu dem angegriffenen Metall abhängt, dadurch, daß er nur Ein Metall und Eine Flüſſigkeit gebrauchte, die chemiſche Kraft aber an einem der Contacte durch Wirkung der Wärme erhöhte. Wenn ein ſolcher Unterſchied einen Strom in ſolchen Ketten erregte, welche für ſich keinen Thermoſtrom geben, ſo ſchien es wahrſcheinlich, daß der Effect als Reſultat einer rein chemiſchen Kraft angeſehen werden konnte.

Bey dieſen Verſuchen ſind aber ſehr viele Vorſichtsmaßregeln nothwendig, welche Hr. F. aufzählt und zu vermeiden lehrt, und dann zu der nothwendigen vorläufigen Aufgabe übergeht, zu unterſuchen nämlich, ob Elektrolyte und Metalle einen wahren Thermoſtrom erzeugen, der die durch die Wärme hervorgegangene elektro-chemiſche Wirkung ſtören könne. Zu dieſem Zwecke unterſuchte er mehrere Flüſſigkeiten, und fand, daß ſtarke Aetzkalilöſung diejenige Subſtanz iſt, welche die wahrſcheinlichſte Anzeige von einem Thermoſtrom liefert, obſchon auch bey ihr die Ablenkung nur 5°, und bey Verdünnung gar nur 1° beträgt.

Hierauf unterſuchte Hr. F. wie ſich verſchiedene einzelne Metalle in verſchiedenen einzelnen Flüſſigkeiten, die an einem Ende warm gemacht werden, verhalten, und glaubt in den Reſultaten die ſtärkſten Beweiſe dafür zu erblicken, daß der elektriſche Strom in Volta'ſchen Ketten von der chemiſchen Wirkung der dieſe Ketten zuſammenſetzenden Körper abhängt, indem ihm dieſe Reſultate vollkommen mit dem bekannten Einfluß der Wärme auf die chemiſche Action überein zu kommen ſcheinen, und er „nicht einſehen kann, wie die Contacttheorie ſie erklären könne, es ſey denn, ſie mache neue Vorausſetzungen zu denen, aus welchen ſie bereits beſteht," dagegen betrachtet er die mit der Wärme erhaltenen Reſultate als ſtrenge Beſtätigungen der chemiſchen Theorie.

Von dieſen Verſuchen gieng Hr. F. über zu der Unterſuchung, wie Wärme im Stande iſt, die gegenſeitigen Beziehungen zweyer Metalle abzuändern, oder ſelbſt umzukehren, und erhielt daraus die Anzeige, daß in vielen Fällen durch Abänderung der chemiſchen Verwandtſchaften zweyer Metalle ein jedes nach Belieben poſitiv werden könne, obſchon die gegenſeitige Berührung derſelben gänzlich unverändert bleibt.

Bekanntlich wird durch die Veränderung des Verhältniſſes des anweſenden Waſſers auf die chemiſche Verwandtſchaft der Metalle und Säuren verſchiedenartig gewirkt. Daher unterſuchte Hr. F. auch die Reſultate, welche daraus für ſeine Aufgabe hervorgiengen, welche ihm alle mit der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der chemiſchen Action, aber keineswegs mit der Einfachheit, die eine Contactkraft haben müßte, verträglich ſcheinen, und „es erhellt demnach, ſagt er, daß die Theorie der elektromotoriſchen Contactkraft, wenn ſie auf Thatſachen angewendet werden ſoll, ſich nach jeder Aenderung der chemiſchen Action biegen und ſchmiegen müſſe. . . . . indem in Ketten mit Salpeterſäure durch Verdünnung Silber, Kupfer, Eiſen, Bley und Zinn poſitiv oder negativ gegen die andern werden, und die Ordnung dieſer fünf Metalle bloß durch Verdünnung auf hundertfältige Weiſe verändert werden kann . . . . und nach der chemiſchen Theorie ſich erwarten läßt, daß jeder Umſtand, der die Flüſſigkeit zum kräftigeren chemiſchen Agens und beſſern Elektrolyten macht, die Entſtehung eines beſtimmten Stromes begünſtiget."

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. Friedrich Albert von Langenn. Erster Theil mit Moritz Bildniß; Leipzig im Verlag der Hinrichschen Buchhandlung 1841. zu VIII. und 597 in gr. 8. Zweyter Theil, mit Christophs von Carlowitz Bildniß: 1841. zu XVI. u. 399 S.

In einem kurzen Vorworte giebt der Verf. Rechenschaft über die von ihm, unter vielseitiger Bereitwilligkeit der Archivsvorstände, selbst zu Königsberg und London, — benützten handschriftlichen Quellen; das Meiste ist aber wohl dem Dresdner Staatsarchive entnommen.

Der erste Band enthält („unter Voraussendung sehr prägnanter einleitender Andeutungen") in IX Hauptstücken

„Die Lebensgeschichte des Churfürsten, mit Ausnahme seines Wirkens im Innern des Landes. Diese innere Regierungsthätigkeit ist hier (im I. Band) nur angedeutet, ausgeführt als zehntes Hauptstück wird sie in Verbindung mit den Abdrücken der wichtigsten Archivsnotizen den zweyten Band bilden."

Wie jedes andere historische Werk von höherer Bedeutung, so läßt sich auch das vorliegende als ein zweyfaches betrachten, nämlich in Ansehung seiner Construirung, und in Beziehung auf seine historische Autorität.

In ersterer Hinsicht ist es ohne Zweifel ein Kunstwerk, welches als wahrer Gewinn für diesen formellen Theil der Historiographie empfohlen werden kann. Die Eigenthümlichkeit des Styls, welcher schon durch die Einwebung des Urkundenlautes ein besonderes Gepräge an sich trägt, die bündige Schreibart, das Bedeutungsvolle in Ausdruck und Wendung, das öfter mehr errathen läßt, als es buchstäblich aussagt; die Anschauungsweise, in der scheinbar öfter eine Verneinung vermuthet werden möchte, worin aber im Grunde eine bestimmte Bejahung erkannt werden muß; diese und ähnliche Eigenschaften des Buches, welche nicht eben auf der Oberfläche liegen, werden aufmerksame Leser von selbst wahrnehmen. Es ist übrigens auch Geschmacksache, sich über manche dieser Formen zu verständigen.

Was hingegen die zweyte Kategorie des Buches anbelangt: so weht hierin auch ein eigener Genius, den hochstrebenden Charakter des Helden, dessen Leben und Wirken hier erzählt wird, plastisch hervorzustellen. Die vorwaltende Subjectivität des Verf. in der Motivirung der Denk- und Handlungsweise des Herzogs Moritz, und in der Entwicklung der Katastrophen, die jenem Zeitraume angehören, ist nicht zu verkennen. Insofern aber auch hier, nach andern Quellen und Gewährsmännern, die historische Autorität noch einer weitern Würdigung fähig ist: dürfen wir sie als vom Verf. wohl vorausgesetzt auch vom Leser nicht mit Bedacht umgangen sehen wollen. Denn nur dieser Weg führt sicher zum Ziele, zur wahren geschichtlichen Pragmatik.

Der ganzen Einleitung von 47 Seiten dient eine ausgewählte und vielseitige protestantische Literatur zur Unterlage; während von den Katholiken, abgesehen von auswärtigen Autoritäten, wie z. B. Bossuet ꝛc. ausser Wessenberg, kaum ein anderer, der über die Gründung der christlichen Kirche, und über die Reformation in ihrer religiösen und

politischen Tendenz, mit Anerkennung geschrieben hat, genannt ist.

Entheben wir aber jetzt dem Buche selbst als Belege seiner Darstellungsweise einen der wichtigsten Momente:

„Um die Zeit, da Karl in kräftiger Jugend, geschmückt mit hoher Majestät, umgeben von dem Glanze des Reichs in Worms auf dem Reichstage sich befand, ward in dem Meißner Lande, auf den trüben Höhen des Erzgebirges der Fürst geboren, der kaum ein Vierteljahrhundert später in die große Angelegenheit, welche jetzt in Worms verhandelt ward, wie in das Geschick Carls V. eingreifen sollte, es war Moritz von Sachsen!

S. 56. I. Hauptst. Moritz's Jugendzeit.

„Früh wurden von H. Georg (seinem Oheim) die geistigen Anlagen, welche Moritz im ausgezeichneten Grade besaß, erkannt; aber auch Moritz mochte mit dem für eigene Vorzüge oft nur zu früh geschärften Blicke aufgeweckter Kinder und Jünglinge den Abstand gewahrt haben, der zu seinen Gunsten zwischen ihm und seinen Vettern Johann und Friedrich, den Söhnen Georgs — statt fand ꝛc.“

Moritzens Plane wegen des Hochstiftes. Seite 125.

„Moritz eröffnete den auf dem Tage (1541 in Sachsen) anwesenden Ständen, es werde mit Austheilung der geistlichen Güter übel umgegangen, und dergestalt weder Gott noch Menschen damit gedient. Die hierauf vorgeschlagenen Maaßregeln zeugen von richtiger Würdigung der Sache, und von klarer Ansicht in dem Wesen der Verwaltung.“

S. 133. „Moritz, wie aus mancher späteren Aeußerung zu schließen, hatte ebenfalls die Stifter im Auge, wenn auch nebenbey wohl nicht ohne starke Rücksicht für seine Eigenschaft als Landesherr, denn bey den kirchlichen Bewegungen jener Zeit war ihm das weltliche Interesse nicht fremd.“

S. 159. 179 u. f. w., treten Moritz Plane auf die Hochstifter immer deutlicher hervor: es galt den Schutz und die Pfandschaft von Magdeburg, und Halberstadt; — und der bey dem Kaiser zu bewirkenden erb- und eigenthümlichen Verschreibung der Stifter Meissen und Merseburg. Das durch den Tod des Bischofs erledigte Stift Naumburg hatte bereits der Superintendent Amsberg, und dieser die Weihe durch Luther erhalten, nachdem der größere Theil der Stiftsrenten zu andern Zwecken eingezogen worden war.

Das III. Hauptstück enthält Reichstagsverhandlungen zu Worms und Regensburg. Das IV. H. Moritzens Thätigkeit in Sachen des Kaisers, und der schmalkalder Verbündeten. Haltung Moritzens hiebey zu den verschiedenen Parteyen. Das V. Hauptstück zeigt die Wendung des Krieges nach Sachsen, dessen Entscheidung und Folgen. Im VI. H. wird Philipps von Hessen Gefangenschaft erzählt, Moritz mit der Chur und dem Land seines vertriebenen Vetters Joh. Friedrich belehnt. Das vielbesprochene Interim. Frankreichs Handeln gegen Carl V., Moritzens Räthe in Augsburg; wo i. J. 1550 der Kaiser ihn selbst so sehnlich und in einer so versöhnlichen Stimmung, um die kirchliche Einheit und damit die Deutschlands — herzustellen, — vergebens erwartet hatte. *)

In dem VI. Hauptstücke, der Erzählung von der Erfüllung des schmerzlichen Schicksals des Landgrafen Philipp von Hessen (Moritzens Schwiegervater) verbreitet sich der Verf. weitläufig und mit absichtlicher Beharrlichkeit gegen Carl und seine Minister über einen Vorgang, der erst später durch eine gehässige Sage entstellt worden ist. Der Kaiser hätte den beyden für Philipp vermittelnden Churfürsten, Joachim von Brandenburg und Moritz unter andern zugestanden, daß dem Landgrafen solche Ergebung weder zu Leibstraf, noch zu einigem Gefängniß reichen soll (S. 358.) Das einig hätten nun des Kaisers Minister in der Schrift in ewig verkehrt; Philipp sey auch wirklich in die Gefangenschaft abgeführt worden. Wie es der ungetrübte Verlauf der Geschichte entnehmen läßt: so konnte und wollte der Kaiser nie anders, als so, wie geschehen, gegen den Landgrafen sich aussprechen und verfahren. Zunächst ist es nun eine der trüb-

*) Bey der Erzählung von dem Interim, dem Concilium zu Trient ꝛc. scheint der Verf. die so reiche katholische und süddeutsche Literatur ganz übergangen zu haben. Nur S. 145 beruft Hr. Langenn sich auf Stumpf, sonst wird in Betreff der katholischen Geschichtschreiber ein tiefes Schweigen festgehalten.

sten historischen Quellen, worauf sich bey dieser seiner Erzählung Herr Langenn beruft: es ist der Franzose Rabelais. Und eben auch aus diesem Vorgange hatte bereits K. A. Menzel Bd. IV. S. VI. Anlaß genommen, nachzuweisen, „wie einer der größten und wohlmeinendsten deutschen Kaiser gegen ausländische, von den Feinden der Nation ersonnene Verläumdungen gerechtfertigt werden, — wie man sich hiebey aber auch gefaßt halten müßte,

„das, was man actenmäßig als freche Erfindung dargethan hat, (wie die von den Franzosen ausgebrachte den betheiligten Zeitgenossen aber selbst unbekannt gewesene Mähre von dem Betruge, den Kaiser Carl dem Landgrafen Philpp ꝛc. gespielt haben soll, nächstens in neuen, mit Dank und vielstimmigem Lobe begrüßten Geschichtbüchern als ausgemachte Wahrheit abermals vorgeführt zu finden, um in deutschen Lehrbüchern und Hörsälen noch viele Jahrzehende hindurch wiederzuhallen.“

Herr v. Langenn erzählt und behauptet dagegen, in seltsamer Ereiferung seine Ansicht motivirend:

S. 358. „So wie diese Punctation lautete, war sie aber keineswegs beendet, vielmehr geschah hier der merkwürdige, Carls Minister brandmarkende, den Kaiser selbst jedenfalls darum zweydeutig und unedel darstellende Betrug ꝛc.“ Dann S. 362. In einem zwanzig Jahre später gedruckten Liede heißt es gewiß nicht ohne Deutung auf den Bischof von Arras, (Carl's V. Rathgeber,) „ein schelmisch Pfaff, verkehret einig, verändert es, und machet ewig.“ Nie war Carl V. kleiner, als damals, wo er hätte groß seyn können, und sollen.“

„Der Staatsstreich gegen Philipp von Hessen stand seitdem als Warnungszeichen vielfach den deutschen Fürsten vor Augen, er untergrub Carls Glück.“

Aber — und noch einmal; — „Diese vielbesprochene Begebenheit, (die Gefangenschaft des L. Philipp von Hessen, nämlich,) kann hiemit für ganz aufgehellet betrachtet werden,“ — sagt auch F. B. von Buchholz in seiner „Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten, im VI. Bde. 1835 S. 76, überhaupt einer der historischen Gewährsmänner, der dem Hrn. v. Langenn zwar nicht unbekannt geblieben, der aber öfter von einer andern quellengemäßen Anschauungs- und Darstellungsweise ausgeht, und daher jenem gegenüber, stets zur Hand gehalten werden muß.

In seinem Eifer fährt der Verf. S. 364 fort:

„So wurden zwey Reichsfürsten erniedrigt; die Sache der Reformation schien verloren, die deutsche Reichsfreyheit höchlich gefährdet. Johann Friedrich hatte noch zuletzt den Ruhm ritterlicher Gegenwehr erworben; und als ihm die Mühlberger Schlacht das Schwert entrang, stand er mannhaft da durch seine Duldung. Der kräftige Philipp erscheint zuweilen weniger ritterlich in jenen Augenblicken, als sonst in seinem Leben.“ (Am wenigsten wohl damals, als er die Gebeine der hl. Elisabeth, seiner Ahnfrau, aus der Gruft zu Marburg auf die Strasse werfen ließ! — S. den I. Bd. dieser Bl. 1835. p. 217 ꝛc.) „Aber auf die Trümmer, in welche der Bestand der evangelischen Lehre und die Selbstständigkeit deutschen Wesens zu zerfallen schien, trat durch die so antreibende, wie ermöglichende Verkettung der Dinge der Mann, der beydes rettete: es war der sächsische Moritz.“

„So, wie sich der Kaiser in Moritz verrechnete; eben so bedachte er nicht die ihm widrige Meinnng im Volke, welche durch jene schnöde Behandlung der beyden Häupter des schmalkaldischen Bundes hervorgerufen werden mußte! Carl, der die wilden spanischen, und andere fremde Völker ins Reich führte, mochte dem deutschen Volke, vollends nach den letzten Vorgängen, nicht wie ein ihm angehörendes Haupt gelten, sondern wie eine nicht vaterländische Macht.“

Dieses, die Herbeyführung spanischer Kriegsvölker nach Deutschland, und ihre daselbst verübten Bestialitäten, wovon man auch noch in Bayern, in Freundesland, zu erzählen weiß, schadeten der Autorität des Reichsoberhaupts allerdings sehr.*) Hatte aber anderseits, bey Verweigerung der Hülfe gegen die Türken, nicht auch der Islam mit allen seinen Gräueln, über Deutschland hereinzubrechen gedroht? Die Wahl war schwer; und die Berechnung ihrer Folgen beyderseits über allen menschlichen Calcul, auch einer der beliebtesten Hebel in der modernen Staatsklugheit, hinaus.

*) Die im Gefolge der Spanier an der Donau, am Inn, und an der Salzach, ausgebrochenen Seuchen, „die regierenden sterbenden Läufe“ bemüssigten da zu strengen und weitläufigen Medicinal-Verordnungen, wie sie in unsern Tagen kaum gegen die Cholera statt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Schon Davy, und nach ihm De la Rive haben gezeigt, daß die Behauptung, alle Metalle stehen in einer gewissen constanten elektrischen Reihe, keineswegs mehr angenommen werden könne. Hr. F. liefert hier die Reihenfolge von zehn Metallen in sieben verschiedenen Lösungen, woraus sichtbar wird, daß diese Reihefolge in jeder Flüssigkeit eine andere ist, und daher, wie schon Hr. De la Rive gesagt hat, jede Reihefolge der Metalle nur für die angewandte erregende Flüssigkeit construirt werden soll, und keine allgemeine Regel vorhanden ist. Aber einfach, meynt Hr. F., repräsentirt die chemische Theorie auch diese Thatsachen, während die Contacttheorie sich in der ungewöhnlichsten Weise schmiegen muß, und dennoch nie einen Fall zeigen kann, wo durch Contact allein, d. h. ohne chemische Action ein Strom erzeugt wird.

Um jede Stütze der chemischen Theorie aufzufinden, sammelt Hr. F. noch eine große Anzahl von Fällen, in welchen elektrische Ströme rein durch chemische Action entstehen, indem er Combinationen angiebt, in welchen elektrische Ströme ohne allen Metallcontact entstehen, welches ihn zu allgemeinen Betrachtungen über die Hinlänglichkeit der chemischen Action führt, indem er als erwiesen voraussetzt, daß jede chemische Action Elektricität entwickelt, und sich nachweisen läßt, daß a) da, wo chemische Action vorhanden ist, aber vermindert oder aufgehoben wird, auch der elektrische Strom geschwächt oder vermindert wird, b) wenn die chemische Wirkung sich umkehrt, dieß auch der Strom thut, c) wo keine chemische Action, auch kein Strom erzeugt wird, d) wenn die chemische Action, welche einen Strom in der einen Richtung erzeugt hat, oder erzeugen konnte, umgekehrt oder vernichtet wird, auch der Strom umgekehrt oder vernichtet wird, und schließt daraus, daß es unter solchen Umständen sehr unphilosophisch seyn würde, in Fällen, wo chemische Action und Contact vereiniget sind, die Wirkung lediglich dem Contact oder irgend etwas Anderem als chemischer Kraft zuzuschreiben.

Wenn sich die Anhänger der Contacttheorie als Beweis der elektromotorischen Kraft des Contactes auf die Erscheinungen der Thermo-Elektricität berufen, so treten ihnen nach Hrn. F.'s Meynung eine Menge Widersprüche entgegen, die durchaus keinen aus der Thermo-Elektricität ableitbaren Beweis für die Contactbildung übrig lassen, da die Seebeckische Kette keine Beziehung zur Volta'schen hat, und deßwegen auch den Anhängern der chemischen Theorie nicht zugemuthet werden kann, die Erscheinungen der Thermo-Elektricität zu erklären.

Nachdem Hr. F. auf diese Weise thatsachliche Gründe für die chemische und gegen die Contacttheorie aufgeführt hat, bemüht er sich am Ende noch, aus „philosophischen" Gründen darzuthun, daß die Contacttheorie ein Unding ist, und meynt, daß „wenn es sich anders verhielte, die Gleichheit von Ursache und Wirkung geläugnet werden müsse, dann das Perpetuum mobile möglich seyn, und es gar nicht schwer ha ten würde, auf den ersten gegebenen Fall eines allein durch Contact erzeugten elektrischen Stromes eine elektromagnetische Vorrichtung zu construiren, welche dem Principe nach unaufhörlich mechanische Effecte hervorbrächte."

2. Ganz entgegengesetzter Ansicht ist (S. 336 — 343) Hr. M. H. Jacobi, welcher bey Gelegenheit einiger Bemerkungen, welche er gegen eine Aeußerung des Hrn. Bequerel (Bd L.) über die Vergleichung der Wirkung einer Kupfer-Zink- und einer Platin-Zink-Kette gemacht hat, als wohl erwiesene Thatsachen aufstellen zu dürfen glaubt, daß a) ein Volta'scher Strom nur durch Contact heterogener Metalle, oder überhaupt heterogener Substanzen existire, b) aber homogene Metalle nur solche sind, welche in eine und dieselbe Flüssigkeit getaucht keinen von einem empfindlichen Galvanometer angezeigten Strom geben, c) obschon sie durch die geringste Veränderung ihrer Oberfläche heterogen werden. d) Es läßt sich aber eine gewisse (obschon bis jetzt nicht fixirte) Beziehung der Leitungsfähigkeit der Flüssigkeit und ihrer chemischen Beschaffenheit nicht läugnen, indem e) aus vielen Thatsachen hervorzugehen scheint, daß die chemische Action den Uebergangswiderstand vermindert. Aber dieser Einfluß der chemischen Action ist nur secundär, und durch die meisten Thatsachen ist man gezwungen zu sagen, „daß der Volta'sche Strom da ist, nicht weil, sondern obschon eine chemische Wirkung stattfindet. In der geschlossenen Säule geschehen die elektrolytischen, thermischen und elektromagnetischen Wirkungen zu gleicher Zeit, mit gleichem Recht und in gleichem Verhältniß. . . . . Die Zukunft wird vielleicht lehren, daß die durch den Contact erzeugte und unterhaltene Kraft eine eben so constante Größe ist, als die lebendige Kraft eines in Bewegung begriffenen Systemes von materiellen Punkten."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.

(Fortsetzung.)

S. 389. Das Interim. So gewiß es ist, daß Carl bey Festsetzung des Interims die redlichsten Absichten hatte, so wenig kann widersprochen werden, daß damit beyde Parteyen: Katholiken und Protestanten, und zumeist der Papst, unzufrieden waren.

Das VII. Hauptstück handelt von dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1550.

Beziehungen zu Frankreich. Die historische Unparteylichkeit erfordert, daß hier an die schon zwanzig Jahre früher von deutschen Fürsten zu Frankreich gekehrten Gesinnungen und Berufungen erinnert werde. *)

S. 478, 479:

„Es beginnt hiemit in der Geschichte des Churfürsten Moritz jene ekelerregende, nur durch die äußerste Noth zu erklärende Verhandlung mit Frankreich, welches die heiligen Worte: Vaterland, Freyheit und Recht — als ein leeres Geschmück brauchte; Moritz und seine Freunde waren zu klug, um für jene höchsten Güter in Paris und Fontainebleau damals ein fühlendes Herz zu suchen. Der König ward ersucht, zu diesem schweren Werke der Abwehr mit beyzutragen. Eine Hülfe von monatlich nicht unter 100,000 Kronen ward in Vorschlag gebracht; ebenso der Angriff auf den Kaiser von Seiten Frankreichs, und dafür mußte Reifenberg dem König Heinrich II. die wichtigsten Hoffnungen machen. Dieß war der Punkt, den kein Deutscher ohne bittern Schmerz erzählen mag.“

S. 486:

„So war denn mit dem Vertrag zu Friedewalde jener wichtige Schritt bis auf die nicht zu bezweifelnde Genehmhaltung des Königs von Frankreich geschehen und er ist mit Recht ein verzweifeltes Mittel genannt worden, welches die verzweifelte Lage nicht mehr habe scheuen lassen. Alles dieß aber entnimmt Moritz nicht dem harten Vorwurfe, daß er und die übrigen Fürsten den heiligen Boden des Vaterlandes französischer Begehrniß preisgegeben, daß er, wenn er auch an die edelsten Güter, einen Werth verwenden half, über den keiner der den Vertrag schließenden Fürsten verfügen durfte. Diese Schuld trägt auch Moritz, keine Geschichte kann ihn davon freysprechen, so wie sie ihn nicht verantwortlich machen wird für Alles, was von Frankreich aus in der folgenden Zeit geschah, ermöglicht durch grobe Mißachtung alles Rechtes von französischer Seite und durch ärgerliche Schwäche und Unwehrhaftigkeit des Reiches. Gleichwohl ists natürlich, daß bis auf diesen Tag auch an Moritz nicht ohne Bitterkeit gedacht wird, wenn man sich erinnert, (hört!) daß der Münster Straßburgs, Erwins von Steinbach großes Baudenkmal, auf nicht mehr deutschem Boden stehet, und wenn man in den damaligen Verträgen auch zu diesem Verluste den ersten bösen Keim findet.“

Wenig bekannt ist, was der Verf. zum Schlusse erzählt:

„Noch immer erwartete der Kaiser zu Innsbruck Churfürst Moritzens Ankunft am kaiserlichen Hof. — Er, (Moritz) ließ eine Wohnung in Innsbruck besorgen, trat zum Schein auch diese Reise an. — Ehe

*) Statt vieler anderer Nachweisungen wird hier wieder die Hindeutung auf F. B. Bucholtz's Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten, IV. Bd. genügen. Hierin ist der vierte Abschnitt überschrieben: „Politische Fürstenparteyung gegen König Ferdinand, vornämlich von Sachsen, Bayern und Hessen, und Herstellung des Friedens durch die Verträge von Cadan und Linz.“ Die damals zu Kloster Scheyern mit den Gesandten Frankreichs stattgehabten Verhandlungen, und bewirkten Subsidien, (ratificirt den 2. July 1532) sind hier bey Bucholtz IV. Bd. S. 164. umständlich beschrieben.

ein halbes Jahr vergieng, stand er allerdings vor Innsbruck, *) aber mit Trompetenschall und fliegenden Fahnen; da erwartete ihn Carl nicht mehr.“

*) Die Fürsten des bayerischen Kreises ahneten dennoch bald die nahende Gefahr, und deckten ihre Gränzen mit zahlreicher Mannschaft. Insbesondere vertraute der Fürsterzbischof von Salzburg die oberste Huth über seine Festungen und Alpenpässe demselben Michael Gruber von Bramberg, der, sieben und zwanzig Jahre früher, als Feldhauptmann den rebellirenden Bauern aus Pinzgau und Pongau, dem steyerischen Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein jene vielbesprochene Niederlage bey Schladming beygebracht, dann den Fürsterzbischof in seiner Festung Hohensalzburg belagert, nach dem Frieden aber bey ihm Dienste genommen hatte. Wie lange, und selbst durch sonst vielbeachtete Autorität historische Verunglimpfungen fortgeschleppt werden können: davon ist, wie wir es schon einmal bemerkt haben, auch Gruber ein Beyspiel. Dieser angebliche „Unmensch“ soll, nach Erzählung salzburgischer, bayerischer und österreichischer Schriftsteller, nachdem er im Ueberfalle bey Schladming den Landeshauptmann von Dietrichstein mit all' seinen Heerhaufen gefangen genommen, 32 Edelleute, und einige tausend Mann kaltblütig haben abschlachten lassen. Diese Mähre wiederholt sogar noch ein Friedr. v. Bucholtz in seinem II. Bd. S. 205; während es Thatsache ist, daß sich Gruber um die Gefangenen sehr edelmüthig angenommen, und den erbitterten Bauern zur Sühne nur einige gefangene „Böhmen und Husaren,“ welche sich gegen das Landvolk ganz besonders grausam bewiesen, hat enthaupten lassen. Die völlige Aufklärung hierüber und die unumstößlichen, actenmäßigen Belege haben wir im historischen Taschenbuche: Die Tauern und das Gasteinerthal, München, 1829; und im III. Bde. unserer Beyträge zur deutschen Länder-; Völker-, Sitten- und Staatenkunde, München 1833; und hier in der Erörterung: „Zur Elementar- und politischen Geschichte der Glaubensspaltungen, der Bauernaufstände, der Adelskämpfe ꝛc. in Süddeutschland S. 240 — 368 geliefert. Es ist uns völlig unbegreiflich, wie einem Friedr. v. Bucholtz der an der Quelle saß, unter andern der höchstmerkwürdige von uns zum erstenmal veröffentlichte Bericht des Landeshauptmanns v. Dietrichstein an Erzherzog Ferdinand zu Oesterreich entgehen konnte. Ein Grund zur Verheimlichung läßt sich hier nicht denken: nur wieder ein zufälliges Vermissen des Actenstückes in den österreichischen Archiven.

S. 503 VIII. Hauptstück: „Zug Moritz's und der verbündeten Fürsten gegen den Kaiser ꝛc.“

S. 521. Churf. Moritz mit König Ferdinand zu Linz in hoffnungsvollen Besprechungen.

„Der wilde Albrecht von (Brandenburg) Culmbach plünderte und verheerte (indessen) das Gebiet der (dem Kaiser treu gebliebenen) Stadt Ulm, (wie er später mit Raub und Brand gegen die fränkischen Bischöfe und Prälaten zog). *) Schon begann das vernichtende Element in dem Leben Moritzens sich zu zeigen.“

(Gleich jenem Herzog Philipp von Kärnthen im Leben König Otokars von Böhmen, von welchem früher in diesen Blättern, Bd. XII. Nr. 106 ꝛc. die Rede war.)

S. 546. IX. Hauptstück. Moritzens Zug gegen die Türken: — dann gegen Albrecht von Brandenburg ꝛc. Welch ein Verhängniß! Dieser Albrecht von Brandenburg, dieser ehemalige Bundesgenosse des Churfürsten Moritz und seiner Confessionsgenossen, dann Frankreichs; dann der des Kaisers — : eben er brachte Moritz den Tod.

S. 590. „So starb Moritz in der Blüthe des Lebens. Kaum hatte er das zwey und dreyßigste Lebensjahr zurückgelegt. Auch die Prinzen Philipp und Victor von Braunschweig, und Friedrich von Lüneburg waren gefallen. S. 592. Auch Johann Friedrich war erschüttert von dem Falle dessen, den er nicht lieben konnte.“

S. 593. „Der Markgraf aber, (Albrecht), faßte neuen Muth, als er den Tod des Churfürsten erfuhr: „Jedermann, so schrieb der Culmbacher, ist lustig und freudig, sich zu rächen, dieweil die Herren todt sind.“ „Auch fehlte es nicht an Fürsten und Edlen, die den Stegreifrittern der rohesten Zeit gleich, dem Friedenstörer zueilten, als Moritz gefallen war, weil sie sich vorher vor ihm gefürchtet.“

„Was er geleistet durch Geist und Schwert, wie er die Zeit gefaßt, in der er lebte, was das Reich deutscher Nation an ihm verloren, und wie er die Sache der Reformation betrachtet; davon geben die Jahre seiner Wirksamkeit Zeugniß. Moritz ist dem Protestantismus und der deutschen Selbstständigkeit zum Retter und Erhalter geworden.“ (Noch einmal: ob Moritz für Kaiser und Reich, und für die deutsche Kirche nicht noch weit mehr hätte werden können?!)

*) „Um sie sauber auszuscheeren“ wie er schrieb.

Dahin haben seine sich merkwürdig bildenden, schnell sich fortkettenden Schicksale geführt. Das Ende des zwey und dreyßigjährigen Fürsten aus dem Stamme der Wettiner war für sein besonderes Vaterland bejammernswerth, für seine Freunde trauervoll, und selbst für die ihm nicht näher Angehörenden und Fremden keineswegs ohne sorgliches Bedenken."

Das nach einem Gemälde des Lucas Kranach im Stahlstich gefertigte Brustbild des Churfürsten dem Buche vorangesetzt, ist eine wahre Zierde desselben.

Der zweyte Theil dieser bisher aus ihren eigenen Elementen umständlicher vorgeführten Darstellung begreift nur ein Hauptstück, das X. Dieses gewichtige Hauptstück verbreitet sich über die Regierungsthätigkeit des Churfürsten Moritz, mit der Unterabtheilung nach den Hauptgegenständen seines Wirkens als Landesregent; deren hier fünf aufgezählt werden. Sie sind: A) Stellung des Regenten und die staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes zur Zeit Churfürst Moritzens, und durch ihn. B) Regierung des Landes. C) Heer- und Kriegswesen. D) Kirchliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst. E) Hofwesen und Fürstenleben. — Hierauf folgen 154 Beylagen, der gesammten Darstellung angehörig, und fast die Hälfte des Buches einnehmend, und endlich, was sehr löblich, und bey neuen historischen Werken so selten geworden ist, ein ziemlich vollständiges Register über beyde Bände.

Wir fahren fort, diesen fünf Rubriken einige wesentliche Ansichten, und demnach die eine oder andere damit in Verbindung stehende Thatsache zu entheben; wobey, in so fern damit eben nicht dem Reitz der Neuheit gehuldigt werden kann, nur die Absicht vorwaltet, unter Beachtung des Eigenthümlichen an Moritz und in seinem Sachsenlande, zu einigem Nutz und Frommen an Manches zu erinnern, und es klarer zu machen, was auch bey uns im südlichen Deutschland aus ähnlichen Anlässen so oder anders geworden ist.

Im kurzen Vorworte zu diesem zweyten Band bemerkt der Hr. Verf. eine große Schwierigkeit bey Lösung seiner Aufgabe: nämlich die, das rechte Maaß zu halten, da Moritzens Regierung verhältnißmäßig sehr kurz war, und die Zeit, die ihm blieb, um den innern Zuständen des Landes seine Kraft zuzuwenden, sich auf eine sehr geringe Anzahl von Jahren beschränkt. Nebstbey habe Moritz das Schicksal seines Großvaters Albrecht des Beherzten, (dem, wie wir bemerkt, Herr von Langenn eine besondere Monographie gewidmet hat,) getheilt, da er fast jedes Jahr in bedeutenden Geschäften außerhalb des sächsischen Landes zubringen mußte.

In der ersten Unterabtheilung oder Rubrik A. wird nun vordersamst als Thatsache hervorgehoben, daß sich im fünfzehnten Jahrhundert in vielen der großen europäischen Staaten die unbedingt monarchische Stellung des Staatsoberhauptes zu begründen begann und Ludwig XI. von Frankreich, Ferdinand von Spanien und Mathias Corvinus, hätten mehr oder weniger dahin gestrebt, möglichst unumschränkt zu herrschen. „Im deutschen Reiche konnte ein Aehnliches nicht wohl auch nur einigen Erfolg haben. Fürsten und Stände bildeten ein unübersteigliches Bollwerk." Diese Thesis und Antithesis, unsern Lesern ohnehin aus der Einleitung zum deutschen Staatsrecht bekannt, wird nun auch hier umständlicher nachgewiesen und verfolgt.

„Moritz war während seiner Regierung unausgesetzt bemüht, seine Landeshoheit gegen alle geltend zu machen, welche ein unmittelbares Verhältniß zu Kaiser und Reich, ihm gegenüber, behaupteten:" — „Auf einen von jeder fremden Hand sichernden Abschluß des Territoriums bezog sich auch das Gesuch beym Kaiser (persönlich zu Regensburg) um erbliche Verschreibung der Stifter."

Der kluge Kaiser, von klugen Räthen umgeben, war aber darauf nicht eingegangen, sondern gestand nur einige Schutzverhältnisse zu.

„Wie in der Wendung der Zeit" auch die sächsischen Grafen und Herren Zuwachs an Macht und Ansehen suchten: — wird nun namentlich und örtlich nachgewiesen.

„Moritz hatte in solchen Fällen die Beystimmung der übrigen Landschaft für sich; ihr war eine Absonderung der Grafen und Herren unlieb."

Die Thätigkeit des Dr. Melchior von Osse im schärferen Verfolgen des von Moritz aufgestellten Grundsatzes, der Territorialaristokratie, wo möglich,

alle unmittelbar an das Reich knüpfenden Fäden abzuschneiden wird umständlich geschildert. Aehnlich diesem Dr. Osse könnten hier aus der bayerischen Geschichte ein halb dutzend Doctoren namhaft gemacht werden, die auf demselben Wege ihr und ihrer noch lebenden Nachkommen Glück gemacht haben. So ist auf den gelehrten Rathsbänken, selbst aus den Hofpubliciſten und Fiscaljuriſten eine besondere Species und moderne Aristokratie erwachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

(Fortsetzung.)

3. Der Hr. Herausgeber dieser Annalen, veranlaßt durch die merkwürdige Anomalie des Eisens, daß es, obwohl positiv gegen Kupfer, dennoch bey Combinationen mit Zink und verdünnten Säuren im Allgemeinen unter gleichen Umständen einen bey weitem stärkeren Strom liefert, als jenes Metall, suchte sich (S. 436 — 446) genauere Kenntniß von der ursprünglich ungeschwächten elektromotorischen Kraft einer Zink-Eisen- und Zink-Kupfer-Kette dadurch zu verschaffen, daß er, nachdem er verschiedene andere Wege unzulänglich gefunden, Ketten mit zwey Flüssigkeiten benützte. Als er aber aus verdünnter Schwefelsäure (1. Th. concentrirter und 12 Th. Wasser) und chemisch reiner Salpetersäure von 1,19 spec. Gewicht, die durch ein poröses Thongefäß geschieden waren, Ketten mit Zink-Platin, Eisen-Platin und Kupfer-Platin zusammensetzte, fand er anfangs zu seinem nicht geringen Erstaunen die Kraft von Kupfer-Platin etwas größer als die von Zink-Platin, und beyde sehr bedeutend größer als von Eisen-Platin; denn „da der Nerv, das Fundament der ganzen Contacttheorie in der Proportionalität der elektromotorischen Kräfte mit den Spannungs-Unterschieden liegt, so müßte dieselbe verlassen, und für die Ursache der Volta'schen Elektricität eine andere Ursache aufgesucht werden.“ Allein im Verfolge änderte sich diese auffallende Erscheinung. Als nämlich bey Zink-Platin die Nadel der Sinusbussole fast eine Viertelstunde unveränderlich auf 25° 20′ gestanden war, wuchs die Stromstärke plötzlich so sehr, daß der Limbus des Instrumentes bis 84° 37′ gedreht werden mußte, um die Nadel wieder den Drahtwindungen parallel zu machen. Damit war aber auch eine Aenderung in dem chemischen Proceß der Kette verbunden; denn vor diesem Anwuchs der Stromstärke hatte sich an der Plattinplatte ein Gas, welches entweder Wasserstoff oder ein Gemenge von diesem und Stickstoffoxydul war, in solcher Menge entwickelt, daß die Flüssigkeit ganz getrübt wurde, nach demselben hörte diese Gasentwickelung beynahe ganz auf. Anfangs hatte sich daher entweder Wasser oder Wasser und Salpetersäure zugleich zersetzt, dann aber bloß Salpetersäure, und das dadurch abgeschiedene Salpetergas blieb großentheils in der Säure gelöst. Diese Erfahrung scheint nun die obige Anomalie zu erklären. Wenn man aber schon nicht mit Bestimmtheit aussagen kann, ob diese Aenderung Ursache oder Wirkung des Sprunges sey, so ist, wie Hr. P. meynt, doch so viel einleuchtend, daß die Anhänger der chemischen Theorie daraus keinen Vortheil ziehen können; denn der erwähnte Proceß ist in seinen beyden Stufen kein rein chemischer, sondern ein von dem elektrischen Strom selbst bewirkter Proceß, bey welchem, da er am Platin vor sich geht, kein Metall gelöst wird. Hr. P. behält sich übrigens vor, die weitern ausführlichen Resultate seiner Untersuchungen über Ketten mit zwey Flüssigkeiten später mitzutheilen.

4. Nachdem der unermüdliche Vertheidiger der Contacttheorie, Hr. C. H. Pfaff, die Beschreibung der Grove'schen Säule durch Hrn. Schönbein kennen gelernt hatte, entstand in ihm sogleich der Wunsch, einen solchen Apparat, nur weniger kostspielig, zu erhalten, und erhielt ihn aus Kopenhagen in sehr kleiner Dimension, aber von außerordentlicher Wirkung, bey welchem die Stelle der Platinplatten kleine hohle unten mit einem Boden geschlossene Porcellancylinder von 4 engl. Zollen Umkreis und 3 Zoll Höhe, außen mit einer wohlpolirten Platinhaut, deren Dicke vielleicht nicht $\frac{1}{1000}$‴ seyn mochte, überzogen, deren Oberfläche demnach 12 Quadratzoll betrug, vertreten. Dieser kleine Cylinder in gehöriger Verbindung mit einem entsprechenden Cylinder aus Pfeiffenthon, einem Zinkcylinder u. s. w. gab (S. 303 — 308) eine so außerordentliche Wirkung, daß Hrn. Pf.'s großer Elektromagnet, welcher 800 Pfund trug, nicht im Stande war, die Kraft dieses kleinen Elementes zu erschöpfen. Auffallend war, daß bey der Fortsetzung der Versuche die Kraft statt abzunehmen vielmehr zunahm, und „zu seiner Freude aber ohne Ueberraschung, weil er auf Volta'schen Grund und Boden stand“ fand Hr. Pf. bestätiget, was er schon früher gefunden hatte, daß Zinkvitriol die Wirkung in Vergleich mit verdünnter Schwefelsäure verstärke, indem die Tragkraft von 46 auf 50 stieg und das Glühen und Schmelzen dünner Platindräthe kräftiger wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.

(Fortsetzung.)

An einzeln Erlangtem festhaltend vermied man „Normen, welche mit theoretischer Schärfe alles rücksichtslos zu durchschneiden drohten:“ — wie die Klippen der heutigen Legislaturen in und außer den Kammern; und Moritzens Räthe, wiewohl in gewissen Ideen vom römischen Reichsstaatswesen befangen, konnten sich doch auch nicht von den Begriffen des angestammten Privatrechtes trennen.

„Nächst den Grafen und Herren waren es die Stifter und Prälaten, welche sich der staatsrechtlichen Theorie vom geschlossenen und bezirkten Gebiet widerstrebend zeigten. Hier traten dem Landesfürsten noch weit bedenklichere Hindernisse entgegen.“ Darum eben die Reformation und Säcularisation.

„Den Besuch der Reichsversammlungen durch die sächsischen Bischöfe hatten die Fürsten immer möglichst abzuwenden gesucht:“ — begreiflich, und mit mehr Erfolg als anderswo.

„Die sächsischen Fürsten waren aber selbst nicht ganz entschieden, welchen rechtlichen Titel sie für ihre Befugniß annehmen sollten; — — dieß kam namentlich in der Reformation zur Sprache. — — Das Wort Schutzfürst, schreibt der Churfürst an Herzog Heinrich, oder Vertreter, ist gar ein dürres, mageres Wort, der Titel, Landesfürst zieht mehr nach sich.“

Wir meynen es auch so: es giebt keinen vollständigeren; — auch dem Staat gegenüber.

„Auch bey den Streitigkeiten mit dem Bischof von Merseburg 1542 gieng Moritz von kategorischen Sätzen aus ꝛc.“, wozu aber der Reichstag nicht schweigen konnte; wenn auch Moritz dem Kaiser vorstellte: „wie es unmöglich sey, den Gang der Kirchenverfassung aufzuhalten,“ und eben hieran knüpfte er die Aussicht auf die erbliche Verschreibung der Stifter. „Weniger wichtig an sich, doch der Beachtung nicht unwerth — war die in jener Zeit die so oft in Frage kommende Reichsunmittelbarkeit angesehener Städte;“ diese frucht- und kunstreichen Asyle des eigentlichen deutschen Bürgerthums, worüber sich die aburtheilenden Ansichten der aller Autonomie abholden Staatskünstler nun auch etwas zu mildern beginnen.

„Ein beraumtes und bezirktes, d. h. ein geschlossenes Territorium“ — hatte Moritz im Sinne seines Staatsrechts; mit einer kräftigen Standschaft im Innern: eine absolute Regierung beabsichtigte er nicht. Die allmählige Ausbildung der landständischen Verfassung „nicht durch organische Gesetze,“ — sondern „sanft,“ nach unabweisbaren Umständen, also aus dem Leben ins Leben, ist hier, wie allenthalben dieselbe. Erst im Jahre 1438 erschienen die Prälaten, Grafen, Herren, Ritter und Städte von Sachsen, Meissen, Osterland, (Thüringen regierte noch Friedrich der Einfältige) als eine wirkliche Vereinigung dem Landesfürsten gegenüber;“ — also fast um ein halbes Jahrhundert früher, als in Bayern. Doch das Wesen war längst, war überall früher da, als der Name und die Form. Auch in Sachsen galt das Sprichwort: „wo wir nicht mitrathen, sollen wir nicht mitthaten.“ Die Zurathziehung und das Verwilligungsrecht der Stände auch in Dingen, wo es in der Natur der Sache lag und es sich zunächst um Geldmittel handelte; wird nachgewiesen. Indem die Stände die Schulden der Fürsten bezahlen halfen; wollten sie auch befragt werden, ehe die Schulden gemacht würden; — auch über Krieg und Frieden.

„Bald darauf machte der Churfürst sehr wichtige Zuge ändnisse welche die Bedeutsamkeit der Stände um Vieles erhöhten;“ — und „im ganzen Reiche deutscher Nation zweifelte Niemand, daß auch die Nachfolger unbedingt an dergleichen Versicherungen gebunden seyen; weil die Ehrenbürtigkeit des Fürstenwortes als die Grundbedingung des öffentlichen Wesens angesehen ward.“

Auch der Hr. Verf. erblickt den Keim der altständischen Verfassungen schon in den Feudalverhaltnissen; — welcher Kitt wird bey den heutigen Emancipations-Maximen stark und bindend genug seyn, die Begriffseinheit des modernen Staats lediglich durch repräsentative Formen und Calculationen zu sichern und zu gewährleisten?

Im Jahre 1539 sieht der Verf. bereits die sächsischen Stände zum großen Theil „als zum echten Protestantismus ergeben“ an. „Die gemeine Pfaffheit“ welche von jeher auch einen mitsprechenden Bestandtheil des Volkes bildete, mag dieser Ansicht zur Seite stehen.

Im Abschnitte B. von der Regierung des Landes bemerkt der Verf., daß auch in Sachsen die Weise der Regierung einst das Gepräge fürstlich lehenherrlichen Wesens getragen; — und das Ganze das Bild eines wirklichen Haushalts dargeboten habe, indem kein durchgeführtes System die Gegenstände streng absonderte. Man hielt sich der Form nach an Totalbegriffe, im Wesen an Geschlechter und Körperschaften.

Die allbeliebte und allbeglückende Staatscontrolle, mehr dem Buchstaben und Ziffer, als auf Wort und That vertrauend, führte ein Anderes herbey. War das Regieren damals von der Lebensarithmetik aus, und auf dieselbe zurück gegangen; so trat nun die alles zersetzende Geldarithmetik an ihre Stelle, aber der Calcul ist immer nur eine mechanische, keine moralische (inponderable) Potenz. „Der Hofmeister, der Marschall, der Canzler befanden sich am Hofe, als die vornehmsten Beamten des Fürsten.“ Der Marschall gieng bald aus der landesfürstlichen in eine ständische Stellung über: daher jener nun Hofmarschall.

Die Lebensverhältnisse und die Aufgaben der Staatskunst wurden verwickelter und schwieriger. Ein Oberhofgericht war auch in Sachsen der Errichtung des Reichskammergerichts vorangegangen. Auf dem Landtage von 1547 bewirkte Churfürst Moritz die Einsetzung eines Hofraths zur Erledigung der täglich vorkommenden Klagen und Sachen.

Endlich fühlte sich Moritz gedrungen an die Spitze aller Geschäfte des Staats „einen stattlichen, ansehnlichen Mann zu stellen,“ dem er alle übrigen Hofbeamte, den Hofmeister, Marschall, Canzler und die Amtmänner unterordnete; sein Rath Georg von Carlowitz hatte besonders dazu beygetragen. Der Mann war schwer zu finden: es sollte einer vom hohen Adel, im Lande wohl begütert und geehrt seyn. „Es sey schon genug, wenn er nur den Namen habe, und ab und zureite.“ Mit den Räthen in der Hofstube Mahlzeit haltend, sie alle und ihre Aemter überwachend, alle Bothen empfangend und absendend sollte dieser vornehmste Mann — der Oberhofmeister — die Gebrechen und Mängel alsobald abstellen, und, wenn das nicht möglich, dem Fürsten davon Anzeige machen.

Nebenher wurden auch noch einige andere hochbetraute Männer für des Fürsten und des Landes Beßte beygezogen, und so der Grund zu einem künftigen Staatsrath gelegt. Die Eintheilung des Landes in Kreise geschah gleichzeitig und bleibend.

Die vom Kaiser erworbenen Privilegien halfen für gute Gerechtigkeitspflege, zur Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit, und gegen die westphälischen Gerichte. Das Recht konnte durch drey Instanzen verfolgt werden. — Der Schöppenstuhl zu Leipzig stand zur Zeit des Churfürsten Moritz längst im wohl begründeten Ansehen: dahin sollten sich die Doctoren und Amtmänner fleißig wenden. Um in der Gesetzgebung und Staatswirthschaft mehr zu bewirken, war das Leben Moritzens allzu kurz. Die Landesordnung von 1543 begriff auch das Polizeywesen: eine gleichzeitige Strafgelderordnung enthielt den genauen Tarif für alle Arten von Verstümmelung, Stösse und Schäden. Waren einst in Krieg und Frieden die Vögte und Castellane die Verwalter und Richter in den Burggebieten; so hießen sie nun Amtmänner und Hauptleute. — Oberhauptleute und Landvögte verwalteten die Kreise. Gewöhnlich selbst Gutsbesitzer

und Landeigenthümer bezogen sie, nur für die Dauer ihres Amtes eine Bestallung, oder einen Pacht. Titel und Amt vererbte sich in mancher Familie; wie auch anderwärts: und nicht zum Schaden des Landes. Der früher in Bayern übliche Titel Pfleger für die Vorstände der größeren Territorialgebiete scheint uns nach Vollmacht, Bestimmung und Würde mehr entsprochen zu haben. *)

Da technisch und politisch der Lehendienst nicht mehr ausreichte, so war in vorkommenden Fällen Moritz, gleich andern Fürsten, bedacht, seine Waffenmacht auf andern Wegen zu mehren:

„durch Gestellung von Mannschaften, durch Bewilligung des Soldes für gemiethete Knechte, durch den Ritter- und Vasallendienst der Schriftsässigen, durch Aufbietung des Landvolkes und durch die Bürgerfahnen in den Städten.“

*) Die Pfleger in den süddeutschen Territorien waren in der That stattliche Herren, im Frieden und Kriege, †) in einer ehrenhaften allenthalben ausreichenden Stellung. Ein solcher Pfleger, von Haus aus mit allen Verhältnissen des ihn umgebenden Familienlebens vertraut, und durch seinen stabil exponirten Amtsdiener ununterbrochen im Besitz einer lebendigen Statistik, konnte in jeglichem Bedarf sein Amt und seinen weiten Amtsbezirk, nach einem Princip pflegen und verantworten. Indem aber nun, (seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts) an die Stelle des Pflegers der moderne Landrichter und der Rent- und Finanzbeamte trat; ward die Feststellung des Totalbegriffes schwieriger, und in manchen Fällen der Einfluß mehrfacher Principien fühlbarer: so, daß sich eben in der äußereren Verwaltung, im Leben, die Centralisation des amtlichen Wirkens zunächst empfehlen möchte.

†) M. s. unsere kleine Schrift: über die Elemente des deutschen Staatsorganismus und den öffentlichen Dienst ꝛc. München bey Lentner 1822. Bezüglich auf das südliche Deutschland ist die organische und mechanische Entwicklung der Staatsverwaltung, der öffentlichen Behörden und Aemter der innern und äussern, der weltlichen und kirchlichen Würden und Autoritäten, seit dem 16. Jahrhundert pragmatisch dargestellt im ersten Jahrg. (1816) der Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder; eine Erörterung, die nun in der vorliegenden Darstellung des Hrn. v. Langenn mannigfaltig bestätigt wird.

Die Reiterey, die Wahl im geworbenen Fußvolk, die tactische Eintheilung und Aufstellung, das Geschützwesen, das waren für Moritz vorzügliche Angelegenheiten der Zeit. Behufs der Nachschaffung großer Geschütze trat Moritz mit den Fuggern zu Augsburg in Unterhandlung: ließ „auch die überflüssigen und schadhaften Glocken“ (woran es bey der Einziehung der Klöster nicht fehlen konnte,) auf das Gießhaus bringen. Im Gebrauch des Geschützes waren Bayern und Schwaben gegen Sachsen und Brandenburg um fünfzig Jahre voraus, wie wir unter andern in der Einleitung zu einer Kriegsgeschichte der Bayern, (Nürnberg 1817, 2. Aufl.) nachgewiesen haben. Augsburg und Nürnberg, zunächst an und in Bayern, waren ja damals nach Erfindung des Schießpulvers die ersten und rührigsten Werkstätten für die Artillerie.

Sechs Städte im Lande sollten nach neuer Art befestigt, aber dem Landadel im Nothfalle nicht verschlossen werden. Damit stand eine bessere Einrichtung der Zeughäuser in Verbindung. In der That blieb auch seither der norddeutsche Adel, in seinem eigenen und des Volkes Interesse dem Lande und sich weit getreuer, als der süddeutsche.

In dem Capitel D. über kirchliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst werden die damals im Herzogthume Sachsen gelegenen drey Bischofssitze Meissen, Merseburg und Zeitz-Naumburg, mit ihren glänzenden Capiteln, viele und darunter sehr stattliche Abteyen und Propsteyen, einige Collegiatstifte, und Ritter anderer Commenden aufgezählt; es wird auch der auswärtigen, in Sachsen begüterten Erz- und Bisthümer (Maynz, Prag, Brandenburg, Bamberg ꝛc.) gedacht, und nicht mißkannt, daß selbst ein großer Theil des nachgebornen Adels auf diesem Wege sein reichliches Unterkommen fand. Wie diese ursprünglich so zweckmäßig als wohlthätig wirkenden Institute vielfältig in ein maßloses Pfründenwesen ausgeartet — wird besonders gezeigt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

(Fortsetzung.)

Dieses Resultat sieht Hr. Pfaff für ein wahres Experimentum crucis an, das keine weitere Ausflucht für die chemische Theorie läßt; denn „es fehlt hier aller primitive chemische Proceß. Zwischen dem Zink und einer gesättigten Auflösung von schwefelsaurem Zink sowohl, als zwischen dem Platin und der Säure fehlt er gänzlich. Dagegen kann die Contacttheorie die genügendste Auskunft über die wahrhaft erstaunenswürdige Wirksamkeit dieses kleinen Elementes geben.“

Dieser Apparat scheint Hrn. Pf. auch in praktischer Hinsicht von großer Wichtigkeit, weil, wenn in der That der Elektromagnetismus als bewegendes Princip in Anwendung gebracht werden sollte, diese Art der Construction ihrer compendiösen Form, ihrer relativen Unzerstörbarkeit und ihrer Wohlfeilheit wegen den Vorzug erhalten wird.

5. Hr. Henrici zeigt (S. 277 — 294), wie auf eine leichte Weise die von Hrn. Pouillete zur Ermittlung der Gesetze der galvanischen Kette gegebenen Formeln auf die Ohm'schen reducirt werden können, und daher mit denselben für gleichbedeutend und als eine Bestätigung derselben angesehen werden können, und wendet dann das Gesagte zur Prüfung einiger Erscheinungen an, welche Hr. Pohl als mit der Contacttheorie ganz unverträglich aufstellt, und zeigt, daß sie vielmehr nothwendige Folge dieser Theorie sind, indessen man durchaus nicht absehen könne, „welcher Gewinn der Wissenschaft aus einer Vertauschung der elektrischen Ströme mit Hrn. Pohl's Polaritäten erwachsen könne.“ Eben so wenig richtig findet Hr. H. die von Hrn. Buff in den Annalen der Pharmacie (Bd. XXXII.) aufgestellten Erklärungen, welche gegen die Contacttheorie und die darauf gebaute mathematische Behandlung des Hrn. Ohm streiten sollen, zeigt vielmehr, daß diese Formeln gehörig angewendet gerade dasselbe aussagen, was Hr. Buff im Experimente gefunden hat, und ist überhaupt vollkommen davon überzeugt, daß die Contacttheorie so begründet sey, daß ohne Hülfe derselben „eine befriedigende Orientirung auf dem Gebiete der galvanisch-elektrischen Erscheinungen nicht möglich ist.“

6. Die Versuche, welche Hr. Henrici theils Bd. XXXXVII dieser Annalen, theils ausführlicher in seiner Schrift über die Elektricität in der galvanischen Kette zur Nachweisung secundärer Ströme angegeben hat, veranlaßten Hrn. C. H. Pfaff, dieselben im größtmöglichen Umfang mit einem ganz gleichen Apparate und einem 16000 Fuß langen aber in gleichen acht Abtheilungen verbundenen Multiplicator und einer etwas trägen Nadel zu wiederholen. (S. 20 — 31 und 294 — 302).

Er stellte seine Versuche mit sehr verdünnter Schwefelsäure, Salmiakauflösung und verdünnter Kaliauflösung in 5 Reihen an, und schließt aus den Erscheinungen seiner zweyten Reihe, daß man darin auf keine Weise einen Beweis eines dem primären gleichzeitig eintretenden sekundären, demselben entgegengesetzten und ihn schwächenden Stromes finde. „Vielmehr sind alle unter dieser Kategorie beschriebenen Erscheinungen der Ausdruck jenes Kreislaufes der Elektricität, wie er der Theorie gemäß in jeder geschlossenen galvanischen Kette stattfinden muß,“ und alle Erscheinungen der zweyten, dritten und fünften Reihe lassen sich ungezwungen unter die allgemeinen Gesetze der Leitung der Elektricität und der Elektricitätserregung durch Berührung der Metalle im Geiste der Volta'schen Theorie bringen. Dagegen bringen die Erscheinungen der ersten und vierten Reihe dieser Versuche der Erklärung nach dieser Theorie manche Schwierigkeit entgegen, indem denselben zu Folge durch die bloße Nähe einer Zinkplatte ein Kupferdraht, der für sich unwirksam gewesen wäre, in ein positives Metall umgeändert wird, ohne Rücksicht auf die Natur der Flüssigkeiten, in welche die Metalle getaucht sind.

Räthselhaft bleibt auch die in der vierten Reihe im Augenblicke der Oeffnung der Kette eintretende Ablenkung nach Osten in der Schwefelsäure, die, wenn eine Erklärung aus der Theorie möglich wäre, eine westliche seyn müßte. Daher verdienen diese Versuche immer erst noch einer Untersuchung im größeren Maßstabe, ehe sie für die Theorie benützt werden können.

Die Hauptresultate, welche Hr. Pf. aus der zweyten, dritten und fünften Reihe seiner Versuche zieht, sind: a) So oft ein elektrischer Strom sich entwickelt, der durch irgend eine Kraft fortdauernd unterhalten wird, so folgt derselbe, wenn sich mannichfaltige Leitung anbietet, nicht vorzugsweise dem besten Leiter, sondern vertheilt sich proportional ihrem Leitungsvermögen unter alle Leiter, und wirkt nach dem Maße in jedem Theile des zusammengesetzten Leitungsbogen, in welchem jeder Theil leitet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden. Leipzig. F. A. Brockhaus 1840.

Erster Artikel. B. I. II. III.

Herr v. Raumer, welcher sich durch die erste Auflage des vorliegenden Werkes seinen Ruf als Historiker begründete, spricht in der Vorrede zur zweyten Ausgabe selbst aus, wie er besonders in Bezug auf den ersten, fünften und sechsten Band dieselbe mit Recht eine verbesserte nennen könne, von einer völligen Umarbeitung des Werkes jedoch durch gewichtige Gründe abgehalten worden sey. Ohne auf diese weiter einzugehen, oder unsere Meynung über die Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens bey dem seit der ersten Auflage so ungemein erweiterten historischen Studium abzugeben, finden wir es sehr begreiflich wenn Hr. von Raumer, dessen Haupt bereits, wie die englischen Zeitungen uns sagten, der Schnee des Alters bedeckt, weiter erklärt, zu einem so großen Beginnen „weder genügende Gründe, noch hinreichende Gaben und Kräfte“ in sich zu finden. Da er die Ueberzeugung von sich hat, erst „nach langem Fleiße und vielfacher Ueberlegung“ die erste Ausgabe veranstaltet zu haben und weder zu „falscher Vorliebe noch zu Verblendung“ geneigt zu seyn, entschloß er sich, selbst wenn sein Kindlein einen Höcker hätte,“ so lang es sich dabey wohl befände, es mit diesem in die weite Welt hinausziehen zu lassen. Gewiß wird jeder Gelehrter ein so aufrichtiges Geständniß zu schätzen wissen; wir zweifeln auch deßhalb nicht, daß der berühmte Verfasser der Hohenstaufen auch mit gleich liberaler Gesinnung die Geständnisse annehmen werde, welche wir ihm etwa in Bezug auf dieses sein Kind zu machen uns genöthigt fühlen sollten.

Es ist jedoch ganz und gar nicht unsere Absicht, mit dem Hr. Verf. in Betreff des Planes und der Zusammenstellung seines Werkes zu rechten. Er scheint zwar vor Allem in dieser Beziehung einen Tadel zu erwarten und hat auch wohl denselben schon erfahren müssen. Mit Unrecht, wie wir glauben. Denn wenn in irgend einem Stücke es dem Verf. ohne im Mindesten die Bescheidenheit zu verletzen, erlaubt war, mit dem: „Mach es besser“ zu erwidern, so ist es in Betreff der Behandlung seines großen und schwierigen Stoffes. Mag hiebey auch mit Recht Manches getadelt werden, Hr. von Raumer hat wenigstens gegeben, was er geben konnte und mehr darf man billigerweise von Niemand verlangen. Sind die schwachen Partien des Werkes sein, so sind es auch die guten, und daß es der einen wie der andern gebe, wird man eben so wenig läugnen, als daß das Ganze in der deutschen Geschichtschreibung Epoche machen mußte.

Also nicht auf diesem Boden haben wir mit dem Verf. der Hohenstaufen zu thun; was wir auch persönlich an der Anordnung des Stoffes auszusetzen haben, wir entschlagen uns dessen gerne und wollen nur die Frage über die Richtigkeit der Thatsachen, über die genaue oder ungenaue Benützung der Quellen zu beantworten suchen. Herr v. Raumer wünscht für sein Werk besonders die Theilnahme solcher Leser, „die sich den Gelehrten vom Fache nicht beyzählen;“ um so mehr halten wir es für unsere Pflicht, das geschichtsliebende, aber nicht geschichtsgelehrte Publikum über die Gründlichkeit oder Ungründlichkeit des vorliegenden Werkes, über

den Grad der Wahrheit zu belehren, welchen es daraus zu ziehen vermag. Nicht wenig Unheil ward in Deutschland durch absichtliche oder unabsichtliche Entstellung geschichtlicher Wahrheit angerichtet; einen nicht unbedeutenden Antheil an der so allgemein herrschenden Verwirrung der Ideen haben zumal die Historiker zu verantworten: sehen wir, in wie ferne sich Herr von Raumer davon ferne gehalten und denjenigen beyzuzählen ist, auf welche die Deutschen sich mit Stolz im In- und Auslande zu berufen vermögen.

Durchgehen wir daher den ersten Band, dessen Verbesserung Hr. v. Raumer vor Allem bemerkbar gemacht hat, um in Kürze die Veränderungen zu bezeichnen, durch welche sich die zweyte Auflage von der ersten unterscheidet.

Bekanntlich hatte diese von einem der tüchtigsten Quellenforscher des Mittelalters eine zwar etwas strenge, jedoch nichts weniger als unbegründete Kritik erfahren. Stenzel hat in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser die 12te Beylage (Bd. II. S. 158 — 178) einer Kritik der Geschichte der Hohenstaufen gewidmet und hiebey mit Anführung überzeugender Beweisgründe den Verfasser „einer unglaublichen Flüchtigkeit in Benutzung der Quellen“ (S. 170), seine Geschichte „einer auffallenden Schwäche hinsichtlich dessen, was zur historischen Kritik gehört“ überwiesen. Es ist daher billig, daß wir vor Allem untersuchen, in wie ferne die neue Ausgabe sich von diesen Beschuldigungen befreyt und Anspruch auf Anerkennung als ein gründliches historisches Werk zu erheben vermag.

Man darf sich lange in das Buch hineinlesen, bis man auf eine wesentliche Veränderung stößt. Es beginnt wie die erste Auflage mit dem Jahre 395, geht ohne besonders tief einzudringen, die Verhältnisse Europa's bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts durch, ohne sich z. B. auch nur die Mühe zu geben, den so wesentlichen Unterschied zwischen der Periode der sächsischen und der fränkischen Kaiser genau zu bezeichnen. H. v. Raumer verwahrt sich zwar gegen die Schlußfolgerung, daß wenn er Bücher nicht citire, er sie nicht gelesen habe; allein man bemerkt wenigstens nicht viel von jenen Fortschritten, welche die deutsche Literatur seit dem ersten Erscheinen der Hohenstaufen gerade in Betreff der Geschichte des 10. und 11. Jahrhunderts gemacht hat. Die alten Gemeinplätze finden sich — wahrlich nicht zum Ruhme des Verfassers — unverändert wieder. Kaum traut man seinen Augen, wenn man neben mehreren ähnlichen eine Stelle wie die folgende findet (S. 24): „Nach Alexanders II. Tode ließ sich endlich Hildebrand im Jahre 1073 selbst zum Papst wählen.“ Ist es möglich sich ungenauer, sich irriger auszudrücken, sich mehr gegen den Geist eines Mannes, gegen die übereinstimmende Angabe der Quellen und die gediegenen Forschungen neuerer Geschichtschreiber, z. B. eines Voigt zu verfehlen? Man fragt sich ängstlich, auf welche Dinge man sich nicht nach solchen Anfängen gefaßt machen müsse!

Erst gegen das Ende des ersten Capitels finden wir eine bedeutende Abweichung von der ersten Ausgabe. Sie betrifft das Benehmen P. Urbans II. dem jungen König Konrad gegenüber. Während es in der ersten Auflage hieß, der Papst habe mit großem Geschicke zum Verderben des Kaisers die Empörung König Konrads gegen seinen eigenen Vater bereitet, lautet die Stelle S. 80 jetzt: Schon hatte er in der Gräfin Mathilde von Tuscien einen mächtigen Stützpunct gewonnen und den König Konrad zum Abfall von seinem Vater bewegen helfen, als diese und ähnliche Bestrebungen und Ereignisse gutentheils ihre Wichtigkeit verloren: denn aus Palästina wurden Nachrichten so trauriger Art erkundet ꝛc.“ Offenbar ward diese Aenderung durch Stenzel (II. S. 159) veranlaßt; ob sie genüge, ist freylich eine andere Frage. Wir besorgen, sie möchte nicht mehr befriedigen, als eine andere, wohl aus derselben Veranlassung hervorgegangene (I. S. 234), wo die erste Auflage in Betreff desselben Konrads erzählte: „K. Roger reizte ihn durch die Vermählung mit seiner reich ausgestatteten Tochter,“*) die zweyte aber**) berich-

*) Sieh darüber Stenzel II. S. 161.

**) Stenzel zeigt II. S. 162 daß Anderer Zureden den Roger bewog, dem Könige seine Tochter zu geben und nach dem Berichte eines Zeitgenossen, Konrad zur Heirath gezwungen wurde.

tet: „seine Freunde forderten ihn zur Vermählung mit der reich ausgestatteten Tochter Rogers auf.“ Beyde Aenderungen werden wohl schwerlich auf besondere Genauigkeit Anspruch machen können.

Im Ganzen ist der erste Abschnitt auch noch mit 4 neuen Noten bereichert worden, wovon die eine bey Gelegenheit der Demüthigung Heinrich IV. zu Canossa die kurze Bemerkung enthält: „Der Hauptvorwurf war, daß er sich gegen den von ihm abgesetzten Papst demüthigte.“ Kleinere Veränderungen, des Styles, oder der Jahreszahl (711 in 712) übergehen wir als weniger erheblich.

Schon aus diesem Wenigen vermag der Leser abzunehmen, inwiefern die neue Ausgabe „mit Recht eine verbesserte“ genannt werden kann. Gehen wir nun, da es uns zu weit führen würde, die unwesentlichen und im Ganzen nicht sehr häufigen Abänderungen des ersten Buches anzuführen, auf das zweyte über, gegen welches Stenzel seinen Angriff besonders gerichtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.

(Schluß.)

„Als Luther sein Werk begonnen, und dasselbe durch merkwürdige Umstände, am meisten durch seine Gegner selbst, zu immer mächtigern Wachsthum getrieben ward; — gab das Abweisen jeder Reform seiten der sächsischen Bischöfe dazu Veranlassung, daß das, was sie bis jetzt besassen, auf den Landesfürsten übergieng.“

Die Superintendenten waren in den sächsischen Landen aus dem fürstl. Visitationsrecht im Kirchenwesen hervorgegangen.

„Denn der Geist des Rechtsverhältnisses, welcher sich in Gestaltung des kirchlichen Wesens aussprach, war die Vertretung der Kirche durch Kirchenlehrer und Stände des Landes, (?) so wie die Uebertragung der kirchlichen Rechte auf die der Reformation befreundeten Fürsten desselben.“

Hier ist also das neue Kirchenrecht der Protestanten unumwunden ausgesprochen.

„Da sich die Läufe mit den Klosterpersonen seltsam anließen:“ — verordneten die Herzoge gleichwohl, daß die Kelche und silbernen Bilder, deren eine tapfere Anzahl vorhanden, aus den Kloster- und Pfarrkirchen zu Leipzig und anderwärts in sichere Gewölbe hinterlegt wurden.

Nun gieng es an den Verkauf der Klöster und ihrer Liegenschaften; doch immer unter strenger Mitwirkung der Stände und Behufs zweckmäßiger Verwendung der Kaufschillinge; unter andern wurden die Fürstenschulen damit gegründet, in der That musterhafte Anstalten, wie wir uns an Ort und Stelle überzeugten, auf der Linie unserer Gymnasien und Lyceen, aber mit klösterlicher Disciplin, auch andere Schulen erhielten stattliche Dotationen, an 184 Ordensleute wurden genügliche Pensionen gegeben; die Gehalte der Pfarrer, Kirchen- und Schuldiener gebessert, Schulden bezahlt, „und nur wenige Klöster zu andern Zwecken und unter diesen das zu Riesa, zur Besoldung der Canzley geschlagen.“ Und so scheint Moritz in seinem Sachsen die Säcularisation humaner und christlicher als irgendwo, und keineswegs zur literären Ausplünderung und Verödung des Landes durchgeführt zu haben. Nur eine besondere vom Adel beantragte Entschädigung für arme Fräulein, die sonst in den Klöstern ihr Unterkommen gefunden, lehnte er ab, und der Adel stiftete nun selbst. Das Benehmen vieler neuer Prediger „welche das göttliche Wort und ihr Amt mißbrauchten,“ ward auf Klage der Landstände scharf gerügt: aber Moritz sah sich hiebey, im Anordnen der innern kirchlichen Verhältnisse „fast unaufhörlich zwischen zwey ihm mehr und weniger freundlichen Theilen:“ zwischen den Bischöfen und dem protestantischen Clerus.

Als bereits die Consistorialeinrichtung festen Fuß gefaßt hatte, 1544, ließ sich Moritz noch durch sachverständige Männer über deren eigentlichen Wirkungskreis berathen. — Der frühe Tod Moritzens

„hat in kirchlich-religiösen Beziehungen gewiß Großes unterbrochen; denn die den wahren Geist des Protestantismus schändenden krypto-kalvinischen Streitigkeiten würde Moritz nie von so parteymäßigem Standpunkte betrachtet haben, als der in dieser Beziehung sehr befangene Churfürst August (der Bruder und Thronfolger Moritzens.)“

Die Universität Wittenberg, 1502 vom weisen Friedrich gestiftet, und mit der ältern zu Leipzig, und im dortigen gelehrten Wesen in manchem Wettstreite, blieb „das geistige Bollwerk der Kirchenverbesserung.“

Wie indessen auch auf diesen Universitäten seit lange gar manche Uebelstände eingerissen hatten, zeigt der Verf. in mehreren den Acten enthobenen Schilderungen.

Aber die Sachen gewannen nun rasch einen Aufschwung zum Bessern, und der Verf. führt die edlen und ausgezeichneten Männer, wie Melanchthon und seine Freunde auf, welche dem Herzog Moritz das Werk fördern halfen. Manche Gelehrte wurden berufen; mehrere hatten sich ihrer confessionellen Verhältnisse wegen nach Sachsen geflüchtet.

Vor allen wurde aber Doctor Komerstadt der allseitig sorgende Hausvater für die geistige und leibliche Pflege der Knaben, wie bezüglich auf die Wahl und den Gehalt der Lehrer. Aus seinen eigenhändigen Anträgen und Instructionen ließe sich ein für alle Zeiten brauchbares Taschenbüchlein für jeweilige Curatoren von Seminarien, Gymnasien und Lyceen verfassen.

Noch jetzt, „nach dem herben Verluste köstlicher Theile“ erfreut sich das albertinische Sachsen dieser herrlichen Stiftungen, und der Früchte, welche ihre Saat hervorgebracht haben.

Auch die Künste blieben nicht unberücksichtigt. Sehr nahe lag die Ausbildung des Gesanges ꝛc., während in katholischen Ländern, wo die Säcularisation auch tüchtig aufgeräumt, und für die auf knappe Grundetats gestellten Pfarrkirchen öfter sogar den Organisten und Balgtreter gestrichen hatte, für Gesang und Musik fast nichts geschah.

„An der Baukunst nahm Moritz nicht unregen Theil. Allerdings brachten es Zeit und Umstände mit, daß er vor Allem der Einrichtung an Festungsbauwerken sich befleißigte.“

Die Moritzenburg auf dem Friedenwalde, das Schloß zu Dresden, die Bauten zu Schellenberg und Chemnitz rühren großentheils von Moritz her. Das Warmbad zu Wolkenstein ließ er vollenden.

Der prächtige Garten am Schlosse zu Prag, aus der Zeit des kunstliebenden Carl IV. war das Vorbild, nach dem er auch zu Dresden einen Lustgarten mit vielen wo immer aufzubringenden Obstarten zu pflanzen bemüht war.

Am Ende dieses Abschnittes erlauben wir uns die Frage zu berühren, ob Sachsen in dieser Reformations- und Säcularisations-Periode — einerseits nicht den Grund zur theilweisen Uebervölkerung und zu einem, manchem Verhängnisse unterliegenden Industrialismus gelegt; — und anderseits ob es nicht durch Veräußerung und Zersplitterung des Stiftungs- und Kirchengutes das in Zeiten von Drang und Noth so willkommene hypothekarische Uebergewicht und so fort den Credit des Staates: ihn, dem Familienleben gegenüber betrachtet, geschwächt hat? Diese von uns hier nicht zum erstenmal berührte Frage aus der politischen Oekonomie überhaupt wird den aufmerksamen Lesern nicht fremd seyn. Wir haben dargethan, und die alte und neuere Geschichte ist für uns, daß in allen civilisirten Staaten ungefähr 1/5 Theil des gesammten Obereigenthums von Grund und Boden Stiftungs- d. h. Tempel- und Kirchengut war: im Frieden dem Cultus und seinen wohlthätigen Zwecken, im Kriege zu außerordentlichen Crediten, und zur Herberge der ziehenden Völker gewidmet. Aber nur Körperschaften und moralische Personen sollten dieses Obereigenthum zu wahren haben. Dieses ist der wohlgefütterte, faltenreiche, wärmende Oberrock ꝛc. Daß zur Zeit des Churfürsten Moritz solche Reflexionen kaum statt hatten, begreifen wir allerdings.

Zum Schlusse seiner Darstellung führt uns der Verf. in den Dom von Freyburg, wo Moritz ruht, zur stillen Todtenhalle, wo die Weihe der Geschichte Jene empfieng, die deren würdig und fähig sind. Von dem vielen Lehrreichen in Moritzens Geschichte liegt das Lehrreichste unstreitig an dieser Stelle.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Fortsetzung.)

Hier bemerken wir zuerst in den Noten Namen und Schriften, welche in der ersten Ausgabe fehlen. Man sieht, Herr v. Raumer hat in der Zwischenzeit sich mit mehreren neuen Werken (Hormayr, Gervinus ꝛc.) bekannt gemacht und damit gelegentlich die Literatur seiner Hohenstaufen bereichert. Auch sind die von Stenzel gemachten Emendationen in den Text aufgenommen worden, die Noten in Anzahl und Umfang gestiegen. Die bedeutendsten Veränderungen dürften folgende seyn.

Erstes Hauptstück. S. 234 Note 1. — S. 235, wo erzählt wird, „K. Heinrich habe auf mehreren Reichstagen Klage geführt," während die erste Auflage mit Anführung derselben Quellen berichtete, er habe es auf dem Reichstage zu Mainz, am 1. Dec. 1097 gethan. — S. 240. Abänderung in Betreff des Reichstages zu Nordhausen. Ebenso 241 über den Rückzug K. Heinrichs. Da wir in den Noten noch demselben störenden Untereinanderwerfen der Quellen und compilirenden Schriftsteller begegnen, so müssen wir bemerken, daß eine Note der Vorrede zur 2ten Auflage aufmerksam macht, daß der Verf., „wenn er Bücher und Quellen verschiedenen Alters und Gewichtes nebeneinander anführe, ihnen deßhalb nicht gleiche Beweiskraft und gleichen Werth zuschreibe." Allein nichts desto weniger kann man nicht recht einsehen, mit welchem Rechte Hr. v. Raumer z. B. I. S. 241. N. 1. den Albericus citirt und offenbar mit Berücksichtigung von Stenzel II. S. 167, Chron. Urspers. (ohne Jahreszahl) hinzusetzt, da der gelehrte Commentator wohl auf diese Chronik hinwies, aber zu gleicher Zeit auch die Unstatthaftigkeit Alberichs zu citiren zeigte. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von der Note 2. derselben Seite, wo wir wieder trotz Stenzel die annales Hildesh. und daneben die vita Henrici citirt finden*), jedoch nicht das chron. Urspers., auf welches die Emendation sich stützen sollte. — Mehrere andere gerügte Puncte der nächsten Seiten sind abgeändert. Die in der ersten Ausgabe so weitläufige Erzählung, wie K. Heinrich der Reichsinsignien beraubt worden, ist (nach Stenzel II. S. 170) weggefallen und es wird nun erzählt, wie Heinrich IV. auf das ihm gemachte Ansinnen den Befehl zur Auslieferung der Reichskleinodien ertheilt habe. Allein ganz konnte sich Hr. v. Raumer doch nicht von der theatralischen Scene, wo der Kaiser angeblich den Bischöfen den Text liest, trennen; sie ward deßhalb auf Seite 245 verlegt und eine lange Note S. 247 zeigt die übrigens rein subjectiven Gründe, die wohl Niemanden von der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugen werden, an. Die Geschichte Heinrichs IV., die so sehr der Mährchen entkleidet werden dürfte, ist daher des theatralischen Effektes wegen, wiederholt mit einem Mährchen beschenkt worden, von welchem der Verf. S. 247 selbst gesteht, es müßte von einem andern Standpuncte (nämlich dem nicht theatralischen, sondern historischen) aus, gestrichen werden. Ein anderes „Histörchen," wie der Kaiser mit H. Heinrich von Lothringen zusammengetroffen, ist dießmal ausgeblieben. Auch der Zug Heinrichs IV. nach Lüttich ist anders erzählt.

*) So auch S. 249 N. 2 (uud a. a. O.), wo trotz Stenzel (II. 176) die Autoren gleich Kraut und Rüben unter einander geworfen sind.

Mit dem Ende des ersten Hauptstückes hört die critische Leitung des Hrn. Stenzel schon wieder auf und der Leser befindet sich wieder auf der hohen See der dem Verf. eigenthümlichen Citatenfluth und der oben bezeichneten Benützung der Quellen. Doch gehen einzelne Zusätze und Veränderungen noch weiter fort. So ist z. B. S. 256 Markgrafschaften, nach Luden, in Marktrechte umgeändert; andere Veränderungen *) übergehen wir des Raumes wegen.

Wie aber Hr. v. Raumer wie früher in den Noten die Schriftsteller ordnungslos unter einander wirft, so stellt auch die 2te Auflage in sonderbarer Ansicht historischer Unpartheylichkeit im Texte widersprechende Nachrichten zusammen, theils ohne Angabe der Quellen theils ohne Ausscheidung des Wichtigern von dem Unbedeutenden. Anstatt aber, daß dadurch der Leser, wie der Verf. meynt, wirklich von dem Historiker in den Stand gesetzt werde, unparteyisch zu urtheilen, wird nur der Wahrheit der Irrthum gleichgestellt und leidet die Geschichte nothwendig darunter. So wird z. B. das Andenken des Papstes Gelasius S. 300 durch eine solche Zusammenstellung gekränkt, ohne daß Hr. v. Raumer sich die Mühe gegeben hätte, den Werth der nachtheiligen Aussage zu prüfen oder auch nur die Quelle näher zu bezeichnen. Daneben zeigt sich dieselbe Flüchtigkeit des Styles, wie früher, so daß z. B. S. 304, Hr. v. Raumer eine Periode geradezu mit „und so weiter“ schließt*) An eben dieser Stelle vermissen wir auch das wichtige historische Factum, daß, in dem Augenblicke, wo die Kirche von dem deutschen Kaiser am heftigsten bedrängt wurde, der sterbende Papst (Gelasius II.) einen Deutschen, den Cardinalbischof von Palästina, Cuno, als den tüchtigsten Mann zu seinem Nachfolger bestimmte. Erst als dieser sich hartnäckig weigerte, die erhabene Bürde anzunehmen, fiel sie auf denjenigen, der wirklich nachher den päpstlichen Thron bestieg.

Absit, so sagte nach Falco von Benevent der deutsche Cardinal — ut tanti honoris culmen onerisque pondus indignus ego et infelix susci-piam, praecipue cum auxilio et seculari virtute divitiarum Romana sedes temporibus nostris, sub persecutionis flagello afflicta defendi oporteat et muniri. (Hieraus können auch diejenigen lernen, welche **) dem Papste Gelasius vorwerfen, er habe das Geld zu sehr geliebt.) Si vero meis acquiescere velitis consiliis, Viennensem Archiepiscopum — — eligamus. Der Papst ließ hierauf wirklich den Erzbischof Guido kommen; ehe aber derselbe Cluny erreichte, war Gelasius gestorben. Hiemit mag der Leser den Bericht des Verf. der Hohenstaufen vergleichen, den die zweyte Auflage fast unverändert wiedergiebt (S. 305): „den gegenwärtigen Cardinälen gab er, Papst Gelasius, den Rath: sie sollten durch Zögerung und Uneinigkeit bey der Wahl nicht den Sieg der Kirchenfeinde befördern, sondern einen wohlgesinnten, festen, mächtigen Mann zum Papste erheben; ein solcher sey der Erzbischof Guido von Vienne.“

Es mag der Leser entscheiden, in wie ferne es sich mit einer tüchtigen Quellenforschung verträgt, eine so wichtige Thatsache, wie die von uns angeführte, im Texte geradezu zu übergehen, und das Ganze mit der Note (N. A. S. 305. 2) abzuthun: „Nach Einigen wollte man Kuno von Präneste zum Papste erwählen, er wies aber den Antrag zurück.“ Sollte jedoch ein solches Beyspiel nicht hinreichen, Stenzels Urtheil über die erste Auflage auch über den von ihm nicht geprüften Theil und, wie der Leser sieht, über die zweyte Ausgabe auszudehnen, so könnte man ohne großes Suchen ähnlicher Beyspiele noch mehrere auffinden. Wir würden auch schon jetzt die kritische Sichtung noch weiter vornehmen, hielten wir es nicht für angemessener, den uns zugemessenen Raum vorzüglich zur Vergleichung der von H. v. Raumer benützten Handschriften, insbesondere der Regesten der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. zu verwenden.

Zudem treffen wir auch in den nächsten Abschnitten keine bedeutenden Veränderungen; was wir an Zusätzen bemerkten, erstreckt sich auf Noten, deren Umfang und Anzahl z. B. in dem vierten Abschnitte des zweyten Buches vermehrt worden ist. Erst in

*) Wie S. 209, 275 N. 2, 289 N. 2, 291 N. 3, 294, N. 2.

**) Ebenso Bd. III. S. 265 und a. a. O.

*) Sieh die oben angeführte Stelle S. 300.

dem 5ten Hauptstücke bemerkt man, daß, in Uebereinstimmung mit dem veränderten Schlusse des vorhergehenden Capitels die frühere Eintheilung mit der Geschichte der Dänen, Slaven und Normannen weggefallen ist und somit das zweyte Buch, welches früher 6 Abschnitte hatte, in der neuen Auflage, nicht ohne daß der Zusammenhang durch diese Veränderung gewonnen hätte, in 5 Capitel reducirt wurde. Eine andere Abkürzung finden wir S. 488, wo um die Erzählung von dem Zuge des Kaisers Johannes, von Antiochia hinweg, nicht zu unterbrechen, die Darstellung der Streitigkeiten in dieser Stadt ausgelassen wurde. Dagegen ist aber die Schilderung der Slaven aus dem fünften Hauptstücke des 2ten Buches in das fünfte Hauptstück des 3ten Buches (Seite 534 — 542) versetzt worden, um als Einleitung zur der in diesem erzählten Geschichte des Krieges gegen K. Niklot zu dienen. Ebenso ist auch zu weiterer Ausführung der ersten Beylage der Abschnitt über die Normannen aus dem oben bezeichneten Hauptstücke nach S. 574 übergetragen und daselbst eingeschaltet worden. Nach der Beylage über die Abstammung der Hohenstaufen folgt auch noch eine fünfte, „Regententafeln zur Geschichte der Hohenstaufen S. 587 — 596 aus dem zweyten Bande hieher versetzt.

Da die Leser unserer Anzeigen hieraus entnehmen können, worin die von dem Verf. gemachten Verbesserungen bestehen, glauben wir uns der Mühe entschlagen zu dürfen, jene Bände seiner Geschichte auf gleiche Weise zu durchgehen, welche (Bd. 2, 3, 4.) der Verf. selbst als keiner besondern Verbesserung unterworfen bezeichnete. Da ferner seit dem Erscheinen der ersten Auflage über einen der wichtigsten Theile der Geschichte der Hohenstaufen die geschichtliche Literatur durch Hurter's Innocenz III. eine höchst gediegene Bereicherung erhielt, können wir um so füglicher schneller über diese Periode hinweggehen, indem wir mit Recht annehmen zu dürfen glauben, daß in Bezug auf diesen wichtigen Abschnitt von Gelehrten und Ungelehrten eher das letztere als das erstere Werk befragt werden wird, und, soviel wir ersahen, Raumer auch auf das Hurte'sche Werk die nöthige Rücksicht nahm. Wir bemerken jedoch, daß der 2te Band der neuen Auflage mit 5 Hauptstücken des VI. Buches vermehrt wurde, dafür aber die diplomatischen Nachweisungen

über den Aufenthalt der deutschen Könige und Kaiser gänzlich weggelassen wurden.

Der dritte Band fährt mit dem 6. Hauptstücke des VI. Buches fort und nimmt aus dem 4. Bande der ersten Auflage noch das 12. und 13. Hauptstück des VII. Buches auf, so daß dem vierten Bande das übrige der historischen Erzählung bleibt. Herr v. Raumer war, wie die Zeitungen berichteten, nicht so glücklich, in Italien wieder zur Benützung jener Handschriften zugelassen zu werden, welche ihm bey seinem ersten Aufenthalte für die Geschichte der Hohenstaufen zugänglich waren. Die barberinische Bibliothek zu Rom ist für Jedermann geschlossen, seitdem mehrere kostbare Handschriften daraus entwendet und namentlich an Deutsche verkauft wurden; in Betreff der vaticanischen wird fortwährend über die Strenge geklagt, welche gegenwärtig Mons. Laureani daselbst übe, welchen wir übrigens als einen wohlwollenden und unterrichteten Priester kennen gelernt haben. Es sollte uns eben deßhalb ungemein wundern, wenn derselbe Hrn. v. Raumer die Durchsicht der Chronik Salimbene's oder ähnlicher, bereits von ihm benützten handschriftlichen Quellen versagt hätte. Die gegen den Prälaten öffentlich erhobenen Beschwerden waren auch so vag und allgemein gehalten, daß über diesen Punkt nichts bestimmtes verlautete. Etwas anderes ist mit den Regesten der Päpste, welche in dem vatikanischen Archive aufbewahrt werden und deren Benützung nie Jemanden ohne besondere Empfehlungen gestattet ward. Da Ref. so glücklich war, dasjenige Exemplar der Regesten der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. zu benützen, welches zum Behufe von Raynalds annales eccles. in dem Archive copirt wurde, und derselbe während der letzten Osterferien auch den Regesten-Band Innocenz IV. excerpirte, welcher in dem päpstlichen Archive fehlt und soviel bis jetzt bekannt geworden ist, weder von Hrn. v. Raumer noch von einem anderen Historiker je benützt wurde, so dürfte es vielleicht für unsere Leser von Interesse seyn, eine Vergleichung des auf P. Gregor IX. und Innocenz IV. bezüglichen Theiles des Raumerischen Werkes mit jenen handschriftlichen Quellen vorzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

b) Wenn eine galvanische Kette geschloßen und dadurch ein elektrischer Strom eingeleitet worden ist, so kann nur durch eine neue Schließung ein zweyter neuer, gleichsam Nebenstrom eingeleitet werden, der dem ursprünglichen Strome keinen Eintrag thut, und in seiner Richtung durch das allgemeine Gesetz der elektrischen Leitung bestimmt ist.

7. Man wird sich erinnern, daß der Hr. Herausgeber dieser Annalen in dem vorigen Bande eine Abhandlung über die Wirklichkeit des Uebergangswiderstandes bey hydro-elektrischen Ketten geliefert, in welcher er die Erklärung, welche Hr. Vorsselman de Heer übereinstimmend mit Hrn. Ohm gegen Hrn. Fechner aufgestellt hat, gemäß welcher alle hieher gehörenden Erscheinungen nur der Polarisation zugeschrieben werden sollen, zu widerlegen suchte. Hr. V. d. H. erhielt von Hrn. P.'s Versuchen nur eine nicht ausführliche Notiz durch den Monatbericht der Berliner Akademie, und ohne die in den Annalen aufgenommene ausführliche und vollständige Abhandlung gesehen zu haben, sucht er hier (S. 31) Hrn. P.'s Ansichten zu widerlegen. Allein Hr. P. weiset in einem Nachtrage sehr richtig darauf hin, daß die von Hrn. V. d. H. neuerdings aufgeführten Gründe in der vollständigen Abhandlung bereits beseitiget worden sind, und daß daher die Annahme eines Uebergangswiderstandes keineswegs, wie Hr. V. sagt, für eine nutzlose Hypothese gehalten werden könne. Obschon daher Hr. P. selbst gesteht, daß es gut wäre, wenn man den Uebergangswiderstand streichen könnte, so glaubt er doch keinen entscheidenden Beweis gegen ihn und für eine reine Polarisation finden zu können. Hr. P. verspricht deßwegen eine andere Untersuchung über diesen Gegenstand vorzunehmen, und „finde ich, setzt er hinzu, einen thatsachlichen Beweis gegen ihn, so werde ich der Erste seyn, der ihn fallen läßt."

8. Hr. Jacobi hat (Bd. LI.) das Gesetz aufgestellt, daß bey gleicher Stärke des elektrischen Stromes die Stärke des Elektromagnetismus nur im einfachen directen Verhältniß des Durchmessers, also der Oberfläche auf welche der Strom wirkt, zunehme, und daß man also besonders gewinne, wenn man hohle Elektromagnete von großen Durchmesser anwende. Um dieses angebliche Gesetz zu prüfen, ließ Hr. C. H. Pfaff (S. 309 — 313) fünf Paare hohler Cylinder von 7 1/2 engl. Zoll Höhe und einem äußern Durchmesser von 1 3/10 Zoll verfertigen. Es wog

Nr. V.	7 Pfd. 25 Loth.	Nr. IV.	5 Pfd. 26 Loth.
Nr. III.	4 „ 6 „	Nr. II.	2 „ 27 „
Nr. I.	1 „ 25 „		

In fünf Versuchreihen, welche mit diesen Cylindern unter verschiedenen Umständen angestellt wurden, folgten die mittleren Tragkräfte von V. IV. III. I. ungefähr wie 9, 6, 3, 1, während ihre Gewichte ungefähr wie 4, 3, 2, 1 sich verhielten, und daher, wenn auch nicht hinreichend, doch genügend andeuten, daß bey gleicher Stromstärke die Tragkraft nicht im einfachen Verhältniß der Oberfläche steht, sondern wesentlich von der Masse abhängt, aber auch auf jeden Fall der Elektromagnetismus in einem höheren Verhältniß als dem einfachen der Masse wächst.

Der Cylinder Nr. II. zeigte eine bedeutende Anomalie, die aber wahrscheinlich daher kam, daß er aus einem andern Eisen, welches für d n Magnetismus viel tauglicher ist, verfertiget worden ist.

9. Hr. Hofr. Muncke zeigt (S. 276) an, daß er die Wirkung einer Volta'schen Säule zum Doppelten verstärke, wenn er die dem Kupfer zugekehrte Seite der Pappscheiben vor ihrem Benetzen mit Graphit und Gummiwasser überzieht.

10. Entladet man eine Leidner Flasche durch die horizontal gestellten Spitzen oder Kugeln eines allgemeinen Ausladers, und stellt darunter eine mit einem feinen Pulver von Kreide, Magnesia u. dgl. gleichförmig bestreute Metall- oder Glasplatte, so findet man nach Hrn. Abria (S. 589 — 602) das Pulver nach einigen Entladungen zu regelmäßigen Linien geordnet, sowohl in gewöhnlicher und verdünnter Luft als in Kohlensäure und Wasserstoff. Die Ursache davon liegt wahrscheinlich in einer durch den Uebergang der Elektricität hervorgerufenen Bewegung der Luft, deren Schwingungen in dem umgebenden Raume erfolgen, einander interferiren und so die Knotenlinien auf der Platte hervorbringen.

11. Im XXXX. Bd. dieser Annalen hatte Hr. Rieß gezeigt, daß die Schlagweite einer elektrischen Batterie d von der Dichtigkeit der angehäuften Electricitätsmenge q, und von der Fläche s, auf welcher sie angehäuft ist, so abhänge, daß, wenn b eine von der Gestalt und gegenseitigen Stellung der Metallflächen, zwischen welchen die Entladung geschieht, bedingte Constante ist, $d = b \cdot \frac{q}{s}$ ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Fortsetzung.)

Wir beginnen mit dem 4. Hauptstücke des VII. Buches. (Bd. III.) S. 264).

Schon S. 267 finden wir ein Schreiben des Papstes an den Kaiser ausgezogen, worin jener diesen „an die vielen Geschäfte und Anstrengungen erinnert, welche er (der Papst) bereits in früheren Jahren für ihn unternommen habe. Der lat. Text lautet jedoch so: praesertim cum ad instantiam tuam pro praedicto negotio (den Kreuzzug) dum adhuc minori officio fungeremur, sollicitudines subierimus plurimas ac labores. Jedermann sieht ein, daß es einen ganz anderen Sinn giebt, wenn der Papst diesen Geschäften sich auf Dringen Friedrichs und zum Behufe des Kreuzzugs unterzog, als wie Raumer die Sache hinstellt. Daß derselbe bey Gelegenheit der Mittheilung des Briefes P. Gregors an die Lombarden (v. 29. April 1227) S. 269 den in den Regesten unmittelbar folgenden an die Erz- und Bischöfe der Lombardey übergieng, will Ref. nicht als einen Vorwurf erheben, obwohl derselbe sowohl für den Papst, als für die Bischöfe höchst bezeichnend ist, indem er ein sprechender Beleg für die Rücksichtslosigkeit ist, womit der greise Papst in Sachen des Glaubens gegen alle Personen ohne weiteres Ansehen verfuhr, und durch ihn zugleich der von Raumer mitgetheilte Brief ergänzt wird.

Es genügt als Probe des merkwürdigen Styles eine einzige Phrase mitzutheilen: — mandamus quatenus omni mora et occasione postpositis primo incipientes a vobis ipsis, torporem desidiae et negligentiae teporem omnino deponentes, ne bovis stercore delapidatos incipiat vos Dominus vomere de ore suo — — incipiatis parietem fodere etc. — moniales et monachos et clericos saeculares efficaciter corrigentes tam in capite quam in membris.

In Betreff der Gründe, welche den Papst bewogen, den Kaiser im Jahre 1227 zu bannen, erzählt Hr. v. Raumer: „Gregor glaubte entweder den Darstellungen gar nicht, oder hielt einen offenen Bruch für gerathener als unsichere Freundschaft oder er folgte endlich mehr seinem eigenen Sinne als anderen Rücksichten.“ Die wahre Ursache dürfte aus dem Schreiben des Papstes I. 178: Universis principibus Alamanniae. Dat. Anagn. 8. 8bris. hervorgehen: — licet sic decepti simus ab illo, in quem locaverat Ecclesia in hoc facto fiduciam spei suae etc. Der Papst war von einem schnöden Betruge überzeugt, den der Kaiser ihm gespielt.

Wir kommen nun zu der Beschreibung des Aufenthaltes K. Friedrichs in Jerusalem (1229), von welcher Hr. v. Raumer S. 293 N. 2 versichert, er gebe sie ganz nach dem Schreiben Hermanns von Salza, des Deutschordensmeisters (Reg. III. 19). Dieses beginnt: Noverit discretio vestra quod Dominus Imperator cum universo exercitu Christiano venit Hyerusalem die Sabb. XVII. Mart. et die Dominico sequenti in honore Regis aeterni portavit coronam. Wir führen dieß aber deßhalb an, weil der Seite 293 von Raumer gebrauchte Ausdruck: „später gieng er jedoch seines Rechtes gewiß feyerlich in die Kirche, nahm die Krone vom Altar, und setzte sie selbst auf sein Haupt,“ auf einen andern Text schließen

läßt. *) Wie frey überhaupt Hr. v. R. mit seinem Original umzugehen pflegt, mag der Leser an dieser so wichtigen Urkunde noch ferner ersehen. — „Der Kaiser ließ durch Hermann v. S. eine deutsche Schrift vorlesen (Fr. nobis injunxit ut verba sua ipsis latine et teutonice exponeremus) des Inhaltes: es ist bekannt, daß ich in Aachen freywillig das Kreuz nahm.“ (In primis itaque proposuit quomodo crucem apud Aquisgranam assumpsit). Ferner: „ich entschuldige (!) den Papst, daß er mich so hart erinnerte und endlich den Bann über mich aussprach (praeterea Dominum Apostolicum et ecclesiam in multis coram omnibus accusavit, eo quod multum dure obligasset eum ad transfretandum etc.).“ — „Ich entschuldigte ihn ferner“ —? Im lat. Texte steht hievon eben so wenig, als daß diese Rede auch in französischer und italienischer Sprache verlesen worden sey. Weiter: „Der Kaiser ließ den Erzbischof (von Cäsarea) über den Grund dieses unerhörten Benehmens (daß er die hl. Orte bannte) befragen: Unde etiam Imperator commotus misit pro ipso Archiepiscopo. Caes., qui tamen non comparuit.

Einer der wichtigsten Abschnitte des ganzen Werkes ist in dem 8. Hauptstücke des VII. Buches die Auseinandersetzung des Verhältnisses P. Gregor's zu K. Friedrich, nach dem Frieden von San Germano, durch den der Kaiser von dem Banne wegen des Aufschubes des Kreuzzuges, befreyt worden war. Hier mußte sich Hr. v. Raumer beynahe ausschließlich auf handschriftliche Quellen stützen und wenn er diese treu und umsichtlich benützte, so erhält das Werk gewiß einen gegründeten Anspruch auf Anerkennung von Seiten der Gelehrten wie der Ungelehrten. Mit Bedauern bemerken wir jedoch, daß der Verfasser S. 496 und 497 bey der Aufzählung der gegenseitigen Beschwerden von dem Schreiben des Papstes (IV. 126, 8 id. Jan.) keine Meldung machte. Es enthält die Antwort auf einen Brief des Kaisers, worin dieser sich über die Einwohner von Askoli beschwerte, welche einige kaiserliche Lehen vorenthielten und auch nicht duldeten, daß den kaiserlichen Justitiaren die gebührenden Dienste dafür geleistet würden. Der Papst erwiederte aber mit Klagen über diese Justitiare (depredantur enim ecclesias, capiunt clericos, captos ausu sacrilego carceribus tradunt et adhuc Ber. clericum detinent carnali custodie mancipatum, homines spoliant et tot et tanta ibi committunt enormia quod iidem fideles nostri vix possunt etiam respirare). Die Justitiaren aber stellten sich nur beleidigt, um sich dadurch wegen ihrer Vergehungen zu schützen, und wenn möglich den Kaiser zur Rache zu verleiten (ut te si possunt provocent ad offensam). *) Er, der Papst, habe bereits Befehl zur Abstellung der Beschwerden des Kaisers gegeben; dieser aber möge nun auch seinerseits, was von seinen Justitiaren übles geschehen, wieder gutmachen. Utinam, so schließt der Papst, sponsam (Christi) sacrosanctam ecclesiam videaris sincero animo venerari et per hoc gratiam in praesenti et gloriam tibi compares in futuro nosque devotionem tuam possimus merito commendare. Auch die Verhältnisse mit den Tempelherren und Hospitalitern, welch letztere der Verf. S. 497 übergeht, sind nicht genau dargestellt. Derselbe führt nur an, daß der Papst den Templern alle Kriegserhebung verbot, der Papst trug aber (sieh das Schreiben an den Großmeister IV. 110), insbesondere dem letzteren auf (IV. cal. Maj. anno IV.), quatenus nihil agas omnino, per quod possit terre sancte vel visitantibus eam aliquod periculum imminere. Andererseits schrieb er auch dem Kaiser, daß durch seine Maßregeln Hospitaliter und Templer nicht mehr den Saracenen den gewohnten Widerstand leisten könnten und dadurch der Kirche ein ungeheuerer Nachtheil erwachse (enorme universali ecclesiae detrimentum et tuam specialiter posset redundare jacturam). Nicht minder hätte auch wohl der Brief des Papstes (Reate II. Id. Aug. anno V.) an den Kaiser hervorgehoben werden dürfen, in welchem jener erklärte, warum er Friedrichs Marschall, den dieser nach Palästina sandte, nicht imperii vel imperia-

*) Hermann sagt nur: coronam simpliciter sine consecratione de altari accepit et sic in sedem sicut est consuetum portavit.

*) Wie oft mag nicht auch dieser Streit durch die Böswilligkeit Untergeordneter geschürt worden seyn.

lem legatum, sondern einfach des Kaisers Gesandten nannte — cum exinde posset heredibus tuis prejudicium generari, quasi regnum Hierosolymitanum Imperiali ditioni subesset. Man sieht, wie fein der Papst zu verhüten wußte, daß der Kaiser nicht das Königreich Jerusalem auf gleichen Fuß, wie seine Erbländer zu setzen anfange. Eben dieses konnte aber dem argwöhnischen Kaiser nicht entgehen und, da mehrere päpstliche Schreiben an ihn nicht auch den Titel eines Königs von Jerusalem beyfügten, erfolgte seinerseits die von Raumer S. 497 mitgetheilte Beschwerde. Ihr wahrer Grund dürfte aber in dem angeführten Briefe V. 114 beruhen.

Das Schreiben des Papstes an den Erzbischof von Capua *) über das neue Gesetzbuch des Königreichs Sicilien hat Raumer nicht der Mühe einer Mittheilung werth gehalten; Ref. weicht auch in dieser Beziehung von dem Verfasser ab. Die Ertheilung dieses Gesetzbuches hat auf den Sturz Friedrichs einen wesentlichen Einfluß gehabt, wie aus den, Raumer freylich unbekannten Regesten des J. 1248 (Innocentii IV. anno VI.) hervorgeht. Jedenfalls hätte es sich aber unsers Erachtens gebührt, nachdem der Verf. der Gesetzgebung einen besonderen Abschnitt gewidmet (III. S. 316), auch die Wirkung, die sie bey dem obersten Lehensherrn hervorbrachte, weitläufiger als mit den 2 Worten S. 498 zu bezeichnen. Gerade dieses Gesetzbuch gab nachher dem Papste Innocenz IV. Anlaß, sich des unterdrückten Volkes gegen seinen Bedrücker anzunehmen und dasselbe zur Erlangung der ihm gebührenden Freyheit aufzurufen. Wir sind jedoch weit entfernt, mit dem Verf. in Betreff der von ihm weggelassenen Briefe rechten zu wollen; es kömmt in solchen Dingen so sehr auf das Gefühl des Einzelnen über das Nothwendige oder Nichtnothwendige an, daß wohl jedes Individuum seinen eigenen Weg einschlagen und eine völlige Uebereinstimmung kaum je zu Stande kommen wird. Auch wissen wir nicht, wie der Verfasser, wenn ihm die Einsicht in die Regesten nochmal möglich gewesen wäre, die Sache behandelt haben würde.

*) V. n. 92.

So würden wir zu jener Stelle, welche Raumer S. 499 aus dem Schreiben des Papstes an den Patriarchen Gerold von Jerusalem (nach Raynaldus 1232 N. XLIV.) mittheilt, auch noch das von dem Kirchenhistoriker ausgelassene Exordium mitgetheilt haben, in welchem ein merkwürdiger Wink über die schiefe Stellung vorkömmt, in welche der Papst selbst, Friedrich gegenüber durch Gerolds Handlungen versetzt wurde. Gleichfalls würden wir den ganzen, höchst eigenthümlichen Brief Friedrichs (VI. 268 vom 3. Decbr. 1232) an den Papst und die Antwort Gregors mitgetheilt haben. War die darin ausgesprochene Gesinnung Friedrichs wirklich die seines Herzens, und nicht eine Maske, so zeigte sich der Kaiser in einer so eigenthümlichen und liebenswürdigen Gestalt, daß wir schon deßhalb uns aufgefordert gefühlt haben würden, mehr als nur 11 Zeilen (S. 503) von dem langen Briefe mitzutheilen. Je interessanter aber das Schreiben des Kaisers war, um so begieriger wird man auch die Antwort des klugen Papstes *) vernehmen, der mehr als irgend ein Anderer Friedrich kannte und seine, einem Hirtenbriefe nicht unähnliche Aufforderung, zum Heile der Kirche gemeinsame Sache gegen „die falschen Brüder und die offenen Rebellen zu machen," zu würdigen wußte. Daß jedoch Friedrich mit aller theoretischen Ausführung des gleichen Endzweckes des Papstthums und des Kaiserthums und seinen hochtrabenden Versprechungen kein besonderer Ernst war, geht aus VI 289 hervor, wo der Papst, nur 7 Tage nach seiner Antwort auf Friedrichs Schreiben, denselben zur wirklichen Vertheidigung der Kirche aufzufordern sich bemüßigt fand.

*) Reg. VI. 269. Raumer citirt dieses, so wie auch Nr. 289 in der Note 1. S. 503.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

(Fortsetzung).

Es war aber noch zu zeigen, wie sich die Schlagweite mit der Beschaffenheit des Schließungsbogens ändert. Um dieß genauer, als es durch Heller und im physikalischen Wörterbuche geschehen ist, zu untersuchen, bediente sich (S. 1 — 20) Hr. R. einer eigenen Anrichtung, die er Funkenmikrometer nennt, und es ergab sich, als er abwechselnd einen 4 Linien langen 1/2 Linie dicken Kupferdraht, einen 102 Zoll langen 0,052 Linien dicken Platindraht, und eine mit destillirtem Wasser gefüllte, und am Ende mit Kupferfaßung geschlossene 8,3 Zoll lange, 4,5 Linien dicke Glasröhre gebrauchte, daß a) die Schlagweite von der Beschaffenheit des Schließungsbogens gänzlich unabhängig ist, indem man bey gleicher Flaschenzahl in allen Fällen dieselbe Schlagweite erhielt.

Bekanntlich wird eine Batterie nie durch einen Schlag ganz entladen, und Hr. R. fand in dieser Hinsicht b) daß die bey der Entladung verschwindende Elektricitätsmenge merklich dieselbe ist, der Schließungsbogen mag besser oder schlechter leiten, und daß diese Menge bey metallischer Schließung nahe 11/13, bey Schließung durch eine Wasserröhre 5/8 der ganzen Ladung betrage, im ersten Falle also 2/13, im zweyten 3/8 zurückbleiben, woraus folgt, daß c) bey der Entladung die Elektricität successive vernichtet werde, und d) die Bedingung der vollkommenen Ladung (nämlich das bestimmte Verhältniß der Electricitätsmenge beyder Belegungen) vom ersten Momente der Entladung aufgehoben ist.

Was das Licht und den Knall betrifft, welche die Entladung begleiten, so stehen sie in keinem Zusammenhang mit der Schlagweite, hängen aber ab von der Dichtigkeit und Menge der Elektricität, und variiren gleichmäßig mit der Erwärmung eines constanten Drahtes im Schließungsbogen.

12. Hr. Dellmann, Gymnasial-Lehrer in Kreuznach, glaubt, die Coulomb'sche Drehwage sey deßwegen bey elektrischen Versuchen weniger im Gebrauche, weil man sie theils für ein difficil zu behandelndes theils zu wenig empfindliches Instrument hält. Hr. D. giebt deßwegen (S. 606 — 611) eine Anleitung, sich dasselbe ohne große Mühe und Kosten selbst zu verfertigen, beschreibt Versuche damit, und glaubt, daß es nach seiner Construction den bessern Elektroskopen wenigstens an die Seite zu setzen sey.

13. Hr. J. C. Oersted beschreibt (S. 612 — 613) die erste Anlage eines sehr empfindlichen Elektrometers, welcher selbst ohne Condensator im Stande ist, die Elektricität, welche isolirte Zink- und Kupferplatten nach ihrer Berührung und Abhebung zeigen, sehr wahrnehmbar zu machen.

B. Licht.

Sir Dav. Brewster stellte bey Untersuchung des nach Frauenhofers Art im Brennpunct eines achromatischen Fernrohrs gebildeten Sonnenspectrums eine dünne Glasplatte so vor sein Auge, daß die Hälfte der Pupille bedeckt wurde, und daher die Hälfte des in das Auge dringenden Lichtbündels aufgefangen und verzögert werden mußte, und fand, daß, wenn der Rand der Glasplatte dem rothen Ende des Spectrums zugekehrt war, intensive schwarze Linien in vollkommen regelmäßigen Zwischenräumen erschienen. Wurde aber durch eine halbe Umdrehung der Rand dem violetten Ende zugekehrt, so verschwanden diese Linien, in intermediären Lagen erschienen sie mehr oder weniger deutlich, je nachdem der Rand mehr dem Roth oder dem Violett zugekehrt war. S. D. Br. glaubte (S. 459 — 479 u. 572 — 589) diese neue Eigenschaft des Lichtes als Anzeige einer Art Polarität in den einfachen, gleichviel ob polarisirten oder unpolarisirten Elementen des Lichtes betrachten zu dürfen. Aber Hr. G. B. Airy verfolgte diese Erscheinung weiter, und die von ihm beobachteten Thatsachen weichen von denen des Herrn B. in Bezug auf Theorie bedeutend ab. Er unterwirft dieselben einem scharfsinnigen weitläufigen Calcul, und zeigt, daß diese Erscheinung rein aus der Undulationstheorie ohne weitere Hypothese erklärbar ist, indem die aus dem Calcul abgeleiteten Schlüße mit der Beobachtung vollständig übereinstimmen.

C. Wärme.

1. Ueber das Diffusionsvermögen diathermaner Substanzen stellte Hr. M. Melloni Untersuchungen an, durch welche die von Hrn. Forbes über die Natur des Wärmedurchlasses von berußten Steinsalzplatten erhobenen Zweifel beseitiget, und zugleich die Unrichtigkeit einer verschiedenen von ihm behaupteten Polarisation verschiedener Wärmestrahlen gezeigt werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Schluß.)

Auch ein anderer Brief, von welchem Raumer S. 502 nur wenige Worte anführt, schien uns für die Kenntniß der Gesinnung Friedrichs um jene Zeit (III. Dec. 1233) von Bedeutung (Paternitas vestra, heißt es darin, non ambigat, inesse nobis alta mente propositum, Vobis duce ac previo Dominica castra protegere ac contra hostes fidei proelia Domini proeliari); er enthält auch die Thatsache, daß von Friedrichs Saracenen zu Luceria mit seiner Beystimmung schon früher mehrere zu der Kirche übergetreten waren. *) In Betreff der Auflehnung K. Heinrichs gegen seinen Vater hat Hr. v. Raumer durch Anführung des päpstlichen Schreibens die gänzliche Theilnamslosigkeit des Papstes, so wie dessen kräftige Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes für alle Zeiten schlagend erwiesen. Bey Erwähnung des energischen päpstlichen Schreibens gegen die Bischöfe von Würzburg und Augsburg (S. 552) hätte vielleicht auch erwähnt werden dürfen, daß der Papst K. Heinrichs Gesandte an die Lombarden, 2 Canonici von Würzburg, suspendirte und nach Rom citirte. Gerade dieses Ereigniß läßt uns in die Aufrichtigkeit der wohlwollenden Gesinnungen P. Gregors IX. gegen Friedrich II. einen tiefen Blick werfen. Er nennt ihn in Schreiben an Andere: obsequiis Matris ecclesiae promtus et efficax, IX, 170, princeps catholicus et avidus efficere per quae status Ecclesiae ac imperii possit in pacis gaudio reflorere VIII, 292; er kann nicht genug Worte finden, um seinen Abscheu gegen Heinrichs unnatürliche That auszudrücken VIII, 462; er citirt die schuldigen Bischöfe vor den apostolischen Stuhl IX, 232. Kein Brief giebt aber hievon größeres Zeugniß, als IX, 236, das Schreiben des Papstes an den Kaiser über die geheimen Umtriebe einer Partey, (qui nequaquam vellent Ecclesiam Imperio vinculo dilectionis uniri), die durch erdichtete Schreiben den Lauf der Geschäfte aufzuhalten und den Frieden zu stören bemüht war (nonnulli collaterales tui, pacis imperialis emuli sicut creditur inimici eas de processu Vestro litteras dirigunt, quibus, si veritas testis assisteret, totum, quod super te fundavit Dominus edificium, ruinam patiens deperiret). In Gemäßheit einer Bestimmung des letzten Friedens (ut si quid ad alterum de altero quod pacem lederet, perveniret, latratibus detrahentium hinc inde denegaremus anditum) schrieb auch der Papst ganz offen an den Kaiser und verlangte von ihm, er möge auf die Stimme der Uebelwollenden nicht hören.

Ref. kann diesen Brief bey Raumer nicht finden, obwohl er den Uebergang aus dem freundlichen Verhältnisse des Kaisers zu einem allmählig gespannten bildet, das sich aus der verschiedenen Auslegung des letzten Friedens gestaltete. Unserer Meynung nach hätte seiner vor der Benützung des, bey Raynald 1236, 15 — 25 abgedruckten Schreiben (Hohenstaufen III. S. 607) erwähnt und bey dieser Gelegenheit das bey Raynald nicht vollständige, aber in Betreff des Verhältnisses P. Gregors zu den Lombarden wichtige Schreiben IX, 398 ergänzt werden sollen. Raumer scheint jedoch eine eigene Vorliebe zu haben, weniger auf das Thatsächliche einzugehen und statt dessen bloßes Raisonnement in

*) Ein späterer Brief spricht selbst von einem Drittheile.

den Text aufzunehmen. S. 609 bey Gelegenheit der Antwort des Kaisers findet eine Veränderung des Textes der ersten Ausgabe statt, *) indem ein kurzer Auszug aus „Reg. Greg. IX, X und 103 (Handschrift in Paris)“ mitgetheilt wird, worin Friedrich auf das Allgemeine der Beschuldigungen hinweist und an seine Rechte appellirt. Es ist, wo es sich um Schuld und Nichtschuld handelt, jedes Moment, das Aufschluß geben kann, von Werth; nichts darf in einem solchen Falle unberücksichtigt gelassen werden. Jene Antwort des Kaisers auf den bey Rayn. 1236 XVII — XXII enthaltenen Brief des Papstes findet sich aber Reg. X. n. 107 Dat. apud Spyram XVI April ind. IX. Sie ist bereits im Tone der Gereiztheit und Empfindlichkeit gehalten und sagt unter Anderem: que vobis lingua mendacii suggerit, indubitanter asseritis acsi monstrasset hec oculus veritatis, während gerade, was nachfolgt zeigt, daß der Papst sehr bestimmte Klagen über Friedensbruch vorgebracht. Es ist dieser Brief übrigens, wie aus der Vergleichung des Textes si demania nostra tam in hominibus quam in terris ad nostra fiscalia revocamus etc. derselbe, den Hr. v. Raumer als der Pariser Handschrift entlehnt, unter Reg. X. n. 103 anführt. Hier wäre aber der Ort gewesen, auf die bedeutende Veränderung aufmerksam zu machen, welche in kurzer Zeit in Friedrich vor sich gegangen war, so wie nicht minder auf die Geständnisse, welche der Brief gleichsam unwillig enthält (Salubrius — extimamus, quod ad tempus vacet ecclesia quam nobis in perpetuum sit nociva), endlich auf die Reihe von Entschuldigungen, welche gleichfalls hinlänglich zu erkennen geben, daß der Papst sich in seinen Beschwerden gar nicht so allgemein gehalten habe. Man sieht auch aus diesem Briefe, wie, trotz dem Frieden zwischen Kaiser und Papst der Kampf im Stillen, von Seiten der Untergeordneten ununterbrochen fortgieng und einerseits die Immunitäten des Clerus wie andererseits die auf das Höchste gesteigerten fiscalischen Prätensionen der Gesetzgebung Friedrichs mit einander unverträglich, beständige Reibungen herbeyführten. Der Brief schließt jedoch auf einer Weise, daß der Wunsch, ja die Ueberzeugung einer Ausgleichung der streitigen Verhältnisse offen ausgesprochen ist *).

Verlangten wir in Betreff jener Schreiben ein größeres Eingehen in ihren Inhalt, so ist uns völlig unbegreiflich, wie Hr. v. Raumer, als ihm die Regesten zugänglich waren, das Schreiben Friedrichs an den Papst, dat. Mantua 20. Sept. 1237, übergehen konnte, in welchem sich der Kaiser Punkt für Punkt gegen alle Anklagen zu rechtfertigen suchte, die der Papst gegen ihn erhoben. Mehr als irgend eines stellt uns dieses, auch seinem Umfange nach beträchtliche politische Manifest auf die Höhe der Verhältnisse **); wir nehmen auch keinen Anstand, es für eines der bedeutendsten Documente der ganzen Regestensammlung Gregors IX. zu erklären und bedauern hievon in der Geschichte der Hohenstaufen keine Meldung zu finden ***). Daß nach der hohen Sprache, die der Kaiser darin annahm, der Bruch fast unvermeidlich war, sieht jeder ein. Der Kaiser erklärt bereits, in welch einzelnen Dingen er nachzugeben gedenke, in welch anderen aber nicht; ja er tritt dem Papste so entschieden entgegen, daß er selbst keinen Anstand nimmt zu sagen, wie er da und dort die Strenge eher zu vermehren, als zu vermindern gedenke. Kaum wird die Ehrerbietung, von welcher die früheren Briefe Friedrichs so voll waren, im Aeußeren, in den Worten und dem Ausdrucke noch beobachtet.

Da das von Raynaldus nur zum Theile veröffentlichte Schreiben des Papstes X, n. 253 die von Raumer S. 611 angeführten Worte Friedrichs

*) Auch S. 576 bemerkten wir eine Zugabe der neuen Auflage. Eine neue Note aus Reinmar von Zweten und die Ausführung einer älteren.

*) Hec igitur omnia — si in considerationum Vestrarum libra diligenter appenditis, dum affectum purissimi filii circa Vos et matrem Ecclesiam, dum justitiam rescribentis perspicaciter discernetis, acerbitatem verbi, quod extrema litterarum Vestrarum conclusio continebat, Vos observare tolerantiam ulterius non valere, Vestri conclave consilii forsitan temperasset.

**) Reg. Greg. P. IX. anno X, 252.

***) Die von Ref. gemachte Copie enthält in kleiner Schrift 5 Folioseiten, jede zu etwa 52 Zeilen.

enthält, muß dessen vorhergegangenes Schreiben in den Herbst 1237 gesetzt werden. Es muß aber wieder bedauert werden, daß der Verfasser die, Friedrichs Brief erst zum wahren Verständnisse bringende Antwort des Papstes, welcher mit hoher Energie die Beschuldigungen des Kaisers über Eingriffe in seine Gerechtsame von sich weist, mit Stillschweigen übergieng. Wir finden es sehr begreiflich, daß ein Schriftsteller eine besondere Vorliebe für eine historische Person zu fassen vermag; allein jedermann wird zugestehen, daß dieß nicht auf Kosten umsichtiger Quellenforschung geschehen darf. Möchte sich doch recht bald ein Historiker finden, welcher, wie wir erst eine vortreffliche Darstellung P. Innocenz III. erhielten, so auch ein getreues Bild seines nicht minder großen Verwandten, P. Gregor's IX. zu entwerfen vermöchte.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Die zu diesem Zweck (S. 47 — 60) angestellten Versuche zeigen, daß parallele Licht- und Wärmestrahlen von einer diathermanen polirten Glasplatte aufgefangen in jeder Entfernung derselben am Rheometer denselben Ablenkungswinkel geben, bey einer mattgeschliffenen Glasplatte aber die Ablenkung bey verschiedenen Entfernungen wächst. Hat aber die Nadel durch diese Platte ihre Ruhe erlangt, und bringt man eine gewöhnliche Fensterscheibe zwischen sie und den thermoskopischen Körper, so sinkt die Nadel kaum um einige Grade. Da man nun weiß, daß Strahlen, deren Temperatur 150° C. nicht überschreitet, von einer sehr kleinen Glasdicke vollkommen absorbirt werden, auch kaum eine Erwärmung von einigen Graden hervorbringen, so kann der größte Theil des Effectes nicht von der eigenen Wärme der Platte herrühren, und da die hinter der matten Glastafel fortgepflanzte Wärmefluth alle Eigenschaften wie die einfallende Strahlung besitzt, so ist der hinter der matten Platte beobachtete Effect nichts anders, als die Wirkung der diffusen Wärme. Daher ist die Constanz der Ablenkung ein Beweis der Abwesenheit der Wärme Diffusion, die Veränderlichkeit aber ein Beweis der größern oder kleinern Diffusion.

Auch eine gleiche Weise zeigt sich durch leichte Versuche die Unrichtigkeit der Meynung des Hrn. Forbes, die merkwürdige Wirkung, welche berußtes Steinsalz auf strahlende Wärme ausübt, sey bloß Wirkung der mechanischen Abänderung der Oberfläche, indem mit Kienruß überzogene Steinsalzplatten wie polirte Platten wirken, und bey verschiedenen Entfernungen von dem Thermoskope eine beynahe constante Wirkung geben, folglich nur eine unmerkliche Wärmediffusion verursachen. Hieraus geht aber auch hervor, daß Hrn. F's. Behauptung, die Wärmestrahlen von verschiedenen Wärmequellen seyen verschieden polarisirbar, unrichtig ist, indem nach Hrn. M's Versuchen die Polarisationsinder für polirte Glimmerblättchen sowohl bey einer Wärme von 400 Grad C. als von einer Locatellischen Lampe ohne und mit Gla, immer constant = 50, und nur für mit der Spitze eines Federmessers geritzte veränderlich sind, und von 31 bis 49 variirten. Die Ursache der irrigen Behauptung des Hrn. F's. liegt, wie Hr. M. zeigt, in einer mangelhaften Struktur der Polarisations-Apparate durch Ablösung der Glimmerblättchen mittels Feuer, wodurch sie aller Wahrscheinlichkeit nach an einigen Stellen ausgedörrt, schuppig und gefurcht werden, und daher eine zur Diffusion günstige Beschaffenheit erhalten, also auch einen nach der Beschaffenheit der Wärmestrahlen verschiedenen Polarisationsindex geben.

Eben so wenig kann Hr. M. jene Interferenz anerkennen, welche Hr. F. bey der Wirkung, welche matt geschliffene Oberflächen diathermaner Mittel auf die strahlende Wärme ausüben, beobachtet haben will, indem er glaubt, daß diese Erscheinungen sich vollkommen durch das Diffusionsvermögen erklären lassen.

2. Die bekannte Erfahrung, daß eine Messingscheibe, deren Oberfläche noch roh und körnig ist, sich unter gleichen Umständen mehr erhitze als eine wohlpolirte, und daß ein mit heißem Wasser gefülltes Metallgefäß von rauher Oberfläche weit rascher erkalte als ein gleiches von polirter Oberfläche, hat bekanntlich zu der Annahme verleitet, die kleinen Spitzen und Rauheiten der Oberfläche vergrößere das Absorptions- und Emissionsvermögen der Körper.

Hr. Melloni hatte schon früher (Bd. XXXXV.) das Irrige dieser Erklärung gezeigt. Gegenwärtig (S. 268 — 275) weiset derselbe thatsächlich durch directe Versuche nach, daß das Absorptionsvermögen in dem Maaße abnimmt, als die Härte und Elasticität der Platte zunimmt. Deßwegen besitzt gehämmertes Weißblech, auch wenn es weniger polirt ist, ein schwächeres Absorptionsvermögen, als im natürlichen Zustande. Deßwegen erhöht Kupfer, wenn es geritzt wird, sein Absorptionsvermögen, weil die Ritzen die weniger harten Theilchen des Innern bloßlegen, und den stehen gebliebenen Theilen der gehärteten Oberflächeschicht, welche zuvor durch gegenseitige Zusammendrückung eingezwängt

waren, gestatten sich abzuspannen und in die entstandenen Lücken auszudehnen, dagegen gegossene Silber- und Gold-Platten von schwacher Politur mit einer Diamantspitze geritzt ein geringeres Absorptionsvermögen, weil die einen Theile des weichen Metalles comprimirt werden, und eine größere Härte erhalten. Deßwegen zeigen auch diejenigen Körper, welche den Zusammendrückungszustand nicht zu bewahren vermögen, wie Marmor, Gagat oder Elfenbein polirt und nicht polirt ein unveränderliches Absorptionsvermögen u. dgl.

3. Man wird sich erinnern an die schöne Abhandlung, welche von Hrn. Victor Regnault in dem LI. Bd. der Annalen über die specifische Wärme einfacher und zusammengesetzter Körper geliefert worden ist. Gegenwärtige Arbeit (S. 60 — 94. und 243 — 268) ist eine Fortsetzung derselben, und behandelt die starren und flüssigen Verbindungen. Was in dieser Hinsicht die HH. Delaroche; Berard, Avogardo und Neumann geleistet haben, revidirend beschäftiget sich hier Hr. R. mit der Untersuchung, ob es in jeder Klasse von zusammengesetzten Körpern eine ähnliche Relation gebe, wie die von Hrn. Dulong und Petit bey einfachen entdeckt.

Er untersuchte daher a) die Legirungen, b) die Oxyde, c) die Sulfide, d) die Chloride, e) die Bromide und Jodide, f) die Salze von Oxyden mit Sauerstoffsäuren. Die mit vieler Genauigkeit gefundenen Resultate werden in eben so vielen Tafeln aufgestellt, und das Gesetz abgeleitet, daß bey allen zusammengesetzten Körpern von gleicher atomistischer Zusammensetzung und ähnlicher chemischer Zusammensetzung die specifischen Wärmen im umgekehrten Verhältniß der Atomgewichte stehen.

Am Ende dieser Abhandlung kömmt Hr. R. insbesondere auf die Untersuchung der specifischen Wärme der Kohle und des Schwefels zu sprechen, woraus hervorgeht, daß Kohle eine vollständige Ausnahme unter den einfachen Körpern bildet, indem das Gesetz, welches zwischen den specifischen Wärmen und den Atomgewichten existirt, auf sie durchaus nicht anwendbar ist. Hr. R. glaubt die Ursache dieser Anomalie darin zu finden, daß die Kohle, wie sie in Verbindungen enthalten ist, eine andere pecifische Wärme besitze, als wir für sie im isolirten Zustande finden.

Die ausführliche Untersuchung über den Schwefel behält sich zwar Hr. R. für seine dritte Abhandlung vor, kann aber nicht umhin, schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, daß wir an dem Schwefel das sonderbare Beyspiel eines Körpers haben, der mittels äußerer Wärme auf eine Temperatur von 98° C. gebracht sich selbst bis 110° C. dadurch erhitzt, daß eine gewiße Wärmemenge, die zuvor im latenten Zustande war, sich freywillig entwickelt, wahrscheinlich weil der Schwefel im Zustande seiner Weichheit eine größere Wärmecapacität besitzt, als im gewöhnlichen Zustande.

4. Hr. Bar. F. v. Wrede suchte (S. 602 — 606) die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme dadurch zu bestimmen, daß er die Aberration derselben mit der des Lichtes verglich. Er richtete zu diesem Zwecke ein zehnfüssiges, parallactisch aufgestelltes Fernrohr so ein, daß Wärmebild und Lichtbild in demselben aus einander fallen mußten, wenn die Geschwindigkeit der Wärme kleiner wäre, als die des Lichtes. Ungünstiges Wetter hinderte ihn, hierüber viele Versuche zu machen, indessen schloß er aus zwey Beobachtungsreihen auf einen Unterschied der Aberration von 4‴,78 und daraus auf ein Verhältniß der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme zu der des Lichtes = 20″,25 : 24″,03, oder nahe = 4 : 5 (näher = 5 : 6). Man sieht wohl, daß diese Argumentation nur in der Voraussetzung gelten könne, daß das Sonnenlicht aus Licht und Wärme zusammengesetzt sey (?).

D. Töne.

Hr. A. Seebeck verschaffte sich einen Apparat, welcher die Eigenschaften einer Cagniard-Latour'schen Sirene, und eines Savart'schen Zahnrades vereiniget, mit welchem er die Interferenz der Töne beym Anblasen der Sirene mit Zuverlässigkeit nachzuweisen vermag, und weiter findet (S. 417 ff.) daß a) unser Gehörsorgan einerseits die Fähigkeit besitzt, ein System von Impulsen in zwey oder drey Systeme von isochronen Impulsen zu zerlegen, andererseits aber auch durch einen nur einigermassen angenäherten Isochronismus den Eindruck einer bestimmten Tonhöhe wie durch vollkommenen Isochronismus zu empfangen, und zwar bey einer weitern Entfernung vom Isochronismus, als man vielleicht erwarten möchte, indem selbst noch bey dem Verhältniß 5 : 7 der dem Mittelwerthe entsprechende Ton gehört wird, b) daß die zu einem Tone gehörenden Impulse abwechselnd von zwey, drey u. s. f. verschiedenen Punkten ausgehen dürfen, wofern sie nur hinreichend isochronisch erfolgen, ja die Richtungen, in welchen die abwechselnden Erschütterungen sich zum Ohr fortpflanzen, sogar einen beträchtlichen Winkel mit einander bilden dürfen, welches bekanntlich Savart geläugnet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden; gesammelt und bearbeitet, und mit Unterstützung des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von G. C. F. Lisch, großherzoglich meklenburgischen Archivar und Regierungs-Bibliothekar ꝛc. Rostock und Schwerin 1837 — 1841.

Es sind von dieser Urkundensammlung des Landes Meklenburg, welches durch Herzog Heinrich den Löwen in mancherley Beziehung auch zu Bayern steht, bisher drey Bände in 8. erschienen, wovon der erste die Urkunden des Cisterzienser-Klosters Durgau, der zweyte die des Cisterzienser-Nonnenklosters Sonnenkamp ꝛc. oder Neukloster, und der dritte und letzte Band „die vielbesprochenen Dotations- und Confirmations-Urkunden, und einige andere Fundamental-Urkunden des Bisthums Schwerin vom Jahre 1170 an“ — enthält.

Nach chronologischer Ordnung, und der Culturgeschichte gemäß, sollte also dieser dritte Band zuerst gelesen merden; weil mit der Gründung des Bisthums Schwerin unter Bischof Berno: — Die Geschichte spricht zwar von einem frühern Bischofssitze zu Mikilinburg, und von einem bald wieder verschwundenen Bischofe Emmenhard daselbst; — oder, noch bestimmter, weil mit dem Auftreten des Herzogs Heinrich des Löwen jenseits der Elbe, in „Obotritien und Nieder-Caranien,“ jene neue Culturperiode beginnt, welche die sächsischen Chronisten mit der Aufschrift tempora novellae plantationis bezeichnen.

Man kann nämlich eine frühere, eine antiqua plantatio, dieser Küstenländer im christlichen Sinne, von jener Zeit an rechnen, als sich die wendischen Stämme der Wilzen und Obotriten da auf dem einstmaligen germanischen Boden, untereinander selbst bekämpften, und die letztern (777) durch Carl d. G. die Oberhand erhielten. Noch mehr Umfang und Stärke gewann diese antiqua plantatio, als unter dem Schutze K. Ludwig des Frommen in Nordalbingien der hl. Anscharius (Engelbrecht) das Evangelium predigte, und (833) das Bisthum Hochbuchi (Hamburg,) gründete. Auch zu Starigarod (Oldenburg) bestand damals schon ein Bisthum. Eine Reihe von Bekehrungs- und Unterjochungsversuchen der Teutschen, zunächst der sächsischen Fürsten, gegen die wendischen Stammfürsten, und ihre Geschlechtsgenossen: Boihati, Wojemude und Knjes, genannt, war hierauf gefolgt; viel Blut war geflossen, Burgen und Städte waren aus uralten Trümmern, kaum aufgebaut, abermals untergegangen; — als unter der Herrschaft Heinrichs des Obotriten, 1115 — 1126, der, die Unthaten seiner Jugend als Christ zu sühnen, und die Siege über seine auswärtigen Feinde und inneren (Blutsverwandten) Gegner, insbesondere im Lande Pelakien (Leuenburg) durch Gerechtigkeit, Friedfertigkeit und Milde zur Wohlfahrt seines Landes zu benützen bemüht war, zunächst bey Liubien, (Lübeck,) seiner Hofburg, der fromme Vicelin gleichfalls eine Mutterkirche erhob. Vicelin war Abt des vom edlen, und heldenmüthigen, vom Fürsten Heinrich mit Umgehung seiner untüchtigen Söhne adoptirten Glamard's erbauten Klosters zu Feldora- (Neumünster); und unermüdet im Dienste des Herrn, wie im Bestreben, Wenden und Deutsche, Sieger und Besiegte miteinander zu versöhnen. — Als aber Glamard, vom Kaiser Lothar selbst als König der Wenden belehnt, durch seinen Vetter Magnus von Gothland auf Seeland (1131) meuchlings gefallen; als Fürst

Niclot in Folge älterer Rechte, wieder den Thron der Wenden behauptete; (1131 — 1161: von ihm leitet man die heutigen Regenten Meklenburgs ab; und der verzweifelte Kampf seiner Söhne scheint die Dynastie erhalten zu haben;) als Dänen und Rügen, Sachsen und Friesen diese Landschaften anfielen und überzogen: da wurden auch ihre neuen Abteyen und Bischofssitze wieder zerstört. Doch hatten die Deutschen bereits einzelne Burggrafschaften genommen und behauptet. Im J. 1147 hatten sich die Fürsten und Bischöfe des südlichen Deutschlands zu einem Kreuzzuge nach Palästina erhoben: und zu derselben Zeit unternahmen die weltlichen und geistlichen Machthaber von Norddeutschland einen ähnlichen gewaltigen Zug gegen die Wenden. Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, (Brennibur) mit Erfolg die Wilzen in Pommern bekriegend, scheint dazu die Lust erregt zu haben. Heinrich der Löwe, trat jetzt (1148), Leben und Hoheit der Gegner nicht schonend, an die Spitze, und sogar eine dänische Flotte verheerte im Einverständnisse mit dem verbündeten Kreuzheere, die meklenburgischen Küsten. Von nun an war die Unterdrückung des slavischen Elements, und die Ueberwucht des deutschen, in diesen nordwestlichen Provinzen, entschieden: die novella plantatio derselben, wie sie sich nur aus den vorliegenden Urkunden wahrnehmen läßt, eben so praktisch als lehrreich durchgefühet. Nachdem Herzog Heinrich der Löwe im Jahre 1171 jenseits der Elbe drey Bischofsstühle, die zu Razeburg, Schwerin und Lübeck, wieder aufgerichtet, und zuverlässige Waffengefährten aus Sachsen und Bayern, auf einigen Burgen eingesetzt; nachdem er den berühmten Erzbischof Wichmann von Magdeburg, den lang und vielbetrauten Kirchenfürsten Kaiser Friedrichs I., seiner Abstammung nach ein Billunge oder Wettin, durch seine Ahnfrau aber, und durch seine Geburt, auch in Ostbayern begütert und waltend (ein würdiger Stoff, die sehr schätzbare genealogische Monographie Schaukegels auch aus andern Gesichtspunkten zu ergänzen; *) zum Statthalter im Sachsen- und Wendenland bestellt hatte, gieng er nach Bayern zurück. Von da zog er selbst nach Palästina, wendische Fürsten und Edle mit in seinem Geleite, und kehrte im J. 1173 wieder in seine Länder nach Bayern und Sachsen zurück. Unmittelbar nach dieser Rückkehr hatte auch in Meklenburg die Gründung neuer Klöster, zu Doberan, Dargau u. s. w. durch die einheimischen Fürsten statt. Diese kurze Einleitung hielten wir für nothwendig zur richtigeren Beurtheilung der vorliegenden Urkundensammlung; einige Notizen werden wir noch im Verlaufe beyfügen, und so wenden wir uns wieder dem Werke selbst zu.

Das ziemlich umständliche Vorwort zum ersten Band giebt nähere und auch anderwärts dienende Aufschlüsse über dieses Unternehmen. Meklenburg hat das Glück gehabt, durch die Bemühungen von Männern wie Westphalen, Schröder, Frank u. A. schon früh eine große Menge von Urkunden aus den Archiven zu gewinnen; aber leider sind in diesen ältern Mittheilungen die Drucke nicht zuverlässig; aus Ursachen, die wie allenthalben, so auch dort in den damaligen Zeit- und Lokalverhältnissen lagen. Erst seitdem Rudlof, (seit dem Jahre 1780) durch seine urkundenmässige und kritische Geschichte Meklenburgs gewissermassen Bahn brach, ward das Bedürfniß eines vollständigern und ungestörtern Besitzes fühlbar.

Rudlof selbst versuchte mit dem Anfange seiner Urkundenlieferung eine Eröffnung reinerer Quellen, fand aber damit noch zu wenig Anklang. (Rudlofs Urkunden-Sammlung hat den Titel: Codex diplomaticus historiae megapolitanae medii aevi. I. Heft 1789; II H. 1790). Seitdem ruhte die urkundliche Forschung eine lange Zeit, bis der Pro-

*) Schaukegel, Benedictiner von Seitenstätten in Oesterreich, hat in seinem Spicilegium über den Erzbischof Wichmann: Vienne 1795: (Wichmann hatte einen Theil seines Erbguts in Ostbayern an jene durch ihre Stifter ihm nahe verwandte Abten geschenkt,) die mühsamsten und vollständigsten Forschungen über die sachsischen Stammfürsten, insbesondere über die Billungen niedergelegt: was auch die neuesten Geschichtschreiber von Sachsen z. B. Gervais anerkennen. Aber über Wichmanns Abstammung aus Bayern, und über dessen dynastische Verwandtschaft in der Ostmark wäre noch Wesentliches und Vollständigeres nachzuholen.

fessor Schröder zu Rostock (1826) einen neuen Versuch machte, woran ihn eine unheilbare Krankheit unterbrach. Schröder hatte die Absicht, die Monumenta inedita von Westphalen mit einem fünften oder Supplementenband zu vervollständigen.

Einige Zeit hindurch wurden dann zu den wochentlichen Rostokischen Nachrichten urkundliche Beylagen mit ausgegeben, aber das Blatt hatte nur ein kleines Publikum; während es der Pastor Cleemann zu Perchim auf eigene Rechnung wieder mit einer Chronik und mit Urkunden der Meklenburg-Schweriniſchen Vorderstadt Parchim (1825) versuchte. Erst dem Vereine für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gelang es, eine allgemeinere Theilnahme zu erwecken, und die Mittel für solche ernstere Unternehmungen zu erwerben.

Und eben das gereicht, unserer Ansicht nach, dem Vereine zum bleibenden Verdienst: mit dem rechten Takt und zu rechter Zeit, muß mit den einmal gewonnenen Mitteln gut hausgehalten werden; wenn es nicht wieder für lange — lange — bewenden soll.

„Der Großherzog von Meklenburg-Streliz, K. H., der erhabene Mit-Protektor des Vereins, übergab, in richtiger Würdigung der wahren Bedürfnisse der Landesgeschichte, und voll ächter Liebe zum Vaterlande, dem Vereine alsbald die Druckkosten für diesen ersten Band einer Urkunden-Sammlung."

Aber warum schritt der Verein nicht zur Herausgabe eines vollständigen Codex diplomaticus Megapolitanus; einer, wie in andern Staaten, das ganze Land umfassenden und, sey nun das zerstreute Material schon gedruckt, oder noch in Handschriften, möglichst geläuterten Urkunden-Sammlung? Diese Frage hat sich auch Hrn. A. Lisch aufgedrungen, und indem er die mannigfachen Schwierigkeiten ihrer Lösung bespricht, lautet das Resultat dahin:

„mit einem Worte, ehe die Herausgabe einer umfassenden Urkunden-Sammlung unternommen wird, müssen vollständige Urkunden-Verzeichnisse oder Regesten über die gedruckten zerstreuten Urkunden herausgegeben, und einer vielfachen öffentlichen Prüfung unterworfen; dann aber auch einzelne Hauptperioden der Geschichte urkundlich und kritisch durchforscht werden, um erst Wichtigkeit und Richtigkeit einzelner Urkunden in das rechte Licht zu setzen."

Inzwischen — meynt Hr. A. Lisch, — soll sich die nimmer ruhende urkundliche Forschung vor Allem der Specialgeschichte zuwenden.

Hr. Archivar Lisch hat hier wohl die Localgeschichte, und ihre Grundlage, die beurkundete Topographie mit Monographien, im Augenmerk, und so sind wir ganz mit ihm einverstanden.

„Für die Erkenntniß des Wesens von Meklenburg in alter Zeit war durch die Ratzeburger-, für die Erkenntniß der Mitte des Landes durch die Doberaner- und einige Schweriner-Urkunden in Westphalens Mon. und sonst gesorgt; nur der Osten Meklenburgs war in den ältesten Zeiten noch dunkel, und forderte vor allen Dingen vielfach zur Erhellung auf. Es blieb also keine Wahl übrig; es mußten zunächst die Urkunden des Klosters Dargau so viel als möglich der Oeffentlichkeit übergeben werden. Von den Urkunden dieser wichtigen Abtey, nächst Doberan, der wichtigsten im Lande, waren bis dahin nur sehr wenige bekannt ꝛc."

Klagte man früher über Mangel an Dargau'schen Urkunden: — so setzt nun die Fülle derselben in Verlegenheit. (Wie bey uns!) Durch die Säcularisirung des Stiftes sind sie dem großherzoglichen Archive zugewachsen. Die Mönche hatten also auch da still und fleißig gearbeitet. Da es indessen bey dieser Herausgabe zunächst im Plane liegt, die Entwicklung des Ostens des Vaterlandes darzustellen, so ward diese Sammlung auf das XII. und XIII. Jahrhundert auf 100 Numern beschränkt.

Wir süddeutsche Forscher und Leser dürfen nun ja nicht vergessen, daß es sich hier, wie oben im Eingange bemerkt worden ist, um Meklenburg, im deutschen Norden, um einen Landesstrich längs der baltischen Küste handelt, wo die geschriebene Geschichte, der Laut der Urkunden, und zwar einzig als Frucht und Segen des Christenthums, und seiner Institutionen, erst um die Mitte des XII. Jahrhunderts vernehmlicher wird, während wir im Süden gewohnt, ja verwöhnt sind, unsere dießfälligen Quellen schon in der Mitte des VIII. Jahrh. so reichlich fließen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

E. Dämpfe.

1. Bekanntlich haben die HH. Dulong und Petit in ihrem Systeme von Versuchen das Volum P, die Elasticität H, und die mit dem Quecksilber-Thermometer beobachtete Temperatur T einer in einem Glasrohr erhitzten Luftmasse, so wie P', H', T' derselben Luftmasse, nachdem sie auf die fast unveränderliche Temperatur eines kalten Zimmers herabgekommen, beobachtet. Daraus wurde das bey 0° gleich Eins gesetzte Luftvolumen V, wenn es ohne Veränderung des Druckes die Temperatur T annimmt, und wenn d = mittlerer Ausdehnung des Glases zwischen T' und T,

$$V = \frac{PH}{P'H'}[1 + d\ (T - T')]\ [= + 0{,}00375\ T']$$

und daraus die Zahl der Grade, die ein wegen der Ausdehnung des Glases berichtigtes Luftthermometer für die Temperatur T des Quecksilberthermometers angeben würde

$$t = \frac{V - 1}{0{,}00375}$$

Nachdem aber Hr. Rudberg den Ausdehnungs-Coefficienten = 0,003646 gefunden, so reducirte (234 — 242) Hr. Pambour die obigen Formeln auf denselben, woraus sich ergab, daß bey dieser Annahme die Unterschiede zwischen dem Quecksilber- und Luftthermometer weit unbeträchtlicher sind, als bey der Annahme des Coefficienten 0,00375.

2. Hr. Baron v. Wrede versucht es (S. 226 — 234) auf theoretischem Wege die Beziehung zwischen der Spannung und der Temperatur des Dampfes zu bestimmen, und sich stützend auf den bereits von Clement, Desormes und Pambour bestätigten Satz, daß der Wasserdampf bey was für einer Temperatur er auch erzeugt seyn mag, immer dieselbe Wärmemenge enthält, sobald er sich auf dem seiner Temperatur entsprechenden Maximum von Dichtigkeit befindet, wird er am Ende seiner Betrachtung, wenn die Masseneinheit des Wasserdampfes die Spannung p bey der Temperatur t hat, auf folgende numerische Formel geführt:

$$\text{Log. } p = \frac{5{,}1059\,t\,(420{,}53 + t)}{(374{,}27 + t)^2}$$

Werden die bey der Temperatur von 23°,7 bis 124°, 15 nach dieser Formel berechneten Spannkräfte mit den beobachteten verglichen, so ergiebt sich als größte Unterschiede bey 23°,7 = + 0,0,415, und bey 118°,4 = — 0,150, und der ganze Fehler von 23°,7 bis 124°, 15 nicht größer als — 0,356.

Eben so glaubt Hr. B. v. W. das Volumen des Wasserdampfes V, wenn α den Ausdehnungs-Coefficienten anzeigt, durch

$$V = \frac{1606\ (1 + \alpha\ t)}{p}$$

ausdrücken zu können.

3. Die im vorigen Bande beschriebenen Erfahrungen des H. Armstrong über die Elektricität des Dampfes einer Locomotive veranlaßten Herrn C. H. Pfaff (Seite 313 — 315) diese Versuche an einem vortrefflichen Papinianischen Topf bis auf fünf Atmosphärendruck zu wiederholen, und er fand, daß alle Dämpfe bey hohem Druck positive Elektricität zeigen, der isolirte Topf aber negativ werde, daß diese Electricität mit der Spannung abnimmt und beym einfachen Atmosphärendruck ganz verschwindet. Glühende Kohlen auf einer isolirten Platte von Zink oder Kupfer mit destillirtem Wasser besprengt gaben keine positive Elektricität, und die Platten wurden nie negativ. Daraus schließt Hr. Pf., daß die hier erzeugte Elektricität eine Folge des von den Dämpfen auf das Wasser ausgeübten Druckes sey, und diese Erscheinung in die Kategorie der Electricitätserregung durch Druck gehöre.

F. Meteorologie.

1. Hr. Reveu beobachtete 1840 in Constantine einen 10 Min. dauernden Regen, und Hr. Poggendorf in Berlin einen länger als eine Stunde dauernden Schnee ohne Wolken. (S. (S. 224.)

2. Am 19. Februar 1841 fiel zu Bagnone, zu Genes und Parma, und am 29. März in dem Departement der Ostpyrenäen ein schlammiger Regen, welcher zu Parma von gelblichter Farbe und bitterem metallischen Geschmack war. (S. 224).

3. Hr. Tessan berichtet an Hrn. Arago, daß er im Osten zwey schöne concentrische Regenbogen, welche durch die von einer Wolke reflectirten Strahlen entstanden waren, beobachtet habe. (S. 223.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden; herausgegeben von G. C. F. Lisch ꝛc.

(Fortsetzung.)

Und demnach möchte man uns, die wir im angestammten mittäglichen Besitz, Gebrauch und Verständniß der Urkunden — diese drey Vortheile bedingen sich auf den Grund der Landsässigkeit gegenseitig; — der mitternächtlichen Region wenigstens um vier Jahrhunderte voraus sind, öfter Ansichten aufdringen, die an sich, im Ueberholen geistiger Rührigkeit, sehr scharfsinnig (rationell) construirt seyn, aber unserm historischen Instinkt doch nicht genügen mögen.

„Bey der Seltenheit und Wichtigkeit der ältesten Urkunden unserer Geschichte — so fährt Hr. A. Lisch fort: — ist bis zum J. 1250 alles aufgenommen, was vorhanden war; aus der Zeit zwischen den Jahren 1251 bis 1299 nur das, was für die Landesgeschichte, für Erkenntniß der Verhältnisse der Abtey, und der Entwicklung von interessanten rechtlichen und Privatverhältnissen wichtig erschien. Für alles dieses sind die Dargau'schen Urkunden von Bedeutung; von der höchsten Wichtigkeit sind sie jedoch für die Erkenntniß slavischer Sprache, Sitten und Alterthümer, wofür sie eine nicht geahndete Quelle geben, (allerdings und eben darum!) für die alte Geographie, und für die Fürstengeschichte Meklenburgs und Pommerns, wie sie denn für Pommern eben so wichtig sind, als für Meklenburg.“

Daher finden wir also hier auch aus Dongers Cod. diplom. Pomer. Urkunden eingeschaltet, die das von Dargau ausgegangene Filialkloster Bukow in Pommern betreffen, eben so welche vom Mutterkloster Doberan.

Anbelangend jedoch nun den auf dem Titel des Buches erscheinenden Beysatz „bearbeitete“ (Urkunden) so mögen sich die sachkundigen Leser mit uns, in ihrer Erwartung kaum befriedigt finden. Zwar ist jeder Urkunde eine und öfter zugleich umständliche diplomatische und heraldische Charakteristik beygefügt; über den rubricirten Inhalt der Urkunden selbst wird aber nichts weiter erläutert: was, bezüglich auf Personen, Sachen und Orte — doch meistens sehr erwünscht gewesen wäre. Noch eine Stelle des Vorwortes den anderwärts weniger beachteten Einfluß der Heraldik auf die Geschichte betreffend, wollen wir bemerken, indem Hr. Lisch behauptet, daß in Meklenburg die wichtigsten und interessantesten Verhältnisse und Begebenheiten allein durch die Heraldik gelöset werden könnten. Hier kann begreiflich nicht von jener Heraldik die Rede seyn, von deren Aberwitz auch wir dereinst Beyspiele aufgeführt haben, und welche erst im XV. Jahrhundert an den deutschen Höfen zu floriren angefangen hat.

Nach allem dem, nehmen wir (Ref.) nun, wir wollen es zum voraus gestehen, diese Urkunden mit einer Art Vorliebe zur Hand; auch aus dem Grunde, weil sie ein Land besprechen, worin wir uns vor vielen Jahren, von Göttingen aus, und auf der Wanderung durch die großen Hansestädte, auch umgesehen haben. Die jugendlichen Anschauungen aus jener Zeit haben sich uns tief eingeprägt; denn, es hatte sich allenthalben viel Stoff zu Vergleichungen zwischen Volk und Land, zwischen Leben und Cultur, zwischen Sitte und Gesetz, zwischen Sprache und Schrift ꝛc. im Norden und im Süden Deutschlands geboten. Indem sich uns jene Erinnerungen jetzt erneuern, hat das reifere Urtheil sein Recht geübt, und Eindrücke und Erfahrungen geläutert. Finden wir, auch durch die vorliegenden Urkunden, der Analogien manche bestätigt, so lösen sich die mehrfältigen Anomalien gleichfalls auf dem

einfache Wege der geographischen und historischen Erörterung. Aber nur beyspielsweise und, zunächst Behufs der Culturgeschichte, können hier Urkunden besprochen werden.

Im vorliegenden ersten Bande ist nun die älteste Urkunde vom 30. Nov. 1173. Nr. 1. Bischof Berno von Schwerin (im Jahre 1170 eingesetzt, s. III. B.): Zuerinensis ecclesie episcopus; bestätigt die unter andern von Herzog Casimir: dominus Kazimarus, Diminensium et Pomeranorum venerabilis princeps, herrührenden Widmungen an Ländereyen, darunter auch zwey Salzpfannen bey Colberg duarum sartaginum sal coquentium sides in Colbiarg etc. und Fischereyen in Flüssen und Seen längs der Penne. Auch viele Zehente gab der Bischof; eben so gaben die Bischöfe von Canin und Havelberg dazu (Nr. II.) et villas illas que quondam veteri castro de Dargon subjecte fuerunt. Die ersten Mönche waren de Dodiran, (von Doberan) herbeygekommen, diesen alten Slavenhort in eine christliche Gemeinheit umzuschaffen; die pfarrlichen Rechte blieben aber der Kirche von Rokitniz (Rokniz) vorbehalten. Bezeichnend ist es, daß die damaligen Gränzbeschreibungen der dargau'schen Liegenschaften neben den heutigen Ortsnamen noch vielfältig auch das slavische Etymon aufführen, z. B. (Nr. III.):

„via et villa guhtkepole, unde et in slavico dicitur: paut (Sumpf) wo guhtkepole: — in quandam profundam paludem salicum, que et slavice dicitur glambike long; quidam magnus lapis terre affixus, *) et a sua magnitudine nomen accipit wili damb: — et inde, in quosdam tumulos, qui slavice dicuntur trigorke, antiquorum videlicet sepulcra: solcher alter Gräber wird oft erwähnt; et abinde in quandam magnam paludem, que et slavice dicitur dalge long; in stagnum, quod slavice dicitur dambnio, et ultra per medium stagni in cumulum satis magnum, qui slavice vocatur mogela; (offenbar die Wurzel unserer Ortschaft Mögling; später wird dieser cumulus als ein aus Felsenstücken aufragender Hügel beschrieben; daher auch mogila ein Hühnengrab;) in quandam paludem salinam, que et slavice dicitur scrucolong. Die bey uns in Niederbayern vielfältig vorkommenden Lohen und Lohwiesen, im Gegensatze zu den Garten, aus sumpfigem Waldboden hervorgegangen, stammen also auch näher vom slavischen Lueg; entfernter nur vom römischen lucus ab; — de lucho in stagnum q. d. Kalen, urbs et stagnum Kalen; — in quandam quereum, cruce signatum, quod signum dicitur slavice Knezegraniza etc.!“

*) Auch in Meklenburg mögen an den vielen auf Hügeln oder aus Sumpf und Brüchen aufragenden Felsblöcken die Geologen ihre Theorien versuchen.

Und so sahen sich denn die Mönche hie und da in ein weites entvölkertes Terrain eingewiesen, in welchem sie zwar nicht mit Beduinen und Kabylen, wie dort in Nordafrika auf fruchtreichem Boden; wohl aber mit Haiden, Sümpfen, Bächen, mit wilden Gewässern, und mit Wüstungen aller Art, unter langen Wintern und ihrem rauhen Gefolge zu kämpfen hatten. Dem gemäß war daher auch das ihnen vorgezeichnete Colonisationssystem so einfach als sicher. Unter dem Schutze der geistlichen und weltlichen Landeshoheit gab ihnen z. B. der Fürst Casimir I.

„liberam potestatem et perfectam libertatem vocandi ad se et collocandi ubicunque voluerint in possessione prefate ecclesie de Dargon teutonicos, danos, sclavos vel cujuscunque gentes et cujuscunque artis homines, et ipsas artes exercendi et parochias et presbyteros constituendi, nec non et tabernam habendi; sive vellint more gentis nostre (die Slaven!) sive teutonice et danice. Ipsos etiam homines, quos vocaverint et posuerint, liberos dimisimus ab omni exactione baronum nostrorum, (in unsern süddeutschen Urkunden erscheint das Wort: Baro selten,) et omnium nobis et eis famulantium, et ab omni servitio nobis et eis more gentis nostre debito, (in den folgenden Urkunden näher beschrieben, worin auch vom Damm- und Deichbau, aggeres, von Mauth und Zöllen die Rede ist,) videlicet, urbium edificatione pontium positione et utrorumque resarciuatione et omni expeditione, (in Süddeutschland noch als Landesrobbat und Landfolge oder Zuzug bekannt;) ita, ut nemini quicquam servitii debeant ex debito, nisi soli deo et monasterio.“

Die Fürsten waren damals der Meynung, daß von den Corporationen und Gemeinheiten, Dörfer, Kirchen, Kapellen, Brücken, Uferwerke, Schleussen, Strassen, Dämme und Deiche ꝛc. — in allen dem thaten sich die Cisterzienser hervor — wo nicht bes-

ser, doch wohlfeiler und schneller erkaut würden. Daß in dieser großartigen Verleihung, wie in allen ähnlichen Verleihungen im Norden und Süden von Deutschland, vor allem auch die niedere Gerichtsbarkeit, als das Patrimonialprincip schon begriffen war; und dem Zwecke und der Natur der Sache nach, begriffen seyn mußte, versteht sich von selbst. Die folgenden Urkunden bestätigen aber auch ausdrücklich die Befreyung des Klosters und seiner Leute von jeder andern Gewähr und Gerichtsbarkeit, die hochnothpeinliche ausgenommen: aber auch von dieser floß der dritte Theil der Bussen der Abtey zu (z. B. Nr. XXI.):

„Abbatie homines judicio astantes si vadi averint, omnia vadimonia pertinebant abbati, et quicquid aliarum causarum seu questionum infra terminos ejusdem abbatie ortum fuerit, nihil nostrum exinde vindicabitur: sed abbas hoc totum per suum advocatum in integrum judicabit. Decernimus etiam homines memorati claustri esse liberos et immunes ab omni infestatione advocatorum et judicum etc.“

In strafrechtlicher Beziehung waren zur Zeit, wie oben bemerkt, der landesfürstlichen Gewalt vorbehalten die förmlich und öffentlich verurtheilten Capitalverbrecher:

„quales sunt fures, furto octo solidorum valorem excedentes (was vierhundert Jahre später unsere Carolina mit fünf Gulden bezifferte?) latrones, incendiarii, homicide, manu mortua presente, violentie illatores, oppressores mulierum, raptores virginum, (wohlgemerkt wenn!) ita dumtaxat, si in ipso instanti mulier aut virgo violentiam factam clamore valido, (also mit einem herzhaften Schrey!) sicut moris est per vicinos et adjuvantes fuerit attestata.“

O der slavischen Sitteneinfalt! Denn ganz andere Verbrechen der Art deutete schon fünfhundert Jahre früher das uns benachbarte longobardische Strafrecht an; da wurden die Nachbarn nicht mehr um solche Zeugschaft belästiget (man sehe unsere Geschichte der Longobarden, und der gleichzeitigen Bajoarier).

Und ein solcher zeitgemäßer Organismus trug seine Früchte: die Cultur des Landes nahm wunderbar zu, und selbst, als fünfzig Jahre nach ihrer Gründung die Abtey Dargau im Kriege untergegangen war, erstand sie bald, mit ihren Dörfern und Vorwerken (solitudines) nur kräftiger und schöner wieder. Zum Aufbau aus massivem Gestein: „ad opus latericium“ schenkten die Fürsten auch ewige Renten.

Das Kloster Bukow (Bucovia, Buchenau) gründet im Jahre 1248 (N. XXXV.) der Herzog Straatopolk von Pommern durch die Mönche von Dargau; hier zu Dargau, war auch ein wohlfundirtes Armenhaus: hospitalis et receptaculum pauperum, ibidem quiescentium, (N. XXXVIII.) Fürst Borowin von Rostok giebt an Dargau 30 Hufen (mansos) zu Tescowe für das Dorf Kelent, um da eine Burg und Stadt zu gründen J. 1252 (N. XLIV.)

„ad edificandum castrum et civitatem construendam,“ auch einen Antheil am Salzwerk bey Sülten: „perpetuam libertatem hauriendi aquas de puteis salinariis juxta Sulten sitis etc.“

(N. XLVI.) In einer vom Herzog Barnim von Pommern an Dargau im J. 1256 (N. XLVII.) ausgestellten weitläufigen Urkunde wurde unter andern aufgezählt, zwey Dörfer „Garz“ an der Meeresküste, der Lage nach ganz ähnlich unsern drey Dörfern Ober- Mitter- und Grafengars am Inn, ferner einen Berg,

„cui nomen slavice Bealgor, (Bel, Biel und gora, Berg?) qui et teutonice Wittenbergo, (Weissenberg?) dicitur:“ ferner wird beschrieben „quoddam sepulchrum, quod circumpositum est lapidibus, et jacet inter duos montes et duas vias, juxta quod sepulchrum erectus est lapis altus etc.“ „Arbores, que Hagenboken dicuntur.“

Diese Hagenbuchen als Gränzmarken kommen auch in unserm Ludiculo Arnonis (798) mehrmalen vor. (Die große Fischerey „recentis maris“ (im frischen Haff). Im J. 1258 (Nr. LII.) entscheidet das Cisterzienser Generalcapitel den langwierigen Streit, ob das Kloster Dargau vor der Abtey Doberan oder von jener zu Esrom gegründet worden, zu Gunsten der erstern. Der Abt Heinrich von Dargau verleiht dem Ritter Hans von Wecholt Ländereyen für Colonisten, mit dem Vorbehalt:

„ut in judicio, quod thedinch dicitur, quod que ter in anno solet fieri, scilicet circa nativitatem domini, et in pascha, et circa fes-

tum st. Michaelis mediam partem habeat ejusdem juris:“

wie weiland bey unsern Landthaidingen in jedem Amtsbezirke. J. 1262 (Nr. LV.) der Herzog Bornim von Pommern, dux Slavorum, verleiht J. 1265 der Abtey Dargau von ihrem Hofe Casibure aus den Butterfang auf der Ostsee:

„libertatem capiendi rumbos cum una navi et retibus — in mari salso terre nostre dominio adjacenti:“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

(Fortsetzung).

4. Die Schneegränze in der Sierra Nevada de Merida geht nach den Messungen des Hrn. Codazzi S. 220 — 221) weiter herab, als man nach ihrer Breite von 8 bis 9° N. vermuthen sollte; denn die Höhe derselben ist = 4540 Meter, während sie nach Boussingault

auf dem Pic de Tolima	5°	N. B.	= 4686
Vulkan Purace	2°	—	= 4669
Antisana	0	—	= 4871
Cotopaxi	1 1/2°	S. B.	= 4804
Chimbarasso	1 1/2		= 4868

und nach Pentland

Paru = 4900 ist.

5. Detonirende Feuerkugeln wurden (S. 224) am 25. Februar 3 Uhr Nachmittags zu Cherbourg, am 27. Februar 4h 40′ Morgens zu Parma, zu Guastalla um 8h Morgens, zu St. Menehould in der Nacht vom 21 — 22. März, zu Genf am 24. März 10h 5′ Abends und 30. März 9h 2′ Abends ohne Meteorsteinfall geschehen.

6. Nach einem Bericht des Hrn. Verusmar aus Cherbourg an Hrn. Arago fiel im Weiler Les Bois-

aux Ronx ein Feuermeteor auf ein Dach und setzte es in Brand, der sich zwey benachbarten Häusern mitgetheilt hat. (S. 221)

7. Am 22. März 1841 fiel im schlesischen Grünberger Kreise in der Gegend des Gutes Seifersholz ungefähr halb 4 Uhr Nachmittags ein Meteorstein, welcher mit den 1808 bey Stannern gefallenen eine täuschende Aehnlichkeit hatte, und ungefähr einen halben Fuß tief, und nach der Beschaffenheit der Vertiefung zu urtheilen, senkrecht in die Erde eingeschlagen hat. Der aufgefundene Stein ist das Fragment eines größeren, und auch dieses bey dem Ausgraben entzwey geschlagen worden, so daß das Gewicht des größern Steinstückes = 30 Unz. 2 Drach. und 4 Scrupel, das des kleinern = 6 Unz. 1 1/2 Drach. betrug. (S 172 — 179)

Eben so fiel (S. 411 — 415) am 12. Juny 1841 Nachmittags zwischen 1 — 2 Uhr ein Meteorstein bey Chateau-Renard in der Gemeinde Triguères (Depart. Loiret) in 2 Stücken, von welchen das eine 15 Kilogr. wog, das andere aber in viele größere und kleinere Stücke von 1/2 bis 3 Kilogram zersprungen war. Das specifische Gewicht desselben ist 3,56, und die Zusammensetzung gab nach der Analyse des Hrn. Defrenoy

Nickeleisen . . .	9,25
Peridotähnliches Mineral .	51,62
Unlösliches Mineral .	38,17
Schwefelkies . . .	0,67
	99,71.

8. Aus Beobachtungen des Hrn. Berard vom August 1838 bis July 1839 geht hervor, daß im Golf von Mexiko der höchste mittlere monatliche Thermometerstand in der Luft im July mit 30°, 2 C., der niedrigste im März mit 15°, 6 C. und der mittlere des Jahres mit 25°,9 C., die höchste Temperatur des Meeres aber im July mit 29°,4, die niedrigste im März mit 20°,0, die mittlere mit 25°,2 beobachtet wurde. (S. 217)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden herausgegeben von G. C. F. Lisch.

(Fortsetzung.)

(Nr. LVIII.) In der Folge durften die Klosterleute von Dargau die Ostsee und das frische Haf mit zwölf kleinen Last- und Frachtschiffen befahren: (Nr. LXV.) „duodecim naviculâe vulgariter: hafkanen.“ Auch das Nonnenkloster Bergen auf Rügen: „ecclesia monialium in Ruija, que mons (vulgo Gora) dicitur: (auch ein Witzlaw, dei gratia nobilis princeps Ruijanorum erläßt den Brücken- und Wasserzoll,)“ bezog, wie Dargau eine Last Salz von der Saline juxta Marlov sita, (Sulte?) Bürger von Rostock und Lübeck betrieben erbrechts- und lehenweise das Sudwerk und den Handel (Nr. LXIII.) wie bey uns. (Man s. die von uns bearbeitete Geschichte der deutschen Salzwerke.) Seit achthundert Jahren, seit dem die Nord- und Ostsee theils, über weite Strecken Landes hereingebrochen, theils, davon zurücktretend, viel Sumpf- und Sandboden zurückgelassen, *) und so die einst dichte germanische Bevölkerung zur Auswanderung nach Süden genöthigt hatte: erblickt man, vierhundert Jahre später, längs diesen Küstenländern allenthalben ein neues, frisches Cultur- und Bevölkerungs-System, die novella plantatio im Fortschritt. Untrügliche Beweise davon sind unter andern das geregelte, gleiche Ausmaß des Bodens, die entsprechende Belastung desselben mit Dienst und Zins; und die vielfältige genetische Bezeichnung der slavischen und deutschen Ein- und Hintersassen. Während im deutschen Süden, und insbesondere in Bayern und Oesterreich, der im VIII. Jahrhundert noch ziemlich festbestandene Hoffuß schon längst in Brüche, in halbe, viertel und achtel Huben und Höfe übergegangen war: — nur aus mehrfältigen Einwanderungen unter dem fürwährenden Daseyn einer Urbevölkerung läßt sich diese Erscheinung erklären; — sprechen die vorliegenden meklenburgischen und pommerschen Urkunden des XIII. Jahrhunderts von der genauen Innehaltung der Landesvermessung: jede Gemarkung und Gemeine bestand aus einer bestimmten Anzahl von Mansis, (später als hovae bezeichnet), überzählige Hufen und Ländereyen wurden als solche, als „ouerslach“ vorgetragen; wie bey uns als walzende Stücke. Die Vermessung geschah nur zum Theil mittels der Schnur:

„in omni mensuracionis et funiculacionis genere;“

und es war eine besondere Begünstigung, wenn der Fürst, oder Abt manchesmal von dieser Operation (mensura) Umgang nehmen ließ. Daß der Hoffuß in Norikum und Vindelicien auf römischen Vermessungen beruhte; haben wir in unsern Beyträgen nachgewiesen. Wüßten wir den Flächenraum eines meklenburgischen Mansus, und den Gehalt des Getreidmaßes z. B. vom tremodium, vom Roggen, Gerste, Hafer, (von Waitzen ist keine Rede) auch Lein, Geldzins sind genau angegeben: so könnten über die Belastung des Bodens, über Güterwerth ꝛc. belehrende Vergleichungen mit den modernen Steuersystemen angestellt werden. (N. LXVII.

*) Aber auch sehr fruchtbare Thäler und Niederungen, besonders den Küsten näher, zwischen Höhenzügen, deren Scheitelpunkte nur 300 — 500 — 600 Fuß über das Meer aufreichen. Hie- und da gewinnt der Landmann 8 — 12fachen Samen, anderwärts wieder nur 3 — 4 fachen, dort ersetzen es die nach 4 Classen besteuerten Weidenschaften wieder.

LXXXIV. XCV. XCVI. etc.) Es gab auch überall dienstfreye unbelastete Mansi. Die Fürsten Heinrich und Johann von Werle hatten zur Abzahlung ihrer Schulden drey Jahre hindurch jedesmal octo, insbesondere in dominio solidas de quolibet manso Gnoyen in subsidium (als Boden) empfangen: fürder ward auf zwey Schillinge und nur für ausserordentliche Fälle zusammen gehandelt. J. 1276 (Nr. LXXII.) Man rechnete nach lübischer, slavischer und brandenburgischer Münze. Die nahen Hanseståde setzten deren viel in Umlauf; und der Zinsfuß war wohl um 1/3 billiger als bey uns. Johann von Appeldhorn nimmt von der Abtey Dargau das Gericht zu Plosekka zu Lehen: „judicium dictorum mansorum sub homagio recepi". (Nr. LXXVI.) Wie einst bey uns, so waren auch dort, im Norden, alle eindienenden Bauern den nächststehenden Kastenämtern „nunc redacte sunt villae in grangias" zugewiesen, und so die Verwaltung sicher und leicht. Das slavische Dobermuizel hieß nun Binderisdorpe; und im großen Meudorf, (Neudorf, von mehr als 30 Höfen,) waren die alten Ortschaften Dargebant et Tessekowe untergegangen.

J. 1582 (Nr. LXXVII.) Das Patronatsrecht über die Dorfkirchen hieß der Bischof von Camin „bannum, sive jus synodale." Zum Brückenbau bey der Stadt Melchin hatte die Abtey Dargau (1283) mit Geld und Spanndienst wacker beygesteuert:

„quatuordecim marcas denar: — in trecentis plaustris lapidum et sex curribus ad preparationem prefati ponti arenam apportantibus per tres dies:"

und dafür ward sie, wie billig, auf stets und ewig vom „censu pontis" vom „bruckpenninke" befreyt. (Nr. LXXVIII.) In der gleichzeitigen Bestätigung der abteylichen Gerechtsamen in Pommern durch den Herzog Bogeslav finden wir unter andern „in recenti mari, vulgar. verschaf (das frische Haf), duas sagenas, que in materna lingua (nun deutsch) waden sive garne (bey uns Seegen) nominantur. (Nr. LXXX.) Später 1292. ist von dem altberechtigten Fischfang der Bürger zu Dymen, und der Abtey in der Penn, und im See Verchenpenz, (ponts, stagnum) captura angwilarum, (unsere beliebte Aabe und Ferche,) die Rede. (Nr. LXXXIX.) Nur jene Leute durften in der Abtey Dargau zur Erde bestattet werden, die da das Ungefähr, oder der Tod überraschte,

„ei — sit si a pecore, vel per casum arboris, aut per ruinam, vel quocunque mortis eventu, que vnegerath vulgo vocatur."

(Nr. XCVII.) Rakeniz hatte ja die pfarrlichen Rechte. Die meklenburgischen Fürsten, welche ihren Klöstern, und wahrlich nicht umsonst, so geneigt waren, nannten sich bald „dei gratia domini Slavorum, Magnopolitanorum, (von der großen Burg,) bald domini et nobiles de Rostoke, de Stargart (provincia), de Werle, de Parchim. Auch ein (nachgeborner) Fürst: Pribezlaus, dei gratia domicellus de Belegart, (in der Umschrift des Siegels ist „Dom. de Slavia" zu lesen;) verträgt sich Jahr 1289 mit der Abtey Dargau über zwey Dörfer. Uebrigens waren die Bischöfe von Camin die Diöcesanen von Dargau. Wie viel wäre noch aus diesen Urkunden anzudeuten, doch genug: und nun einige Worte über den zweyten Band.

Das Cisterzienser-Nonnenkloster zu Sonnencamp, in campo solis, war das älteste und reichste Frauenconvent im Lande Meklenburg, es hatte sich, gleich Doberan und Dargau, der vorzüglichen Gunst der Landesfürsten zu erfreuen. Die Stiftung durch den Fürsten Borwin I. (dei gratia princeps Slavorum) fällt in das Jahr 1219. Cuszin hieß früher die slavische Markung, die dann in Sonnencamp umgetauft, später aber das Neukloster, und nur selten Sonnenfeld genannt wurde. Die Urkunden und Regesten, 181 Stücke reichen von 1219 bis 1546. „Auch sie gaben ein treues Bild von der Entwicklung aller Zustände des Mittelalters." Auch für die Topographie, für die Fürstengeschichte und Rechtsgeschichte liefern sie gute Ausbeute und interessant sind die mannigfaltigen Beziehungen zur Handelsstadt Lübeck, welche in diesen Urkunden hervortreten. Im Anhange werden die Heberollen oder Kastenbücher des Klosters vom Jahre 1318—1320 geliefert. Da sie sich über einen großen Theil des Landes und dessen Dorfschaften verbreiten, und in Beziehung auf die Anzahl der Höfe, der Familien, der Natural- und Gelddienste, der Löhnungen, der Preise u. s. w. eine seltene und musterhafte Vollstän-

digkeit gewähren: so findet sich der Statistiker von Beruf hindurch vollkommen in der Lage, seinen heutigen Anschauungen den Befund von fünfhundert Jahren früher gegenüber zu stellen. Ohne solche Gegenstellung hat bekanntlich die Statistik keinen Boden; und der Staatsmann keinen Anhalt; „In provincia Rodestoch lagen die ersten Widmungen des Klosters. Um 100 Mark Silber gaben die Fürsten (J. 1231) unter andern demselben „Nacunstorf villum“ die Ortsnamen auf dorf und dorp mehren sich mit der deutschen Bevölkerung, ab omni jure secularis potestatis exemptam preter judicium, quod specta ad collum et ad manus amputationem,“ — zum Eigenthum. Hinwieder verkauft das Kloster an Bürger von Lübek Dörfer und Weiler als lehenbaren Besitz. Bey Vermessung der Flur Pounek (1235 VIII) fand man da 14 bemayerte Höfe, mansos cultus, und dagegen 20 unbemayerte, incultus; und der Fürst traf alsobald ein Abkommen mit dem Kloster, welches bisher da 10 bemayerte Höfe inne hatte, indem er demselben auch noch die übrigen einräumte. Wie an die todte Hand!? Ja wohl. Eine Reihe solcher Beyspiele könnten noch angeführt werden: Die Schwertritter in Preussen, „milites Christi Prucie“ hatten (J. 1240) mit frommen Sinn, pio favore und 200 Mrk. curiam quandam Tseelin an Sonnencamp verkauft: was der Landesfürst gern bestätigte. Das Domcapitel zu Lübeck erwirbt verschiedene Lehenrechte, welche sich Sonnencamp gegen Bürger von Lübeck vorbehalten hatte. Die Zinse und Renten von einigen zum Kloster unterthänigen Schenken z. B. de erogone in Aldenbukowe, de erogone in Theghentyn etc. (daher im nördlichen Deutschland die Schenken gewöhnlich Krüge heißen), waren insbesondere zur Bekleidung der Nonnen bestimmt. Aber die tabernae begriffen das vollständige Gastungsrecht: uud sind wohl römischen Ursprungs, da der Deutsche jedem Gaste sein Haus öffnete. Mit dem Kloster war auch ein besonders fundirtes Siechenhaus: „officium infirmerie ad recreandas infirmantiam et debilium sanitates“ verbunden. Ob bey Aufhebung dieser Klöster in Meklenburg solche besondere Stiftungen ausgeschieden, oder etwa auch mit in den Fiscalsäkel geworfen wurden: — darüber kömmt hier nichts vor. Als Geschenk des Fürsten von Rügen hatten die Nonnen zu Sonnencamp ꝛc. alle Jahre eine Last Häringe von Stralsund zu beziehen „unum last allecum in Stralsunde civitate.“ Auch in den bayer. Klöstern und Hospitälern hatte der nordische Häring mit den Nordländern frühe Eingang gefunden: vielleicht schon mit den Rugen an der Donau zur Zeit St. Severins? Der Fürst Heinrich bestätigt (1271) dem Kloster mit Umgang von der Nachmessung den gesammten Güterbesitz (an Höfen, Mühlen, Tafernen, Schenken, Fischweyern) „cum judicio majori et minori, bis zum Strafrecht ad sexaginta solidas: majus vero judicium, das um mehr als 60 Schillinge büßte, hätte der fürstliche Vogt zu üben. Auch a comuni terre judicio; q. d. Lanthdynch“ waren die Klosterleute nun frey. Bürger von Lübeck, Wismar, Rostock und benachbarte Edelleute stifteten für ihre Töchter lebenslängliche Pfründen zu Sonnencamp mittels Naturalrenten: aber Wein und Waitzenbrod mußten aus der Ferne angekauft werden: „in emptionem vini et panis triticei:“ 1282. Manche Mühle zinsete 8 und mehr Schäffel Roggen; dazu noch Schweine und Hühner. Auch von Hopfen, der in den bayer. Saalbüchern schon im IX. Jahrhundert vorkommt, ist hier noch nichts zu entdecken. In spätern Zeiten baute Meklenburg viel Hopfen. Die Tabernae zinseten Wachs, cere, und Geld: die vielen Köther, (Cotheri, Kleinträger) viel Geflügel. Von der Verleihung von Jagdrechten an die Abteyen in Meklung und Pommern ist nirgends die Rede, während solches an bayerische und fränkische Klöster mehrmalen vergabt wurde; zumeist aber an die Bischöfe, schon im VIII. und IX. Jahrhundert, was vielleicht später auch im Norden statt gefunden hat. Die baumlosen Sandstrecken längs der Ostsee hegen ohnehin wenig Wild. Im Jahre 1311 verkauft der Fürst Heinrich v. Meklenburg

> „provida et deliberatione diligenti unacum consiliariis et vasallis nostris prehibitu — pro ducentis marcis den. (sogar das) judicium supremum, quod in truncatione capitis et membrorum consistit, et quod vulgariter colli et manus dicitur, cum omni proventu et emolumento ac proprietate, que vulgo eghendum dicitur etc.

Flüchtige Uebelthäter des Klosters mußten auch die

landesfürstlichen Vögte (Advocati) überall verfolgen. Ein derley Actenstück findet sich freylich nicht in den XXXIII. Quart Bänden der Mon. Boica.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Aus den Beobachtungen der Fregatte Venus haben sich für die mittlere Temperatur des atlantischen Meeres im Januar 1837 26°,6 C., im May 1839 26°,8, des stillen Meeres (130° O. v. Paris) im Juny 1837 26°,9, bey den Gallopagos im Februar 1839 26°,9 ergeben.

9. Bey verschiedenen in Preußen angestellten Bohrversuchen wurden die in verschiedenen Tiefen herrschende Temperatur beobachtet, und so ergab sich zu Neusalzwerk bey preußisch Minden in einer Tiefe von 200 — 1330 preuß. F. eine Differenz von $14\frac{1}{2}$ — 22° R. = $7°\frac{1}{2}$ R. Die Temperaturdifferenz des abfließenden Wassers von 624 — 1713 F. war $12\frac{1}{2}$ — 22° = $9°\frac{1}{2}$. Auf der Saline Artern (Prov. Sachsen) war der Unterschied von 50 — 995 F. = 7°,4 — 15 = 8°,6. Auf der Saline zu Staßfurt Unterschied von 312 — 653 F. = 10° — 14°,2 = 4°,2, und bey der Saline Schönebeck Unterschied von 267 — 374 F. = 10°,7 — 11°,5 = 0°,8. (S. 408 — 411).

10. Hr. N. Gröger zu Mühlhausen in Thüringen hatte in den Jahren 1837, 1838, 1839 täglich theils 3, theils 6 Beobachtungen angestellt, aus welchen hervorgeht, a) daß die Elasticitäten der Dünste im Herbst, Winter und Frühling mit der täglichen Temperatur wachsen, im Sommer aber das Gegentheil stattfindet, b) daß die mittlere Richtung der Winde für das Jahr nahe eine reinwestliche, aber am nördlichsten im Frühjahre, am südlichsten im Herbste ist, c) der Druck der trockenen Luft in den verschiedenen Jahreszeiten zeigt, daß er weniger abhängig ist von der Richtung als von der Temperatur des Windes, d) für einen Tag ist in Mühlhausen der mittlere

	Barometerstand,	Elasticität,	Temperatur,
im Frühling	742,310 Mill.	5,036 Mill.	6°,29 C.
im Sommer	743,198 „	10,160 „	16,93
im Herbst	741,531 „	7,220 „	9,11
im Winter	744,476 „	3,730 „	0,52

11. a) Hr. Prof. Zeuschner untersuchte 1838 auf einer $4\frac{1}{2}$ Monat dauernden Reise die Höhen des Tatro-Gebirges durch barometrische Beobachtungen, zu welchen Hr. Steczkowski, Adjunct an der Sternwarte in Krakau die correspondirenden Barometerstände von Krakau geliefert, und auch die Berechnungen übernommen hat. Hr. Z. liefert (S. 195—215) alle Daten und die daraus berechneten Höhen in einer ausführlichen Tabelle.

b) Man hat bisher immer geglaubt, in dem isolirten Gebirgssysteme von Parime, in welchem der Orinoko entspringt, sey der Pic von Duida der höchste Punkt. Die trigonometrischen Messungen des Herrn Obersten Codazzi zeigen aber, daß die Höhe des Maraguaco um 34 Meter größer ist, als die des Duida, nämlich 2508 Meter. (S. 221.)

c) Es sagt zwar Hr. Hofr. v. Schubert in seiner Reise in das Morgenland, daß das todte Meer wenigstens 600 p. F. unter dem mittelländischen Meere liegen müsse. Aber der KK. Bergrath Hr. Russegger glaubt, nach seinen Beobachtungen müsse diese Depression wenigstens 1200 F. betragen; denn sein barometrisches Nivellement vom Sinai bis Nazaret und dessen Umgebungen giebt unter andern für Katharina 8168, für Betlehem 2538, für Jerusalem 2479, für das Kloster Mar Saba 695 p. F. über, und für Jericho (Dorf Richa) 717, für den Spiegel des Sees von Tiberia 625, für den Badeplatz der Pilger am Jordan 1291, für den Spiegel des todten Meeres 1341 p. F. unter dem Meere, und für das Gefäll des Jordans, der in seinen Windungen wenigstens 48 Stunden lang ist, auf eine Meile im Durchschnitt 29 bis 30 Fuß, oder in Summa 716 F.

Zur Vergleichung theilt Hr. R. auch einen Auszug des von ihm im nördlichen Syrien gemachten barometrischen Nivellements von der Spitze des Libanon (= 8800) bis Beirut (= 60 p. F.) im Antilibanon so wie einen Auszug aus dem Tagebuch seiner barometrischen und thermometrischen Beobachtungen zur Controlle seiner Angaben mit.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden; herausgegeben von G. C. F. Lisch ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aber man möge sich an einer solchen Anomalie in den Hoheitsrechten eines Landesfürsten und zudem eines von slavischer Abkunft und Vollmacht nicht stossen. Die Ausübung der Rechtspflege, und insbesondere des peinlichen Rechts, war damals, in Deutschland, und zumal in dem dem römischen Recht noch weniger zugänglichen Norden, nicht sowohl geschrieben, als durch den Gebrauch so fest geregelt und normirt, daß es ziemlich gleichgültig schien, ob dieses judicium supremum unmittelbar der Fürst, oder ein Standesherr, oder eine höhere Corporation ausüben ließ. Immer waren es der geschäftskundige Vogt, und unter seinem Vorsitz, die beeideten und rechtskundigen Schöffen, (Kmets Scabini,) welche im Beyseyn des zutrittfähigen Volkes das Urtheil aussprachen; auf Leben und Tod; wie auf dem Tarif der Geldbussen. Eine andere Frage wäre, ob und wie damals nur die wichtigsten landesfürstlichen Prärogative, das Begnadigungsrecht, ausgeübt wurde? Wahrscheinlich blieb dasselbe als etwas, was sich von selbst verstünde, vorbehalten.

Die Rathmänner von Wismar bekannten sich J. 1312. an das Kl. Sonnencamp, das in jener Stadt selbst Haus und Hof besaß zu einer Schuld von 347 1/2 Mark nächstens zahlbar; während (1315) die Priorin und das ganze Convent von Sonnencamp vor dem Bischof Hermann von Schwerin offenes Zeugniß geben, wie ihr Probst Albert (ein jeweiliger Probst hatte die oberste Leitung des Stifts;) bereits durch volle 25 Jahre das Kloster in allen seinen Geschicken und Angelegenheiten nicht nur aufrecht, sondern auch, geistig und leiblich, blühend erhalten habe:

„Albertus earum Prepositus a viginti quinque annis hactenus per immenses labores et dias curas, sepius etiam non absque vite sue periculo totus deditus fuerit earum al.sequiis, posseiones que ipsarum latius augmentaverit, editicia plura construxerit, disciplinam claustralem (die erste Bedingung!) foverit, verbo doctrine, alimentis et operimentis ipsas benigne paverit, atque in adversitatibus acribus sua forti custodierit armatura.“

Eine solche Schilderung von einem trefflichen Klostervorstande ist uns noch nicht vorgekommen. Die dankbaren Nonnen widmeten mit Zustimmung des Bischofs, ihrem Probst Albert auf Lebenszeit die Renten von einer Salzpfanne zu Lüneburg

„salis sartaginem vulg. „panne“ in Lünenborch:“

die auch Probst Albert collecta per ipsum pecunia zum Kloster angekauft hatte. Später wird noch zweyer Wispel (?) Salzes

„duos choros salis quolilet flumine in salina Luneborch sartagina in domo Eynghe, et alia in domo Eminghe“

erwähnt. Im J. 1437 waren drey Wispel Salz: so viel gab eine Lüneburger Pfanne, um 1450 Mrk. verpfändet. Die Suben also bedeutend. Aber welcher Wechsel der Zeiten und Verhältnisse. Im J. 1371 wird ein Herr Nicolaus,

„honorabilis vir, als Probst angenommen und siehe da, invenit nostram preposituram quasi totaliter depaupertatam, nostrumque monasterium in maximis occupatum debitis et omnis nostras curias quasi totaliter propter absentium boni regiminis neglectus et desolatus.“

Die Priorin Adelheit, ihre Mitvorstände und das ganze Convent bekennen, daß ihr Stift mit einer Gesammtschuld von nahe 3000 Mark beladen sey. Der Probst Nicolaus regulirt die Schuldentilgung; ein folgender Probst wird vom Bischof entsetzt, auch dem vom Pabst Bonifaz IX. (1395) zu Hülfe gerufenen Schweriner-Official scheint es noch nicht gelungen zu seyn, den früheren wohlgeordneten Haushalt wieder herzustellen, und die entzogenen Güter, Zehente, Patronate ꝛc. wieder zu gewinnen: erst der im Jahre 1407 vom Pabst Gregor XII. nach dem schwer bedrängten Neukloster abgeordnete Dekan von der Marienkirche zu Hamburg scheint der Verschuldung Meister geworden zu seyn.

Um das Jahr 1400 beginnen diese Urkunden deutsch, d. h. plattdeutsch zu lauten, und so sind sie auch hier, meistens nur im Auszuge oder in Regesten gegeben; dem süddeutschen Auge schwer noch schwerer dem Ohre verständlich. Beym Lesen dieser Briefe glauben wir uns wieder in eine meklenburgische oder pommersche Herberge versetzt. Nur einige Proben hievon.

„Wy Geraidus Brusevitze prunest, (Probst) — tome (zum) Niencloster, anders genomet Sunencamp, — bekenne unde do witlik apenbar, (und thun williglich offenbar,) in desseine breve (in diesem Briefe,) dat nig (daß nur) redelken (endlich) entfangen hebben, unde upghebord (und aufgehoben) van der erbaren vrowen, (Frau) Ghiczele, Clawes Sperlinges zeliger dechtnisse, (seliger Gedächtniß) nalaten widewen (nachgelassene Wittwe,) hundert lub lubescher penninge, sik suluen (sie sollen) vor unde der nascrenen zelen, (für die armen Seelen) alse des vorbenomeden Clowes (Claus) her Wypert Lutzowen ridder (Ritter), Joachim van Bulowe etc. — alle nalatene wedewe, (alle nachgelassenen Wittwen,) entlo ynghe erer pyne, (zur Entlassung ihrer Pein,) u. s. w.; ferner: „vor v stich, (für fünfzig) mark lubisch, — jarliker rente in pacht liffghedinges (Leibgeding) in dem gantzen dorpe unde huve, (im Dorf und Hofe) to der Tepelisse (zu Teplitz), dree Mark — to hulpe uude beteringe (zu Hülfe und Besserung) des buwetes, (des Bedarfes?) bynnen closters (innerhalb des Klosters), in sunte Ilsebeen auende der hilgen vorstynnen;“ (am st. Elisabethen-Abend, der heiligen Fürstin).

Schon in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts treten die im Norden noch lebenden adelichen Geschlechter slavischer Herkunft, als die Moliteke (Moltke), Lutzowe, Bülowe etc. hervor.

Wir wenden uns zu dritten und letzten Band; zu den Fundamental-Urkunden des Bisthums Schwerin.

Im kurzen Vorwort, (vom November 1841,) bemerkt Hr. Lisch daß das bischöflich-schwerinische Archiv zur Zeit der wallensteinischen Invasion (1628) nach Dänemark gerettet worden, und trotz zweyhundertjähriger Bemühungen, ein kleiner Theil ausgenommen, nicht mehr von dort zurückgekommen sey. Man hielt in Kopenhagen selbst das Uebrige für verloren.

Im 16. Jahrhundert haben die Bauernkriege, im 17. der dreyßigjährige in den Archiven Deutschlands aufgeräumt: theils wurden sie weithin, nach Richtungen, geflüchtet, theils als Beute entführt. Dänemark und Schweden haben daran auch ihren Theil genommen. Im Anfange des 19. Jahrhunderts hat die Säcularisation den Papiermühlen und Gewürzbuden großmüthig gespendet. Der Verlust des Bisthums Schwerin an Urkunden betrifft zumeist das 13. Jahrhundert, die innere Ordnung, den Güterbesitz, dessen Verwaltung, und die vielfältig angestrittenen Diöcesangränzen belangend. Wie in der Einleitung weiter vorkömmt, so hat doch der Zufall manche wichtige Urkunde an abgelegenen Canzleyen und Orten bewahrt; und erst bey der Säcularisation des Domcapitels, im Jahre 1648 gieng dem großherzoglichen Hauptarchive hievon der bedeutendste Erwerb zu.

Von den wichtigsten Urkunden des Bisthums Schwerin hat sich jene des Herzogs Heinrich des Löwen vom 5. September 1171 im Original, und zwar im Dome zu Güstrow, und die goldene Bulle des Kaisers Otto IV. vom 4. Jan. 1211 in alten beglaubigten Abschriften und Regesten erhalten:

„Diese beyden Urkunden — sagt Hr. A. Lisch — treten aber in der Geschichte in so merkwürdigen Gestaltungen auf, daß sie eine besondere Betrachtung fordern; es wird sich durch die Untersuchung ergeben, daß sie wohl ohne Zweifel die interessantesten Urkunden Meklenburgs sind, und Erscheinungen darbieten, wie sie sonst in der Diplomatik Norddeutschlands ohne Beyspiel sind.“

„Die goldene Bulle Kaisers Otto IV. duldet keinen Verdacht ꝛc.“ — „Die Dotations-Urkunde Heinrichs des Löwen dagegen ist ein wahrer Proteus: fast jede Abschrift, und jeder Ausdruck lautet anders:“ —

und das schon seit den frühesten Zeiten. Denn mit Erstaunen fand man im Jahre 1705 im großherzoglichen Hausarchive von der Dotations-Urkunde des Herzogs Heinrich von 1171 eine zweyte Ausfertigung, welche in früheren Zeiten für das Original, und für eine dem Domcapitel zur verstärktern Sicherheit ertheilte Ausfertigung gehalten ward. Allen Anzeichen nach rührt dieses membrane Document, aber ohne Siegel, vom Ende des 12. Jahrhunderts her: worüber sich Hr. Lisch umständlich erklärt. Und eben dieses „eingeschwärzte Fabrikat“ ward dem Kaiser Otto IV. zur Confirmation untergelegt; und so ein erweitertes Privilegium erschlichen. Indessen eine Reihe von andern, kaiserlichen, päbstlichen und herzoglichen Urkunden liegt — von 1171 bis 1211 — dazwischen; und da sie den wesentlichen Inhalt jener apokryphen Urkunde bestätigen; so hat sie für die Topographie des Landes dennoch den Werth einer Original-Urkunde. — Haben wir nicht auch anderwärts ähnliche Beyspiele, daß nämlich aus einem ursprünglichen Privilegium minus durch diplomatische Industrie und durch glücklich erlangte Confirmationen Kaiser und Päbste fast gleichzeitig ein Privilegium majus hervortrat, über dessen formelle Giltigkeit, während die materielle nicht widersprochen werden konnte, die Diplomatiker und Publicisten auch noch in unsern Tagen, und unter unsern Augen einen schweren Kampf kämpften?

Eine instructive Uebersicht der Besitzungen und Rechte des Bisthums Schwerin hat Hr. Lisch aus den sechs ersten Fundamental-Urkunden mittels Nebeneinanderstellung ihres Inhalts in 6 Rubriken, geschöpft; eine Methode, die zu ähnlichen Vorarbeiten überhaupt zu empfehlen ist. Wir ersehen daraus unter andern, daß der Platz neben der Altstadt Schwerin, wo die Domkirche erstand, und dann die Neustadt angelegt wurde; einst die kleine Schelfe, und deren Fortsetzung bis zum Werder, die große Schelfe hieß. (Schwerin liegt 134 Fuß über dem Meere.) Die verschiedenen Landschaften, Burggebiete und Dörfer, welche damals der schwerinische Sprengel umfieng, und woraus Bischof und Capitel die Renten bezogen, bieten eine große Mannigfaltigkeit von wendischen Namen und darunter solche dar, die sich auch im südlichen Deutschland finden, und über deren Ursprung also kein Zweifel weiter obwalten möchte, z. B. das Land Pütten bey Stralsund, Tolenz, Kainitz, Butzow, Ponzlin, Müritz, Damzin u. s. w.

Aus den Urkunden selbst wollen wir uns hierüber und über einige historische Daten, noch näher ersehen.

Nr. I. Kaiser Friedrich I. confirmirt (Frankfurt 2. Jän. 1170) das Bisthum Schwerin. Wir lernen hieraus Berno, den ersten Bischof als einen Mann kennen, der ein einfacher Mönch, mit eben so viel Muth als Beruf, über die Elbe hinüber dem finstern Heidenthum entgegen getreten war. Er stammte wahrscheinlich aus der Nachbarschaft, vom sächsischen Adel, in dessen Genealogie gleichzeitig mehrere Berno's erscheinen.

„Qua propter notum esse volumus — — qualiter quidam pauper spiritu monachus nomine Berno, sola fide christi armatus, et domini apostolici Adriani auctoritate et benedictione roboratus, gentem paganorum transallinam, sub principe tenebrarum in tenebris infidelitatis et idolatrie inclusam primus predicator nostris temporibus aggressus est, et a Zwerin incipiens. (Die Stadt am großen Binnensee); populo sedenti in tenebris lumen fidei invexit; ipsos baptizans, ydola comminuens, ecclesias fundans, ad insigne et nobile castrum Dimin (gegen Osten im Urwalde) per nullas contumelias, quas a perfidis sustinuit usque pervenit, ubi a principibus terre illius Buggeslaw, Casemaro, Pribeslawo, *) qui ejus predicatione compuncti et labori patienter compassi sunt, benigne suscipitur, et ipsorum electione et gloriosi Ducis Saxonie Himici constitutione primus gentis illius episcopus efficitur:“

(Das war vorausgegangen, als Herzog Heinrich der Löwe diesen Slavenfürsten die Schärfe seines Schwertes hatte fühlen lassen, sendete er ihnen in Berno den rechten Mann, zur reellen Bekehrung:)

„et ita demum religiosi principis Casemari auxilio, qui et fideliter in opere Christi adstitit,

*) Dieser begleitete dann den Herzog Heinrich d. L. nach Palästina.

omnes terras in ejus ditione positas ad agnitionem veritatis postposito errore sue falsitatis convertit; postremo, quia gens Ruyanorum ydulatrie spurcitia deo et hominibus invisa; —

(dort, an der Nordspitze der Insel Rügen auf Arcana, bestand der Haupttempel des nordischen Götzendienstes und seiner grauenvollen Mysterien;)

„verbo predicationis flecti noluit; idem predictus episcopus fructum de suis noviter conversis quesivit, invenit; nam ad hoc principes et omnem populum animavit, ut ydolatriam zelo christiani nominis armis ad fidem cogerit, et ita cum tyronibus Christi, quasi ipse signifer effectus, maximo ydolo eorum Synenevit destructo (i. J. 1167) in die beati viti martiris invitus ad baptismum coegit; quos tamen postmodum in virga territos in spiritu lenitatis visitavit et de verbo fidei eos familiarius instruens voluntarios reddidit.“

Wie die klugen Bekehrer immer darauf bedacht waren, dem heidnischen Volke ähnliche Namen und Erscheinungen aus dem Christenthume entgegen zu stellen, so auch hier an dem Platz des zerstörten Swantevits. Man braucht anstatt beati Viti nur Santiwiti zu lesen: und wir haben so den christlichen Swantivit, den St. Veit, dem im Nord- und Süddeutschland, allenthalben, wo jemals Slaven sassen, oder noch sitzen, Hunderte von Kirchen und Kapellen geweiht sind. Ueberall, bey rohen Völkern, sehen wir zuerst den Schrecken Bahn brechen, dann erst sanftmüthige Belehrung ihre Früchte tragen.

„Benedictus per omnia Deus qui ecclesiam suam, et romanum imperium conversione tot gentium dignatus est, sublimare. Igitur post tantos labores idem episcopus serenitatem nostrum adiit, dignum duximus labori ejus compatiendo terminos suos auctoritate imperiali et sigilli nostri attestatione sibi in perpetuum confirmare.“

Eine dreyfache Landeshoheit hatte sich hier auf dem Wege der kriegerischen Christianisirung ausgebildet: Die der eingebornen slavischen Fürsten; die der sächsischen Herzoge, insbesondere durch Heinrich den Löwen, billungischen und welfischen Geblütes; endlich die von Kaiser und Reich. Während aber auf diesem Wege das sächsische (deutsche) Volkselement gegen das slavische augenfällig die Oberhand gewann, half das dynastische Princip im Vereine

mit der christlichen Legimität, den slavischen Fürsten Meklenburgs sich der sächsischen Hoheit wieder zu entledigen. Also ist die Gewalt der Waffen allenthalben nur ein Uebergang zur Wirksamkeit feindlicher, aber materieller und geistiger Gewalt.

„Termini autem ejus (episcopatus) sunt hii: castrum Magnopolense, eine ursprünglich deutsche Burg, Mikilinburg, meckel, mikil, groß, im Gegensatze von einer kleinern (lützel, als die wir, eine noch ältere, die hohe Burg, 513 über dem Meere auf dem mittleren Landrücken erkennen. Die Wenden nannten die Mikilinburg Rerech) Zwerin, Cutin Kystin, cum omnibus villis ad illa ipsa castra pertinentibus; excepta terra Pole, (die Insel Pool im Norden von Wismar, heute das Amt Pöl mit ungefähr 1200 Einwohnern;) et alia, qui dicitur Breze Parchim (Staat) quoque, Cutin et Malechowe, cum omnibus villis ex utraque parte alvei, q. d. Elde, ad ipsa castra pertinentibus; (durchaus Burggebiete) terram etim Ruijanorum, (Rügen) de ditione ducis Saxonie terminis episcopatus sui adicimus. Ad ultimum principes terre illius cum omni populo, in plenitudine gratiae et in defensione nostre maiestatis suscipimus, ut liberius in construendis claustris et edificandis ecclesiis et ceteris, que ad cultum veri dei pertinent, promovendis domino deo nostro vocare, habeant ipsos etiam principes et maiores terre atentius monitos esse volumus ut, quia etc.“

Diese majores terre dürfen doch wohl ganz sicher auf einen Erbadel der Slaven, und sofort auf die angestammte Hörigkeit und Leibeigenschaft eines großen Theils dieses Volkes schließen lassen. Endlich gebot der Kaiser noch männiglich, „nullo excepto“ — die treue Entrichtung der Zehente an die Kirche, warnte vor Plünderung und Strassenraub, und vor Beunruhigung der Nachbarn.

Heinrich (der Löwe) „dei gratia Bawarie et Saxonie dux“ — ließ seinerseits am 5. September 1171 (das Jahr 1172 brachte Herzog Heinrich wie gesagt mit einer Wallfahrt nach Palästina zu) „in dedicatione ejusdem ecclesie“ also zu Schwerin selbst, eine feyerliche Stiftungs-Urkunde durch den Dompropsten Heinrich von Bremen ausfertigen. Auch hieraus (Nr. II.) einige Stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden herausgegeben von G. C. F. Lisch.

(Fortsetzung.)

„Ea propter notum facimus etc. — quomodo nos pro remedio anime nostre et — in terra Sclavorum transalbina in loco honoris et vaste solitudinis:“

(das war so eine übliche Phrase in den Legenden und Stiftungs-Urkunden; diese gleichzeitig reichen Widmungen selbst weisen auf eine schon starke Bevölkerung des Landes hin:) „tres episcopatus construximus.“ in der apokryphen Urkunde der Beysatz:

„quorum cathedrales ecclesias Lubicensem scilicet, Raceburgensem et Zwerinensem *)“ „allodiis et redditibus mense nostre dotavimus insuper ea, quam gladio et ense **) nostro conqusivimus, hereditate ampliavimus etc.“ Und so geschah diese Ausstattuug mit: „trecentis mansis ***) et duabus villis, ac duabus curiis allodii nostri — villa scilicet Borist in Sadelkandingen, villa Virichim, Tudendorp duabus curiis. His in eadem dato adjünximus terram, que vocatur Butissowe, (die nachmalige bischöfliche Residenz Bützow;) et decem villas in Ylawe, quorum nomina etc. (darunter: villa sti Godharti, que prius Goderac dicebatur.“) etc. etc. — navale teloneum in Zuerin; — parochium in Zuerin cum omni jure — — tertiam partem decime in Michelenburh später auch Mykelenburg etc. Quia vero decime Sclavorum tenues sunt, interim ad stipendia canonicorum de tot provinciis etc. — cum consilio et auxilio comitum terre Zwerin et Razeburg etc.

Gegenwärtig waren auffer mehreren Bischöfen, Pröpsten nnd Geistlichen: die

„Liberi, (Reichsunmittelbare) Comes, Henricus de Ravenesbach, (Ravensberg) Atto Comes de Binetheim (Bentheim); Cazimirus de Dimin: Pribizlanus de Rizin; (beye neugeborne Dynasten) — Guneclinus (früher de Hagen, nun) Comes de Zuerin;) Bernardus Comes de Racesburg etc. Burg- und Gaugrafen: und Ministerialen.“

Aus der Confirmations Bulle P. Alexander III. v. J. 1177. Hierin (Nr. III.) sind die Bestandtheile des neuen Bisthums nach den Schenkern ausgeschieden. Z. B.

„per provincia ducis Henrici, que provincia a Zuerin ex una parte usque Vepro, (Weper) pergit; a Vepro tendit per Muriz, *) et Tolenze,

---

*) Zu Razeburg war der Hauptsitz der Göttin Siwa; Rhadegast ward zu Rhetea südlich von Schwerin verehrt. Lübeck hatte sich erst wieder aus einem großen Brand erhoben.

**) Unter andern hatte Heinrich der Löwe den Fürsten Wrtislaw, der eidbrüchig und dann gefangen worden war, im Angesichte der belagerten Burg Melchow aufknüpfen lassen. Indessen glauben wir nicht, daß Heinrich auf das eigentliche Stammgut dieses oder anderer wendischen Fürsten gegriffen hatte. Wie die Urkunden lehren, blieben sie, ihres Kampfes ungeachtet, reich begütert.

***) Es ist bemerkenswerth, daß Heinrich der Löwe jedem von ihm gegründeten Bisthum als erste Dotation, 300 mansos, oder gemeine Hufen anwies. Im Durchschnitte möchte auch in Meklenburg eine Bauernhufe zu 30 — 50 Tagw. an Acker und Wiesen nebstbey mit Forst- und Weiderecht, anzunehmen seyn. Adeliche und Vollhufen sind allerdings ungleich größer.

*) Der Landsee, in welchen sich die Müriz (kleine Mur!) ergießt, Mürizsee, liegt 223 Fuß über dem Meere: in der Nähe der versunkene, fünf Fuß unter dem Wasser noch sichtbare warensche

(Tölz) perveniens usque Gruswin et Penem *) fluvium; item ex altera parte Zuerin per maritima Ruyam insulam; ipsam Ruyam insulam dimidiam includens pervenitusque ad hostium Pene predicti flum. Ex altera parte Albice etc. De terra Pribislai insulam, que etc. dicitur ste Marie et villam Cline cum aliis decem villis, in Ilowe, castrum Butisso cum terra attinenti, et quatuor villas in deserto Nohum: (also nicht in einer Wüste, sondern in umwaldeter Landschaft); alias quinque villas circa Warin etc. etc. Ex dono Cazimari, principis christianissimi terram quod Pitina et villam unam nobilem in Barth, duas villas prope Dimin, et unam in Circipene der wendische Stamm der Circipenen gegen Schwedisch-Pommern hin; cum omni justitia et utilitate etc.

K. Friedrich confirmirt das Bisthum Schwerin von Erfurt aus i. J. 1181 abermals: (N. IV.) Hierin unter audern:

„Omnia bona, que Nepos noster Henricus, quondam dux contulit nomine dotis zuerinensi ecclesie, insuper villas in Vizin, (auch Cuzhin, heute am blauen See) que pertinere solebant ad Werte, (castrum,) quas idem quondam dux consensu Pribeslai contulit Butissin, castro predicti episcopi etc.“

Aus der Confirmationsbulle Papst Urbans III. v. J. 1185. (Nr. V.)

„Per provincias ducis H. quarum una, que Mikelenburch nuncupatur, tendit usque ad provinciam que Brezen, usque in mare etc. — — — a Ruya usque ad flum. Penum — in mare; — inde antem usque Wolegost, (Wolgast) usque Mizerech etc. — terram Plote — provinciam Tolenze Silvam Bezunt, que distinguit terras Hauelberc et Moriz — terram Veprowe — et Warnowe (unsern Warnau im bayerischen Gebirg) — ex utraque parte flum. Eldene — usque ad castrum Grubowe — ad fl. Zuden **) ex dono ducis H. partem civitatis Zuerinenensis a domo piscatoris cujusdam etc.“

und röbelsche Whold (Wald,) in den Urkunden als: sylva tenebrosa, bezeichnet.

*) Die Peene: der Landmann dieser Gegend nennt aber überhaupt Bäche und fließendes Gewässer: peenen wie alle der Suda zuströmmenden Bäche: the zuden. Die Ruda, auch das Schwarzwasser genannt, und mit der Rögniz (Regen, Rhein!) vereint, ergießt sich in die Elbe.

**) S. oben die Note.

Nicht minder umständlich lautet die Confirmationsbulle P. Clemens III. v. J. 1189. (N. VI.) Die Bulle P. Cölestin III. v. J. 1191 scheidet die Güter zwischen dem Bischof und dem Domdecanat ab, und zählt viele einzelne Dörfer, Mühlen und Höfe auf: mit ihrem Naturalmaaß z. B.

„Ilowe magnus mensuras annone que Wihskepel (heute Wispel) appellantur — — de molendino in aquilonari parte zuerinensis civitatis — annuatim I. tritici bracii (zum Weitzenbier?) alteram siliginis etc. Ad preposituram bannum totius zuerinensis provincie per omnes ecclesias — excepta principali synodo ejusdem civitatis.

Da Herzog Heinrich bey dieser großen Stiftung zwischen der Elbe und Ostsee nicht nur von erobertem Land, sondern ausdrücklich auch von seinen ererbten Alloden, von alten Stammgütern spricht; so glauben wir hierunter jene verstehen zu müssen, welche ihm durch seine aus Niedersachsen stammende Mutter Gertrud angefallen waren. Diese Fürstin, aus dem Stamme der Billungen, war des Kaisers Lothar, Grafen von Supplenburg, aus seiner zweyten Gemahlin, Gertraud von Braunschweig einzige Tochter und Erbin; vermählt zuerst mit dem bayerischen Herzog Heinrich dem Stolzen, welfischen Geblüts, und so Mutter Heinrichs des Löwen; dann Gemahlin des Markgrafen Heinrich Jasomirgott von Oesterreich. Uebrigens dürfte es nicht so ganz ungereimt seyn, zu fragen, ob dieses welfische Eigenthum längs den Küsten des teutschen Meeres nicht zu einer Zeit hinauf deuten konnte, da die Slaven noch nicht so weit gegen Westen vorgebrochen; da die Longobarden, aus welchen, als sie in Pannonien und in den Alpen die Oberhand hatten, wir die Welfe hervorgetreten glauben, *) noch Meister des baltischen Küstenlandes waren? Von den teutschen, später slavisirten, Orts- und Flußnamen, mögen noch viele aus jener fernen Zeit der „germania popolusa“ herrühren.

Der hochverdiente Bischof Berno war zu Anfang des J. 1191 gestorben. Da wählte das Domcapitel den Domherrn Hermann von Lübeck, einen Sachsen; dem aber die wendischen Großen einen

*) M. s. in unserer Geschichte der Longobarden die Artikel: Pillung und Welf.

aus ihrer Mitte, Namens Beunward, entgegen stellten, der auch, durch Vergleich, den Stuhl behauptete und löblich und lange regierte.

In der Confirmations-Urkunde von K. Otto IV. (Nr. X.) vom Jahre 1211 ist die

„episcopatus Swerinensis et ducatus Saxonie versus Ruiam et Pomeraniam atque marchiam Brandenburgensem mit ein und denselben Gränzen bezeichnet. Den Canonikern wird die Freyheit zum Testiren, zum weitern Erwerb von Grund und Boden ꝛc. ertheilt: „civibus quoque ejusdem loci (Schwerin,) libertatem hanc et justitiam concedimus habendam in perpetuum, quod in portu q. d. Wissemer (64 Fuß über dem Meere) libere et sine omni contradictione etc. duas habent magnas naves, que Cogken appellantur, cum minoribus navibus, quotcunque voluerint ad usus mercandi.“

Durch ganz Sachsen sollten diese Bürger zoll- und mauthfrey seyn. Der Kaiser bestätigte den drey Bisthümern, was ihnen sein Vater Heinrich, Herzog zu Bayern und Sachsen, in terra Slavorum transalbina, verliehen hatte, und war der Kirche von Schwerin noch besonders gnädig „propter preclara, que nobis dilectus ac fidelis noster Comes Henricus de Zuerin exhibuit servitia“: (ohne Zweifel im Kriege gegen die Dänen) Datum Capue etc.

Bischof Brunward, (im J. 1219 Nr. XV.) im Begriff, gegen die Preußen zu ziehen: „in Pruciam peregrinaturi“, verkauft an das Kloster st. Johannes zu Lübeck, das bereits zu Smagentin u. s. w. einen Theil der Zehenten bezog, auch den andern Theil:

„unde cum in multa parte nostra dioecesis propter barbariem Slavorum esset inculta, et principes terre nostre non solum milites et agricolas, verum etiam religiosos traherent ad novam vineam christianitatis excolendam.“

Der Fürst Wizlav auf Rügen (J. 1221 Nr. XVIII.) ersetzt dem Bischof Brunward den Entgang der Zehnte von den wendischen und deutschen Colonisten im Lande Triebsaß durch ein Dorf (von nun an Biscobesdorp) von zwölf Hufen:

„quod cum pro Teutonicis ageretur colonis, qui terram Tribuzes inhabitarent;“ (von Neugereuten-Roden), „insuper, si silve et loeus vaste solitudinis, ubi prius nulla villa sita fuit, precisis arboribus, atque rubetis extirpatis ad agriculturam devente fuerint,“ *) bezog der Fürst zwey Theile Zehent, der Bischof einen Theil. „Preterea dominus episcopus de collectura Sclavorum, que biscoponnizka dicitur illorum videlicet, qui teuthonicis agros illos colentibus cesserunt, et ex alia parte castri Tribuzes tertiam partem decime etc.

Wurden aber die Deutschen wieder von den Slaven vertrieben,

„Teuthonicis expulsis recolere terram Sclavi incipiant, terra pretaxata in pristinum fuerit statum reversa, quod deus avertat;“

so sollten diese den ganzen Zins und Zehent an den Bischof entrichten. Man ersieht hieraus noch den Kampf der Deutschen und Wenden gegen einander um ihren Boden und wie die slavischen Fürsten selbst die Cultur der Deutschen begünstigten.

Im Dom zu Schwerin ward das heilige Blut verehrt, der Cardinal und Legat Pelagius hatte es von Rom mitgebracht;

„dominicum sanguinem in jaspide diligentissime conservatum.“

Bischof Brunward bestimmte, (J. 1222 Nr. XIX.) daß das hiebey eingehende Opfer

„in tres partes dividatur, quorum una ad edificationem monasterii porrigatur, secunda ad usus cedat canonicorum; tertia vero tribus annis ad libros comparandas ecclesie conferatur etc.“

Am 4. July 1224 entließ der tapfere Graf Heinrich von Schwerin den König Waldemar von Dänemark und seinen Sohn aus der Gefangenschaft (Nr. XX.):

*) Im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte man auch in einigen Gegenden Meklenburgs bedeutende Waldstrecken zu Ackerland umgeschaffen. Jetzt beklagt man das sehr: denn der schlechten Aecker sind ohnehin zuviel; und der Holzmangel wird hie und da sehr drückend. Uebrigens hat sich kaum ein deutsches Land so viel im Canal- und Schleussenbau versucht, als Meklenburg auch an Seen, Flüssen, Sümpfen, deren Ab- und Zuflüsse, als Siehlen, vielfältig, quer unter den Canälen durchlaufen. Die Hydrographie des Landes bietet in ihrer Nomenclatur der teutschen und slavischen Sprachforschung viel Stoff.

„Hec est formula liberationis domini regis Waldemari et filii eius presentibus magistro Hermanno domus Teutonicorum et aliis nunciis imperii. — Item rex terram transalbinam integraliter restituit imperio et ea privilegia, que super eadem terra ei data fuerunt imperio in gwerra pendente, restituet universa. — Episcopi quoque in eadem terra constituti, scilicet Lubecensis, Racesburgensis, Zuerinensis regalia sua ab imperio recipient.“

Graf Heinrich von Schwerin befreyt das bischöfliche Dorf Medawege von allen Dienſten und Abgaben:

„villam, ab omni servicio liberam — hoc excepto quod si necesse fuerit, ejusdem ville incole cum ceteris hominibus contra insultus hostium observare debent custodiam que Landwere dicitur, generalem,“ (Nr. XXII. J. 1228)

Biſchof Brunward verbindet ſich (Nr. XXVI. J. 1236) mit dem Fürſten Borwin von Roſtock:

„quod propter potentiam laicorum dominorum videlicet Dyminensium hactenus intrare non possimus,“

nämlich in das Gebiet von Dymen, zum Bezug der Zehente und anderer Gerechtſame:

„quidquid a Caminensi episcopo, qui quondam violentus detentor extitit — Dominus Borminus cum duodecim militibus suis, qui hujus rei testes sunt juramento et fide data.“

(Dieſe Feierlichkeit und Zahl der Zeugenſchaft war Landesgebrauch). Ein gleiches Bündniß ſchloß Biſchof Brunward auch mit dem Fürſten Johann von Mecklenburg gegen Pommern. (Nr. XXVII.) In einer durch den Erzbiſchof Gerhard von Bremen zwiſchen dem Biſchof Friedrich von Schwerin und dem Grafen Gunzelin von Schwerin im J. 1238 (Nr. XXVIII.) aufgerichteten Ordnung ward unter andern beſtimmt: „es ſollen auch die Wehdemen der Pfarrkirchen im zweriniſchen Stifte von des Graven Jurisdiction exempt ſeyn:“ — alſo die Pfarrwidthume.

Der Fürſt Jeromir (Germarus) auf Rügen, des Fürſten Wizlavs Sohn verleiht dem Biſchof Wilhelm von Schwerin (1248 Nr. XXXIV.) villam Exen (Eixen) mit der ganzen Flur.

„Preterea in nemore, quod eidem ville adjacet,

quadraginta mansos, secundum quod pretendunt in longum et latum etc.“

Daher iſt es erklärbar, daß auch auf Rügen, die Inſel begreift 17 Quadratmeilen und ungefähr 30,000 Seelen, ſchon länger Holzmangel herrſcht. Biſchof Wilhelm fundirt (1248 Nr. XXXVI.) das Collegiatſtift zu Bützow. In den Beſtätigungen der Herzogin Helena von Sachſen und ihrer Söhne Johann und Albert, für das Bisthum Schwerin um das Land Tribſees (J. 1261 Nr. LI. LII.) wird auch „ducis Alberti patris nostri, sicut ducis Henrici fundatoris,“ gedacht. Hier iſt wohl von Albrecht I. der aſcaniſchen Linie, die in Sachſen der wettiniſchen folgte, die Rede. Aus dem Vergleiche des Grafen Helmold von Schwerin mit dem Domcapitel über die Stiftsgüter (1284 Nr. LV.) erſieht man, daß zu Schwerin außer der Stadt, am Graben, ſogar Wein gebaut wurde: „tota scala, (vom See herauf,) cum vinea et toto campo“ etc. deutſche Dörfer: z. B.

„Wikkendorp, Tessemeresdorp, (heute Tesmansdorf,) Hondorp, (Hohendorf,) Lubestorp, Biendorp (Bigandorp) etc.“

treten mehr und mehr aus der wendiſchen Umgebung hervor; und in einer Urkunde von 1305 (Nr. LXI.) worin ſich der Fürſt Heinrich von Mecklenburg mit dem Domcapitel von Schwerin wegen der Gerichtsbarkeit auf den capitliſchen Gütern verſtändigt, wird als Anlaß ausdrücklich die Veränderung der Ortsnamen (in Folge der gewechſelten Bevölkerung,) angegeben:

„propter mutationem tamen nominum, quibus olim alique ex dictis villis nominabantur.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841 von Joseph Russegger, kk. österreichischem Bergrath. Erster Band. Stuttgart, E. Schweitzerbartsche Verlagshandlung 1841.

Der Verfasser des hier vor uns liegenden Werkes, in dem Vaterland eines uralten Bergbaues, in Salzburg geboren, hatte sich von Jugend auf für das Bergwesen bestimmt. Gebildet in den trefflichsten Schulen für seinen künftigen Beruf, übte er diesen bereits vor seiner großen Reise, in Gastein, als Berg- und Hütten-Officiant, praktisch aus. Wir dürfen dieses als ein ganz besonders günstiges Ereigniß betrachten, denn nur eine solche Vorschule der Erfahrungen und der Uebung aller Kräfte konnte den Ergebnissen der Reise des Verfassers jenen Reichthum und jene wissenschaftliche Gründlichkeit verleihen, wodurch dieselben sich auszeichnen. Der praktische Bergmann und Geognost findet in seinem Geschäft eine beständige Gelegenheit die Schärfe der Sinnen, die Gabe der Combination und der genauen Vergleichung des Verwandten oder Aehnlichen mit dem bereits Bekannten, so wie das schnelle Bemerken des Neuen zu entfalten, zugleich wird derselbe durch seinen Stand an eine Ausdauer und ruhige Verfolgung des Zweckes mitten unter allen Schwierigkeiten gewöhnt, welche den Mann für alle Unternehmungen bekräftigen. Und so erkennt man denn auch in unserm Reisenden, so wie er in seinem Werk sich giebt, den scharfsinnigen, redlich forschenden, muthvollen Mann, der mit Verstand und Sicherheit seine Aufgabe erfaßte, und, so weit ihm dieß die eigne Kraft so wie die äußern Umstände erlaubten, sie glücklich löste.

Diese Aufgabe war keineswegs eine leichte; sie war nicht von der Art wie andre Reisende nach eigener Neigung und nach Gutdünken eine solche sich stellen, sondern sie war durch fremde Hand und durch ein fremdes Interesse aufgegeben und ihrem ganzen Umfange nach vorgezeichnet. Glücklicher Weise aber sympathisirte dieses fremde, materielle Interesse so ganz mit dem eignen, geistigen Interesse unsers Reisenden, daß die beyden Elemente, das äußere wie das innere sich gegenseitig die Hand boten und hülfreich ergänzten, so daß aus dem Zusammenwirken beyder ein höchst schätzenswerthes Resultat gewonnen wurde.

Mehemd Ali, in welchem Herr Russegger keineswegs, wie manche andre Reisende, die Alles nicht mit dem einfachen Auge, sondern durch ein gefärbtes Glas betrachteten, das Ungeheuer, den vertilgungswerthen Tyrannen, sondern „den ausgezeichneten Geist, den merkwürdigen, unerschütterlichen Mann," zugleich aber „seine Verwaltung als eine der ungeeignetsten welche existiren" anerkennt (nach S. 12), war, da alle pecuniären Mittel, welche ihm zur Verwirklichung seiner weitaussehenden Pläne zu Gebote stunden, nicht mehr ausreichen wollten, auf den Einfall gekommen sein Glück im Bergbau zu versuchen. Schon im Jahre 1834 stellte er an die österreichische Regierung das Ansuchen, ihm eine Anzahl geschickter Bergleute für einige Jahre zu überlassen, welche zunächst die Bley- und Eisen- sowie die Steinkohlengruben am Taurus und Libanon in besseren Betrieb bringen sollten. Das edle, deutsche Herrscherhaus, an das er sich gewendet, welches von jeher den Forschungen im Gebiet der Naturkunde huldreich förderlich und gewogen gewesen, erkannte

alsbald die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens für die Erweiterung namentlich der geognostischen und mineralogischen Kenntnisse in einem noch völlig dunklen Gebiet der Erdkunde an, und, den Wünschen des ägyptischen Pascha's entsprechend, wurde eine bergmännische Expedition für die Untersuchungen am Taurus und Libanon ernannt, zu deren Chef unser Reisender, in Begleitung eines Adjunkten, dreyer Arbeiter, dann noch mehrerer Andrer aus wissenschaftlichem Interesse sich anschließender Männer bestimmt war. Von Seiten der österreichischen Regierung wurde nichts versäumt, um diese Expedition mit allen nöthigen und nützlichen wissenschaftlichen Apparaten auszurüsten, auch wurden derselben noch bestimmte Aufgaben zu physikalischen Beobachtungen von allgemeinerem Interesse ertheilt.

Der Kreis, über welchen nachmals alle diese Beobachtungen sich auszudehnen vermochten, war ein sehr weiter; er umfaßte zum großen Theil jene Ländergebiete, deren noch so unvollkommne Erkenntniß für die Forscher der Geschichte der alten Völker wie der Erdkunde bisher ein beständiges Anliegen gewesen. Denn nachdem Hr. Russegger im Jahre 1836 nach einem kurzen Besuch der Makariuswüste und der Natronseen in Aegypten zuvörderst den Bleybergbau am Taurus in Aufnahme gebracht, dann die Steinkohlengruben am Libanon zweckmäßig eingerichtet und bey dieser Gelegenheit die südlichen Länderstriche von Kleinasien durchreist und geognostisch erforscht hatte, gieng er 1837 im Auftrag des Vicekönigs in jene wissenschaftlich noch unenthüllten Gegenden des Innern von Afrika, in welchen sich die Goldwäschen der Neger befinden. Hierauf bereiste er im Herbst und Winter 1838 auf 1839 die sinaitische Halbinsel, dann die Wüste Tih durchziehend, Palästina, durchforschte späterhin als Geognost und Bergmann, so wie mit offnem Sinne für Alles hier Bedeutungsvolle, Griechenland und fügte zuletzt als Anhang zu dieser großen Tour noch eine Reise durch die Schweitz, die Rheingegenden, die Niederlande und Frankreich, England, Schottland und die scandinavische Halbinsel hinzu. So dürfen wir unsern Reisenden, gleichwie selten einen andern, als einen im Norden, wie im Süden, im Osten wie im Westen wohlbewanderten Mann in den Kreis der Leser dieses Blattes einführen, und er wird sich hier nicht bloß als ausgezeichneter Geognost und Bergmann die gebührende Achtung erwerben, sondern zugleich als guter Gesellschafter, treuer Beobachter, sowie als unterhaltender Erzähler gefallen. Wir begleiten ihn für dieses Mal nur bis zu den Natronseen in Aegypten, denn so weit geht der bis jetzt öffentlich mitgetheilte Bericht der Reise.

Mit der gewohnten Weise des Lebens und Wirkens eines Bergmannes kann keine andere Lage in auffallenderem Contrast stehen als jene des Passagiers auf einem Segelschiffe, welches einen weiten Weg über das Meer zu machen hat. Das Element, mit dem der Bergmann ohne Aufhören umgeht, ist ein feststehendes; da unten in der Tiefe ist der Sommer wie der Winter, der Tag wie die Nacht, beyde gleichmäßig ohne Wechsel und still; von den Bewegungen der oberirdischen Natur, von Sturm und Ungewitter wird in den Bergwerken nichts vernommen, der Mensch hört da nur sein eignes Bewegen. Mühsam zu bahnen wie auch der Weg ist, den sich der Bergmann durch die Wände der Felsen bricht, ist doch die kleine Strecke des täglichen Fortschreitens mit ziemlicher Sicherheit zu berechnen; mehr als irgend ein andrer Stand ist jener der Grubenarbeiter an eine feststehende Ordnung seiner Tagsgeschäfte gewöhnt, die zur bestimmten Stunde beginnen und enden. Wie ganz anders ist dieß in dem Leben zur See. Da muß der vorher an so festes, sichres Auftreten gewöhnte Fuß von neuem das Gehen erlernen, auf einem hölzernen Dinge, das selber nicht auf festem Fuße steht sondern bald rechts bald links, bald vor bald rückwärts schwankend auf einem fast bodenlos Flüßigen schwebt; da ist kein Tag dem andern, keine Stunde der andern gleich, denn mitten in dem Genuß einer heitern Frühlingsstunde führt der Sturm alle Gräuel eines Ungewitters herein; das Ohr ist betäubt von dem Brausen der Wogen und des Windes, man hört sein eignes Wort nicht. Während unten in der täglichen Heimath des Bergmannes jedes schwankende Brett, jeder Spahn unverrückt an seinem Orte bleibt, wird bey einem solchen Sturme wie gleich der erste war, den unser Reisender wenig Tage nach seiner Abfahrt aus Triest erfuhr, im Schiffe Alles, das nicht dem Bau des-

selben eingefügt ist, umhergeworfen; Tische und Stühle, Kisten und Kästen stürzen übereinander, die Thüren der Schränke fahren auf, ihr Inhalt wird verschüttet, die Menschen werden aus ihrem Bett geworfen; Planken und Mastbäume krachen. Und an eine feststehenden Ordnung des Tages, an ein Vorausstimmen irgend einer Zeit des Eintreffens bey diesem oder jenem Zielpunct des Weges ist gar nicht zu denken; die Stunden, welche man der Ruhe bestimmte nimmt öfters gerade die wildeste Unruhe dahin, von der einen Stelle zur andern kann ein Segelschiff eben so leicht zehn als einen Tag gebrauchen; fragt man den Seeman, wenn werden wir da oder dort ankommen, er antwortet nur kaltblütig: das weiß Gott. So bleibt dem Bergmann der zum ersten Male zur See fährt nur ein bey den bisherigen Mühseligkeiten seines Berufes erworbenes Gut: das ist der frohe Muth, die Unerschrockenheit mitten in Gefahren; er ruft, wenigstens im Herzen, sich und Andren, auch bey Sturm und Ungewitter sein zutrauliches „Glück auf" zu. Im Ganzen wie im Einzelnen jedoch sieht er sich auf dem unstätten Meere so völlig von dem verlassen, das bisher seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigte und ihn zur Thätigkeit antrieb, daß wir die Aeußerung unsers sonst so thätigen Reisenden sehr begreiflich finden, daß er niemals einen so gränzenlosen Hang zum Müssiggang empfunden habe als zur See, selbst dann, wenn es ihm ganz wohl war.

Die österreichische Goëlette Enrichetta, welche damals regelmäßig als Paquetboot die Verbindung zwischen Triest und Patras unterhielt, hatte die Mitglieder der Expedition, vorerst mit dem Bedienten aus 9 Personen bestehend, an Bord genommen; sie lief am 16. Januar 1836 aus dem Hafen von Triest aus. Auf die zum Theil sehr anmuthigen Scenen, die sich dem Auge auf der Istrischen Halbinsel darboten, folgte am 20. die Erscheinung der Küste von Kroatien; Gebirge von wilden Formen, mit Schnee bedeckt. Durch den Quarnero: jenen Theil des Adriatischen Meeres, der sich, von den Seeleuten wegen seiner Windstillen und plötzlichen Stürme sehr gefürchtet, an der Küste von Kroatien hinzieht, kamen die Reisenden glücklich; am Morgen des 19. Januars waren sie der Gruppe der kleinen, meist öden Inseln, die man unter dem Namen der Coronate begreift so nahe gekommen, daß an den dortigen (Kreidekalk) Gebirgen die Schichtung wie das Streichen (von NW. in SO. das Verflächen in NO.) ganz deutlich wahrgenommen werden konnte. Zu einer solchen ruhigen Beobachtung blieb wenig Stunden nachher keine Gelegenheit mehr, denn der Sturm, der in der Nacht vom 19. zum 20. ausbrach und am 20. bis zum Mittag dauerte, war einer furchtbaren, dergleichen in diesem Meere und in solcher Jahreszeit vorkommen; nur die bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geistesgegenwart des Steuermannes, eines jungen Griechen, der noch gerade zur rechten Zeit das Schiff zwischen den Inseln St. Andrä und Lissa heraus ins offne Meer führte, rettete das Fahrzeug von dem fast unvermeidlich scheinenden Untergang.

Mit Recht beklagt Hr. Russegger in dem weitern Berichte seiner Reise, daß wir das so nahe liegende Albanien, dessen Küsten und beschneite Berge von höchst interessanter, markirter Form am 21. Jan. vor seinen Augen lagen, noch so wenig kennen; ein Mangel der Länderkunde, welcher freylich durch die Unsicherheit entschuldigt wird, die das Reisen in Albanien fast auf jedem Schritte erschwert. Der Albanese gehorcht in seinem Lande keinem Gesetz und keiner still gebietenden Obrigkeit, sondern nur der Gewalt; er selber ist bey jeder Gelegenheit geneigt, Gewalt an dem Fremden zu üben, der durch keine Uebermacht ihn schreckt, und den er beständig mit finsterm Mißtrauen sich nahen sieht. Schon seine Sprache, die selbst den meisten der angränzenden Stämme eine gänzlich unverständliche ist, bildet eine unbezwingbare Scheidewand zwischen ihm und den Nachbarn, in deren unbewohntere Gegenden er, so oft es ihm gefällt einfällt, um dort zu rauben, oder sich Weideplätze zu ertrotzen für seine Heerden. Erst wenig Monate vorher hatten die Albanesen hier in der Nähe ein kleines Kauffarteyschiff angegriffen und beraubt; die Mannschaft der Enrichetta setzte sich deßhalb in der Nacht vom 21. auf dem 22. Januar in schlagfertigen Zustand, blieb jedoch unangefochten, weil dieser Feind den offenen Kampf mit dem Stärkeren scheut.

(Fortsetzung folgt.)

Meklenburgische Urkunden herausgegeben von G. C. F. Lisch.

(Schluß.)

Ueber jeden Band giebt ein vierfaches *), fleißig gearbeitetes Register Auskunft: nämlich über Orte, Personen, geistliche und weltliche, deutsche und wendische; über Sachen, und wendische Sprachformen, was will man mehr? Es ist dann Sache des Lesers und Forschers aus solchen Werken die beurkundete Landes- und Volksgeschichte, den fruchtreichen Kern, und die Nutzanwendung zu schöpfen, und diesen Versuch sollte es hier gelten.

v. KochSternfeld.

*) Hier noch eine statistische Uebersicht von Meklenburg, mit Benützung der Zahlen aus G. Hempels Handbuch, Gistrov 1837, dessen topograph. Theil zu erwarten steht. Mecklenburg, (die beyden Großherzogthümer; das von Schwerin zu 228 Quadr. Meilen und 472,000 Seelen; das von Streliz zu 52 Quadr. Meilen und 88,000 Seelen,) begreift heutzutage 280 Quadr. Meilen und 560,000 Einwohner. †) Dieser Flächenraum oder Grundbesitz, theilt sich ab: a) in die fürstlichen Domainen, ungefähr zu 130 Quadr. Meilen, b) in den Boden der Ritterschaft, zu 112 Quadr. Meilen, c) in den Rest von Klostergütern, (Stiftungen,) zu 7 1/2 Quadr. Meil., d) in städtisches Gebiet, zu 29 1/2 Quadr. Meilen. Das ganze Areal trägt 1408 im eigenthumtheilbaren Stammgüter, Obereigenthum unveräusserliche, im Nutz-Gutscomplexe besassen aber noch nebstbey 226 Vorwerke und Nebengüter, 617 Erbpachtungen und Erbzinsgehöfte, 7596 Bauern und Cossaten, und 6252 Büdner oder Colonisten. Diese Parcellirung der Stammgüter, erbrechtlich, unter die Bauern und Büdner mit Vorbehalt der Grundherrlichkeit, schreitet allmählig fort, wie sie einst, bis zum 17. Jahrhundert bereits sehr mannigfaltig fortgeschritten war. Im Gefolge des dreißigjährigen Krieges, der auch durch Freund und Feind, Meklenburg verheert und entvölkert war hier, wie in Bayern, Sachsen, Franken ein großer Theil der Bauerngüter ganz verödet, und lange so liegen geblieben. Es fehlte an Menschen, Capitalisten und Käufern, und der Landadel (in den katholischen Ländern auch die Klöster) waren genöthiget, diese Ländereyen wieder an ihre Sedelhöfe zu ziehen, und sie nach und nach von da aus wieder in Cultur und Erbgang zu setzen. So hat die Grundherrlichkeit das Grundeigenthum von jeher gerettet.

Die Bevölkerung von 49 Städten und 11 Flecken Meklenburgs beträgt ungefähr 170,000 Seelen; also fast den dritten Theil der gesammten Einwohnerschaft. Am Landtage nehmen der größere oder kleinere Ausschuß von 44 Bürgermeistern und 572 stimmfähigen Gutsbesitzern, wovon 256 bürgerlicher Abkunft sind, Theil. (In der Adelsclasse zu 316, stehen 25 gräfliche und 23 freyherrliche Geschlechter.) Die Bauerschaft wird durch Ritter- und Landschaft überhaupt vertreten. Die aus der Zeit der Wenden herrührende Leibeigenschaft ward vor einigen Jahren aufgehoben; die Hörigkeit wird strenge gehandhabt. Diese eigenthümliche Vertheilung des Grundbesitzes und der Standschaft läßt wahrnehmen, daß es eben dieses Ausmaß ist, welches, zur Zeit noch, dem Lande seinen nachhaltigen und reellen Wohlstand sichert. Denn, einerseits der Grundbesitz in festen Händen, als ständige Größen der Geschlechter; sichert vor dem Schwindel der Zersplitterung und vor der Ueberwucht von Prolebarien; und anderseits die genügende Anzahl von Hufen und Parcellen für Bauern und Büdner, das walzende Kleineigenthum, entspricht hinlänglich dem Bedarf des landwirthschaftlichen Haushaltes. Das Geld oder der Calcül, ist demnach hier nicht die primitive, sondern die secundäre Potenz im Volks- und Staatsleben. Das eben finden aber auch die meklenburgischen Industrialisten und Arithmetiker beklagenswerth. Nichts desto weniger hat sich auch in Meklenburg, seit 30 Jahren, zu Stadt und Land, die Bevölkerung sehr vermehrt, fast um 1/5; und seine glückliche Lage zum Handel, vorzüglich zur See, könnte, ohne jenen Schwerpunkt in seinem festgeregelten Grundbesitz, auch zu einer lästigen Steigerung verleiten. Vom Zwange zur Stallfütterung, von Einziehung der Weiden und Urproduction in einem Lande der Viehzucht, insbesondere der Pferde- und Schafzucht, war nie die Rede. Im Mittelalter trieben die Städte zunftmäßig viele Gewerke und Künste, die nur durch die der Regierung und der Ritterschaft bequemere Ein- und Durchfuhr vom Auslande unter einem sehr leichten Zollsysteme, ersetzt ward. Nur der Tabaksbau ist dagegen als ein neuer bedeutender Industriezweig zugewachsen.

†) Neuere Angaben sprechen nur von 273 Quadr. Meilen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Reisen in Europa Asien und Afrika von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Die Temperatur der Luft war hier so mild (zwischen 9° und 10° R.), daß die Reisenden selbst einen Theil der stillen, heitern Nächte auf dem Verdecke zubrachten; die Temperatur des Meeres zeigte sich an tieferen Stellen gewöhnlich noch etwas höher als die der Atmosphäre, an seichteren niedriger.

Der Reisende, dem sich auf einmal, nach dem Anblicke der wilden, verödeten Küste von Albanien, ja noch neben dieser die Jonischen Inseln zeigen, muß sich auf das Angenehmste überrascht finden. Es ist ein Contrast wie zwischen der Wüste, in welcher der Schakal heult und zwischen den reichen Auen oder Gärten, die das Landhaus eines Fürsten umgeben; wie zwischen der Höhle eines Räubers und dem bequemen Aufenthalt eines friedlichen Städters. Wer noch niemals die Segnungen, welche die Bildung des Geistes dem Menschen und all seinen Werken bringt, im vollen Maße anerkannte, der wird dieses thun müssen wo ein solcher Contrast ihm begegnet. Dort in Albanien gleicht die Natur, die in ihren Anlagen und Kräften so reich war, einem zum Tod Verwundeten, der unter die Räuber gefallen war und den diese aller seiner Kleider beraubt haben; hier auf den Jonischen Inseln prangt sie in aller Fülle des Reichthumes und des Wohlstandes. Schöne Waldungen, zum Theil aus Oelbäumen bestehend, wechseln da mit Gärten von Orangen nnd Citronenbäumen, oder mit Feldern, welche von Rosmarinsträuchen eingefaßt sind; freundliche Dörfer mit ihren blendend weißen Häusern, einzelne Städtchen und Städte heben sich aus dem Meere der grünenden Umgebung hervor.

Durch den Kanal von Korfu, vorüber an Butrinto in Albanien, dem verödeten Wohnsitz des mächtigen Pyrrhus, lief das Schiff am 24. Jan. des Morgens in dem schönen, sichern Hafen von Korfu ein. Leider hatte damals die Furcht vor der Cholera, welche so eben in Triest herrschte, eine Scheidewand zwischen den Bewohnern der Insel und den von Triest Kommenden gezogen; die Reisenden sahen sich während ihres viertägigen Verweilens im Hafen auf den großen, umgitterten Käfich des Quarantäneplatzes beschränkt; sie konnten den in vollen Blüthen prangenden Frühling nur sehen und seine Düfte einathmen, ohne sich dem Schatten der hohen Cypressen und Orangengärten zu nahen. Es ist ein Gefühl der Sicherheit gegen die Eingriffe der Barbarenhorden, welches sich dem Europäer bey dem Anblick der riesenhaften Festungswerke, welche die Engländer hier errichteten, mittheilt. Unter diesen kühnen Bauwerken war eines, das besonders die Theilnahme des Bergmanns anziehen mußte, jener unter dem Meere hindurch zu führende Tunnel, welcher eine sichere Verbindung zwischen dem Fort des auf einer kleinen Insel gelegenen Leuchtthurmes und den Festungswerken im Hafen herstellen soll.

Die herrschende Gebirgsart der Jonischen Inseln ist jener weiße Kalkstein, aus welchem auch die gegenüber liegende Küste von Albanien besteht, mit welcher jene Inseln ein untermeerisch zusammenhängendes Ganzes bilden. Der Boden ist überall eines sehr austräglichen Anbaues fähig und hat die Bemühungen seiner jetzigen Besitzer um bessere Cultur schon bisher im reichsten Maße belohnt; dieß beweist namentlich auch die Ausfuhr jenes trefflichen Oeles,

das auf der kleinen, der Mündung des Acheron gegenüber gelegenen Insel Varo gebaut wird, und die Menge des gewonnenen Weines so wie der andern Früchte. Aus Cephalonien waren im Jahre 1835 gegen 100,000 Tonnen Corinthen, meist nach Amerika, England und in die österreichischen Staaten ausgeführt worden.

Während in den vorhergehenden Tagen die Temperatur im Schatten während den Mittagsstunden nahe an 13° R. gewesen war, gebot jene rauhe Witterung, die am 29. Jan. im Meerbusen von Clarenza eintrat, den Reisenden, ihre Sommerkleider wieder abzulegen, und sich in die Mäntel einzuhüllen. Einige Male schien es, als wollte der Nebel und der kalte, feine Regen sich in nordisches Schneewetter umsetzen. Doch auch unter diesen minder günstigen Umständen gewährte der nahe Anblick des im unsterblichen Liede verherrlichten Ithaka (Theaki), dem man schon am gestrigen Tage ganz nahe gewesen, eine wohlthätige Unterhaltung. Seine rundlichen, meist mit Strauchwerk bewachsenen Berge erscheinen auch dann, wenn Nebelgewölke über sie hinstreifen, in jenem Glanze, der nicht mit der Sonne unserer Erdentage untergeht. Aus dem kühlen, neblichten Wetter erhob sich jedoch bald ein Sturmwind, der unsern Reisenden den Genuß sehr verkümmerte, welchen ihnen der Anblick der herrlichen Landschaften von Akarnanien und Anatolien, die nahe zu ihrer Linken sich ausbreiteten, gewährt haben würde.

Es ist ein Gefühl, welches nur Jener vollkommen nachzuempfinden vermag, der schon selber in seinem Leben etwas Aehnliches erfahren, das sich eines See-Reisenden bemächtigt, wenn er den unbeschreiblichen Beschwerden und Todesgefahren eines Sturmes entronnen, plötzlich, an einer Stelle, die in allen Schönheiten der Natur pranget, seinen Fuß auf das sichere Land setzt. Der eigenthümliche Reiz den in solchem Augenblick wohl auch ein kahler Felsen haben müßte, wird dadurch noch erhöht, wenn das kleine, grünende Paradies, in das man sich aus der grausenhaften Wüste des Meeres versetzt sieht, nicht in der geräuschvollen Nachbarschaft einer Stadt, sondern in einer unbewohnteren Gegend liegt. Die kleine Insel Petala im Archipelagus der akarnanischen Küste mag sich nur selten in Reisebeschreibungen erwähnt finden, denn obwohl sie einen ziemlich gesicherten Hafen und gutes Weideland besitzt, wird sie dennoch nur zufällig von griechischen Fahrzeugen und von einer trotzigen Schaar der albanesischen Hirten besucht, welche hier ungefragt, auf den nicht ihnen gehörigen Grund und Boden ihre Heerden weiden. Zum ersten Male, denn der Quarantäne-Käfig in Korfu konnte dieß nicht gewähren, genossen hier die aus Norden kommenden Reisenden die Freuden eines Frühlingstages unter südlicherem Himmel. Die Sonne schien wieder hell auf den grünenden Boden, hier blühten in buntem Gemisch die Veilchen, Hyacinthen, die Sträuche des Rosmarin und der Rosen; hinter dem Gebüsch der Myrthen und des Lorbeers badeten sich in der seichten Meeresbucht Pelikane, um die Wände der Felsen schwebten große, nackthälsige Geyer. Mit den albanesischen Hirten, denen man höher hinauf, beym Besteigen der Berge begegnete, war keine Befreundung möglich, ihr wilder Blick schien zu verrathen, daß sie die Pistolen und langen Messer in ihrem Gürtel nicht ungern zum Angriff der Fremden gebraucht hätten, wären diese nicht in so großer Zahl und so wohlbewaffnet gekommen.

Erst am 21. Februar konnte das Schiff den Hafen von Petala, in welchem man nicht freywillig eingelaufen war, verlassen. Nach wenig Stunden zeigte sich durch den Golf von Patras der Meerbusen von Lepanto, aber dieser glückliche Fortgang der Fahrt war nur von sehr kurzer Dauer, bald ward das Schiff durch den conträren Wind von neuem zum Hin- und Herkreuzen gezwungen und erst am 3ten, nach einer 19tägigen Fahrt von Triest warf es im Hafen von Patras Anker.

Für solche, welche in unsern Tagen Griechenlands Städte sehen und besuchen, wird es stets von großem Interesse seyn, den jetzigen Zustand mit dem zu vergleichen, der noch vor Kurzem war. Herr Russegger fand, als er im Jahre 1839 von neuem hieher, kam Patras in eine blühende Handelsstadt voll ansehnlicher Gebäude, bewohnt von gewerbthätigen Bürgern umgewandelt; als er im Jahre 1835 den Ort zum ersten Mal sah, war dieser kaum ein Viertel so groß, und bestund meistens aus kleinen

hölzernen Hütten. Das damalige Gasthaus konnte zwar durch seinen ansehnlich klingenden Namen Hotel de l'Europe Erwartungen erregen, nicht aber durch den wirklichen Thatbestand sie befriedigen; es enthielt unter seinem Dache nur ein einziges Zimmer und zwey Kämmerchen. In der Küche zeigte sich die ansehnliche, hübsche Gestalt, der mit rothem Fes geschmückten Wirthin, welche ganz müssig dastund, während der alte, etwas grämlich aussehende Wirth das Geschäft des Kochens besorgte und dazwischen die Teller aufwusch. Umkehrungen der bey uns üblichen Lebensverhältnisse, wodurch nur anfänglich der in südliche Länder reisende Deutsche frappirt wird, bald aber an den immer wiederkehrenden Anblick sich gewöhnt.

Auf einem kleinen griechischen Fahrzeug, das mit seiner Ladung und seinem Erwerb ein gemeinsames Eigenthum mehrerer Schiffer war, davon dann auch jeder das Recht zu haben glaubte zu befehlen und nur seinen Befehlen zu gehorchen, fuhren unsere Reisenden am 7. Febr. nach Lepanto. Dieser Ort trug zu jener Zeit noch alle Spuren der Kämpfe des Befreyungskrieges an sich: er war in einen Schutthaufen verwandelt, über welchem hin und wieder armselige Hütten, bewohnt von kaum 400 Menschen, stunden. Eine dieser Hütten enthielt die Kaffeewirthschaft, die einzige des Ortes, und zugleich auch die einzige öffentliche Anstalt, durch welche der Fremde für sein Geld sich mit Lebensmitteln versorgen konnte. Die Vorräthe von diesen waren übrigens so gering, daß sie durch die Mitglieder unserer bergmännischen Expedition in Kurzem ganz aufgezehrt wurden. Indeß gab es doch schon während der zweytägigen Dauer des hiesigen Aufenthaltes einige Gelegenheit zu geognostischen Beobachtungen. Die Gebirgsart nach der Gegend der Citadelle hin besteht aus einem dichten Kalkstein, der mit einem schiefrigen, rothen Sandsteine wechsellagert und wellenförmig gebogen ist. In dem darunterliegenden, ebenfalls rothen, schiefrigen Sandsteine zeigen sich verkohlte Pflanzenreste.

Nach manchen Gefahren und Widerwärtigkeiten, welche durch die Vielherrschaft der Schiffer im Fahrzeug herbeygeführt waren, gelangten die Reisenden am 12. Febr. nach Lutrachi, welches damals nur aus zwey Häusern bestund, davon das eine dem Traiteur gehörte, einem Manne, der das Berauben der Fremden zwar auf andre Weise als die Bewohner der Küste von Albanien, übrigens aber mit eben so gutem Erfolg betrieb. Er schlug bey jeder Mahlzeit mit den Preisen auf, jedes Huhn berechnete er seinen Gästen ohngefähr zu dem Zehnfachen des Preises, um den er selber es gekauft hatte. Der glücklich speculirende Mann würde seine Forderungen (gleich dem Schiffscapitän, welcher für die Vergünstigung, noch eine Nacht auf dem Verdecke seines elenden Fahrzeuges zuzubringen, 10 spanische Thaler verlangte,) noch ungleich höher gespannt haben, wenn in seinem Hause Gelegenheit gewesen wäre die einträglichen Gäste zu beherbergen, so aber mußten diese in dem zerstörten Gemäuer einer Moschee ihr Unterkommen suchen.

Da wir unseren Reisenden in dem weiteren Verlauf dieser Anzeigen noch einmal auf der Bahn seiner gründlichen Forschungen durch Griechenland begleiten werden, entnehmen wir hier vorläufig nur noch einige Hauptzüge aus dem Bericht über seinen erstmaligen Aufenthalt in diesem Lande. Die Fels-lagerung, welche er schon damals auf dem Wege von Patras über Lepanto nach Athen beobachtet hat, ist von unten nach oben gehend die älteste Grauwackengruppe (Glimmerschiefer, Thonschiefer, körniger Kalk) dann die Gruppe des Grünsandsteines und der alten Kreide (eisenschüßiger Hornstein, rother Sandstein, Thonschiefer, Grünsandstein, dichter Kalkstein, welcher zum Theil Berge von 7000′ Höhe bildet), hierauf Nagelflue mit Kalkbreccie und Kalkkonglomeraten, öfters die höchsten Gebirge bedeckend. Außer diesen Diluvialbildungen, mit der jüngern Kalkbreccie als Küstengestein und die von H. R. als plutonische Gebilde anerkannten Porphyre, Trachyte, sowie Serpentin. Aber auch eine andere Bemerkung unsers Reisenden wollen wir hier nicht ganz mit Stillschweigen übergehen: jene, welche ihm der Vergleich des damaligen Zustandes von Griechenland mit dem aufdrang, welchen er einige Jahre später hier fand: damals, welche Armuth, welches Elend, welche Unreinlichkeit in den Hütten und Häusern, welche Unsicherheit auf den Straßen, und jetzt überall, mit Ausnahme vielleicht nur der etwas

übervölkerten Maina, ein gewisser Wohlstand, Gewerbthätigkeit, Reinlichkeit, polizeyliche Ordnung und Sicherheit. Eine Veränderung, welche eben so sehr für die Bildungsfähigkeit des Volkes als für den wohlthätigen Einfluß seiner neuen Verfassung spricht.

Auf einer, zur weitern Fahrt sehr günstig eingerichteten Corvette verließen unsre deutschen Bergleute am 28. Februar den Piräus um fürs erste nach Nauplia und von hier nach einem kurzen Aufenthalt nach Alexandria zu gehen. Dieses vorläufige Ziel der Seereise wurde schon nach einer 11 tägigen glücklichen Seefahrt von Athen aus am 9. März erreicht. Schon an einem der nächsten Tage erhielt Hr. K. Audienz bey dem Minister des eben von Alexandria abreisenden Vicekönigs, bey dem Boghus-Bey, und wurde von diesem wichtigen Manne aufs Zuvorkommendste behandelt. Es lag unserm Reisenden Alles daran, die günstige Jahreszeit zu dem Besuch selbst der Umgegenden von Kairo und dann zum Beginn der bergmännischen Unternehmungen am Taurus nicht zu versäumen. Er kürzte deßwegen diesen erstmaligen Aufenthalt in der schönsten Küstenstadt Aegyptens so sehr als möglich ab, und trat in 2 Barken die Reise nach der Hauptstadt an. Die Fahrt auf dem Nil verfehlte auch auf sein empfängliches Gemüth ihren großartigen Eindruck nicht; das Land prangte schon überall in der Fülle des Sommers, am 18. März zeigte sich bey Salamunieh die Gerste zum Schnitte reif. Am 21. März zogen die Reisenden in dem noch immer prachtvollen Kairo ein. Im italienischen Gasthofe des Herrn Zuchi, gelegen im Frankenquartiere, fanden sie alle europäische Bequemlichkeit und Pflege.

Bey dem Minister und Gouverneur von Kairo, dem Habib Effendi holte sich Hr. Russegger schon am andern Tag nach seiner Ankunft die nöthigen Instructionen und traf mit ihm die weitern Verabredungen über den Plan des bergmännischen Unternehmens. Im Auftrag des Vicekönigs wollte der Minister eine Untersuchungsreise von Oberägypten der von Syrien vorausgehen lassen. Gegen diese Abweichung von dem früher von beyden Seiten abgeschlossenen Contrakt erklärte sich der deutsche Bergmann und setzte die Gründe auseinander, nach denen es besser sey mit dem Unternehmen zuerst in Syrien zu beginnen. Hierüber mußte zuvörderst die Entscheidung des Vicekönigs eingeholt werden, was dem Reisenden schon für dieses Mal Gelegenheit gab seinen Aufenthalt in Kairo mehr zu verlängern, als es vielleicht ohne dieß würde geschehen seyn. Er wußte diese Zeit des Verzuges auf lehrreiche und angenehme Weise zu benutzen.

Bey dem Besuch des Innern der großen Pyramide erkennen wir in ihm ganz den muthigen, sachverständigen, vielfach geübten Bergmann. Nur wenig Reisende der neuern Zeit haben auf die Durchforschung dieses Innern soviel Mühe und Sorgfalt gewendet. Hr. Russegger begnügte sich nicht damit, bloß in die obern sogenannten Kammern hinan zu kriechen und zu steigen, sondern er befuhr auch, als kühner Bergmann, ohne Seil und ohne Leiter mehrere der Schächte, welche tief unter die Grundlage der Pyramide, in das feste Gestein niedergehen. Ein Unternehmen, welches wegen der polirten Seitenwände dieser Schächte, wegen der kleinen, glatten und abschüssigen Fußtritte und der bedeutenden Tiefe, welche das Auge des Hinabsteigenden in undurchdringlichem Dunkel unter sich siehet, nicht ohne Gefahr und eigenthümliche Schreckniſse ist. Unser Reisender ist der Meynung, daß die wichtigste Grabeskammer, jene in welche wahrscheinlich auch der Mumiensarg des Erbauers der Pyramide seine Stelle einnahm oder noch einnimmt, nicht oben in dem eigentlichen Gebäude der Pyramide, sondern in diesen tiefern Räumen zu suchen sey, deren unterster Grund durch die Forschungen der neuern Zeit, die nicht einmal bis zum Niveau des Nils hinabdrangen, bey weitem noch nicht erreicht sey. Er hält ferner dafür, daß die Stätte der Pyramide, zur Zeit da diese erbaut wurde, vom Wasser des Nils umflossen, künstliche oder natürliche Insel gewesen sey.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté par ordre du Roi pendant les années 1837, 1838, 1839, 1840, sous le commandement de M. J. Dumont D'Urville, Capitaine de vaisseau. Publié par ordonnance de sa Majesté. Histoire du voyage, par M. Dumont D'Urville. Paris Tom. I. première partie 1841. LXXXII. u. 295 S. Deuxième partie 1842. 363 S. gr. 8.

Mit wehmüthigem Gefühle geht Ref. an die Anzeige dieses Werkes. Der Verfasser desselben, der auf drey großen Weltumseglungs-Reisen alle Gefahren des tobenden Meeres glücklich überstanden, in mehrmaligen Schiffbrüchen das Leben wohlbehalten geborgen hatte, mußte am heurigen Himmelfahrtstage, der so Vielen ein Tag des Schreckens und Verderbens geworden, auf einer Luftfahrt nach Versailles einen grauenhaften Tod in den Flammen eines Dampfwagens finden, er zugleich mit Frau und seinem einzigen Kinde. Noch fern vom Ziele, das er zu erreichen hoffte, hat Dumont d'Urville unerwartet und gräßlich geendet. Unvollendet liegt seine Reisebeschreibung vor uns, deren zweyte Abtheilung uns nur um einen Tag früher als die Nachricht von dem beklagenswerthen Ende ihres Verfassers zukam. An ihm hat die französische Marine einen ihrer ausgezeichnetsten Officiere verloren; in der Geschichte der physikalischen Wissenschaften wird seines Namens Gedächtniß in Ruhm und Ehre fortleben.

Dumont d'Urville hat 4 große Expeditionen zur See ausgeführt. Die erste von 1819 bis 1821 auf der Corvette Chevrette unter Kapitän Gaultier; die zweyte von 1822 — 1825 auf der Corvette la Coquille unter Kapitän Duperrey; die dritte von 1826 — 1829 auf der Corvette l'Astrolabe unter eigenem Kommando; die vierte, von der in dieser Anzeige ausführlicher berichtet werden soll, von 1837 — 1840 auf den beyden unter seinen Befehlen stehenden Corvetten l'Astrolabe und la Zélée. Die erste von diesen Reisen hatte keine wissenschaftliche Bedeutung gehabt, wohl aber die folgenden Weltumseglungs-Expeditionen, die zu den großartigsten Unternehmungen dieser Art gehören, und für Geographie, Naturgeschichte und Völkerkunde vom wichtigsten Erfolge geworden sind.

Im Monat May 1835 hatte der Verf. die Publikation der unter seinem Befehle auf dem Astrolabe ausgeführten Entdeckungsreise in allen ihren Abtheilungen vollendet. Auf die hievon dem Ministerium gemachte Anzeige erhielt er die Weisung, sich in seinen Hafen Toulon zu begeben, und er verfügte sich sogleich in diese Stadt, gerade zu der Zeit, wo die Cholera daselbst mit der größten Heftigkeit wüthete. Sein kleines Töchterchen fiel schnell als Opfer der verheerenden Seuche. Während mehr als anderthalb Jahren wurde ihm für jene Reise, welche der französischen Marine zu so großer Ehre gereichte, nicht die mindeste Auszeichnung zu Theil, und er mußte es sich gefallen lassen, den einförmigen und langweiligen Dienst, welchen ein Schiffskapitän im Hafen über sich hat, auszuführen. Er that dieß mit aller der Sorgfalt und Pünktlichkeit, welche seine Stellung ihm auferlegte. Wie der Verf. selbst zugesteht, mochte an dieser Zurücksetzung mit Schuld seyn, daß er im Anfange der July-Revolution etwas überspannte Meynungen gehegt und ausgesprochen hatte, die ihn bey dem Marineminister nicht sonderlich empfahlen. Rigny hatte ihm

unzweydeutige Proben von übler Stimmung gegeben, und er hatte Grund voraus zu setzen, daß dessen Nachfolger, wenn auch nicht direkt feindselig, doch keineswegs ihm sonderlich günstig wären.

In Geduld ertrug D'Urville sein Loos. Außer den dienstlichen Obliegenheiten widmete er seine ganze freye Zeit der Erziehung seines einzigen Sohnes, so wie ethnographischen und philologischen Studien in Bezug auf die Bewohner der Südsee. Aber verschiedene Gründe vereinigten sich, um ihn aus seiner friedlichen Zurückgezogenheit heraus zu locken. Indem er in seinen Untersuchungen vorwärts rückte, wurde er gewahr, daß die Reihe von Vergleichungen oft durch Lücken unterbrochen wurde, von denen mehrere durch eine neue Excursion in den Gewässern, welche er schon zweymal durchschifft hatte, ausgefüllt werden konnten. Dann hatte auch ein zweytes Söhnchen die Stelle der verstorbenen Tochter eingenommen, und d'Urville dachte ernstlich daran, daß er seiner Ruhe einige Opfer bringen müsse, um das Loos seiner Kinder in einer ehrenhafteren Weise für die Zukunft zu begründen. Endlich ein drittes Motiv, das dem ersten Anblick nach sehr scheinbar, aber, wie er sich selbst hierüber ausdrückt, im Grunde das kindischste in Bezug auf sein Gefühl und seine Erfahrungen war, gab den Ausschlag. Das Beyspiel von Cook beständig vor Augen habend, dachte d'Urville oft an die drey Reisen dieses berühmten Seefahrers und er ward fast jede Nacht von Träumen gequält, in welchen es ihm vorkam, als ob er im Begriffe wäre, eine dritte Weltumseglungsreise auszuführen. Diese Träume hatten das Sonderbare, daß sie fast immer ihm die Absicht unterlegten, gegen den Pol vorzudringen und endigten gewöhnlich damit, sein Schiff, das beständig der Astrolabe war, in enge Kanäle, Untiefen oder selbst in Pässe auf dem festen Lande, wo er es noch segeln lassen wollte, hineinzuführen. Gleichwohl hatte d'Urville, obschon er die muthigen Unternehmungen von Cook, Roß und Parry in den Polargegenden bewunderte, niemals Verlangen getragen, ihnen auf diesen Bahnen nachzueifern; er hatte im Gegentheil sich immer dahin geäußert, daß er lieber eine dreyjährige Seereise unter dem glühenden Himmel der Tropenregion als einen zweymonatlichen Aufenthalt in den Eisgegenden aushalten wolle.

Als einen nicht minder sonderbaren Umstand erwähnt es der Verf., daß diese lästigen Träume alsobald aufhörten, als die Polar-Expedition entschieden war.

Nachdem d'Urville die Einwilligung seiner Gattin, der er mit innigster Liebe zugethan war, erlangt hatte, wandte er sich im Januar 1837 an den Marineminister Rosamel mit dem Gesuch, ihn zu einer neuen Weltumseglungs-Expedition verwenden zu wollen. Gegen Ende Februars erhielt er die Mittheilung, daß der König dasselbe bey der Vorlage gnädig aufgenommen, zugleich aber auch das Verlangen ausgesprochen habe, daß, indem er von einem Wallfischfahrer gehört hätte, der sehr nahe gegen den Südpol vorgedrungen sey, eine französische Expedition in derselben Richtung ausgeschickt werden solle. In Folge dieser Aeußerung erhielt deßhalb D'Urville den Antrag, das Kommando von zwey Schiffen zu übernehmen, die gegen den Südpol vorzudringen die Bestimmung hätten.

So unerwartet für unsern Verf. auch dieser Vorschlag kam, so gieng er doch nach einigem Bedenken auf ihn ein und trat eine Reise nach Paris und London an, um die nöthigen Zubereitungen zu treffen. Der Marineminister stellte ihn dem Könige vor, der sich lange mit ihm in sehr freundlicher Weise über die bisher erlangten Erfolge im Vordringen gegen den Südpol unterhielt und eine lebhafte Theilnahme an der bevorstehenden Expedition an den Tag legte. Mindere Ursache hatte d'Urville mit einer Gesellschaft zufrieden zu seyn, deren Unterstützung er mit einigem Rechte in Anspruch nehmen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Europa Asien und Afrika von Joseph Russegger.

(Schluß.)

Die Mumiensärge im Innern der Kammern, welche im Gebäude selber sich finden, waren schon vollendet auf ihren jetzigen Fußboden beygesetzt worden, noch ehe man die Wände der Kammer und

ihre Decke aufführte und dann alles mit den Mauerstücken des Riesenbaues umgab; die mächtig großen Werkstücke, aus denen die Pyramide besteht, wurden schon in den Steinbrüchen vollkommen zugehauen, dann durch menschliche und thierische Zugkräfte auf Dämmen, welche von der tiefer gelegenen Ebene her eine schief ansteigende Ebene bildeten, dahin gebracht, wo man sie haben wollte.

Die Unterhandlungen mit dem ägyptischen Minister hatten noch nicht ihr Ende erreicht. Von neuem wollte man allerhand Aenderungen an dem schon in Triest abgeschlossenen Contract machen, namentlich in Beziehung auf die Art der Auszahlung der Besoldungen. Abermals wurde deßhalb an den noch immer im Delta abwesenden Vicekönig berichtet und dieser that den ihm Ehre machenden Ausspruch, daß Alles bey dem einmal zwischen beyden Theilen abgeschlossenen, von ihnen unterzeichnetem Contract sein Verbleiben haben solle. So war die Abreise von Cairo bis zum 11ten April verzögert worden.

Auf der Rückfahrt nach Alexandria machte Hr. Russegger von Terraneh aus, welches am Nilarm von Rosette liegt, eine Nebenreise zu den Natronseen. Das Ministerium, in dessen Absichten diese Reise lag, hatte ihm zur Förderung derselben einen Vorweis an den Mamur (Gouverneur) der Provinz zu Terraneh mitgegeben, worin dieser Beamtete aufgefordert wurde, die nöthigen Pferde für die Reisenden zu besorgen. Der Director des Etablissements der Natrongewinnung, der Italiener Baffi, welcher zu Terraneh wohnt, und an den unser Reisender schon von Alexandria durch Freundeshand empfohlen war, gewährte auch dießmal, wie schon auf der Herreise, gastfreundliche Aufnahme, dagegen bewies der Mamur jene Ehrfurcht, mit welcher er das ministerielle Schreiben an sein gebeugtes Haupt gedrückt hatte, keineswegs auch durch die That, denn statt der 10 Pferde, die er unverzüglich hatte stellen sollen, sendete er erst am Abend des andern Tages nur 2, dazu jedoch 10 Esel und 4 Kameele. Es war 9 Uhr des Abends, als die Reisegesellschaft zum Aufbruch fertig war, der Ritt nach Sagig, in der Richtung von WWS. hatte volle 15 Stunden gedauert, in dieser ganzen Zeit hatten die Thiere weder Futter noch Trank erhalten, ohne daß man ihnen das Mindeste von Ermüdung anmerkte.

Nach einer kurzen Ruhe in dem Hause des Schreibers des Natronetablissements zu Sagig begab sich unser Reisender an die genauere Durchforschung der Gegend, deren Hauptergebnisse wir hier nur kurz mittheilen.

Etwas jenseits, westwärts von der andern Hügelreihe, an deren Saum die Natronseen sich hinziehen, erhebt sich das sogenannte lybische Gebirge, eine andere Bergkette, ohne Ausdruck, ohne Kuppen, nur wie ein Wall gestaltet. Zwischen der Hügelreihe der Natronseen und der lybischen Bergkette zieht sich ein Thal hin, welches unter dem Namen des Stromes ohne Wasser oder des trockenen Stromes (Bachr bela maa oder Bachr el farich) bekannt ist, und in welchem, allen vorhandenen Anzeichen nach, vormals ein Arm des Niles floß. Jenes weitere, flachere Thal aber, welches das Gebiet der Natronseen umfaßt und nach ostwärts von diesen verläuft, trägt bey den Arabern wie bey den koptischen Christen den Namen der Wüste des heiligen Makarius, weil in seinem südöstlichen Verlaufe, an der Karawanenstraße, die durch die lybische Wüste nach Kairo führt, das griechische Kloster des heil. Makarius gelegen ist. Auch näher den Natronseen finden sich zwey kleinere, das eine von griechischen, das andere von syrischen Mönchen bewohnte Klöster, deren Lage schon, mitten in der Einöde, die großen Entbehrungen andeutet, welche dort zur bestehenden Tagesordnung gehören.

Die Natronseen, deren sechs sind, liegen sämmtlich in der Makarius-Wüste, in der Richtung von S. O. in N. W., so nahe an einander, daß sie in der Zeit des höheren Wasserstandes in einander fließen und zum Theil ein zusammenhängendes Ganzes bilden. Ihre Tiefe ist, in Vergleich mit dem nicht unansehnlichen Umfang, nur unbedeutend; ihr Wasser ist durch seinen großen Salzgehalt für Menschen wie für Thiere ungenießbar. Die Behauptung, daß diese Seen ihren höchsten Wasserstand erreichen, während der nur 15 Stunden von ihnen entfernte Nil abnimmt, und daß sie dagegen auf den nied-

rigsten herabsinken, wenn der Nil zu seinem höchsten Niveau emporschwillt, hat etwas räthselhaft, ja unwahrscheinlich Klingendes und dennoch wird es durch die Erfahrung bestätiget. Es erklärt sich so: Die Natronseen liegen nördlich vom 30. Breitengrade, innerhalb jener Parallele des nördlichen Afrikas, welche auf ihre Weise noch an den meteorologischen Ereignissen unsers nordischen Winters Theil nimmt, denn sie hat, wie das südliche Europa in in den Monaten December, Januar und Februar ihre Regenstürme, deren Ergüsse, vielleicht noch mehr als in Italien, ganzen Fluthen gleichen. Nun ist aber der Boden, auf welchem die Natronseen gründen, ein Thon, welcher das Wasser nicht durchsinken, sondern nur verdünsten läßt. Darum schwellen diese Seen gerade in den Wintermonaten an, während dann der Nil fällt und nehmen ab, in der heißen, trocknen Zeit des Sommers sowie angehenden Herbstes, während welcher der Nil zu seinem höchsten Stande ansteigt, weil dann gerade der Grund ihres gewöhnlichen Anwachsens ihnen fehlt.

Der hiesige, vormals von so vielfachen organischen Bildungen belebte Boden bedeckt sich beym Zurückweichen des Wasserstandes der Seen, nicht allein mit häufigen Incrustirungen des gemeinen Kochsalzes, sondern auch mit kohlensaurem Natron oder Soda. Dieses Erdsalz wird (damals wenigstens) in einer sehr roh gebauten Mühle zu Mehl zerrieben, dann in viereckigen Kästen mit zugegossenem Wasser ausgelaugt. Es bedarf hier, bey der Sonnenhitze der lybischen Wüste, keiner künstlichen Erhitzung durch Feuer, sondern in den Trögen, deren Zahl damals gegen 600 betrug, und in welche die schon an sich stark concentrirte Lauge hineingelassen wird, kommt das kohlensaure Natron, als das leichter anschießende Salz, in kurzer Zeit zuerst zur festen, krystallinischen Gestaltung; die Mutterlauge, welche außer dem vorherrschenden salzsauren Natron (Kochsalz) auch noch ziemlich vieles kohlensaures Natron (Soda) enthält, ließ man unbenutzt hinwegfließen.

Während seines zweyten, nur sehr kurzen Aufenthaltes in Alexandria, begründete unser uneigennützige und wohlgesinnte Landsmann noch eine kleine, zunächst unmittelbar unter seiner Leitung stehende Schule der künftigen Bergleute, deren Zöglinge Eingeborne des Landes sind. Zehn junge Araber, in Aegypten geboren und bis dahin erzogen, wurden ihm zu seinen weitern berg- und hüttenmännischen Unternehmungen zugesellt, damit sie, für künftige Zeiten, die Weise des Verfahrens erlernen möchten, durch welche der Mensch die Gaben der verborgenen Tiefe seines Planeten aufzufinden und dieselbe zu seinem täglichen Gebrauch benutzen lernt.

Dem gehaltreichen Schluß der für dieses Mal veröffentlichten Mittheilungen unsers Reisenden über seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen in Unterägypten gebührt hier auch noch eine würdigende Anerkennung. Kairo hat im Mittel alljährlich nur 12 Regentage, während die tropfbar flüssigen Niederschläge aus der Atmosphäre schon gegen die ägyptische und angränzende nordafrikanische Küste mehr als das Zehnfache betragen (S. 219). Die mittlere Jahrestemperatur der ägyptischen Hauptstadt läßt sich auf nahe 18° R. festsetzen. Der Zahl nach sind im Mittel in Unterägypten die Nordwinde, nächst diesen die Nordwest- und die Nordostwinde, dann die reinen Westwinde vorherrschend. In viel untergeordneterem Verhältniß treten die Südwestwinde, dann die Südwinde und noch seltener die Chamsimwinde ein, welche mit all ihren verderblichen Eigenschaften, nur kurze Zeit wehen.

Was die geognostischen Verhältnisse von Unterägypten betrifft, so begnügen wir uns hier vorläufig mit den nachstehenden Angaben unsers Reisenden:

a) Die Küste, Dünensand und jüngster Meeressandstein. Fortdauernde Bildung.
b) Das Delta-Küstenland, bloß durch Nilschlamm, Sand und Gruß entstehend. Fortdauernde Bildung.
c) Die östliche, oder arabische Küste, Tertiärgebilde. Grobkalk, Nummulitenkalk, Diluvialsand und Sandstein. Eine (vielleicht vulkanische) Verglasung des Sandsteines und der tertiären Felsarten.
d) Die westliche oder lybische Küste. Tertiärgebilde, Nummulitenkalk, Grobkalk, Diluvialsand und Sandstein mit Salzthon — Salzseen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie de M. J. Dumont D'Urville etc.

(Fortsetzung.)

Seit fast zwanzig Jahren hatte er nicht aufgehört für die Bereicherung des Muséum d'histoire naturelle Sorge zu tragen; bey jeder Rückkehr von einer Reise hatte er demselben alle seine Sammlungen übergeben. Auf d'Urvilles Ansuchen lud der Minister diese Societät ein, die Instructionen für die Reise des Astrolabe und der Zélée zu entwerfen. Besondere Ursachen, auf die er nicht näher eingeht, hatten den Verf. mit dem Vorstande der mathematischen Sektionen überworfen, der auch, wie wir aus den Zeitungen wissen, über derartige Expeditionen, deren wahren Werth er entweder nicht zu würdigen wußte, oder von leidenschaftlicher Verblendung hingerissen nicht in solchem gelten lassen wollte, in sehr wegwerfender Weise geurtheilt hatte. Von dieser Seite her hatte daher d'Urville wenig Aufmunterung zu erwarten, dagegen glaubte er wenigstens auf die naturhistorische Abtheilung rechnen zu dürfen. Diese Hoffnung wurde aber zu Schanden. Sey es aus Corporationsgeist oder aus vorgefaßter ungünstiger Meynung gegen ihn, genug die Herren von dieser Abtheilung zeigten wenig Eifer für die Expedition, die sich vorbereitete. Ganz anders benahm sich die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und die geographische Societät. Auch zwey berühmte Notabilitäten des Auslandes, Humboldt und Krusenstern, liessen es an freundlichen Aufmunterungen nicht fehlen.

Die Ausrüstung der beyden Schiffe, l'Astrolabe und la Zélée, die für die Polarexpedition bestimmt waren, gieng langsamer vor sich als d'Urville es wünschte. Die ganze Bemannung durfte er selbst nach eigenem Gutdünken auswählen. Das Kommando der Zélée übertrug er dem Schiffskapitän Jacquinot, einem Manne, der ganz für eine solche Reise geeignet war. Am 7. September 1835 waren endlich die beyden Corvetten segelfertig und Mittags nahm d'Urville Abschied von seiner Frau und Kindern. Es war dieß ein sehr schmerzlicher Moment für ihn, der mit so inniger Liebe an seiner Familie hieng. Zweymal schon hatte er sich in solcher Weise von ihr trennen müssen, aber damals war er, wie er sich selbst hierüber ausspricht, jung, kräftig, voll Hoffnungen für die Zukunft. Jetzt aber war er alt, den heftigsten Anfällen der Gicht unterworfen und ohne irgend eine Illusion. Indeß der Kelch war nun einmal gefüllt, er mußte ihn trinken.

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Teneriffa steuerte die Expedition gerade nach Rio Janeiro, wo sie am 13. November anlangte und nach Einnahme von Provisionen schon am andern Tage wieder absegelte, zum großen Verdruß eines guten Theils der Officiere, die einen längeren Aufenthalt in einer Stadt, welche ihnen so viele Ergötzlichkeiten versprach, gewünscht hatten. Auch d'Urville selbst, der noch niemals die Hauptstadt Brasiliens besucht hatte, hätte gerne dort einige Tage verweilen mögen, allein in der Besorgniß, daß diese etlichen Tage ihn noch um mehrere bringen könnten, während es höchste Zeit war die Südregionen zu erreichen, bestimmten ihn, sich und den Uebrigen diesen Genuß zu versagen.

Von Rio Janeiro richteten die Schiffe ihren Lauf nach Port Famine in der Magellanstraße, wo sich die Mannschaft durch einen längeren Aufenthalt

daselbst auf die Strapazen in den südlichen Eismeeren vorbereiten sollte. In einem eigenen Kapitel beleuchtet der Verf. die verschiedenen Beschiffungen dieser weltberühmten Meerenge, woraus wir in der Kürze das Hauptsächlichste zusammenstellen wollen.

Bekanntlich entdeckte Magellan i. J. 1520 diesen Kanal und steuerte durch denselben in den stillen Ocean. Drey Jahre später wurde Ladrilleros von dem Statthalter in Chili beauftragt, die Meerenge von West nach Ost zu durchfahren, aber ungünstige Witterung veranlaßte ihn zur Rückkehr. 1525 rüstete Kaiser Karl V. eine Flotte von 6 Schiffen zu einer Weltumseglung aus, die nach einigen unglücklichen Versuchen in die Meerenge eindrang, ohne sie zu durchschiffen. Die Expedition des Simon von Alcazova mißlang 1534 völlig. Von 3 Schiffen, die 5 Jahre später Camarogo kommandirte, gelang es nur einem die Meerenge zu passiren und dieses kam in sehr schlimmem Zustande im Hafen von Arequipa an. Hierauf drang Drake auf seinem Verheerungszuge gegen die spanischen Kolonien in die Meerenge ein, verweilte einige Monate in ihr und kehrte dann wieder zurück. Zu seiner Beobtung wurde Pedro Sarmiento am 11. Oktober 1579 mit zwey großen Schiffen von Callao abgeschickt, dem es gelang mit dem einen die Magellanstraße zu passiren, von wo er sich dann direkt nach Spanien wandte. Seine prahlerisch übertriebenen Berichte veranlaßten Philipp II., die Anlegung einer Festung in der Meerenge anzubefehlen, um den Eingang den Fremden zu sperren, indem nach Sarmiento's Angaben der Kanal so eng seyn sollte, daß Schiffe leicht das Eindringen würden verhindern können. Zu dem Behufe wurde eine Flotte von 23 Schiffen, mit 3500 Menschen besetzt, ausgerüstet, um die neue Kolonie, deren Gouverneur Sarmiento seyn sollte, zu begründen. Stürme zerstreuten indeß die Schiffe und 8 derselben giengen zu Grunde. Verschiedene andere Umstände kamen hinzu, daß man im Kanal nicht eher als in der ungünstigen Jahreszeit eintraf, und man mußte deßhalb nach Paraiba zurückkehren, um zu überwintern. Endlich konnte Sarmiento nur mit 400 Männern und 30 Frauen, die auf 8 Monate verproviantirt waren, in der Meerenge landen. Von den drey Schiffen, die ihm allein noch übrig geblieben waren, gieng eines zu Grunde und das andere schickte er nach Spanien zurück, um Unterstützung zu holen. Sarmiento errichtete nun ein Fort am Eingange in den Kanal, benannte es zum Namen Jesus und gab ihm eine Besatzung von 150 Mann. Dann drang er zu Lande bis in die Mitte der Meerenge vor, gründete hier einen Ort, Namens Philippstadt, welchen er mit einer guten Artillerie versah. Nachdem dieß abgemacht war, kam er mit 25 Matrosen nach dem Namen Jesus zurück, wo ein Windstoß sein Ankertau zerriß und ihn in den atlantischen Ocean hinaustrieb. Alsdann wendete er sich nach Rio Janeiro, wo er auf Hülfe zählte, die er nicht fand, dann nach Fernambuk, wo er unzureichende erhielt, endlich nach Bahia, wo er Schiffbruch erlitt.

Mit einer Ausdauer, die eines bessern Ausganges würdig gewesen wäre, erbaute er in diesem Hafen ein neues Schiff, gieng mit seinen Provisionen unter Segel, aber ein neuer Sturm zwang ihn sie ins Meer zu werfen und zu Rio vor Anker zu gehen. Als er aus diesem Hafen wieder auslief, gerieth er unversehens unter die englische Flotte und wurde als Gefangener nach England geführt. Viel schlimmer waren aber noch die zurückgelassenen Kolonisten daran, die dem Hunger, der rauhen Witterung und den Angriffen der Wilden ausgesetzt, ins bitterste Elend geriethen. Von den Sämereyen gieng keine auf, so daß, nachdem die Vorräthe erschöpft waren, die meisten Hungers starben. Am Strande herumirrend, suchten sie Früchte, Wurzeln, Vögel und Fische auf. Von 400 bis auf 23 herabgeschmolzen, beschlossen sie, mit der Ausnahme eines einzigen, Hernando genannt, zu Lande den Versuch zu machen, den Rio de la Plata zu erreichen. Von ihrem Schicksale hat man nie wieder etwas in Erfahrung gebracht.

Besser als seine Unglücksgefährten hatte es Hernando getroffen. Thomas Candish, durch Drakes Erfolge angereitzt, hatte auf eigene Kosten 3 Schiffe ausgerüstet, mit denen er am 7. Januar 1587 den armen Spanier auffand, ihn aufnahm und am andern Tage vor Philippstadt die Anker warf, deren Ruinen er noch stehend fand. Von dieser Zeit an erhielt dieser Ort den Namen Port-Famine, zum

Andenken an den traurigen Untergang der spänischen Kolonie. Unter heftigen Stürmen gelang es Candisch in den stillen Ocean vorzudringen. Zum zweyten Male kam dieser kühne Seefahrer im April 1592 nach Port-Famine, aber dießmal waren alle seine Anstrengungen vergebens die Straße zu durchschiffen. Heftige Stürme warfen ihn immer wieder zurück, zugleich war die Kälte so grimmig, daß er bisweilen acht bis neun Mann an einem Tage verlor. Unverrichteter Sache mußte er wieder umkehren. Nicht besser ergieng es einer andern englischen Expedition unter Chidley; Hawkins dagegen drang 1594 glücklich durch die Straße hindurch.

Von nun an zeigten sich auch die Holländer in diesen Gewässern. Furchtbare Widerwärtigkeiten erduldete ihre erste Expedition, die 1598 von Rotterdam auslief. Olivier von Noort gelang es die Straße zu durchschiffen; nach den Ruinen von Philippstadt suchte er bereits vergeblich. Die leichteste Schifffahrt unter allen seinen Vorgängern hatte Spilberg, der 1617 in die Meerenge eindrang. Zu gleicher Zeit entdeckten Le Maire und Schouten einen neuen Weg, indem sie die Tour um das Kap Horn machten und da diese Schifffahrt mit den schwerfälligen und schlecht segelnden Schiffen in dieser Periode leichter ausgeführt werden konnte, wurde sie Ursache, daß die Passage durch die Straße seltener versucht wurde.

Zum Letztenmale gieng von Spanien 1618 eine Entdeckungsreise nach diesen Meeren aus. Garcia de Nodales erhielt den Auftrag die neue Passage durch die Straße von Le Maire zu untersuchen. Er umschiffte das Kap Horn und kehrte durch die Magellanstraße nach Spanien zurück, wobey er so überaus glücklich gewesen war, auch nicht einen einzigen Mann verloren zu haben, ein fast wunderbares Resultat für jene Zeiten. Dieser günstige Erfolg weckte indeß keine neuen Unternehmungen; Spaniens Sonne fieng bereits an zu erbleichen.

Auch französische Seefahrer machten nun den Anfang, an dieser gefährlichen Aufgabe sich zu versuchen. De Gennes, in der Absicht die spanischen Kolonien auszuplündern, drang 1696 bis zu Port Famine vor; von hier aber mußte er wieder umkehren. Erst Beauchesne Gouin war so glücklich, die Durchfahrt durch die Magellanstraße 1699 ausführen zu können.

Mehr als sechzig Jahre verflossen, ohne daß man von einer weitern Expedition in die Magellanstraße etwas zu hören bekam. Der erste, den wir nach diesem Zeitraume wieder in diesen sturmreichen Gewässern erscheinen sehen, ist der englische Commodore Byron, mit dem eine Reihe der großartigsten Seefahrten beginnt. Wir brauchen nur die Namen Bougainville, Wallis und Carteret zu erinnern, die allen unsern Lesern bekannt seyn werden. Nach ihnen segelten zwar mehrere englische und amerikanische Schiffe durch die Magellanstraße, zumal seitdem der Seehundsfang die Seefahrer anlockte, aber von allen diesen sind uns keine Nachrichten hinterlassen worden. Alle Entdeckungsreisen, um nicht einen zu großen Zeitverlust zu erleiden, doublirten das Kap Horn, und die Magellanstrasse war gewissermassen vergessen. Endlich beschloß die englische Regierung, die Erforschung der Magellansländer ausführen zu lassen und beauftragte hiezu den Kapitän King, der diese Aufgabe im Jahre 1826 begann, während Fitz-Roy sie 1834 zu Ende brachte.

In diese merkwürdige Meerenge rückte jetzt auch D'Urville mit seinen beyden Schiffen ein und erreichte am 15. December Port Famine, wo er einige Zeit zu verweilen beschloß. Die Landung ist hier leicht, Wasser und Holz ist im Ueberfluße vorhanden, die Felsen an den Küsten sind mit eßbaren Schnecken bedeckt, auch grüne Kräuter zum Salat verwendbar waren aufzutreiben und der Fischfang mitunter ziemlich ergiebig. Von der alten spanischen Niederlassung war keine Spur mehr aufzutreiben, dagegen fand man einige Gedächtnißtafeln auf hier verstorbene Seeleute auf, und ein kleines Fäßchen an einem Baume aufgehängt, neben welchem auf einem Pfahl Post-office zu lesen war. Bey näherer Nachsicht ergab sichs, daß es Papiere enthielt mit Notizen von Kapitänen, welche die Strasse passirt hatten, bezüglich auf die Zeit ihrer Durchschiffung, die Umstände, unter welchen sie erfolgte, einige Nachrichten an ihre Nachfolger und Briefe nach Europa oder den Vereinten Staaten. Die erste Idee zu einem solchen Postbureau in freyer

Luft scheint vom amerikanischen Kapitän Cunningham herzurühren, der sich hiezu ganz einfach einer im April 1833 aufgehängten Flasche bediente; sein Landsmann Waterhouse fügte im März 1835 als nützliche Ergänzung den Pfahl mit der Inschrift bey. Endlich hatte der englische Kapitän Carrick, der die Straße im März und auf dem Rückweg im November 1837, 16 Tage vor der französischen Expedition, passirte, das Fäßchen der Flasche substituirt und seine Nachfolger eingeladen, davon für die Beförderung der Briefe Gebrauch zu machen. Auch unsere französischen Seefahrer bedienten sich dieser Gelegenheit, und D'Urville fügte überdieß einen Bericht an den Marineminister bey über die verschiedenen Operationen, die von Rio-Janeiro bis hieher vorgenommen worden waren. Bald nach der Abreise der Franzosen kam ein amerikanischer Kapitän vorbey, der die Briefe mit dem Berichte richtig an ihre Adressen beförderte, so daß schon im folgenden Juny die verschiedenen Familien der Mitglieder der Expedition das Vergnügen hatten von den Ihrigen Nachrichten zu erlangen. Dieses Port Famine ist jedenfalls die südlichste Poststation, die es auf der Welt giebt, und hat vor allen andern den Vorzug voraus, daß ihre sämmtlichen Dienstverrichtungen unentgeldlich geschehen.

Bis zum 27. December verweilte die französische Expedition in dem Hafen von Port Famine, und der Aufenthalt daselbst war für ihre Mission von großem Vortheil. Eine Menge Reparaturen und neue Einrichtungen wurden hier ausgeführt, hydrographische und physikalische Beobachtungen angestellt und naturhistorische Sammlungen angelegt, unter denen besonders die botanischen interessant waren. D'Urville selbst brachte einen guten Theil der Flora aus diesen Gegenden zusammen. In nautischer Beziehung empfiehlt er diese Station sehr den Kapitänen, welche die Straße durchsegeln wollen, da der Ankerplatz daselbst sehr geschützt und man dem Kap Forward bereits so nahe ist, daß man den günstigen Wind zu dessen Umschiffung sogleich benützen kann.

Mit günstigem Wind verließ am 28. December die französische Expedition ihre bisherige Station, um westlich die Magellanstraße zu passiren. Aber bald wurde der Wind so conträr, daß D'Urville sein Vorhaben aufgeben und sich zur östlichen Rückfahrt entschließen mußte. Im Hafen von Pockett hatten die Franzosen Gelegenheit mit Patagonen zusammen zu kommen, unter welchen sie zu nicht geringer Verwunderung einen jungen Schweizer aus der Gegend von Bern, Namens Niederhauser, antrafen. Dieser, ein Uhrmacher seiner Profession, hatte in den Vereinigten Staaten sein Glück versuchen wollen, aber mit schlechtem Erfolge. Nach mancherley Ungemach schenkte er den glänzenden Verheißungen eines Robbenfängers Glauben und ließ sich von demselben für den Seehundsfang anwerben. Auf solche Weise wurde der gute Schweizer von den Gestaden New-Yorks auf die rauhen Inseln des Feuerlands, südwärts vom Kap Pillar, transportirt. Wie üblich wurde er hier mit sieben seiner Kameraden und einigem Mundvorrath auf einer dieser Inseln abgesetzt, um den Robbenfang zu betreiben. Drey oder vier Monate nachher kam der Kapitän wieder, nahm die präparirten Felle ein, und ließ neue Vorräthe für andere drey Monate zurück; aber dießmal kam er nicht wieder; sey es, daß er mit seinem Schiffe zu Grunde gegangen war, oder daß er die ausgesetzten Matrosen, wie es solche Abentheurer öfters zu thun pflegen, absichtlich verließ, um nicht genöthigt zu seyn, ihnen ihren Antheil am Ertrage des Fanges einhändigen zu müssen. Nachdem die also Verlassenen ihren Mundvorrath erschöpft hatten, bestiegen sie ihren Kahn, fuhren von Westen her in die Meerenge ein, und gelangten endlich im Hafen von Dazy zu einem Stamme Patagonen. Sechs der Robbenfänger setzten von hier ihren Weg weiter fort, Niederhauser aber und ein Engländer blieben zurück und wurden von den Wilden gut behandelt. Nur waren sie nicht wie diese an Hunger und Strapatzen gewöhnt und daher zu wahren Gerippen abgezehrt; auf ihre Bitte nahm D'Urville die beyden Unglücksgefährten in seine Schiffe auf.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von C. M. Frhrn. v. Aretin, k. b. Rittmeister à la Suite ꝛc. Erster Band. Passau. Druck und Verlag von Friedrich Winkler. 1839. 8. S. XIV u. 346. Anh. S. 48 u. 366.

Wir haben mit der Anzeige dieses in mehrfacher Hinsicht für unser Vaterland interessanten Werkes uns nicht beeilt, weil wir auf das baldige Erscheinen des II. Bandes rechneten, um sodann über beyde zugleich Bericht erstatten zu können. Wie wir jetzt hören, wird aber dieser II. Band noch einige Zeit auf sich warten lassen, indem der Verf. mit einer ausführlichen Geschichte des großen Churfürsten Maximilian I. beschäftigt — wozu S. Maj. der König die Benützung der reichhaltigen Quellen unserer Archive zu gestatten geruhten, dieser letzteren Arbeit seine volle Thätigkeit zugewandt hat. Demnach zögern wir nicht länger, unsern Lesern einige Worte über den vorliegenden I. Band zu sagen.

Der Verf. hat schon durch sein früheres Werk: Chronologisches Verzeichniß der bayerischen Staats-Verträge (Passau 1838), wovon bereits in diesen Blättern die Rede war, seinen Beruf zur Darstellung der äußeren Verhältnisse Bayerns aufs Unzweydeutigste an den Tag gelegt, so daß wir nur etwas Tüchtiges erwarten konnten — eine Erwartung, die nicht nur nicht getäuscht, sondern vielmehr übertroffen wurde.

Seit dem Erscheinen der vortrefflichen politischen Geschichte Bayerns v. Stumpf, welche aber unvollendet geblieben ist, und nur einen kurzen Zeitraum umfaßt, ist für die Geschichte der auswärtigen Verhältnisse Bayerns nichts Namhaftes mehr geleistet worden. Und doch war eine gründliche Darstellung derselben längst dringendes Bedürfniß, da bey den da und dort herrschenden Vorurtheilen gegen Bayern und dessen Landesfürsten, so wie bey der oberflächlichen Behandlung dieser so wichtigen Geschichtsperiode, wie man sie selbst bey sonst gerühmten Geschichtschreibern, namentlich bey Raumer findet, (Menzels neuere Gesch. der Deutschen macht eine rühmliche Ausnahme), theils die alten Unwahrheiten und Verläumdungen immer wieder von Neuem aufgefrischt, theils neue unaufhörlich an das Tageslicht gestellt werden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Bayerns neuere Geschichte, wenn sie aus den ächtesten, reinsten Quellen, aus den Actenstücken, erforscht und dargestellt wird, wie dieß der Hr. Verf. in der umfassendsten Weise gethan, von den meisten, durch berufene und unberufene Historiker darin gehäuften Irrthümern befreyt, überhaupt eine ganz andere Gestalt gewinnen wird; es kann dieß um so weniger bezweifelt werden, als dieses Werk den factischen Beweis für diese Behauptung in sich trägt. Darum, und weil der Hr. Verf. mit den ausgebreitetsten und gründlichsten historischen Studien ächte Vaterlandsliebe und eine tüchtige Gesinnung, die allenthalben aus dem in Rede stehenden Werke spricht, verbindet, so wäre sehr zu wünschen, daß ihm, was nach einer Aeußerung in der Vorrede bisher nicht so ganz der Fall gewesen ist, auch für die Fortsetzung dieses Werkes, — gleichwie für die Special-Geschichte Maximilians I. bereits geschehen — die Archive zur ungehinderten Benützung geöffnet werden. Mehrere bayerische Adelige, deren Ahnen mehr oder minder an der Leitung der auswärtigen Verhältnisse Theil genommen, haben dem Hrn. Verf., da sie von seiner Seite keinen Miß-

brauch zu fürchten hatten, ihre Archive zur Verfügung gestellt, und er hat darin, wie er sagt, eine große Ausbeute gemacht.

Rücksichtlich des Zeitpunktes, von welchem die Geschichte der äußeren Verhältnisse anzuheben hat, kann man nicht im Zweifel seyn; sie fängt da an, wo die Idee des politischen Gleichgewichtes der europäischen Staaten lebendig zu werden beginnt, nämlich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die Kriege, welche vordem die deutschen Fürsten unter sich oder mit ihren Nachbarn führten, können, da sie dieselben nicht aus eigener Machtvollkommenheit unternahmen, — indem das deutsche Reich nur in seiner Gesammtheit Kriege führte, — sondern nur unrechtmäßiger Gewalt ungesetzmäßige Selbsthülfe entgegensetzten, bloß als Fehden angesehen werden, wie Stumpf ganz richtig bemerkt. Als aber das Fürstengeschlecht, in welchem die kaiserliche Würde nun fast schon erblich zu werden begann, durch Ländererwerbungen zu mächtig geworden, also, daß die deutschen Fürsten besorgten, dasselbe möchte die kaiserliche Macht zu ihrer Unterdrückung oder doch Erniedrigung mißbrauchen, mußten sie ihrer Selbsterhaltung willen auf Verbindungen mit fremden Staaten, besonders mit Frankreich denken, das ebenfalls die wachsende Macht Oesterreichs fürchtete, und auf Mittel sann, dasselbe innerhalb der Schranken des Gleichgewichtes zu halten, aber freylich diese Verhältnisse dann wieder zu eigener Vergrößerung und zu Deutschlands Schaden mißbrauchte. Was Bayern betrifft, so wurde es zunächst durch den Landshuter Successionskrieg auf diese Bahn der Politik geführt, welche allerdings nur die höchste Noth und die Pflicht der Selbsterhaltung rechtfertigen konnte. Zwischen die beyden Krieg führenden Parteyen hatte sich der Kaiser gestellt, angeblich als Vermittler, aber zum Nachtheil für beyde; denn er benützte bloß das Zerwürfniß, um neue Erwerbungen für sein Haus zu machen, was ihm denn auch nach Wunsch gelang, indem er die bayerischen Aemter Kufstein, Rattenberg und Kützbüchel, die Grafschaft Neuburg am Inn u. s. w. durch den Frieden, der jenem Kriege ein Ende machte, als Preis seiner politischen Künste davontrug.

(Fortsetzung folgt.)

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie de M. J. Dumont D'Urville, etc.

(Schluß.)

Am 8. Januar gelangte die französische Expedition aus der Meerenge wieder heraus, nachdem sie 27 Tage in derselben verweilt hatte. Trotz der großen Anstrengungen war auch nicht ein Kranker am Bord und alle guten Muthes zur Ausführung der Polarreise, die jetzt eigentlich erst beginnen sollte. Ehe wir hier dem Verf. weiter folgen, wird es gut seyn, mit ihm einen kurzen Rückblick auf die bisher unternommenen Schifffahrten gegen den Südpol zu werfen, um hieraus klar zu sehen, welche Aufgabe für D'Urville zu lösen übrig geblieben war.

Der Holländer Dirik Gueritk war der erste Seefahrer, von dem man weiß, daß er in die südlichen Polarregionen kam. Indem er 1600 die Magellanstraße passirte, wurde er durch einen heftigen Sturm bis unter 64° Breite verschlagen und sah daselbst eine felsige, mit Schnee bedeckte Küste, worunter wahrscheinlich Neu Süd-Shetland zu verstehen ist. Jeder Gedanke an eine Endeckungsreise gegen den Südpol schien aufgegeben zu seyn, als die Speculationen der Physiker und Geographen gegen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die öffentliche Meynung auf diesen Gegenstand hinlenkten. Unter der sonderbaren Voraussetzung eines nothwendigen Gegengewichts zur Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den beyden Hemisphären, meynten mehrere, daß sich in den südlichen Regionen Länder finden müßten.

Diese Hoffnung war es zum Theil, welche den Kapitän Kerguelen zweymal, in den Jahren 1769 und 1770, veranlaßte gegen die Südregionen vorzudringen. Die von ihm begangenen Fehler und der schlechte Geist der Officiere brachte diese beyden Expeditionen zum Scheitern; das einzige Resultat war die Auffindung einer beträchtlichen Inselgruppe, welche den Namen ihres Entdeckers erhielt. Dieß war in derselben Zeit, wo Cook seine

Reisen antrat; der erste Seefahrer, der Europa mit dem förmlich und voraus festgesetzten Plane in die antarktischen Regionen einzudringen verließ und der solchen mit einer bis dahin unbekannten Beständigkeit und Unerschrockenheit verfolgte. Er durchlief eine Ausdehnung von mehr als 100 Längegraden jenseits des 60° südl. Breite und kam zweymal in sehr hohe Breiten, nämlich bis zu 67° 30′ und 71° 15′. Die Sandwichinseln waren die einzige Entdeckung auf dieser langen und beschwerlichen Untersuchungsreise. Ueberdieß hatte er dargethan, daß man auf die Hoffnung verzichten müsse, zwischen dem 40 und 60° südl. Breite ein großes Land zu entdecken. Zwar setzte Cook die Existenz eines solchen Landes in südlicheren Breiten voraus, auch mochten die hohen Eisberge, welche er am 30. Januar 1774 sah, wirklich diesem Polarlande angehört haben, allein ein weiteres Vordringen hielt er für so gefahrvoll, daß er hier zur Rückkehr sich entschloß.

Cook's kühnes Beyspiel fand lange keinen Nachfolger. Laperouse, Vancouver, d'Entrecasteaux, Baudin, Flinders, Freycinet und Duperrey giengen zwar auf Entdeckungen im stillen Meere aus, aber keiner hatte den Auftrag, die Südpolarregionen zu erforschen. Dieß that zuerst wieder der russische Schiffskapitän Bellinghausen, von dessen merkwürdiger und geschickt ausgeführter Weltumseglung sonderbarer Weise kein officieller Bericht erschienen ist. Ihm gelang es bis 70° südl. Breite vorzudringen in denselben Gegenden, wo Cook den 71ten überschritten hatte. Die von Bellinghausen hier entdeckten Inseln Alexander I. und Peter I. mögen wohl nichts anders seyn als Gipfel von dem Kontinent, welche gegen Westen den angeblichen Eisbergen Cook's sich anschließen.

Durch Robbenschläger, Powell und Palmer, wurden im December 1821 die Powell- oder Neu-Süd-Orkneysinseln entdeckt. Noch glänzendere Resültate nahm ein amerikanischer Seefahrer Morrell für sich in Anspruch. Er erzählt, daß er unter dem Meridian von 116° östl. jenseits des Polarzirkels vorgedrungen sey, und daß er dann ohne Schwierigkeit 116 Längengrade direkt gegen W. durchschnitten habe. Von den Sandwichinseln habe er neuerdings seinen Kurs nach S. gerichtet und den 70° Breite unter dem Meridian von 42° W. erreicht. Da habe er das Meer frey getroffen und die Temperatur der Luft zu 47° Fahrenh. Er war überzeugt, daß er damals wenigstens bis zum 85° Breite hätte vordringen können, wenn ihm nicht das Brennholz ausgegangen wäre, was ihn zur Rückkehr zwang, wo er dann schon am andern Tage ein großes Land entdeckte. Wie viel Glaubwürdigkeit diesen Erzählungen beygemessen werden darf, geht daraus hervor, daß die Corvetten Astrolabe und Zélée später denselben Raum durchsegelten, welcher durch das neu entdeckte Land eingenommen werden sollte.

Nicht minder staunenswerthe Resultate machte bald nachher ein anderer Robbenfänger, Weddell, bekannt. Ohne Schwierigkeit war er am 18. Febr. 1823 bis zum 72° 14′ südl. Breite und 35° L. vorgedrungen, ohne eine Spur von Eis zu finden. Am 20. Febr. war er schon unter 74° 15′ Breite, und er hätte noch viel weiter vordringen können, wenn er nicht die schon weit vorgerückte Jahreszeit gescheut hätte. Er kehrte deßhalb um, besuchte dann die Neu-Süd-Shetlandinseln, die Falklandsinseln und mehrere Punkte der patagonischen Küste, wo er gute Beobachtungen anstellte. Gleich nach seiner Rückkehr nach England publicirte er seine Entdeckungen, die allgemeines Aufsehen erregten, weil sie zeigten, daß ein simpler Robbenfänger fast ohne Schwierigkeiten um 3° weiter gegen Süden vorgedrungen sey, als dieß Cook möglich war.

Die amerikanischen und englischen Wallfischfänger hatten auf den Neu-Süd-Shetlandinseln den Robbenfang mit eben so barbarischer als sinnloser Wuth betrieben, daß sie binnen vier Jahren die Robben auf diesen Küsten, welche früher von ihnen ganz bedeckt waren, völlig ausgerottet hatten. Von da an verließen sie diese Inseln, ohne daß irgend einer dieser Seefahrer es der Mühe werth gehalten hätte, sie genauer zu untersuchen. Foster, von der englischen Regierung im Jahre 1828 für physikalische Beobachtungen ausgesandt, ist der erste, der dieß that, und namentlich auch das Dreyeinigkeits- oder Palmersland unter 63° 26′ näher bestimmte. Unter mehreren Expeditionen machte sich

die des Engländers Biscoe bemerklich, der am 1. Febr. 1831 unter 10° östl. Länge bis zu 68° 51′ vorgedrungen war, wo das feste Eis ihn zur Umkehr zwang. Deutlich erkannte er festes Land, das er aber des Eises wegen nicht besuchen konnte; er gab ihm den Namen Enderby-Land. Im folgenden Jahre entdeckte Biscoe unter 67° südl. Breite und 74° 18′ westl. Länge eine Inselgruppe, die er Adelaide benannte. Es gelang ihm auch unter 64° 45′ Breite auf festem Lande zu landen, dem er den Namen Grahams-Land gab, was von den Geographen aber gewöhnlicher Biscoe-Land genannt wird. Ihm ist das Verdienst zuzuerkennen, die Gränzen des antarktischen Landes beträchtlich gegen Westen ausgedehnt und unter einem noch viel entfernteren Meridian eine andere ansehnliche Portion dieses antarktischen Kontinentes bezeichnet zu haben.

So war der Stand der Entdeckungen in den südlichen Polarregionen, als der Astrolabe und die Zélée den Auftrag erhielten, in denselben Gewässern ihre Nachforschungen anzustellen. Die Hauptaufgabe, die ihr vom Marine-Ministerium angewiesen war, war nicht sowohl neue Länder zu entdecken, als sich zu versichern, wie weit es möglich wäre die von Weddell bezeichnete Route zu verfolgen. Mit gutem Muthe verließen die beyden Korvetten die Magellanstraße und steuerten dem Süden mit günstigem Winde zu. Einzelne Eisblöcke zeigten sich wohl, aber das Meer war doch frey. Es gab keine eigentliche Nacht mehr, sondern nur eine Dämmerung von 11 bis 1 Uhr früh. Allein schon am 22. Januar, noch ehe man den 65° südl. Breite erreicht hatte, befand man sich vor einem ungeheuern Eisfelde, das so weit das Auge reichte von S. W. nach N. N. O. sich ausdehnte und dann nach S. sich wandte. Dieß war eine höchst unangenehme Ueberraschung, da sie Weddels Berichte als unsicher erwies und nun eine Reihe von Mühseligkeiten voraus sehen ließ, ohne sonderliche Hoffnung in dieser Eisbank vordringen zu können. Gleichwohl mußte der Versuch um jeden Preis gewagt werden. Was nautische Geschicklichkeit, was Muth und Ausdauer ausführen konnten, wurde an diesen Versuch gesetzt; aber leider waren alle Anstrengungen, in dem Eisfelde vorzudringen, vergebens. Nachdem ein ganzes Monat in dieser Weise mitten unter den Eisblöcken und dem dicken Nebel der antarktischen Zone zugebracht worden war, hatte die Gesundheit der Mannschaft dermassen gelitten, daß d'Urville auf ein weiteres Vordringen gegen den Südpol Verzicht leisten mußte. Den Rest seiner Zeit, die er noch in diesen Gewässern verbleiben konnte, beschloß er auf eine für die Geographie ergiebigere Weise auszubeuten. Zunächst wurde nun die Inselgruppe von Neu-Süd-Shetland in nähere Untersuchung genommen und hiebey das Ludwig-Philipps-Land entdeckt. Kälte, Stürme, Nebel und Eisblöcke machten aber auch diese Unternehmungen höchst gefahrvoll, und der Skorbut brach mit solcher Gewalt unter dem Schiffsvolke aus, namentlich auf der Zélée, daß auf selbigem selbst die Officiere Hand anlegen mußten zur Ausführung der Schiffsoperationen. Das Einlaufen in einen Hafen war deßhalb unumgänglich nothwendig, um der verheerenden Seuche zu steuern und die durch das Eis sehr beschädigten Schiffe repariren zu können. Am 6. April 1838 gelang es den beyden Korvetten in der Bai von Talcahuano in Chili Anker zu werfen.

Hiemit schließt die zweyte Abtheilung des ersten Bandes von d'Urville's Reiseberichte. Wie es, da nun der Verfasser desselben nicht mehr am Leben ist, mit der Fortsetzung, die uns seine zweyte, von Vandiemensland aus unternommene Entdeckungsreise gegen den Südpol zu schildern hat, gehalten werden soll, hierüber ist uns noch nichts bekannt geworden. Aus d'Urville's Tagebüchern, so wie aus denen seiner Officiere, läßt sich indessen das Fehlende leicht ergänzen, so daß wir darauf zählen können, daß uns die durch diese Weltumseglung gewonnenen Resultate in ihrer ganzen Vollständigkeit werden vorgelegt werden. Ueberdieß ist ganz neuerdings, als unter der Presse befindlich, folgendes Werk angekündigt worden: Voyage autour du monde, pendant les années 1837, 1838, 1839 und 1840, par M. E. Le Guillou, Chirurgien-major de la Zélée. 2 Vol. in 8. Paris 1842.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe vom 23. April 1842 hielt Herr Ministerialrath von Fink nachstehenden Vortrag: Zur Geschichte der ehemaligen städtischen Verfassungen in der Oberpfalz in dem Zeitraume vor der Theilung der damals oberbayerischen Lande im Nordgau v. J. 1329.

Der Stadt Amberg, als nachmaliger Hauptstadt der Provinz Oberpfalz gebührt billig eine vorzügliche Rücksicht. Sie hatte sich seit dem Jahre 1034, da sie von Kaiser Conrad II. mit allen Zubehörden als eine ehevorige kaiserliche Domaine dem Bischofe Eberhard zu Bamberg zum Geschenk überlassen worden*), in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume zu einem bedeutenden Handelsplatze emporgeschwungen, womit der ursprüngliche Zustand eines mit Marktrecht versehenen Dorfes oder Landgutes sich wesentlich verbessert hatte.

Nicht minder hatte der im Nordgau aufblühende Handel auf das Gedeihen der um das Jahr 1105**) angelegten Stadt Neumarkt einen wesentlichen Einfluß.

Das Entstehen von Sulzbach wird dem Grafen Gebhard I. um die Jahre 1043 bis 1056 zugeschrieben *)

Die Erbauung von Nabburg, als einer Gränzfeste gegen die Wenden, wird zwar in das karolingische Zeitalter hinaufgerückt, **) diese möchte gleichwohl zum wenigsten in den Zeiten K. Heinrichs I. um das Jahr 930 bereits bestanden haben. ***)

Amberg, Neumarkt und Nabburg werden im Salbuche des Herzoges Ludwig des Strengen als Städte aufgeführt.

Sulzbach, welches i. J. 1305 nach dem Abgange der Grafen von Hirschberg den Herzogen von Oberbayern erbschaftlich zufiel, ****) wurde von den letztern als eine Stadt anerkannt.

Man darf annehmen, daß jene vier Städte die vorzüglichsten Orte des Eingangs bezeichneten Bezirkes in dem zum Grunde gelegten Zeitraume waren. Dieses vorausgesetzt, möchten aus den Verfassungen jener Städte theils hinsichtlich des öffentlichen Rechtes theils hinsichtlich des Privatrechtes fruchtbare Betrachtungen zu schöpfen seyn, wozu hauptsächlich die landesherrlichen Privilegien, wohl auch die kaiserlichen Freyheitsbriefe als Quellen zu benützen sind.

*) Lang Regesta I. p. 78. ausführlich in Schenkls neuer Chronik von Amberg S. 4 ff. und in Mon. Boic. XXIX. p. 43.

**) Von Löwenthal Gesch. des Schultheißenamtes und der Stadt Neumarkt 1805. 4. S. 137.

*) Moritz Geschichte der Grafen von Sulzbach S. 59 u. Tabelle IV.

**) Bey Oefele Script. rer. boic. I. p. 168. Man sehe dagegen die Einwendungen in den Verhandl. des histor. Vereins f. den Regenkreis III. 4. S. 435 not. 9.

***) Mon. Boic. XXVIII. p. 166. seq.

****) Moritz a. a. O. S. 325 ff.

Die Kreuzzüge des Abendlandes nach dem Morgenlande hatten auf den Handel der italienischen Seestädte und auf den Waarenzug nach Deutschland, insbesondere nach dem Nordgau einen großen Einfluß. Hierin lag der Keim zu dem Aufblühen des nordgauischen Bürgerstandes. Es ist daher zuvörderst dieser Gesichtspunkt in das Auge zu fassen.

Amberg hatte bis zum Jahre 1163 einen solchen Aufschwung des Handels gewonnen, daß in dem eben erwähnten Jahre die Kaufleute von Amberg von Kaiser Friedrich I., eben so wie die Kaufleute von Bamberg jenen von Nürnberg in der Freyheit des Handels und in der Zollbefreyung durch das ganze Kaiserreich gleich gestellt worden sind. *)

Kaiser Ludwig der Bayer begünstigte durch die i. J. 1328 ertheilten Privilegien vorzugsweise den Handel der Stadt Amberg, und zwar theils durch Versicherung ihrer Kaufmannswaaren gegen Pfändung, **) theils durch Befreyung von allen Zoll- und Geleitsgebühren in seinen bayerischen Landen.***)

Die Städte Nürnberg und Neumarkt waren in einem lebhaften gegenseitigen Verkehre, so daß man sie gleichsam für eine einzige Stadt erachtet hatte. Kaiser Friedrich II. verlieh daher i. J. 1235 den Bürgern jener Städte auf deren Bitte die Freyheit von gegenseitigen Zollabgaben, jedoch unbeschadet der für die kaiserliche Kammer hergebrachten Gefälle und der in andern Städten und Orten gebräuchlichen Zölle. ****)

*) v. Löwenthal Gesch. vom Ursprunge der Stadt Amberg. Urkundenbuch Nr. I. p. 1 ff. Feßmaier diplomatische Skizze des Vitzthumamtes Lengenfeld. Urk. Nr. XV. S. 75 ff.

**) v. Löwenthal a. a. O. Nr. XI. S. 10. Feßmaier a. a. O. Nr. XI. S. 70.

***) v. Löwenthal a. a. O. Nr. XII. S. 10. Feßmaier a a. O. Nr. XII. S. 71.

****) v. Löwenth. angef. Gesch. des Schultheißenamtes und der Stadt Neumarkt Urk. N. I. S. 215. So bestand auch eine Zollfreyheit zwischen Nürnberg und Nabburg. (Gesch. des Viced. A. Nabburg S. 70.)

(Fortsetzung folgt.)

Bayerns gegenwärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Schon früherhin hatte das österreichische Fürstenhaus den Wittelsbachern mehrere Fittige ausgerissen, und sie sind darum demselben gram geworden, aber erst seit jenem Verluste nahm die bayerische Politik eine entschieden feindselige Richtung gegen Oesterreich, das sein Streben und seine Gesinnung klar genug an den Tag gelegt hatte. Ungeachtet nun Bayern von seiner früheren Macht, die ihren Glanzpunkt unter Kaiser Ludwig erreicht hatte, durch die Ungunst der Verhältnisse so weit herabgesunken, so hat es doch stets bey allen Vorkommnissen, wo es galt, sich zu zeigen, eine imponirende Stellung angenommen und auch zu behaupten gewußt. „Welch ein edler deutscher Fürstenstolz damals (Augsburger Reichstag v. 1530) die bayerischen Fürsten belebte, sagt von Rommel in seiner Hess. Geschichte, sieht man aus der Unterredung (Stumpf S. 185) Herzog Wilhelms mit dem Kaiser, die jener mit den Worten endete:

> Allergnädigster Kaiser und Herr, dieweil ich bey gemeiner Versammlung des heil. Reichs nit mein Gutdünken, als ich gegen Gott und die Welt zu verantworten mich getraue, reden und rathen darf, so will ich ein anders mals anheimbs bleiben, und auf kein Reichstag kommen.“

Was Bayern war zur Zeit, als Maximilian über dasselbe herrschte, was es durch ihn geworden, leuchtet aus der einen Thatsache hervor, daß, menschlicher Ansicht gemäß, ohne dasselbe und ohne Maximilian, Oesterreich wo nicht verschwunden, doch zertrümmert worden, und der Katholicismus selbst in dem größten Theile Süd-Europa's untergegangen wäre. „Fürwahr, eine schönere Rolle hätte die Vorsehung dem damals noch so kleinen Bayern nicht anweisen können.“ Mit diesen Worten beschließt der Verf. den vorliegenden Band und deutet hiedurch hinreichend den streng katholischen Standpunkt an, auf welchen ihn gründliches Studium der neueren

Geschichte geführt. Nicht zu verkennen ist daher auch die Vorliebe, mit welcher er bey den Perioden verweilt, in denen die beyden in Deutschland allein katholisch gebliebenen mächtigeren Fürstenhäuser in innigem Vereine zum Heile des alten Glaubens wirkten. Eben so ersehen wir aus seiner Darstellung, wie nachtheilig für die katholische Sache jener politische Zwiespalt wurde, welcher leider so oft in den gegenseitigen Verhältnissen der beyden Häuser die Oberhand gewann.

Der Hr. Verf. stellt die Geschichtsperiode, welche dieser Band umfaßt, in vier wohlgewählten und abgegränzten Abschnitten dar, von denen der erste mit Wilhelm IV. Tod (1550) schließt. So weit reicht Stumpf's ausgezeichnete politische Geschichte. Da diese durchweg aus Actenstücken hervorgegangen, die ihm als Staats-Archivar zur ungehinderten Benützung vorlagen, so hat der Hr. Verf. klug gethan, sich, wie er sagt, auf einen Auszug daraus zu beschränken. Man erkennt aber auch darin leicht den selbstständigen Forscher. Stumpf hat, was einem Historiker leicht begegnen kann, der eine solche Masse ungedruckten und vortrefflichen Materiales vor sich hat, die gedruckten Quellen nicht hinlänglich benützt, und dann sind seitdem auch neue Quellen von vielen Seiten her zugänglich gemacht worden. Durch eine sorgfältige Benützung beyder ist es dem Hrn. Verf. gelungen, manche Ansicht Stumpfs zu berichtigen, manches auch in ein anderes Licht zu stellen. Der zweyte Abschnitt umfaßt die Zeit vom Jahre 1550 — 1598; der dritte geht von da an bis zum Siege auf dem Weissenberg; der vierte bis zu Wallensteins Tod. Unter den wenigen Vorarbeiten, die ihm zu Gebote standen, sind hauptsächlich nur Wolfs Geschichte Maximilians und Försters Wallenstein zu nennen, beyde aber nur wegen des dargebotenen Materiales, besonders letzterer, der es jedoch ganz und gar nicht verstand, Herr seines Stoffes zu werden, und den die fixe Idee, daß Wallenstein in jeder Beziehung schuldlos sey, dermassen mit Blindheit schlug, daß man Wallensteins schuldbeladenes Thun aufs deutlichste und unzweifelhafteste gerade aus ihm kennen lernen kann. So war denn der Hr. Verf. ganz allein auf die Quellen angewiesen, die er aus Druckwerken und Archiven mühsam zusammengetragen hat. Acht und achtzig Actenstücke, Verträge, Correspondenzen, gesandtschaftliche Instructionen u. s. w., die von besonderer Erheblichkeit sind, und bisher noch nicht veröffentlicht waren, hat er im Anhange abdrucken lassen. In unserer Zeit, wo man an eine solche Ausrüstung eines historischen Werkes nicht mehr gewohnt ist, da man viel zu sehr die Taschen-Literatur liebgewonnen hat, wird vielleicht mancher die Räthlichkeit einer solchen Zugabe nicht ohne allen Grund in Zweifel ziehen; allein der Verf. war gezwungen, mit schwerem Geschütze ins Feld zu rücken, um dieses von den vielen, vom Vater auf den Sohn und die Kindeskinder vererbten, und also schon fast verjährten Irrthümern, die dort so lange die Herrschaft usurpirt haben, endlich einmal für immer, zu reinigen.

Die zwey letzten Abschnitte dieses Werkes sind, wie sich von selbst versteht, die wichtigsten, nicht bloß weil die Geschichte, welche sie umfassen, die thatenreichste und die interessanteste ist, sondern weil sie hier in einem ganz andern Licht erscheint, als in dem, in welchem man sie bisher zu sehen gewohnt war. Jenes Licht aber ist und muß das rechte seyn, weil es nicht ein willkührlich aufgetragenes ist, sondern weil es sich aus den Quellen heraus also gestaltet hat.

Was Maximilian betrifft, so darf man wohl mit vollem Rechte behaupten, daß er bisher noch nie nach allen Seiten hin richtig gewürdiget worden ist, wie es den hervorragenden Männern fast immer zu ergehen pflegt, indem sie entweder über alle Gebühr erhoben, oder unter ihren wahren Werth herabgesetzt werden. Letzteres ist bey Maximilian der Fall. Während er von den einen als blinder Religionseiferer und als betrogenes Werkzeug der Jesuiten dargestellt wird, andere aber behaupten, er sey mehr der Mann gewesen, die Welt selbst je-

suitisch zu regieren, als sich regieren zu lassen, weist der Hr. Verf., so weit dieß in dem vorliegenden Bande schon geschehen konnte, aufs schlagendste nach, daß beyde und ähnliche immer wiederkehrende Behauptungen, nichts weiter sind als Tiraden, hervorgegangen entweder aus Partheysucht oder aus Unkenntniß der Geschichte, gar häufig aus beyden zugleich. Wenn z. B. in der jüngsten Zeit noch Bülau (Gesch. d. europ. Staatensyst. II. S. 110) behauptet, es sey bloß ein Wahn, wenn man glaubt, Oesterreich verdanke seine Rettung dem Herzog Maximilian, und als Grund seiner Behauptung anführt: „ein Staat, wie Oesterreich, wird nicht durch Schlachten und Kriege, überhaupt nicht durch Begebenheiten gerettet, indem er auf Verhältnissen (!?) ruht," und wenn solche Ansichten mit einem solchen Ernst vorgelegt werden; so weiß man nicht, soll man sie lächerlich, oder bemitleidenswerth finden. So viel Anreiz auch gegeben wäre, hier noch einige Augenblicke zu verweilen, so bricht Ref. dennoch hier ab, da ihm vielleicht das dereinstige Erscheinen des zweyten Bandes, welcher die Geschichte des Churfürsten Maximilian abschließen dürfte, Gelegenheit geben wird, noch einmal und in zusammenhängender Erörterung darauf zurückzukommen, um zu zeigen, auf welchen Standpunct der Herr Verf. die Geschichte desselben gebracht hat, und wie sehr wir ihm zum Danke für dieses Werk verpflichtet sind. Um die Ansichten desselben, namentlich über Maximilian, die er nicht, wie das gewöhnlich geschieht, von vorne herein mit sich abgemacht hat, sondern die der reine Ausfluß der aus authentischen Quellen hervorgegangenen Geschichte sind, zugleich auch seine klare, einfache, der Geschichte würdige Sprache kennen zu lernen, möge es gestattet seyn, den Schluß dieses Bandes hieher zu stellen:

„Die Geschichte Maximilians I. ist die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, seiner Ursachen und seiner nächsten Folgen. Während den drey und fünfzig Jahren, daß dieser große Fürst die Zügel der Regierung führte, nahm er an allen Staatshändeln Europas den thätigsten Antheil. Wir sahen ihn mit den Monarchen von Oesterreich, Frankreich, Spanien, Dänemark, Schweden auf gleichem Fuße verhandeln. Nicht daß er sich vorgedrängt hätte, um eine Stelle einzunehmen, welche mit dem Umfang seiner ererbten Macht so wenig im Verhältnisse stand. Im Gegentheil, er suchte stets sich zurückzuziehen, und mehr im Stillen zu wirken! Allein ganz Europa hatte den Werth des Mannes erkannt, und so ward er gleichsam unwillkührlich in alle wichtigen Angelegenheiten hineingezogen. Er verdankte dieß der Ueberlegenheit seines Geistes, vor Allem aber der umsichtsvollen und consequenten Durchführung einer großartigen Idee. — Wohl selten hatte ein Regent mit schwierigeren Verhältnissen zu kämpfen. Die Aufgabe seiner Regierung war hauptsächlich eine doppelte: zuerst die Wahrung des katholischen Glaubens gegen das Eindringen der Reformation, ihrer politischen sowohl als religiösen Grundsätze; sodann die Erhaltung von Bayerns Unabhängigkeit. — Maximilian war streng religiös, aber er war nicht Fanatiker. Er war auf das innigste überzeugt von den Wahrheiten der göttlichen Religion, in welcher er geboren und erzogen worden, aber es waren nicht allein religiöse, sondern auch politische Rücksichten, welche seinen hohen Eifer für Aufrechthaltung des Glaubens seiner Väter bestimmten u. s. w."

Ref. wünscht dem Hrn. Verf. Muth, Kraft und Ausdauer genug, um das schwierige, aber großartige Werk in der nämlichen ausgezeichneten Weise vollenden zu können, in welcher er es begonnen hat. Auch der Verleger hat für eine würdige Ausstattung desselben gesorgt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe vom 23. April 1842 hielt Herr Ministerialrath von Fink nachstehenden Vortrag: Zur Geschichte der ehemaligen städtischen Verfassungen in der Oberpfalz in dem Zeitraume vor der Theilung der damals oberbayerischen Lande im Nordgau v. J. 1329.

(Fortsetzung.)

Die ältesten der bekannt gewordenen landesherrlichen Privilegien der erwähnten vier Städte deuten auf damals bereits bestandene Rechte und Gewohnheiten, deren Bestätigung ertheilt worden, woraus auf früher gebildete Genossenschaften des Bürgerstandes zu schließen ist. Dieses ist der Fall bey den Privilegien der Stadt Amberg von 1294 *) und von 1310,**) der Stadt Nabburg v. 1296 ***) (hinsichtlich der hergebrachten Burgrechte), der Stadt Sulzbach von 1305 ****) und der Stadt Neumarkt von 1308 und 1316. †)

Anderer Seits wurden im Allgemeinen und in den nicht besonders ausgedrückten Fällen die verliehenen Freyheiten einer Stadt auf die Privilegien anderer Städte erstreckt. So wurden die Freyheiten der Stadt Amberg auf die Städte Nabburg (i. J. 1296) *) und Sulzbach (i. J. 1305) **) so wie die Freyheiten der Stadt Nürnberg (von König Albrecht I. i. J. 1301 ***) und von König Ludwig i. J. 1316 ****) auf die Stadt Neumarkt ausgedehnt.

Alle diese Begünstigungen scheinen zuvörderst den Zweck gehabt zu haben, in dem bayerischen Gebiete bestimmte Handelsplätze in Flor zu bringen.

Wenn schon die Bürgergemeinden ursprünglich einem herrschaftlichen Pfleger (Vogte) oder Richter †) durchaus untergeordnet waren; so wurde gleichwohl durch die erwähnten Freyheitsbriefe den Städten eine bestimmte Autonomie in ihrer innern Verwaltung eingeräumt, woraus auf das Vertrauen zu schließen ist, welches die Landesherrschaft in das demokratische Element des nordgauischen Bürgerstandes gesetzt hatte, welches von dem republikanischen Schwindel der italiänischen Städte schon vermöge des deutschen Charakters weit entfernt war.

So wurde den Städten Amberg und Sulzbach die Befugniß ertheilt, daß die Bürger acht oder zehn Männer unter ihnen wählen sollen, welche des

*) v. Löwenthal Gesch. v. Amberg. Urk. II. S. 2.

**) Schenkl: Freyheiten Rechte ꝛc. der Stadt Amberg aus dem 14—16 Jhrhd. oder Chronik III. Thl. S. 3.

***) Feßmaier a. a. O. I. S. 52.

****) Feßmaier a. a. O. II. S. 56.

†) v. Löwenthal Gesch. des Schultheißenamtes Neumarkt Nr, III. u. V. S. 217 u. 219.

*) Feßmaier a. a. O. I. S. 55.

**) Ebendas. II. S. 56.

***) v. Löwenthal Gesch. d. St. Neumarkt II. S. 216.

****) Das. IV. S. 217 ff.

†) Das Salbuch des Herzogs Ludwig des Strengen macht von den Richtern zu Amberg und Nabburg Erwähnung. Zu Neumarkt war der Schultheiß oberster Beamte. (v. Löwenthal a. a. O. S. 231).

Rathes pflegen, und was diese der Herrschaft und der Stadt nützlich finden, dabey soll es stets verbleiben, und dieses soll auch der anderen Wille seyn. Hiezu wurde die Hülfe des Landesherrn zugesagt. *)

Nicht minder bestätigte K. Ludwig die Satzungen der Bürger zu Neumarkt. **)

Es konnte bey den nun angeführten städtischen Verfassungen die Frage nicht unberührt bleiben, ob die Uebernahme eines Amtes zum Nutzen der bürgerlichen Gemeinde eine Zwangspflicht seyn soll.

In dem Freyheitsbriefe der Stadt Amberg von 1294 ***) ist diese Frage verneint. Diese Bestimmung ist auch in dem Privilegium von 1310 wiederholt. ****) Gleichwohl wurde zu gleicher Zeit eine schwere Buße darauf gelegt, (15 Pfund Regensburger Pfenn. für den Landesherrn und eben so viel für die Stadt) wenn der zum bürgerlichen Rath Erwählte die Annahme verweigern würde. †)

Der frühere Grundsatz der Freyheit zur Ablehnung städtischer Aemter wurde im Jahre 1305 bey dem Privilegium der Stadt Sulzbach wiederholt. ††)

Die Städte waren schon vermöge ihres Ursprunges gegen die Gebietsherrschaft dienstpflichtig, was eine Folge der Vogteyverhältnisse, wohl auch eines oberherrlichen Eigenthumes gewesen ist. Dieser Gegenstand möchte daher eine besondere Rücksicht in Anspruch nehmen.

Es wurde die persönliche Pflicht ausgesprochen, wer in einer Stadt kaufe und verkaufe, (Handel oder Gewerb treibe), der müsse mit der Stadt dienen, und alle den Bürgern obliegenden Dienste leisten. *)

Die Steuerpflicht, welche bloß auf der Person beruhte, wurde aber auch auf alle Güter ausgedehnt, von welchen Steuer gegeben und Dienste geleistet worden, solche mochten an was immer für Hände gelangen. **)

Hiemit sind diese Steuern eine Reallast geworden.

Das Maß der Steuern, unzweifelhaft früher dem Ermessen des Gebietsherrn überstellt, erhielt eine feste Bestimmung. Der Stadt Amberg wurde die Versicherung gegeben, daß sie außer der gewöhnlichen Maysteuer zu 90 Pfund und der Herbststeuer ebenfalls zu 90 Pfund Regensburger Pfenningen in Zukunft zu keinen weitern Steuern verbunden seyn sollte. ***)

Bey der Stadt Sulzbach war es ein von den Zeiten des letzten Grafen von Hirschberg hergebrachtes und von den oberbayerischen Herzogen anerkanntes Herkommen, daß die, nicht zu erhöhende Michaelissteuer in 18 Pfunden Regensburger Pfenn. bestanden hatte. ****)

---

*) v. Löwenthal Gesch. der Stadt Amb. II. S. 3. Schenkl a. a. O. S. 7. Feßmaier a. a. O. S. 59.

**) v. Löwenthal Geschichte der Stadt Neumarkt VI. S. 219.

***) v. Löwenthal a. a. O. II. S. 3.

****) Schenkl a. a. O. S. 5.

†) Schenkl a. a. O. S. 7.

††) Feßmaier a. a. O. S. 57.

*) Privilegium der Stadt Amberg von 1294 und 1310, Privilegium der Stadt Nabburg v. 1296, wornach die Befreyung der Eingesessenen von bürgerlichen Diensten lediglich von der Bewilligung des Gebietsherrn und des Rathes der Bürger abhängig war.

Privilegium der Stadt Sulzbach v. 1305. (v. Löwenthal II. S. 3. Schenkl S. 5. Feßmaier S. 52 und 58).

**) Privilegium der Stadt Amberg von 1318, der Stadt Nabburg von 1320 (ohne Ausnahme der adelichen Gutsbesitzer), von 1322 (auch mit Beziehung auf jene Besitzer, welche sich mit ihrem Wohnsitze von Nabburg entfernten), der Stadt Neumarkt von 1325. (v. Löwenthal Gesch. v. Amb. VII. S. 7. Feßmaier S. 65, 66, 67. v. Löwenthal Ges. v. Neum. VII. S. 220).

***) Privilegium v. 1323 bey v. Löwenthal IX. S. 9. bey Feßmaier IX. S. 60.

****) Privilegium von 1305, bey Feßmaier II. S. 59.

Die Stadt Neumarkt hatte jährlich am St. Michaelstage 100 Pfund Heller und eben so viel am Walburgentage zu entrichten. *)

Dagegen wurde auch festgesetzt, daß kein Bürger vor dem andern beschatzt werden soll, es sey denn wegen verwirkter Strafe. **)

Der Stadt Amberg ertheilte König Ludwig im Jahre 1323 aus Gnade die Freyheit, daß sie niemals für ihn verpfändet werden soll, wobey alle künftigen Verpfändungs-Urkunden als unkräftig erklärt wurden. ***)

Das Einkommen der Bürger zu Neumarkt wurde durch Privilegien von 1308 und 1316 von der Beschwerde neuer Auflagen, des Bräupfennings (Umgeldes?) und des Satztrunkes (Zapfengeldes?) enthoben. ****)

Die Stadt Amberg war nach einer alten Gewohnheit dem Könige Ludwig und seinen Nachkommen eine Abgabe für die Atzung (Verpflegung, Albergaria) zu entrichten schuldig. Sie erhielt von diesem großmüthigen Gebieter im Jahre 1318 den Nachlaß dieser Abgabe für alle Zukunft dergestalt, daß auch die Amtleute des Landesherrn (die Vicedome, Richter und Schergen) sich dieser Forderung zu enthalten hatten. *)

Die Frage über Ein- und Auswanderung erhielt wenigstens bey einigen Städten eine entschiedene Lösung.

So sollte in Amberg Jedermann, welcher dahin aus anderen Städten oder fremden Landen fahre oder fahren wolle, freundlich empfangen werden, und wollte Jemand aus der Stadt ziehen, so blieb es ihm unverwehrt. **)

Das Nämliche hat bey der Stadt Sulzbach stattgefunden. ***) Dabey wurde denjenigen das herrschaftliche Geleit in eine Stadt versagt, welche einen Einwohner derselben schwer verletzt hatten, woraus Todfeindschaft entstehen konnte. Auch wurde auf die Einwilligung des Beschädigten Rücksicht genommen, ohne welche demselben die Verkümmerung des Beschädigers auf dessen Betreten in der Stadt unverwehrt war. †)

Insbesondere wurde der Pfleger zu Nabburg ermächtiget, jeden, der sich zu den dortigen Bürgern in Dienst begeben wolle, drey Meilen zur Stadt zu geleiten, wessen Hintersasse (Mann) er auch sey, mit Ausnahme der herzoglichen Urbars- und Vogtleute.

Eben so hatte Jeder, welcher auf die Jahrmärkte der erwähnten Stadt reitet, geht oder fährt, drey Tage zuvor und drey Tage darnach das herrschaftliche Geleit, mit Ausnahme bey Todfeindschaften. ††)

---

*) Privilegium von 1308 und 1316 bey v. Löwenthal Gesch. von Neum. III. und V. 216 u. 218.

Hinsichtlich der Stadtsteuer zu Nabburg, welche offenbar erst später auf jährliche 250 Pfund Amberger Währung festgestellt worden, sehe man die Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 134. not. 198.

**) Privilegium von Amberg von 1294 und 1310, von Nabburg von 1296, von Sulzbach v. 1305, von Neumarkt von 1308 und 1316 a. a O.

***) v. Löwenthal a. a. O. IX. S. 9. und Feßmaier IX. S. 68 und 69. Beyspiele von Verpfändungen sehe man in der Gesch. des Vicedom. A. Nabburg S. 137. n. 214.

****) v. Löwenthal a. a. O. III. S. 216, 217. und V. S. 218, 219. Nach dem Salbuche des Herzoges Ludwig des Strengen hatte jeder, welcher zu Neumarkt Bier braute, zwey Eymer Bier abzugeben.

*) v. Löwenthal a. a. O. VIII. S. 8. Feßmaier V. S. 64.

**) Freyheiten von 1294 und 1310. (v Löwenthal a. a. O. II. S. 3. Schenkl a. a. O. S. 6).

***) Freyheit von 1305 (Feßmaier II. S. 58. 59).

†) Privilegium der Stadt Amberg von 1294 und 1310, der Stadt Nabburg von 1296, der Stadt Sulzbach von 1305 (bey v. Löwenthal a. a. O. II. S. 3. Schenkl S. 6. Feßmaier S. 54 u. 58).

††) Feßmaier a. a. O. S. 52 und 54.

Für die innere Sicherheit in den Städten ertheilte die Gebietsherrschaft eigene strafrechtliche Bestimmungen.

Leib und Gut des Todschlägers in einer Stadt waren dem Herzoge verfallen, *) was sogar auf die Einziehung des Vermögens hindeutet. Für den Fall der Nothwehr war die Buße nur dem Herzoge vorbehalten, **) eine Genugthuung für den Beschädigten oder dessen Familie hatte sonach nicht statt.

Bey körperlichen Verletzungen bestand der Grundsatz der Wiedervergeltung (Lähmung für Lähmung).

Die Privatgenugthuung beruhte auf der Uebereinkunft zwischen den Betheiligten, wenigstens so viel Amberg und Sulzbach im Falle einer Lähmung betraf, dagegen waren zum Wandel (Busse) hierüber zwey Pfunde für den Stadtrichter, und ein Pfund für die Schöffen ausgesprochen. ***)

Andere Verletzungen waren nicht nur für die Obrigkeit, sondern auch für den Beschädigten taxirt.

Eine fließende Wunde war für die Stadt Amberg auf fünf Pfunde angeschlagen, so wie sie mit dem Schwerte oder mit einem Messer zugefügt worden. Davon gebührten dem Richter 2 Pfunde, eben so viel dem Verwundeten und 1 Pfund den Schöffen. ****)

In der Stadt Sulzbach war der Verwundete weniger bedacht. Die ganze Taxe betrug 4 1/2 Pfund. Davon erhielt zwar der Richter ebenfalls seine 2 Pfunde, der Verwundete jedoch nur 1/2 Pfund, indem die Stadt 1 1/2 Pfund bezog, daher auch nur 1/2 Pfund für die Schöffen übrig blieb.

Auch die trockenen Schläge (Pleuat, Pliuat) hatten ihren bestimmten Geldanschlag. In Amberg waren hiefür 12 Schillinge der kurzen (d. h. der geringern Währung) ausgesprochen, davon erhielt der Kläger (Beleidigte) 10, die Schöffen 1, der Richter 1 Schilling, der letztere überdas 60 Pfennige.

Auch in diesem Falle war in Sulzbach der Anschlag niedriger. Dem Kläger gehörten 36 Pfenninge (= 1 Schill. 6 Pfen.) und dem Richter 60 Pfenninge (= 2 Schill.). *)

Der Freyheitsbrief der Stadt Nabburg drückt sich weniger bestimmt über obige Fälle aus. Es wird nämlich über Verwundungen und Beschädigungen, welche durch einen angesessenen Mann oder Bürger geschehen, welchem kein Schaden in seiner Gewalt (das heißt, in seinem Hause) widerfahren soll, sich lediglich auf das Stadtrecht bezogen, wornach die Besserung dem Herzoge und dem Kläger zu leisten sey. **)

Wie hoch die Vergehen zu büßen seyen, ist in Beziehung auf die herzoglichen Amtleute in den Privilegien der Stadt Neumarkt eben so wenig festgesetzt. ***)

---

*) Privilegium der Stadt Amberg von 1294 und 1310, der Stadt Nabburg von 1296, der Stadt Sulzbach von 1305, zum Theil auch der Stadt Neumarkt von 1308 und 1316 (v. Löwenthal a. a. O. II. S. 2, Schenkl S. 3, 4. Feßmaier S. 53, 54, 56, 57. und v. Löwenthal Ges. v. Neumarkt S. 217 und 218).

**) Ob. Freyh. von 1294, 1310 und 1305. (v. Löwenthal S. 2. Schenkl S. 4. und Feßmaier S. 56).

***) Amberg. Freyh. von 1294 und Sulzb. Freyh. von 1305 (v. Löwenthal II. S. 2. Feßmeier II. S. 56).

****) Ob. Freyh. von 1294. Irrig scheint bey Schenkl der Scherge für die Schöffen substituirt, bey der Freyh. von 1310. S. 4.

*) Privilegium von 1294 und 1305. a. a. O.

**) Privilegium von 1296 bey Feßmaier S. 54. Ueber die spätern Verhältnisse sehe man die Gesch. des Vicedomamtes Nabburg S. 90 und 91. n. 53.

***) Privilegium von 1308 und 1316 (v. Löwenthal a. a. O. III. und V. S. 217 und 218).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. April 1842.

Prof. Dr. Buchner theilt der Klasse Notizen über folgende Gegenstände mit

1. Ueber neue chemische Analysen der Salzsole und deren Mutterlauge von der Saline Rosenheim.

Da die Sole und deren Mutterlauge jetzt sehr häufig zu Bädern gebraucht werden, und da der Bromgehalt derselben dabey eine wichtige Rolle zu spielen scheint, so war eine chemische Analyse dieser Arzneymittel, deren sich Dr. Buchner jun. unterzogen hat, wünschenswerth. Die Resultate dieser Analysen der Salzsole und deren Mutterlauge vom Sommer 1841 sind folgende:

In 1 Pfd. von 16 Unzen	Salzsole	Mutterlauge von 1,234 spec. Gew.
Chlornatrium . . .	1739,807 Gran	1387,442 Gran
Chlorkalium . . .	2,465 „	43,993 „
Chlorammonium . .	0,253 „	0,123 „
Chlormagnesium . .	17,081 „	428,861 „
Brommagnesium . .	0,113 „	9,349 *)
Jodmagnesium . .	Spuren	Spuren
Schwefelsaures Natron	30,650	—
Schwefelsaure Magnesia	—	76,150
Schwefelsaurer Kalk .	28,020	—
Kohlensaurer Kalk .	2,048	—
Kohlensaure Magnesia	0,389	—
Kohlensaures Eisenoxydul	0,117	—
Kohlens. Manganoxydul	Spuren	—
Thonerde	0,048	—
Kieselerde	0,192	—
Humusextract . . .	Spuren	—
Chloreisen	—	—
	1821,183 Gr.	1945,918

*) 8,046 Gran Brom entsprechend.

Die Salzsole enthält außerdem etwas Kohlensäure, mit deren Hülfe die oben genannten Carbonate aufgelöst sind, und die in der Mutterlauge fehlen.

Wird die Mutterlauge noch weiter verdampft, so daß beynahe alles Kochsalz und Bitterfalz herauskrystallisirt ist, und nur mehr die an der Luft zerfließlichen Salze darin aufgelöst sind, so bekömmt sie ein specifisches Gewicht von 1,300, und der Gehalt an Brommagnesium beträgt dann 46,094 und der des Broms 39,634 Gran im Pfunde.

---

2. Ueber zwey neue Bereitungsmethoden des milchsauren Eisenoxyduls.

Die Anwendung des milchsauren Eisenoxyduls welches sich zu medicinischem Zwecke vor andern Eisenpräparaten durch mehrere schätzbare Eigenschaften auszeichnet, blieb wegen des hohen Preises desselben bisher ziemlich beschränkt. Aus diesem Grunde hat sich Buchner mit günstigem Erfolge bemüht, das gedachte Präparat rein darzustellen ohne eine vorausgehende vollkommene Reinigung der Milchsäure nöthig zu haben. Ein anderes vortheilhaftes Verfahren, welches sich auf den Weg der doppelten Wahlverwandtschaft gründet, wurde kürzlich von Pagenstecher ausgemittelt; es besteht darin, daß man den milchsauren Kalk durch kohlensaures Ammoniak zersetzt, hierauf das milchsaure Ammoniak durch Eisenchlorür in milchsaures Eisenoxydul verwandelt, und den zugleich gebildeten Salmiak mit Alkohol wegwäscht.

3) Ueber das Linin als arzneylich wirksamen Hauptbestandtheil von Linum catharticum.

Der Purgirlein ist ein auf Wiesen sehr gemeines Pflänzchen, welches als Abführmittel vorzüglich in Irland, auch zum Theil in der Schweiz von einigen Aerzten gerne und mit gutem Erfolge verordnet wird, mithin auch die Beachtung unserer Aerzte verdient. Um den wirksamen Hauptbestandtheil desselben kennen zu lernen hat Apotheker Pagenstecher in Bern das Linum catharticum schon im vorigen Jahre einer chemischen Analyse unterworfen und das Resultat derselben im Repertorium f. d. Pharmacie Bd. LXX. S. 311. u. s. w. bekannt gemacht. Nunmehr unterwarf er diesen Gegenstand einer neuen Untersuchung, theils um die charakteristischen Eigenschaften des Linins zu studieren und theils um eine vortheilhafte Bereitungsmethode desselben auszumitteln. Diese neue Arbeit wird ebenfalls in der genannten Zeitschrift bekannt gemacht werden. Interessant sind die Eigenschaften des Linins, welches sich gewissermaßen an die Harze anreiht, ohne strenge genommen dazu zu gehören, denn es ist im kochenden Wasser nicht unlöslich, auch wird es von der Essigsäure aufgelöst, wodurch es von andern Bestandtheilen der Pflanze gereinigt werden kann. Im reinen Zustand stellt es ein weißes, sehr lockeres krystallinisches Pulver dar; es ist geruchlos und hat einen mehr scharfen als bittern Geschmack. Das beste Auflösungsmittel desselben ist Alkohohl, aber auch vom Aether wird es obwohl schwieriger aufgelöst; noch schwieriger von ätherischen Oelen. Alkalien bilden damit gelbe, concentrirte Säuren aber dunkelvioletrothe Solutionen. Von der arzneylichen Wirksamkeit des Linins hat sich Pagenstecher durch wiederholte Versuche an sich selbst überzeugt; er fand, daß nur wenige Tropfen einer gesättigten weingeistigen Auflösung desselben erforderlich sind, um einige Darmentleerungen zu bewirken.

In der Sitzung der historischen Classe vom 23. April 1842 hielt Herr Ministerialrath von Fink nachstehenden Vortrag: Zur Geschichte der ehemaligen städtischen Verfassungen in der Oberpfalz in dem Zeitraume vor der Theilung der damals oberbayerischen Lande im Nordgau v. J. 1329.

(Schluß.)

Dagegen wurden einige Statuten derselben bestätigt, welche vorzüglich auf polizeylichen Gründen beruhten. *)

Nur wegen eines Todschlages, aber keineswegs wegen obiger Verletzungen und Vergehen war es dem Richter erlaubt, einen angesessenen Mann zu Verhaft bringen zu lassen. **)

Uebrigens konnte man von was immer für einer Inzicht nur nach dem Urtheile der Schöffen losgesprochen (enprestet) werden. ***)

Zu jener Zeit ist es eine Rechtsfrage gewesen, wie ferne der Vater für den Sohn und der Dienstherr für den Dienstuntergebenen bey deren Verbrechen und Vergehen zu haften hatten.

In der Hauptsache wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß der Vater für die Uebelthat und für das Vergehen seines Sohnes, oder der Herr für seinen Knecht nichts entgelten soll, wenn jene bereden, und dem Gerichte die Ueberzeugung verschaffen konnten, daß die That ohne ihr Wissen und Hülfe geschehen sey. ****)

---

*) Privilegium von 1319. (v. Löwenthal a. a. O. VI. S. 219. ff.)

**) Privilegium von 1294, 1310, 1305. (v. Löwenthal a. a. O. S. 3. Schenkl S. 5. Feßmaier S. 57).

***) Privilegium von 1294, 1310, 1305. a. a. O. Hieher ist auch das Privilegium von 1296 einschlägig, und nach der allgemeinen Gerichtsverfassung zu beurtheilen. (Feßmaier S. 53).

****) Privilegium von 1294, 1310, 1305 und 1296. a. a. O. O.

Zum Theile war noch weiter erfordert, daß nach geschehener That der Sohn oder Knecht bey dem Vater oder Herrn keinen ferneren Aufenthalt gefunden habe. *)

Schuldforderungen wurden vor dem Stadtgerichte verhandelt, davon waren auch die Edelleute nicht befreyt, welche in der Stadt ansäßig waren, oder welche in der Stadt Zahlung zu leisten hatten. Geringe Sachen, welche zum Marktrecht gehörten, durften nicht vor ein fremdes Gericht gezogen werden. **)

Bey der Stadt Sulzbach bestand insbesondere, daß, wenn ein Bürger einen Hintersassen auf dem Lande hatte, hievon nach dem Herkommen Recht zu nehmen war. ***)

Es war für die Stadt Amberg eine besondere Begünstigung des Königes Ludwig, daß ihre Bürger um Erbe, um Eigen und um Lehen auf keine andere Landschranne in den bayerischen Landen des Königes geladen werden konnten, als auf die nächste Landschranne bey Amberg, genannt zur Eichenstauden. ****)

Der Landesherr leistete auf ein ehemaliges Recht Verzicht, Kinder oder Wittwen zu nöthigen, nach herrschaftlichem Willen zu heirathen. Zwar wurde der freye Wille hierbey in sein natürliches Recht eingesetzt, jedoch unter Beschränkung auf die Zustimmung eines Familienrathes, dessen Vernachlässigung von nachtheiligen Folgen war. †)

Diesen nachtheiligen Folgen unterlagen nicht bloß die Kinder sondern auch die Wittwen, zum Theile sogar die Wittwer, was auf die Vermögens-Theilungen von Einflusse war. *)

Auch für den Fall des Ablebens ohne Erben wurde der natürlichen Freyheit die Bahn gebrochen. Es wurde bewilliget, daß sowohl der Mann als auch die Frau über ihr Gut verfügen (verschaffen) konnten, **) und daß in Ermangelung dieses Geschäftes das Vermögen den nächsten Erben anfallen soll. ***)

Die damalige Regierungsmaxime war auf die Ansicht gegründet, Alles, was die Verbindlichkeiten gegen die Regierung und die Beziehung auf die öffentliche Sicherheit der Person und des Eigenthums betrifft, sey von Seite der Gebietsherrschaft anzuordnen und handzuhaben, dagegen sey das übrige gesellschaftliche Verhältniß der Autonomie der Genossenschaften und (bey Einzelnen) der Familien zu überlassen. Von den Einschränkungen durch die oberaufsehende Regierungs-Verwaltung und von Bevormundung einzelner Gesellschaften hatte man damals keinen Begriff der Nützlichkeit gehabt. Somit waren die Regierungs-Grundsätze des Königs Ludwig im hohen Grade liberal.

Für die Prosperität einzelner Städte wollte dagegen die Gebietsherrschaft durch Verleihung von Bannrechten Fürsorge treffen. Amberg, durch Eisenfabriken und durch das nahe gelegene Eisenbergwerk in Flor gebracht, sollte gegen Holzmangel geschützt werden. Darüber wurde dieser für den Bezug des Kohlholzes eine Meile der Umgegend ausschließend eingeräumt, und dieses Bannrecht mit einer Busse von 5 Pfund Regensburger Pfenningen versichert. ****)

So erhielt auch die Stadt Nabburg das Zwangs-Privilegium einer Bannmeile für Sieden oder Bräuen, Schenken oder Mulzen, womit das Verbot des

---

*) Privilegium von 1296 und 1305. a. a. O. O. S. 53 und 57.

**) Privilegium von 1294, 1310, 1296, 1305 (bey v. Löwenthal S. 3. Schenkl S. 5. Feßmaier S. 54. 57. 58).

***) Feßmaier S. 59.

****) Privilegium von 1325 bey v. Löwenthal X. S. 9. und Feßmaier X. S. 69 ff.

†) Privilegium von 1294, 1310, 1296 und 1305. bey v. Löwenthal S. 3. Schenkl S. 6 und 8. Feßmaier S. 55 und 58.

*) Ob. Privileg. von 1294, 1310, 1296 und 1305 a. a. O. O.

**) Privileg. von 1294, 1310 und 1305. a. a. O. O.

***) Privileg. von 1294 und 1305 a. a. O. O.

****) Privileg. von 1310 bey v. Löwenthal IV. S. 4. Feßmaier III. S. 60.

Schenkens von Bier, Wein und Meth auf dem Lande (auf dem Gey) mit Ausnahme der berechtigten Tafernen (der Ehtafernen) verknüpft war, welche letztere verpflichtet waren, diesen Trunk aus der Stadt zu beziehen. *) Offenbar war hier ein Monopol begründet worden. Indessen läßt sich der Grund hiezu aus der Bestimmung eines festen Platzes erklären, in welchem das umliegende Landvolk mit Habseligkeiten, Vieh und Fahrniß, insbesondere mit den Grunderzeugnissen eine Zuflucht fand. An der Verproviantirung dieses festen Platzes konnte es daher nicht fehlen, wenn nur für den Trunk — dieses wesentliche Bedürfniß der Deutschen — Fürsorge getroffen war. Somit war es in dem praktischen Sinne der Regierung gelegen, das Erzeugniß des Trunkes auf diese Feste selbst zu beschränken, um einst die Belagerten keinen Mangel leiden zu lassen. **)

Es ist begreiflich, daß der Geist des Monopoles in den oberpfälzischen Städten nachmals eine weitere Entwicklung erstrebt habe. ***)

König Ludwig bewährte der Stadt Amberg insbesondere seine Gewogenheit, indem er den armen Leuten zum Trost daselbst ein Spital stiftete, welches er den Bürgern der Stadt anempfahl. Zur Aufnahme dieser Stiftung erklärte er alle seine Lehen für ein Eigenthum, welche von derselben durch Schenkung, Vermächtniß oder Kauf würden erworben werden. Auch sollte das Spital nicht vogtbar seyn, und des Königs Vitzdom, Richter und Amtleute sollten für alle Zukunft keine Forderung an dieses Spital und an die Leute, welche darin wohnen, machen dürfen. *) Diese Stiftung gieng aus einer wahrhaft frommen Absicht hervor, wie der Eingang der Urkunde zu erkennen giebt, welcher als Beweggrund den Hinblick auf die Gottheit, auf die eigene Seligkeit und auf die Seelen der Vorvordern ausdrückt. Später traf der König die Verfügung, daß alljährig über die Verwaltung des Spitales richtige Rechnung abgelegt werde. **)

Zum Beschlusse ist noch von dem Verhältnisse der Juden, welche als kaiserliche Kammerknechte eben darum in der Regel unter kaiserlichem Schutze standen, eine Erwähnung zu machen.

In den Privilegien der Städte Amberg und Sulzbach war festgesetzt, daß die damals in jenen Städten wohnenden, oder nachmals dahin ziehenden Juden mit den Bürgern dienen — mit denselben die städtischen Lasten tragen — und nicht besondere Reichnisse geben sollen. ***)

Unter dem Schutze solcher Gesetze scheint ihr damaliges Loos erträglich gewesen zu seyn.

Die bisher aus Privilegien der einst oberbayerischen Städte des Nordgaues geschöpfte Skizze der Municipal-Verfassungen möchte einen Blick in die damaligen Verhältnisse des Bürgerstandes gewähren, welcher unter den folgenden pfälzischen Regierungen zu einem fortschreitenden Wohlstande und wohl auch zu einer politischen Bedeutenheit gelanget war, worauf, nach einer langen, inzwischen eingetretenen Vergangenheit, nicht ohne Theilnahme zurückzublicken ist.

---

*) Privileg. von 1296. bey Feßmaier S. 55.

**) In der Folge bewährte sich die Wichtigkeit des damaligen festen Platzes Nabburg bey der Belagerung im Hussitenkriege, was der Inhalt eines Privilegiums von 1429 bestätiget.

***) Man sehe die Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 118 not. 138. S. 120 not. 146. S. 121. not. 148. und das dort angeführte Salbuch.

*) Stiftungs-Urkunde von 1317 bey v. Löwenthal V. S. 6. Feßmaier IV. S. 62. Die Stadt Nabburg hat dem Könige Ludwig ihr Burgholz als ein Geschenk zu verdanken. (Ungedruckte Urk. von 1320).

**) Urk. von 1326 bey v. Löwenthal VI. S. 7.

***) Privileg. von 1294, 1310 und 1305 bey v. Löwenthal II. S. 3. Schenkl S. 6. 7. Feßmaier S. 59.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.